

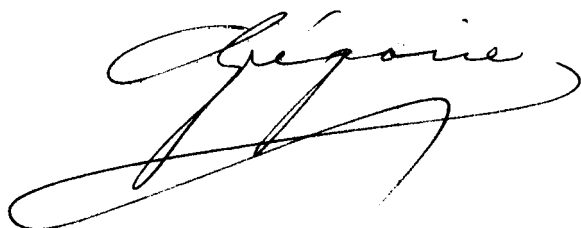
PIERRE GRÉGOIRE  
LUXEMBURGS KULTURENTFALTUNG  
IM NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Dieses Buch erschien als 49. Band  
in der Reihe der Pflichtbücher, welche die  
Buchgemeinschaft „De Frëndeskrees“  
alljährlich ihren Mitgliedern aushändigt.

Es trägt die Nummer

**412**

und ist versehen mit  
dem Namenszug des Autors.



DRUCK DER SANKT-PAULUSDRUCKEREI A. G., LUXEMBURG  
COPYRIGHT BY „DE FRËNDESKREES“, LUXEMBURG

STUDIEN ZUR GEISTESGESCHICHTE LUXEMBURGS

# Luxemburgs Kulturentfaltung im neunzehnten Jahrhundert

Eine kritische Darstellung des literarischen, künstlerischen  
und wissenschaftlichen Lebens

von

Pierre Grégoire



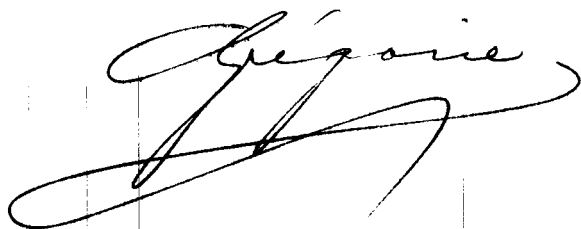
Verlag „De Frëndeskrees“, Luxemburg  
1981

Dieses Buch erschien als 49. Band  
in der Reihe der Pflichtbücher, welche die  
Buchgemeinschaft „De Frëndeskrees“  
alljährlich ihren Mitgliedern aushändigt.

Es trägt die Nummer

**412**

und ist versehen mit  
dem Namenszug des Autors.



DRUCK DER SANKT-PAULUSDRUCKEREI A. G., LUXEMBURG

COPYRIGHT BY „DE FRËNDESKREES“, LUXEMBURG

## INHALTSVERZEICHNIS

Widmung . . . . .	Seite 7
Vorbemerkung . . . . .	9
International- und nationalpolitische Gegebenheiten zwischen 1800 und 1900 . . . . .	15
Namenlose Vorspiele . . . . .	37
Der Dichterprimarius F. L. von Hontheim . . . . .	47
Das französische Widerspiel: Aug. Clavareau . . . . .	53
Die Stammer'sche Dichterschule: . . . . .	59
1. Johann Engling . . . . .	62
2. Die Brüder Theodor und P. A. Lenz . . . . .	78
3. Die Eicher Brüder Heinrich und Hubert Gloden . . . . .	91
4. Louis Marchand . . . . .	105
5. Franz Pergameni . . . . .	124
6. Viktor Klein . . . . .	136
7. Sempronius . . . . .	147
8. Peter Klein . . . . .	163
9. Michel Rodange . . . . .	184
Félix Thyes . . . . .	207
Staat und Journale als Wegbereiter . . . . .	231
Nikolaus Steffen als „Vaterlands“-Inspirator . . . . .	257
Gleiche Kappen, doch ungleiche Brüder . . . . .	283
Das Exempel Anton Meyer . . . . .	287
J. A. Gangler und Michel Lentz . . . . .	317
Karl Josef Philipp Knaff . . . . .	324
Dicks . . . . .	329
Dicksiana politica . . . . .	341
N. S. Pierret . . . . .	353
Ulk, Spott, Ironie und Satire . . . . .	365
Das „Luxemburger Land“, Joh. Nik. Moes und Karl Mersch Außenseiter: . . . . .	381
1. Bischof J. B. Fallize . . . . .	417
2. Johann-Alois Kleis . . . . .	430
3. Franz-Josef-Ferd. Hochmuth . . . . .	435
4. Walter Colling . . . . .	438
5. Julius Brouta . . . . .	439
6. Charles Kayser . . . . .	440

Kleine Anthologie der Unerkannten und der Vergessenen	445
Die Entwicklung der Theaterkultur . . . . .	465
Kunsterweckung und Kunstentfaltung . . . . .	479
Vom abhängigen zum autonomen Musikleben . . . . .	489
Der prosaepische Beginn . . . . .	501
„Ous Hémecht“ und das Luxemburgische . . . . .	543
Traditionsbruch und Zustandswandel . . . . .	557
Namensverzeichnis . . . . .	563

## GRATA MEMORIA :

Matri Salvatoris filius e servitute liberatus,  
omnium matrum Matri servus semper servandus.

Himmelsrous am bloe Mä  
Iwrem Meer vu Bléien,  
Wéi Dech lös am Waunt a strä  
Flacke, wa mer, miirf an dä,  
D'Fréijorsstroossen zéien.

Gi mer och mat Blut um Nol  
Tëschend Där a Blummen,  
Iwer Stän an iwer Stol  
Féiers du äis nach ämol  
An der Blitt zesummen.

Flacke falen, Gnod ëm Gnod,  
Jidder Nout zu Féissen.  
Ween zou Dir sech higewot,  
Spiirt, wéi äus der wäisser Sot  
Wodlich Wale fléissen.

Alles, wat nach däischer ass,  
Muss a Glaunz sech kläden.  
Hämlech léisst ä Wöl sech lass  
Vun de Knäpp, an opgerass  
Sin ais eewicht Fräden.

Op gät aisen Dram vum Fridd  
Enner Denge Gowen:  
Doft äus deem, wat ëm Dech blitt,  
Toun vu Léift äus Wuurt a Lidd,  
Déi ais Séile lowen.\*

Himmelsrous am bloe Mä  
Iwrem Meer vu Bléien,  
Bleif am Waunt gewéit a strä  
Liicht do äus, wou ruffgenä  
Häm zu Dir mer zéien !

---

\* „Lowen“ ass än Aeusdrock äus dem Wéinzerstaund: wéi d'Reewe vum iwerflëssige Gehéilz, esou soll d'Séil vun allem gerengigt gin, wat de gudden Erdrag behënnere kéint.





## VORBEMERKUNG

*Zur Zeit wird landauf, landab, fast bis zur Befremdung des guten Zuhörers, über Kulturprobleme gesprochen, geschrieben, rundgetischelt und aneinander vorbeidiskutiert. Der Kenner wundert sich über die hanebüchenen Weisheiten, die dabei zu Worte kommen, und der Laie, der seine Auchbelecktheit nicht übersehen lassen möchte, bestaunt zuguterletzt die eigene Phrasenfixigkeit, welche ihm gestattet, im Chor der neuesten Kulturtanten das Gegenteil einer stummen Figur zu machen. Der verblüffte Kulturphilosoph jedoch erkundigt sich rasch beim Kulturhistoriker über den Beginn der kuriosen Periode, in der das permanente Geschwätz über einen Bildungswert, den man nicht hat, als publiker Ersatz gelten darf für den täglich stillen, stündlich mühefordernden Erwerb, vor dem späteren Besitz im Schweigen dessen, der den angesammelten Reichtum tatenfreudig als effektives Donum der Kultur verschenkt.*

*Kultur ist weniger statisch als beweglich, weniger Zustand als Evolution, weniger „esse“ als „in fieri“. Sie will, wo sie dem Menschen anhaftet, ihre fortgesetzte Vermehrung, und, wenn sie ihm innewohnt, ihre gradweise Veredelung. Sie gibt sich als wesentlich intensitätfordernd, natürlich schöpferisch, vorbildlich kommunikativ und befruchtend in ihrer Befruchtbarkeit. Ihre Essenz ist geistige Triebkraft in einem lebendigen Prozeß, der das Quantitativum der Zivilisation in ein Qualitativum umwandeln wird: in ihrer Finalität begehrt sie nicht das Maximum am „uti“ und am „frui“ des Daseins, sondern das Optimum im persönlichen Sein wie im individuellen Agieren.*

*Unsere öffentlichen Diskutierer haben über der „Problematik“ ihrer „Kultur“ nur noch die bessere Leibes- und*

Heimpflege im Sinn und dabei die eigentliche Kultur als Geistes- und als Seelenpflege aus dem Sinn verloren. Darum kommt ihre Gesellschaft heute weit und weiter ab von der Verwirklichung des Humanen im Divinen; mehr und mehr betreibt sie ja, am Ausgang dieses Jahrhunderts, die Realisation des Menschlich-Allzumenschlichen im Bestialischen und im Satanischen. Ihr Signum gleicht der Markierung dieser trostlos gewordenen Zeit: „Kultur“ des Modischen, „Kultur“ des Zeitweiligen, „Kultur“ des Unbeständigen, „Kultur“ zwischen Gänsefüßchen, „Kultur“ der Antikultur.

Der wahrhaft kultivierte, sich geistig und seelisch immerfort kultivierende Mensch erschließt dem freien Willen der Entscheidung den Hinlauf zum höheren Verlangen nach dem Allerhöchsten; und der mit ein bißchen Kulturfirnis überstrichene macht diesen eingeborenen Wunsch zur Gier nach dem Minderen in der Welt des genießbaren Dings an sich.

Gute und weise Vorläufer versagten sich allerdings auch nicht selten die Berufung auf das, was hier sehr betont zu avisieren unternommen wird: die rechte Kultur. Das Fremdwort „avisieren“ wird bewußt in der Bedeutung von: feststellen, schauen, unterscheiden, erkennen, erlernen, entdecken, mit Aufmerksamkeit verfolgen, wagen und versuchen gebraucht, um dadurch die Visionsweiten des Unternehmens auf einem Saat- und Erntegrunde ahnen zu lassen, dessen Scheidelinien nicht wie geographische Abgrenzungen zu markieren sind:

*Hundertjährige Entwicklung der Volkskultur!*

Das ist ein mehrwertiger und mehrdeutiger Begriff für vielfältige Wirkungen aus zahllosen Bemühungen um die Bestverwirklichung des Nationalmenschentums!

Sie ist nämlich, im Individuum, die bewußte, fort und fort sich steigernde Ausbildung des Wahrnehmungs-, Erkenntnis-, Ausdeutungs- und Auswertungsvermögens; sie ist, in der Gemeinschaft, die Pflege des Menschen durch den Nebemenschen zur gegenseitigen Vervollkommnung; sie ist, im Völkischen, geistiges Sein aus Sprache, Sitte, Verfassung, Kunst, Wissenschaften und Religion; und sie ist, geschichtlich gesehen, das Total der kreativen Kräfte vergangener und gegenwärtiger Generationen, welche Schöpfungen erfunden,

erhalten und überliefert haben, um das höchste Verlangen ihres Geistes möglichst maximal zu erfüllen und ihren Nachkommen die Konsequenzen einer steten Anteilnahme am fortschrittlichen Leben der Zeit zu vermachen.

Dabei wußten die Kulturschöpfer, daß ihr Bezug zur Vergangenheit keine Justifikation ihrer Gegenwartshaltung war. Denn immer mußten diese sich auch vor der Zukunft dadurch rechtfertigen, daß sie die übernommenen Werte durch Selbstschöpfungen revalorisierten. Alles Tradierte, alles, was vom vorigen Kulturanten empfangen worden war, verpflichtete den empfangenden Könner zur Ergänzung, zur Berichtigung, zur Ausmerzung und zur Purifikation.

Da Kultur nur auf dem lebendigen Traggrunde einer Sprache gedeihen kann, stellt sich für den Luxemburger sofort die Frage nach der Wirklichkeit oder — aus der Zwangslage des Zweifels heraus — nach der Möglichkeit einer nationalen Kultur. Es wird nicht die einzige Frage im Verlaufe dieser Untersuchung bleiben, da in der säkularweiten Entfaltung der Dinge, in der logischen Ausweitung der Überlegungen die Bedenken vor der Bejahung einer eigenständigen Kulturation, unter dem Einfluß völkisch-schöpferischer Mächte, sich im selben Maße mehren, wie die außernationalen Phänomene der Rezeption, der Interkreativität, der Umwelt, der Natur und des Zeitenwandels sich aufdrängten, welche nicht nur die Tugenden, sondern auch die Laster der permissiv werdenden Allgesellschaft zu betrachten forderten. Denn die Zivilisation der Empörung mit ihrer „Bakunisation“ der Kultur, die Betonung des aufkommenden Widernatürlichen im menschlichen Selbstverwirklichungsbestreben von damals (wie von heute), die Flucht vor der Eigenqualifizierung in der Gesamtexistenz erzwangen eine Mitteilhabe am Prozeß der inneren Zersetzung, die ein Engländer später als „Ekstase zerstörerischer Sensation“ im Bildungsgang der Menschheit definierte. Diese brachte von außenher mehr verzehrende als nährenden Substanz in das eigene wie in das fremde Kulturgeschehen hinein. Zugleich kam in der völkischen Eigenart ein Wirbel in die ruhige Entwicklung der Dinge, durch den der natürliche Kulturfluss durch antikulturelle Elemente polluiert wurde. Kultur mußte dann, als Zustand und als Bewegung, nicht nur zu einer intellektuellen und moralischen Habe des Einzelnen,

sondern auch zu einem geistigen Klima und zu einer allumfassenden Atmosphäre werden, als direkte Folge eines beständigen Prozesses der Assimilation, der Elimination, der Kreation, der Differenzierung, der Abhängigkeit und der autonomen Sonderbestrebungen neben einer fortgesetzten Durchlüftung der Volksgemeinschaft von außenher. Unruhe, die auf diese Weise entstand, konnte sowohl Angst vor einer technologischen, entpersönlichten oder nur schulmäßig dirigierten „Kultur“ als auch Impuls zu größeren und besseren Produktionen auf dem Eroberungswege des transzendenzsüchtigen Selbst sein.

Die Analyse der Kultur, als mensch- und weltgeschichtliche Erscheinung, mußte sich früher oder später der Philosophie verpflichten. Leider haben philosophische Überlegungen dieser Art zur Folge, daß der Denküberfall auf den Hörer zumeist mit einem volksfranken Ausfall, etwa in der Sprachform eines *S h a k e s p e a r e*, beantwortet wird:

„Hang up philosophy!“

Das mag den Philosophen verdrießen, wird ihn aber nicht abhalten können, seine Geistesexerziten, für sich selber, sozusagen, fortzusetzen und seinen Teil zur Eroberung weiterer Ideenräume, zum Höchstgewinn des Volkes, beizutragen. Denn er hofft, daß immer noch den lynchsüchtigen Landsleuten plötzlich die Möglichkeit des Wunders aufblitzen könnte:

„Unless philosophy can make a Juliet“.

Künstler im besonderen und Kulturschöpfer im allgemeinen leben nicht zuletzt von dem, was auf den Reflexionstischen der Denker liegen bleibt. So manche Juliet ist geistig auf diese Weise konzipiert und seelisch so genährt worden, daß sie als strahlende Inkarnation eines Philosophengedankens aus dem Bereiche der Philosophie in jenen der Schönen Künste hinüberwechselte und dort den nachfolgenden Generationen ihre unsterbliche Schönheit als Schöpfungstat des Genies erhielt.

★

Der Versuch, dem kulturellen Werdegange unseres Volkes so durch ein ganzes Jahrhundert hindurch nachzuspüren, war ein Wagnis. Dennoch wurde es bewußt unternommen, um

die Geistesgeschichte Luxemburgs in ihrer entscheidenden Periode möglichst weitspiegelartig mit den schärfsten Umrißlinien aufscheinen zu lassen. Allerdings geschah das nicht voraussetzungslos. Der aufmerksame Leser wird von Zeit zu Zeit auf Ereignisabkürzungen oder Entwicklungslücken stoßen, die ihm als empfindliche Mängel der Untersuchung beklagenswert sein müßten, wenn er eine Reihe von früheren Werken vergessen hätte, die das vermeintlich Fehlende bereits vorausgenommen hatten. Es handelt sich um „Pädagogen-Profile“, „Drucker, Gazettisten und Zensoren“ (5 Bände), „Schriftleiter-Silhouetten“ und „Zur Literaturgeschichte Luxemburgs“.

Um im darstellenden Texte allzu häufige Hinweise auf diese Bücher zu vermeiden, sei hier in globo darauf aufmerksam gemacht. Das wiederholte Nachschlagen wird sich lohnen.



## INTERNATIONAL- UND NATIONALPOLITISCHE GEGEBENHEITEN ZWISCHEN 1800 UND 1900

Im Luxemburger Volke waren die Wunden des Klöppelkrieges und der napoleonischen Europaschlachten mit ihren hohen Verlusten an Heimatmenschen noch nicht verharscht. Andere Fremde hatten die einen abgelöst: ein Generalgouverneur des Mittelrheins den Präfekten des Wälderdepartements, eine Übergangsverwaltung mit allem militärischen Zubehör die französische mit ebensolchen Beigaben, und ein Justus Gruner einen Baron Jourdan. In mente, wenn auch nicht de facto, wurde Luxemburg zu den deutschen Staaten gezählt. Immer noch war es ein Spielbällchen in den Fängen größerer Nationen, sogar am Wiener Rundtisch, wo sich die Mächte 1815 versammelt hatten, um die Frage des Herzogtums „endgültig“ (für einige Jahrzehnte) zu lösen.

So wagten denn die Bewohner des Erdstriches, der vom früheren Luxemburg noch übrig geblieben war, wieder an eine Selbständigkeit und an die Möglichkeit einer Unabhängigkeit zu glauben. Der Kampf darum, ein stiller, anfangs aussichtslos scheinender, aber unentwegt im Geheimen fort betriebener Kampf, der viel später erst entschieden werden sollte, setzte mit diesem Jahre ein, da der Wiener Kongreß das alte Herzogtum um den deutschseitigen Teil erleichtert und dafür mit dem Titel eines Großherzogtums ausgezeichnet hatte. Vorher aber, am 16. März 1815, hatte König Wilhelm von Oranien-Nassau feierlich verkünden können:

„Wir erklären hiermit, daß alle zu Belgien und zu Holland gehörenden Länder das Königreich der Niederlande bilden, um von uns und unsern legitimen Nachfolgern, gemäß dem Nachfolgerecht, besessen zu werden. Wir nehmen für Uns und für die Prinzen, die nach Uns den Thron besteigen werden, die königliche Würde und den Titel eines Königs an,

indem wir diesem jedoch den Titel eines Herzogs von Luxemburg beifügen, und zwar wegen der Verbindungen, die diese Provinz mit Deutschland haben könnte.“

Im 67. Artikel des Wiener Vertrages aber wurde dann ausdrücklich stipuliert:

„Der Teil des alten Herzogtums Luxemburg, so wie es in den nachfolgend angegebenen Grenzen enthalten ist, wird ebenfalls an den Prinzen-Herrscher der Vereinigten Provinzen, heutigen König der Niederlande abgetreten, damit es ewig von ihm und seinen Nachfolgern als Eigentum in aller Souveränität besessen werde; Seiner Majestät bleibt vorbehalten, inbezug auf die Nachfolge im Großherzogtum für Ihre Söhne jene Verfügung zu treffen, die Sie den Interessen Ihrer Monarchie und den väterlichen Intentionen entsprechend wähnt.

Das Großherzogtum Luxemburg, das als Kompensation für die Fürstentümer Nassau-Dillenburg, Siegen, Hadamar und Dietz dient, bildet einen der Staate des deutschen Bundes, und der Fürst, König der Niederlande, wird in seiner Eigenschaft als Großherzog von Luxemburg dem System dieses Bundes angehören mit allen Prärogativen und Privilegien, die die andern deutschen Fürsten genießen. In militärischer Hinsicht wird die Stadt Luxemburg als Bundesfestung betrachtet. Dem Großherzog steht das Recht zu, den Gouverneur und den Kommandanten der Festung zu ernennen, ohne die Zustimmung des Bundes und unter allen andern Bedingungen, die man in Gemäßheit des kommenden Aufbaus des Bundes für nötig erachtet.“

Was die Landeshauptstadt selbst anbelangte, so kamen in einer Bestimmung vom 3. November 1815 die Mächte Rußland, Osterreich, England und Preußen überein:

„alles zu versuchen, um für den König von Preußen das Recht zu erwirken, in Luxemburg gleichzeitig mit dem König der Niederlande eine Garnison zu halten und den Militärgouverneur dieses Platzes zu ernennen.“

Durch einen am 12. März 1817 in Frankfurt zwischen den österreichischen, preußischen, russischen, englischen und niederländischen Kabinetten abgeschlossenen diplomatischen Akt verzichtete der König der Niederlande auf sein Recht,



den Militärgouverneur und den Festungskommandanten zu ernennen und war damit einverstanden, daß Dreiviertel der Garnison aus Preußen bestanden.

Eine andere Konvention sah vor, daß die luxemburgische Garnison 6000 Soldaten zählen sollte.

Artikel 4 des Aktes vom 12. März 1817 bestimmte des weiteren, daß das Herrscherrecht ausschließlich und in aller Weite dem König der Niederlande zustände.

Diese Bestimmungen sind für die Weiterentwicklung der Geschichte von besonderer Bedeutung. Einerseits beging der König der Niederlande eine Reihe von taktischen Fehlern, andererseits wollten und konnten die Belgier sich nicht mit den Holländern vertragen, so daß es schließlich zu einem Ausbruch der Unzufriedenheit kommen mußte. Der Aufstand brach am 25. August 1830 in Brüssel aus und breitete sich feuerartig durch das Land fort. König Wilhelm glaubte, ein leichtes Spiel zu haben und setzte seine Truppen ein. Aber am 26. September wurde sein Heer zurückgeworfen. Die Belgier bildeten eine provisorische Regierung, und am 4. Oktober wurde Belgiens Unabhängigkeit proklamiert.

Schon am 4. November setzten die Belgier der in London versammelten Konferenz der Wiener Signaturmächte, als deren Vertreter Esterhazy (Österreich), Talleyrand (Frankreich), Aberdeen (Großbritannien), Bülow (Preußen) und Matuszewic (Rußland) tagten, ihre Forderungen vor. Die provisorische Regierung bestand aus den Herren: De Potter, Ch. Rogier, Felix de Merode, A. Gendebien, J. Vanderlinden, F. de Coppin.

Die Londoner Konferenz beantragte sofort einen Waffenstillstand, der am 28. November von Holland angenommen wurde. Bestimmt wurde, daß die beiden Gegner ihre Truppen hinter jene Linie zurückziehen sollten, die vor dem Pariser Vertrag die beiden Länder getrennt hätte.

In den Verhandlungen, die nun eröffnet wurden, war Luxemburg der Einsatz, um den die Holländer und die Belgier spielten. Die Belgier suchten immer wieder zu beweisen, Luxemburg sei mit Belgien seit 1815 vereinigt, habe nicht einen eigenen Staat gebildet, sondern dieselben Gesetze

wie Belgien gehabt und sogar vier Abgeordnete ins Parlament gesandt.

Doch in einer Konferenz, die am 20. Dezember 1830 zwischen den Bevollmächtigten Österreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands im Foreign Office in London stattfand, wurde erklärt, daß die Verhandlungen über den holländisch-belgischen Streitfall in nichts die Rechte des Königs der Niederlande und des deutschen Bundes über das Großherzogtum Luxemburg angreifen könnten.

In einer Verbalnote vom 3. Januar 1831 teilte Belgien mit, daß es nicht auf das Großherzogtum Luxemburg verzichten könnte. In einer Note über die Grenzen des neuen Staates äußerten sich am 6. Januar 1831 die belgischen Kommissare im Auftrag der provisorischen Regierung, daß Luxemburg ein integrierender Bestandteil Belgiens gewesen sei und daß die Luxemburger nichts mehr von den Holländern wissen wollten.

Am 20. Januar unterbreitete die Londoner Konferenz eine Reihe von Artikeln als Vorschläge zur Verhandlung. Die ersten 2 Artikel lauteten:

1. Die Grenzen Hollands begreifen alle Territorien, Plätze, Städte und Orte, welche im Jahre 1790 zur vormaligen Republik der Vereinigten niederländischen Provinzen gehörten.

2. Belgien wird gebildet von den übrigen Territorien, die im Vertrag von 1815 den Namen Königreich der Niederlande erhalten hatten, mit Ausnahme des Großherzogtums Luxemburg, das den Fürsten des Hauses Nassau aus bestimmten Gründen zugehörte und deshalb weiterhin im Deutschen Bund bleiben wird.

Luxemburg selbst war in der ersten Zeit der Kämpfe ziemlich ruhig geblieben. Erst als der Gouverneur Willmar und alle Beamten, die sich den Belgiern widersetzen, abgesetzt worden waren, kam eine Unruhe und allmählich auch eine Zweiteilung des Landes in „Orangisten“ und „Belgier“ auf.

In einer Protestnote vom 1. Februar ließ trotzdem die Nationalversammlung den Mächten mitteilen, daß Luxemburg zum alten Belgien gehört und sich spontan der Revolution von 1830 angeschlossen habe. Diese Fälschung der Tatsachen

machte sich während der neun Jahre, die diese Auseinandersetzungen dauerten, noch verschiedentlich bemerkbar. Wie wenig die Luxemburger im allgemeinen den Vorgängen eine politische Tragweite zuerkannten, beweist die Tatsache, daß sie ihre Kämpfe mehr gegen die Steuerbeamten richteten als gegen irgendwelche Partei. Nur die Hauptstadt und die Leute um die Gebrüder de Tornaco zeigten sich durchaus holländisch gesinnt.

Die Belgier hatten inzwischen, am 4. Juni 1831, die Krone von Belgien dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg übertragen, nachdem Frankreich und die andern Mächte gegen eine Kandidatur des Herzogs von Nemours und des Fürsten von Leuchtenberg Protest erhoben hatten.

Am 26. Juni nahm Leopold an. Am selben Tage unterbreitete die Londoner Konferenz den belgischen Unterhändlern Deveaux und Nothomb einen neuen Vorschlag, worin sie den 2. Artikel des ersten Vertrages trennten und aus dem das Großherzogtum Luxemburg betreffenden Passus einen 3. Artikel machten:

„Die fünf Mächte werden sich dafür verwenden, daß der status quo im Großherzogtum Luxemburg beibehalten wird, während der belgische Herrscher mit dem König der Niederlande eine Sonderverhandlung eröffnet. Wohlverstanden behält die Festung Luxemburg ihren freien Verkehr mit Deutschland.“

Am 31. Juli 1831 jedoch, bei der feierlichen Eidesleistung des Herrschers, wandte sich König Leopold mit folgenden Worten an die luxemburgischen Abgeordneten:

„Wir besitzen das ganze Territorium Ihrer Provinz mit Ausnahme der Hauptstadt. Wir werden dieses Besitztum behalten. Ihr Land ist leicht zu verteidigen, und ich zweifle nicht daran, daß Sie, wenn nötig, selber die Initiative ergreifen würden! Schließlich haben unsere Nachbarn alles Interesse daran, uns in Luxemburg nicht zu beunruhigen.“

Die Kämpfe zwischen Belgien und Holland gingen weiter, da Holland mit allen Mitteln den neuen Staat auf den Verkehrswegen zu boykottieren versuchte. In London arbeiteten die Mächte an der Klärung der Verhältnisse und an der Aus-

söhnung der Gegensätze. Proteste flogen von Belgien und Holland über den Ärmelkanal, Vorschläge aller Art waren die Antwort.

Am 15. Oktober 1831 unterbreitete die Londoner Konferenz (Esterhazy, Wessenberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewic) einen Vertragstext, der im Art. II. sagte:

„S. M. der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, ist einverstanden, daß im Großherzogtum Luxemburg die Grenzen des belgischen Territoriums so festgelegt werden, wie nachfolgend angegeben wird:

Von der französischen Grenze zwischen Rodingen, das dem Großherzogtum bleiben wird, und Athus, das Belgien gehören wird, wird gemäß beiliegender Karte eine Linie gezogen, die Belgien die Straße von Arlon nach Longwy, die Stadt Arlon mit ihrer Umgebung und die Straße von Arlon nach Bastnach läßt, zwischen dem belgischen Messancy und dem luxemburgischen Küntzig dahinläuft, um in Steinfort zu enden, das ebenfalls dem Großherzogtum verbleiben wird. Von Steinfort aus wird diese Linie in der Richtung nach Eischen, Hecbus, Guirsch, Oberpallen, Grendel, Nothomb, Pareth, Perlé und Martelingen verlängert. Hecbus, Guirsch, Grendel, Nothomb und Pareth werden Belgien, Eischen, Oberpallen, Perlé und Martelingen Luxemburg gehören. Von Martelingen wird diese Linie dem Lauf der Sauer folgen, deren Thalweg die Grenze der beiden Staaten bis gegenüber Tintange bilden wird, dann wird die Linie auf direktestem Wege auf die Grenze des jetzigen Diekircher Bezirkes zu verlängert und zwischen Surret, Harlingen, Tarchamps, die dem Großherzogtum verbleiben, und Honville, Liverchamps und Loutermange, die zu Belgien kommen, fortgeführt. In der Umgegend von Donkols und Sonlez, die dem Großherzogtum verbleiben, die jetzige Grenze des Diekircher Bezirkes erreichend, wird die betreffende Linie die Grenze bis zum preussischen Territorium verfolgen. Alle westlich dieser Linie gelegenen Territorien, Städte, Plätze und Orte werden Belgien gehören, und alle östlich dieser Linie gelegenen Territorien, Städte, Plätze und Orte werden dem Großherzogtum Luxemburg weiterhin gehören.“

Der 3. Artikel gestand dem König der Niederlande für diesen Verlust eine territoriale Entschädigung in Limburg zu.

Die niederländische Regierung nahm die 18 Artikel des Londoner Friedensvorschlages vorerst nicht an, während Belgien sich schon am 9. Juli zu den Artikeln bekannt hatte. Die Verhandlungen scheiterten an der luxemburgischen Frage, weil Belgien geltend machte, Luxemburg sei seit 1815 nicht von ihm, wenigstens nicht in verwaltlicher Hinsicht, getrennt gewesen.

In einem Memorandum vom 23. September 1831 machte Sylvain Van de Weyer, Bevollmächtigter des belgischen Königs, geltend, die Provinz (das Großherzogtum) böte nur unbedeutende Einkommen, sie wäre absolut unfähig, als eigener Staat zu bestehen, da sie nicht gleichzeitig drei Zolllinien unterhalten und zugleich für eine hohe Verwaltung aufkommen könnte.

Die am 9. Juli vom belgischen Nationalkongreß angenommene Friedensbasis sah in bezug auf Luxemburg folgende Lösung vor:

„Das Großherzogtum Luxemburg, so wie es in den Artikeln 68 und 69 des Wiener Kongresses abgegrenzt wurde, gehört Belgien zueigen. Belgien verpflichtet sich, dem holländischen König und seinen Nachfolgern alljährlich 190 000 niederländische Florin zu zahlen.

In militärischer Hinsicht wird die Stadt Luxemburg weiterhin als deutsche Bundesfestung betrachtet werden. Mit Deutschland behält sie ihren freien Verkehr über die Straße Luxemburg, Grevenmacher, Wasserbillig.“

Am 15. November aber nahm Belgien die Texte der Londoner Konferenz vom 15. Oktober unverändert an.

In einem Memorandum vom 17. Dezember äußerte sich die holländische Regierung über Luxemburg folgendermaßen:

„Obschon für den König-Großherzog kein Grund vorliegt, die Integrität des Großherzogtums Luxemburg antasten zu lassen, ist er doch nicht abgeneigt, wenn das zu einem Überkommen führen sollte, einen Teil oder sogar das Ganze gegen ein anderes vollkommen gleichwertiges Territorium in

der Nähe Hollands umzutauschen oder, im Falle eines Teil-tausches, in der Nähe Luxemburgs oder Hollands.“

Sehr bezeichnend ist ein Satz der Londoner Konferenz in ihrer Antwort vom 4. Januar 1832 auf das holländische Memorandum:

„Der Fall, daß die beiden Länder (Holland und Luxemburg) nicht mehr unter einer Krone vereint sein würden, liegt fast außer den Berechnungen der menschlichen Vorhersicht. Es scheint nämlich nur vom König abzuhängen, um ihn unmöglich zu machen.“

Der König der Niederlande wollte auf keinen Fall den Vertrag unterzeichnen, und so blieb während sieben langer Jahre ein Zustand der Unsicherheit und des mehr oder minder offenen Kampfes. Erst im Jahre 1838 nahm Wilhelm I. die Bedingungen der Mächte an. Sofort begannen wieder die Belgier zu agitieren, um eine Änderung gewisser Klauseln herbeizuführen, aber die fünf Mächte beachteten nicht im geringsten die Wünsche des neuen Königreiches, und so sahen sich denn die Brüsseler gezwungen, am 19. April 1839 definitiv den Vertrag zu unterzeichnen. Desgleichen taten die Luxemburger, die sich wohl nur schweren Herzens mit der vollendeten Tatsache abfanden.

Schließlich wurde die luxemburgische Unabhängigkeit nur gerettet durch die Festigkeit und Unnachgiebigkeit der Mächte, die wohl den größten Teil des Landes aufgeopfert hatten, um eine Lösung herbeizuführen, aber doch nicht sofort das erwartete Resultat erzielen konnten.

So schmerzlich auch die Zerstückelung für unsere Vorfahren gewesen sein mag, so anerkennenswert ist doch die Folge dieser Teilung, die ja die sprachliche Einheit der Luxemburger verwirklichte.

Die „endgültige“ Lösung der „luxemburgischen Frage“ hielt bis in die sechziger Jahre an; dann rissen sich die nächsten Größen, Frankreich und Deutschland, wieder um den Besitz des Landes, für das sie bezahlen wollten: die einen mit Gold, die andern mit Blut, falls es nicht anders möglich wäre. Sogar der holländische König, als Nutznießer, war nicht allzu abgeneigt, das gute alte Rezept der Wenzel, Jost von Mähren und Elisabeth von Görlitz

auf seine Art zu erproben. Nur zeigte sein Stellvertreter, Prinz Heinrich, mehr Hellsicht in einer Staatsangelegenheit, die Luxemburg zu einer Spielmarke abwerten sollte. Durch einen geschickten Diplomatenzug rief er die Russen auf den Plan und warf eine Idee auf, die allmählich auswachsen und reif werden sollte: Abzug der deutschen Festungsbesatzung, Neutralisierung des Großherzogtums und Garantieerklärung der Mächte zur luxemburgischen Unabhängigkeit. Die Russen sprachen sich nachdrücklich gegen eine Verschacherung des Zankapfels aus und schlugen Mitte April 1867 eine allgemeine Konferenz vor. Frankreich, Österreich und Preußen bekannten fast umgehend ihre Bereitschaft. England bot London als Versammlungsort an, Bismarck erwünschte eine holländische Teilnahme, und später ergab sich Einmütigkeit im Willen, auch Italien und Belgien einzuladen.

Aus taktischen Gründen sollte dann die Initiative zur Konferenz von Holland ausgehen. Vorgesehen war, unter der Hand, daß die Delegierten sich über einen vorbereiteten Kurztex t auszusprechen hätten. Rußland verlangte dann eine Korrektur der englischen Vorlage und fand die Zustimmung der andern Mächte. Auf diese Weise kam es ziemlich rasch zu einem Ergebnis. Die sieben Interventionen des luxemburgischen Sprechers, Baron Victor de Tornaco, riefen einen fühlbaren Widerstand umso weniger hervor, als der Vertreter Rußlands ihn unterstützte (mit Ausnahme des Vorschlags, Luxemburg diplomatisch durch die russischen Botschaften vertreten zu lassen). Mitte Mai kamen die Besprechungen zum Abschluß, und am 22. fand der Austausch der Ratifikationsinstrumente statt.

Der Vertrag, vom Fürsten Bismarck nicht lang danach als Fetzen Papier bezeichnet, hatte diesen Wortlaut:

„Im Namen der allerheiligen und unteilbaren Dreieinigkeit.

Seine Majestät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, hat, in Erwägung der Änderung in der Lage des Großherzogtums infolge der Auflösung der Bande, die ihn an den alten Deutschen Bund fesselten, II. MM. den Kaiser von Österreich, den König der Belgier, den Kaiser der

Franzosen, die Königin des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, den König von Preußen und den Kaiser aller Russenländer eingeladen, ihre Vertreter in einer Konferenz zu London zu vereinigen, um sich mit den Bevollmächtigten S. M. des König-Großherzogs über die neuen Übereinkommen, die im allgemeinen Interesse des Friedens zu treffen sind, zu verständigen.

Und die vorerwähnten Majestäten haben nach Annahme der Einladung übereinstimmend beschlossen, dem Wunsche Seiner Majestät, des Königs von Italien, an einer der Sicherheit und allgemeinen Ruhe dienenden Beratung teilzunehmen, nachzukommen.

Infolgedessen haben II. MM. in Übereinstimmung mit S. M. dem König der Italiener beschlossen, im Hinblick auf einen Vertragsabschluß, ihre Bevollmächtigten zu ernennen, die nach Austausch ihrer richtig befundenen Vollmachten über folgende Artikel einig geworden sind:

#### Artikel I.

S. M. der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, behält die Bande, die das genannte Großherzogtum an das Haus von Oranien-Nassau fesseln, in Gemäßheit der Verträge bei, die diesen Staat unter die Herrschaft S. M. des König-Großherzogs, seiner Nachkommen und Nachfolger gestellt haben.

Die Rechte, die die Agnaten des Hauses Nassau über die Nachfolge des Großherzogtums aufgrund derselben Verträge haben, werden beibehalten.

Die hohen vollziehenden Teile nehmen diese Erklärung an und nehmen davon Akt.

#### Artikel II.

Das Großherzogtum Luxemburg bildet künftighin, in den Grenzen wie sie im Beiakt zu den Verträgen vom 19. April 1839 unter der Garantie der Höfe von Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland festgelegt wurden, einen ewig neutralen Staat.

Es wird angehalten, diese Neutralität auch allen andern Staaten gegenüber zu beobachten.



Die hohen vollziehenden Teile verpflichten sich, das in vorliegendem Artikel festgesetzte Prinzip der Neutralität zu respektieren.

Dieses Prinzip ist und bleibt unter die Sanktion der Kollektivgarantie der Signaturmächte vorliegenden Vertrages gestellt, mit Ausnahme Belgiens, das selbst ein neutraler Staat ist.

### Artikel III.

Nachdem das Großherzogtum Luxemburg gemäß den Bestimmungen vorstehenden Artikels neutralisiert worden ist, ist die Beibehaltung oder Errichtung von Festungsplätzen auf seinem Territorium nicht notwendig und ohne Wert.

Deshalb wird einstimmig festgelegt, daß die Stadt Luxemburg, die in der Vergangenheit in militärischer Hinsicht als Bundesfestung betrachtet wurde, aufhören wird, eine befestigte Stadt zu sein.

S. M. der König-Großherzog behält sich vor, in dieser Stadt die Zahl der für die Aufrechterhaltung der guten Ordnung nötigen Truppen zu unterhalten.

### Artikel IV.

Gemäß den in Artikel II und III enthaltenen Bestimmungen erklärt S. M. der König-Großherzog, daß die gegenwärtig in der Festung Luxemburg liegenden Truppen den Befehl erhalten werden, sofort nach Austausch der Ratifikationen vorliegenden Vertrages diesen Platz zu räumen. Man wird gleichzeitig mit dem Rückzug der Artillerie, der Munitionen und aller zur Festung gehörenden Objekte beginnen. Während dieser Operation werden nur soviel Truppen zurückbleiben, als zur Sicherung des Kriegsmaterials und zum Abtransport, der im kürzestmöglichen Zeitraum beendet sein soll, nötig sind.

### Artikel V.

S. M. der König-Großherzog verpflichtet sich seinerseits auf Grund der Herrscherrechte, die er über Stadt und Festung ausübt, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um diese Festungsstadt durch Schleifung, soweit S. M. die für genügend erachtet, um den in Artikel III vorliegenden V

Vertrages ausgesprochenen Intentionen der hohen vollziehenden Teile zu entsprechen, in eine offene Stadt zu verwandeln.

Die zu diesem Zweck erforderlichen Arbeiten werden sofort nach dem Rückzug der Garnison begonnen. Sie werden mit allen Vorsorglichkeiten, die die Interessen der Stadteinwohner verlangen, ausgeführt werden.

S. M. der König-Großherzog verspricht überdies, daß die Befestigungen der Stadt Luxemburg in Zukunft nicht mehr wiederhergestellt werden und daß kein militärisches Werk weder beibehalten noch geschaffen wird.

#### Artikel VI.

Die Signaturmächte vorliegenden Vertrages stellen fest, daß durch die Auflösung des deutschen Bundes auch die Bande, die das Herzogtum Limburg zusammen mit dem Großherzogtum Luxemburg an genannten Bund fesselten, zerrissen wurden; daraus folgt, daß auch die Verbindungen, von denen in den Artikeln III, IV und V des Vertrages vom 19. April 1839, als zwischen dem Großherzogtum und andern zum Herzogtum Limburg gehörenden Territorien bestehend, die Rede ging, zu bestehen aufgehört haben, da die erwähnten Territorien ein integrierender Bestandteil des Königreichs der Niederlande bilden.

#### Artikel VII.

Der vorstehende Vertrag wird ratifiziert werden, und die Ratifikationen werden in London in einem Zeitraum von vier Wochen oder, wenn möglich, noch eher ausgetauscht werden.

In dieser Erwartung haben ihn die verschiedenen Bevollmächtigten unterzeichnet und ihre Siegel angebracht.

Gegeben in London am elften Mai des Jahres achtzehnhundertsiebenundsechzig.“

Es folgten dann die Unterschriften und Siegel und zwar in folgender Reihenfolge: Tornaco, Em. Servais, Apponyi, Van De Weyer, La Tour d'Auvergne, Stanley, d'Azeglio, Bentinck, Bernstorff, Brunnow.

Dem Vertrag war ein Nachwort angefügt: daß die Erklärung Van De Weyers, die Obligation, die luxembur-

gische Festung zu schleifen, enthielte für die andern neutralen Staaten nicht die Pflicht, ihre Festungen zu ändern, nicht beigegeben wurde und daß Baron von Brunnow die Bemerkung machte, er wäre nicht sicher, ob der russische Kaiser zwei Verträge, einen für die Niederlande und einen für Luxemburg ratifizieren würde, er bäte deshalb den luxemburgischen Bevollmächtigten, dem Prinzen Gutschakow in dieser Angelegenheit einen Bericht vorzulegen.

\*

Wohl waren mit den Bestimmungen der Mächte die Grundlagen für einen freien Staat — in Personalunion — gegeben, allein die Akte Wilhelms I., der das Großherzogtum wie eine holländische Provinz verwalten ließ, gaben dem nationalpolitischen Willen der Luxemburger nur sehr wenig Spielraum. Die Besetzung der Festung durch preußische Truppen, anstelle der hessischen, steigerte nur das einheimische Gefühl der Frustration und weckte antipathische Gesinnungen. Die guten Intentionen des 1817 ernannten Gouverneurs Johann-Georg Willmar genügten nicht, um das soziale Elend des Landes zu meistern. Gegen eine gewisse Rückständigkeit im Kulturellen kämpften holländische Abgesandte besser an als gegen die materielle Armut; vor allem auf schulischem Gebiete kam es ziemlich rasch zu guten Umstellungen. Die Verbesserungen im Ackerbauwesen und in den aufkommenden Eisenindustrien machten nur langsam Fortschritte. Was im Nu zu blühen begann, war die Freimaurerei, die sich neu organisierte und einen günstigeren Standort wählte.

Zum schnelleren Verkehr fehlten zwar noch die Straßen, allein es wurden Messengerien eingerichtet, die ersten Zeitungen erschienen, und in der Großgasse eröffnete J. P. Müllendorff ein „Cabinet littéraire“. Schloß Vianden kam unter den Hammer, und andere Besitztümer der Königs-Vorfahren wurden verschleudert. Handelsbetriebe erstanden vorerst nur zögernd. Da die Arbeitslosen im Inlande nicht beschäftigt werden konnten, ließen sie sich allzu leicht zur Auswanderung nach Übersee verlocken. In Brasilien machten sie, nach 1822, die übelsten Erfahrungen, welche auf die Alt-heimat zurückschlügen. Mahl-, Salz- und Schlachtsteuern er-

drückten fast die Einwohnerschaft, deren Traum vom endlichen Aufatmen nicht in Erfüllung ging.

1826 erfolgte die Übergabe der Festung an den deutschen Bund, der durch Zubauten und Restaurierungen zu einer temporären Arbeitsbeschaffung beitrug. Die luxemburgischen Soldaten mußten freilich den preußischen weichen und in Diekirch-Echternach Quartier beziehen.

In der Amtssprachenfrage wurden die Dinge dadurch verkompliziert, daß von den Dienern des Staates auch das Holländische obligatorisch erlernt werden mußte, obwohl der König das Französische als erste Amtssprache bestätigt hatte.

1828 protestierten erstmals verschiedene Intellektuelle gegen das unerträglich werdende Regime und verlangten Pressefreiheit; die Stimme eines Rufenden forderte sogar die luxemburgische Unabhängigkeit. Am 25. August 1830 wurden von Brüssel aus, durch revolutionäre Unruhen, die Zustände im Großherzogtum stärkstens verunsichert. Die belgische Umsturzbewegung, an der auch Altluxemburger beteiligt waren, ließ neun Jahre lang die Inlandsverhältnisse mehr als gefährdet erscheinen. Dann ersetzte, am 31. Dezember 1830, ein Königsbeschluß die Provinzialverwaltung durch einen luxemburgischen Sonderleitmodus, „distingué et séparé du royaume des Pays-Bas“. Intim- oder Geheimreferendar des König-Großherzogs für die luxemburgischen Belange wurde der Deutsche C. E. Stiffert. Zwei Monate später überraschte ein weiterer Königsbeschluß die Luxemburger mit der Ernennung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach zum Generalgouverneur des Landes. Sein Auftrag lautete: die provisorische Regierung aufzulösen und durch eine provisorische Verwaltung unter dem Namen Regierungskommission zu ersetzen, von den alten Beamten nach eigenem Ermessen diejenigen auszuwählen, die er weiter zu beschäftigen gedachte, und sie mit allen notwendigen Vollmachten zu bedenken. Eine Sonderinstruktion investierte ihn mit allen Rechten der obersten Autorität, die er prorege verkörpern sollte. Hauptanliegen seiner Bemühungen mußte „l'apaisement de l'insurrection“ sein.

Am 27. Mai 1831 wurde daraufhin der Generalmajor von Goedecke, Militärgouverneur, zum Präsidenten der Re-

gierungskommission ernannt. Damit war die frühere Provinzialorganisation aufgelöst, deren Mitglieder J. T. J. Leclerc, Ch. A. A. d'Olimart, G. T. I. de la Fontaine, Claude André (Virton) und J. B. Gellé mit ins neue Gremium herübergenommen wurden, wo sich ihnen als Kollegen zugesellten: Antoine Pescatore, J. Fr. Marchal, Michel Tock, Ph. Ch. München und J. J. M. Willmar. Des Madryl von Neufchâteau erhielt seine Ernennung etwas später.

Dieser Ausschuß waltete bis zum 23. Juni 1839. An diesem Tage trat der am 10. Juni ernannte Geheimrat und Chef des gesamten Zivildienstes im Großherzogtum Johann Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug, ein fürstlich hohenzollern-sigmaringischer Abenteurer in poltice, seinen neuen Dienst an. Damit waren aus der Regierungskommission von Goedecke, Leclerc, André und Willmar ausgeschieden.

Die Umwandlung dieser Kommission in eine Regenz geschah am 2. März 1840; ihr gehörten an: Hassenpflug, J. B. Gellé, M. Tock, L. J. Belva, Fr. J. Ch. M. Wirz, G. B. Herget, J. J. Baltia, Nic. Clasen, Math. Manternach, J. Ulveling, E. W. A. Koch (als Sekretär), Paul de Scherff (als Akzessist) und Ch. A. A. d'Olimart (in außerordentlichen Diensten). Doch schon im Dezember 1841 wurden ehrenhaft demissioniert: Gellé, Tock, Belva, Wirz, Herget, Baltia, Clasen, Manternach und Ulveling.

Am 1. Januar 1842 trat dann eine Regierung mit einem Gouverneur in Funktion. Mitglieder waren: G. Th. I. de la Fontaine (als Gouverneur), J. B. Gellé, J. J. Baltia, J. Ulveling, Th. Pescatore, M. Simons (als Sekretär). Am 30. Oktober 1843 wurde Simons, in Ersetzung des verstorbenen Baltia, zum Ratsmitgliede befördert, während Vendelin Jurion die Stelle des Sekretärs einnahm. Als Gellé 1848 seinen Abschied nahm, wurde er durch Mich. Tock ersetzt.

Eine Umbenennung der Regierungsmitglieder erfolgte am 1. August 1848. Nun waren de la Fontaine (Präsident), Jurion, Simons, J. P. André und Ulveling Gene-

raladministratoren. Erst 1857 wurden daraus ein Staatsminister (Präsident der Regierung) und Generaldirektoren.

In einem äußerst raschen Wechsel folgten sich nun die einzelnen Regierungen:

Willmar (6. Dezember 1848 bis zum 23. September 1853);

Simons (23. September 1853 bis 23. September 1854; 23. September 1854 bis 24. Mai 1856; 24. Mai 1856 bis 2. Juni 1857; 2. Juni 1857 bis 29. Oktober 1857; 29. Oktober 1857 bis 12. November 1858; 12. November 1858 bis 23. Juni 1859; 23. Juni 1859 bis 15. Juli 1859; 15. Juli 1859 bis 26. September 1860);

de Tornaco (26. September 1860 bis 9. September 1863; 9. September 1863 bis 31. März 1864; 31. März 1864 bis 26. Januar 1866; 26. Januar 1866 bis 3. Dezember 1866; 3. Dezember 1866 bis 14. Dezember 1866; 14. Dezember 1866 bis 18. Juli 1867; 18. Juli 1867 bis 3. Dezember 1867).

Servais (3. Dezember 1867 bis 30. September 1869; 30. September 1869 bis 12. Oktober 1869; 12. Oktober 1869 bis 7. Februar 1870; 7. Februar 1870 bis 25. Mai 1873; 25. Mai 1873 bis 26. Dezember 1874);

de Blochausen (26. Dezember 1874 bis 26. April 1876; 26. April 1876 bis 8. Juli 1876; 8. Juli 1876 bis 6. August 1878; 7. August 1878 bis 21. September 1882; 21. September 1882 bis 12. Oktober 1882; 12. Oktober 1882 bis 20. Februar 1885);

Ed Thilges (20. Februar 1885 bis 22. September 1888);

Paul Eyschen (22. September 1888 bis 1915).

Nach den äußeren Schwierigkeiten von 1830 bis 1839 und von 1867 sowie den inneren von 1848 waren die soziale Fundamentierung und die nationale Verankerung des Volkes zwar langsam, aber stetig, dank den wirtschaftlichen und intellektuellen Hebungen, fortgeschritten, so daß am Ende des Jahrhunderts, mit der dynastischen Verselbständigung unter Adolf von Nassau, das Land in jeder Beziehung als wohl kleiner, aber bestgeordneter Staat internationale Geltung gewonnen hatte.

\*

Vom religiösen Sichtpunkte aus betrachtet, war das neunzehnte Jahrhundert für die Kirche Luxemburgs wahrhaftig „saeculum ecclesiae certantis“, aber auch die Zeit des verwaltlichen Werdens und der kultischen Intensivierung durch eine pastorale Besserbildung.

Die französische Revolutionsinvasion mit ihrer Gewaltpaganisierung und ihrer Zwangsenteignung hatte die gottesdienstlichen Möglichkeiten auf ein Minimum reduziert. Wohl gab es in der napoleonischen Epoche wieder eine verheißungsvolle Reprise, allein die früheren Plünderungssorgien der Okkupanten und deren Helfer hatten die Verarmung der Kirchen so gesteigert, daß die Wiedererstellung der Gotteshäuser mit-samt den sukzessiven Ausschmückungsarbeiten ebensoviele Finanz- wie Körper- und Willensanstrengungen forderte, sofern die unerläßlichen Leit- und Dienstkräfte vorhanden waren, um die entweihten und zweckentfremdeten Gebäude, Klöster oder Kirchen, wieder ad maiorem Dei gloriam herzurichten.

Gleichzeitig mit der materiellen Renovierung vollzog sich, wenn auch viel träger, eine geistige und eine hierarchische. Merkwürdigerweise gingen die Impulse dazu ein halbes Jahrhundert lang von den Pfarrern der alten Sankt-Nikolaus-Kirche aus, die inzwischen in eine Sankt-Peters-Kirche umgetauft worden war: von H. D. de Neunheuser (1803-1831), J. Th. van der Noot (1831-1841) und J. Th. Laurent (1841-1843). Liefen auch die Anregungen über den Metzser Bischof, zu dessen Diözese Luxemburg gehörte, so fanden sie bei Mgr. Jauffret fast nie ein Ohr des Unwillens.

Nachdem die Sankt-Michels-Kirche, der zeitweilige „temple décadaire“, wieder eingesegnet, das Theater aus der Dominikanerkirche entfernt und manch anderer Entweihungsakt gesühnt worden war, durfte die Wiederbelebung des kirchlichen Lebens sich etappenweise vollziehen:

neue Dekanate wurden geschaffen; die „Dames de la Providence“ (Sainte Sophie) etablierten sich; die „Oktave“ blühte wieder auf (1810); de Neunheuser durfte dem Generalvikariate vorstehen (1815); Diekirch erhielt durch päpstliches Breve die Erlaubnis, eine Muttergottesprozession

abzuhalten (1820); Luxemburg wurde von der Metzter Diözese getrennt, um der Namürer angegliedert zu werden (1823); J. Th. van der Noot trat die Nachfolge de Neunheusers als Generalvikar an (1831); die Spannungen im Klerus zwischen Orangisten, Probelgiern u. Neutralen wurden allmählich ausgeglichen (1830-1839); 1840 erfolgte die Erhebung Luxemburgs zum unabhängigen apostolischen Vikariate mit van der Noot als Apostolischem Vikar; die Errichtung eines Priesterseminars wurde geplant (1841); Norbert Metz brachte Nanziger Schulschwestern nach Eich (1841); J. Th. Laurent erhielt seine Ernennung zum Apostolischen Vikar (1. Dezember 1841); sein feierlicher Einzug nach Luxemburg geschah 1842; Professor Nikolaus Wies gründete die Sonntagsschule (1843); die Eröffnung des Priesterseminars fand statt (1845); Ernest Grégoire und Hintermänner gaben die katholische „Luxemburger Zeitung“ heraus (1845); die Freimaurerei rüstete sich zum schärfsten Kampfe, der Grégoire aus dem Lande verjagte (1846); die Redemptoristen wurden erstmals nach Luxemburg berufen (1846).

Dann wurde der Widerstand gegen Bischof Laurent auch zur offenen und tätigen, ja, oftmals tätlichen Feindschaft gegen die erstarkenden Katholiken. Die politischen Unruhen von März 1848 sowie die Artikel im neugegründeten „Luxemburger Wort“, deren Redaktion die schärfste Feder von damals, Dr. Ed. Michéls, führte, lieferten die Motive zur Beunruhigung des König-Großherzogs, zur Verfolgung der Kirchenleiter und zur Beruhigungspolitik des Papstes. Am ersten Mai wurde der luxemburgische Oberhirte abberufen und ins Ausland vertrieben. Bis 1855 dauerten die Versuche an, ihn auf seinen Bischofsstuhl zurückzubringen. Erst sein Abschiedsgesuch erbrachte ihm 1856 die Entbindung von seinen episkopalen Pflichten. Daraufhin wurde der Uflinger Adames zu seinem Nachfolger geweiht.

Inzwischen war der Orden der Franziskanerinnen ins Land gekommen, der etwas später, 1867, auf dem Fischmarkte die erste Landesklinik einrichtete. 1867 auch traten die Protestanten zur ersten Bruderschaft zusammen, die sich bis 1894 bemühte, die gesetzliche Regelung der protestantischen Gemeinde zu erlangen. 1870 wurde Luxemburg eigenes



Bistum. 1872 erfolgte der Bau des bischöflichen Konviktes. 1877 gab J. B. Fallize den ersten Marienkalender heraus. 1873 wurde J. J. Koppes Bischof von Luxemburg, nur etliche Monate vor dem Tode seines unglücklichen Vorgängers Laurent, dessen Verscheiden, so schien es, als letztes Vermächtnis zur kirchlichen Befriedung der Heimat hinzunehmen war.

Mit der Gründung der philosophischen und der theologischen Fakultät, am 14. September 1898, und ihrer organischen Einordnung in das Priesterseminar erhielt sowohl die wissenschaftliche wie die hierarchische Selbständigkeit der Diözese Luxemburg ihre endgültige Markierung.

\*

Kultur lebt aus der Schule, und die Schule nährt sich, um sich in ihren Insassen zu vervollkommen, aus der Kultur: in der beweglich gehaltenen Wechselwirkung von der Ursache zum Effekt, von der Gabe zur Zurückgabe, vom Schock zum Widerschock, von der Systole zur Diastole, wenn man will, gestaltet sich die menschliche Gemeinschaftsexistenz, auf der Dauersuche nach ihren optimalen Zuständen, ununterbrochen um. Alles, was in einer Formations- und Informationssphäre schafft, wird zum lebendigen Transformator, der Kulturenergien empfängt, von ihnen bewegt wird, sie in sich verwandelt und potenziert dann weiterreicht an das, was ihm bildungshungrig und zivilisationsdurstig nahe ist.

In der luxemburgischen Kulturgenese des neunzehnten Jahrhunderts spielte demnach der Unterricht, privat oder öffentlich, die führende Rolle. Wenn auch in den ersten zwei Dezennien der Schulbetrieb anormal zu laufen schien, etwa vier Monate im Jahr und nur in bevorzugten Zentren, wenn es, nach einem holländischen Inspektionsbericht, auf dem gesamten Territorium nur zwei richtig funktionierende Schulen gegeben haben sollte, so unterschlugen solche Feststellungen doch immerfort die Hintergrund-, fast dürfte man sie Untergrundschulen heißen, die von werdenden oder gewordenen Geistlichen überall im Lande für Einzelne oder für Gruppen um Gottes Lohn geführt wurden. Um die Behauptung mit Beispielen zu belegen, genügt das Studium jener Biogra-

phien, die über die großen Männer von damals geschrieben und verbürgt wurden. Für die Gesamtschulung beweisen es die Auswirkungen eines praktischen Idealismus, der dem Studium zum guten Wissen auch die besseren Wissensvermittler nicht nur für das Erarbeiten der Elementarkenntnisse, sondern auch für den mittleren und den höheren Unterricht lieferte.

Selbstverständlich hatten die Jesuiten, seit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, für die Lateinisch- und Griechischsprachenlehre ihre selbstverfaßten Unterlagen. Die inländischen Verfasser jedoch wandten den Primärschulbüchern, außer den Katechismen, erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts über J. B. Maeyesz, Heinrich Stammer, Nikolas Clasen (den Musterlehrer von Grevenmacher), V. J. Dewora, P. Clomes und Jos. Laux ihr Interesse zu. Um die Mitte des Jahrhunderts mehrte sich die Zahl der Autoren erstaunlich; zu ihnen gehörten: Anton Godart, J. N. Noël, J. P. Kirsch, Nic. Bodson, J. P. Michaelis, Nic. Martha, B. J. Clasen, Joh. Osthues, Th. Goerens, Bernh. Schintgen, Michel Müller, J. B. Wolff, Jos. Paquet, J. A. Blaise, Nic. Groevig, u.a. Im letzten Drittel des Jahrhunderts gesellten sich hinzu: P. Ernster, J. J. Kayser, J. Mackel, J. Faber, J. P. Mergen, J. Erpelding, J. Zahles, Nic. Schroeder, A. Wagner, J. P. Bisdorff, André Welter, Math. Adam, Dam. Kintgen, Ant. Deitz, P. Herrig, J. Ph. Wagner, Fr. Jos. Thinnes, Joh. Braun, Fr. X. Würth-Paquet, Nic. Wies, J. A. Neyen u.v.a.

Das geistige Antlitz Luxemburgs erhielt also durch die heimatlichen Erzieher seine markanteste Prägung. Lehrer, Priester und Professoren waren die Hauptträger des kulturellen Lebens und die unermüdlichen Vermehrer und Läuterer jener intellektuellen und spirituellen Werte, aus denen die nationale Essenz fort und fort zu wirken vermag. Für das heimatliche Werden war das neunzehnte Jahrhundert erzieherisch, schöpferisch und wissenschaftlich viel bedeutender als das fünfzehnte oder sechzehnte, das doch bemerkenswerte und international gefeierte Geistesgrößen hervorgebracht hatte. Das gilt nicht so sehr für die scholaren wie

für die außerschulischen Tätigkeiten der visierten Körperschaften, die in der Kulturgeschichte des Landes erstrangig zu bewerten bleiben; es gilt für die philosophischen, die pädagogischen, die theologischen, die literarischen, die sprachlichen, die künstlerischen, die musikalischen und die wissenschaftlichen, ja, sogar für die politischen und die wirtschaftlichen Grundlagen der nationalen Existenz.

Wenn auch außergewöhnliche Intelligenzen, wie Constant München und Valentin Trausch, zeitweilig, ihrer Ideen wegen, bedrängt wurden, so waren sie doch so geformt, daß die negativen Züge ihres Wesens nur die positiven zu betonen vermochten. Was diese beiden Lehrer im philosophischen Bereiche schufen, wurde von ähnlichen Sondergrößen, wie Nicolas Bodson (1802-1871), J. P. Michaelis (1811-1867), Nicolas Martha (1820-1898), J. Neumann (1820-1892), Ch. Müllendorff (1830-1902), Gust. Zahn (1846-1918), Martind' Huart (1852-1922), Arthur Herchen (1850-1931), Jules Keiffer (1853-1938), Jean Karels (1854-1926), François Bielecki (1859-1918), Jean Thill (1854-1938), Nic. Sevenig (1860-1914), Eugène Tedesco (1829-?), Michel Stronck (1833-1901), Adam Goedert (1828-1870), Victor Sturm (1850-1905), Joseph Crochet (1860-1894), Alfred Houdremont (1860-1919), Henri Ahnen (1866-1934); J. B. Wolff (1795-1866); Nic. van Werveke (1851-1923), Michel Glaesener, Eugen Wolff (1865-1908), J. P. Kauder (1869-1933), Jacques Meyers (1862-1916), Louis Housse (1829-1879), Jos. Paquet (1804-1858), Ant. Namür (1812-1869), J. B. Fresez (1800-1867), Mich. Engels (1851-1901), Aug. Müllendorff (1832-1910), M. de Waha (1842-1916), A. de Colnet d' Huart (1821-1905), A. Moris (von 1848-1864 mit den Physikkursen betraut, geboren 1817 in Creutzheim, als Student im Athenäum schon mit Deutschunterrichtsstunden belastet, um den erkrankten Stammer zu ersetzen) und hundert anderer auf irgendeinem wissenschaftlichen oder künstlerischen Gebiete geschaffen. Namen stehen hier nur als partes pro toto. Hinter ihnen erheben sich, für die Augen der Eingeweihten, die langen Reihen jener Pädagogen, Historiker,

Mathematiker, Physiker, Chemiker, Literaturhistoriker, Maler, Musiker und Sprachschöpfer, die dem Geistesstrom der Heimat von ihrem Geiste Wesentliches zuführten, das im Gesetz des großen Ganzen nun mit- und fortwirken muß. Vergessen sind sie keineswegs, da sie aufgezeichnet sind in Einzeluntersuchungen, von denen die beste wohl 1939 unter dem Titel: „Un siècle de vie intellectuelle. 1839-1939. Journal des Professeurs“ erschien.

Was Luxemburg auf den erwähnten Gebieten mit einem Mal an Überfluß hervorzubringen schien, um es leichtlich an die Nachbarländer abzugeben, ermaß Professor Albert Gloden an den Mathematikern und Physikern, die in der Zeit der Mehrheimatlichkeit (1830-1839) und nachher ihren Wohn- und Wirkort nach Belgien verlegten. Außer Anton Meyer, dem dichtenden Rechenmeister (1801-1857) entdeckte er noch viele andere, darunter J. P. Basseur (1802-1868), Michel Steichen (1804-1891), Mathias Schaar (1817-1867), Josef Neuberg (1840-1926), J. P. Schmit (1817-1903), Prosper Schorn (1830-1898), Nic. Ad. Breithof (1840-1901) u. Nic. Sibenthaler (1865-1946). Auch diese Aufzählung ergibt nur eine Teilsicht auf die geistige Landschaft, welche das Großherzogtum dort kennzeichnet, wo die Interdependenz der Kulturströmungen von Land zu Land ihre beste Illustration zu erhalten vermöchte.

## NAMENLOSE VORSPIELE

Die Anfänge der deutschluxemburgischen Literatur lagen vor der achtzehnten Jahrhundertwende. Es bedurfte wohl kaum der ausgedehnten Untersuchung von Professor M a t h i a s T r e s c h, um den Nachweis zu erbringen, daß Reimer und Sänger aus der damaligen Heimat ein Terrain bebauten, das weniger für die Überlieferung von Glanznamen als für die Vermittlung von poetischen Unbeholfenheiten fruchtbar sein konnte. Gedicht- und Liedverfasser verschwanden hinter den Versen, welche über manche Umwege ins Volk kamen und dort bewahrt, verändert, korrumpiert und weitergegeben wurden. Was M a t h i a s T r e s c h als Volkslieder aufzuspüren und festzuhalten wünschte, war nichts als Wortgut aus dem siebzehnten und aus dem achtzehnten Jahrhundert, dessen Herkunft nicht einmal dort fixierbar war, wo linguistische Besonderheiten oder historische Hinweise einen luxemburgischen Ursprung zu verbürgen schienen. Zumeist handelte es sich um geistige Importware, die in ihrer Fassung wie in ihrem Inhalte mehr Liebhaberei, Zeitvertreib, Macherei und Talentlosigkeit als Begabung, Kunstgefühl und Sprachbemeisterung verriet. Auch deutsche Nichtkönner schmuggelten gereimte Unfertigkeiten in Regionen ein, deren Menschen in jeder Beziehung zu arm waren, um aus Eigenem Goethe- oder Schillerreichtum zu erzeugen. Soldaten, die das Land in Dauerzügen, sozusagen, durchströmten, waren wohl die ersten schlechten Säer auf einem Gebiet, welches brach zu liegen schien für immer.

Zwei Lieder, welche zwischen 1792 und 1795 auf fliegenden Blättern in Luxemburg verbreitet wurden: „Lied eines Lützemburger Freijägers der Bruderschaft des heiligen Sebastianus“ und „Feldlied der Lützemburger Freyschütze“.

wurden vom Historiker Nic. van Werveke aufgefunden und dem Archiv der historischen Gesellschaft einverleibt. (1883). In seinem 1929 erschienenen Buche: „Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg“, druckte Nik. Welter die äußerst anspruchslosen, aber für den luxemburgischen Geisteszustand charakteristischen Verse nur teilweise ab, um dann auch ihre luxemburgische Herkunft halb zu bezweifeln. Nic. van Werveke dagegen war von der Tatsache überzeugt, daß sich in diesen Liedern „das edle, tapfere Gemüt des Luxemburger Bürgers nicht verleugnet habe“. Das erste lautete:

„Der Feind, der will hieher,  
Drum, Brüder, nehmt's Gewehr,  
Und zeigt, daß wir auch  
Nach unserer Alten Brauch  
Für unsern Kaiser streiten thun  
Und Lützburgers alten Ruhm  
Behaupten in der Zeit,  
Wo Europa im Streit.

Es geht für's Vaterland,  
Drum geb'n wir uns die Hand;  
Und kömmt der Feind heran,  
Niemand sei übel dran.  
Dann es ist eine verfluchte Hord,  
Die weder König, weder Gott  
Weder Menschheit noch kennt,  
Gesetz und Thron verbrennt.

Drum rüst euch Brüder all,  
Weil kommen kann der Fall,  
Dass die Barbaren hier  
Sich zeigen an der Thür.  
Dann fechtet all mit Heldenmuth  
Und achtet weder Gut noch Blut,  
Nein — nur auf Tapferkeit,  
Für die seyd all bereit.

Unser Herr General  
Der liebt uns allzumal,  
Drum seyet auch bereit  
Zu zeigen euch im Streit.  
Und sollt der Feind rücken heran,  
Dann fecht bis auf den letzten Mann,  
Und lasst nichts stöhren euch,  
Dann wir sind alle gleich.

Nun Brüder habet Muth,  
Uns're Hauptleut sind gut;  
Sie stehen an der Spitz,  
Heldemuth ist ihr Sitz;  
Sie verlassen uns nicht in Gefahr,  
Sie zeigen es zu offenbar:  
Sie sollen leben heut  
Und in all Ewigkeit."

Beim zweiten hieß es in einem bodenechten Gemisch der Sprachen:

„So wie die Alten, machens die Jungen auch;  
Darum, ihr Brüder, folget dem löblichen, tapferen Brauch;  
Greiffet zu Waffen und ladet die Büchse;  
Nehmet Patronen und Jagdtaschen mit;  
Schiesst sie zusammen wie Haasen und Fühse,  
Schiesset die Franken auf sechshundert Tritt.

Frisch auf, ihr Jäger, zeigt, dass ihr Schütze seyd;  
Zeigt euch voll Stärke, voll Ehr, voll Mut und voll  
Herzhaftigkeit.

Unserem Kayser und unserem Lande  
Sey unser Leben und Ehre geweiht;  
Dieses ist eines der heiligsten Bande,  
Das nie Soldaten und Bürger entzweit.

Wackere Schütze fürchten ja Räuber nicht;  
Kommt, Ohnehosen, sicher geht ihr mit zerfetztem Gesicht  
Wieder nach Hause. Dort könnet ihr sagen:  
Mes chers citoyens, ah! bleib sick doch da;  
Die Luxembourg ist kar nix abzujagen:  
Restez ici, ma foi, ça n'ira pas!

Es lebe Franz und auch seine Helden all,  
Die so oft muthig dem Franzmann gespielet zum feurigen  
Ball!

Unsre Anführer und unsre Hauptleute,  
Alle Gutdenkende leben hoch auf!  
Tod oder Sieg, das sey unsere Beute:  
Vivat es leben die Schützen hoch auf!"

Im Jahr der Umwälzung 1830 nahm die Zahl dieser Soldaten-Lieder mit Anspielungen auf luxemburgische Zustände zu. Ein Freiheitslied von damals lautete:

„Auf Luxemburger Felsenhö'n  
Der stolze Geist noch ruht.  
Der alten Eichen Gipfel weh'n;  
Noch wallt da tapfres Blut.

Warst immer mutig wie ein Leu,  
Ardenner Alpensohn!  
Auf Bergen ist der Mann nicht scheu,  
Ihm spricht kein Fremder Hohn.

Wilhelm! wir halten Hochgericht  
An fremder Schurkenbrut.  
Wir sind der Belgier Knechte nicht,  
Wir fühlen deutsches Blut.

Mein Gut ist nicht der Wölfe Frass,  
Und find' ich keinen Stein,  
Ich Felsensohn versteh' kein Spass,  
Ich schlag' mit Fäusten drein.

Er bettet unsre Heimath neu  
Der trotzige Gesell,  
Und schneidet Volk und Herz entzwei;  
Zum Land aus! der Rebell!

Die deutschen Eichen krachen noch.  
Beim Altar, Brüder! schwört:  
„Wir brechen frecher Buben Joch!“  
Es Gott im Himmel hört.

Im Süden lacht uns Rebensaft  
Und schöner Wiesen Grund;  
Im Norden wacht Walloner-Kraft  
In treuer Liebe Bund.

Wir reichen uns die Bruderhand  
Und schlagen stolz auf's Schwert:  
„Wer spricht uns da von Scheidewand?“  
Sind bessern Looses werth.

Und wenn kein Recht auf Erden ist,  
Lebt Gott im Himmel noch.  
Und ist der Britte nicht mehr Christ,  
Ist's unser Wilhelm doch.

Drum wacker auf die Dränger los!  
Lasst gelbe Fahnen weh'n!  
Der König sitzt nicht Hand im Schos;  
Die Sache wird schon geh'n.“

Ein zweites, das 1831 auch im Druck erschien, verriet  
eine sicherere Hand und einen firmeren Geist:



„Luxemburger Land!  
Fremde Rebellen erpressen,  
Was du mit Ehre besessen,  
Reuiges Land!  
Ringe die Hand.

Hebe die Hand!  
Wollen nicht fremde Rebellen  
Haben zu Liebesgesellen.  
Walener Land!  
Reiche die Hand.

Ringe die Hand!  
Niederland harret ein Retter,  
Noch hat Oranien ein Zepher.  
Muthiges Land!  
Hebe die Hand.

Reiche die Hand!  
Eile vom traubigen Hügel,  
Muthige Liebe hat Flügel.  
Reiche die Hand,  
Moseler Land!

Grasiges Thal!  
Munter die Knäblein hier reiten,  
Wacker die Jünglinge streiten.  
Grasiges Thal!  
Gürte den Stahl.

Alle zumal!  
Willst du die Brüder verkaufen?  
Und mit dem Blutgeld entlaufen?  
Alle zumal  
Zucket den Stahl.

Gürtet den Stahl!  
Unsere liebenden Gauen  
Wollt ihr in Bruchstücke hauen?  
Zucket den Stahl  
Alle zumal.

Heiliger Gott!  
Sind wir denn arme Polyben,  
Wo sie die Scheidekunst üben?  
Treibet keinen Spott;  
Heilig ist Gott.“

Ein drittes, welches „Der Luxemburger Soldat“ hieß und in seiner sprachlichen Mischung den heimatlichen Bilinguismus einem preußisch klingenden Hurra-Patriotismus dienstbar machte, kann wohl kaum als das Werk eines Eingeborenen identifiziert werden:

„Der Luxemburger ist bekannt  
In alt und neuer Zeit;  
Die Burg ist nicht gebaut auf Sand,  
Das weiss man weit und breit.  
Ich bin ein Mann wie Stahl und Stein  
Und trinke Weinchen wie am Rhein.  
Hurra! Hurra!  
Vivat Luxburgia!

Im Nord mein welscher Bruder wohnt,  
Der war nie ein Rebell;  
Denn Kraft und Treu das Bergvolk kront,  
War stets mein Kriegsgesell.  
Was will der Seelenkäufer da  
Mit seinem neuen Lirumla?  
Schlag Hand in Hand  
Im alten Vaterland.

Den Pfortsheim sah ich stolz zu Ross,  
Er war ein Latour's Held;  
Auf die Brabänder sprengt' er los  
Und schlug sie aus dem Feld.  
Der hatte dir Dragoner-Muth  
Und warmes Luxemburger Blut.  
Hurra! Hurra!  
Vivat Luxburgia!

Die Luxemburger Jägerschaar  
Ist mir gar wohl bekannt;  
Ein kouragirtes Freikorps war,  
Im alten Vaterland.  
Dem Carmagnol das Licht blies aus  
Im ächten Jäger Saus und Braus.  
Pink pank! Pink pank!  
Franzos vom Gaule sank.

Und kamen sie nach Haus zurück.  
Dann schäumte Moseler Wein;  
Dann sprachen sie vom Wagestück,  
Vom klugen Schimmelein.  
„Der Schmuckler ist ein Teufelswicht,  
Er scheut die tollen Hunde nicht.“  
Klink klink! Klink klink!  
Der Schmuckler war heut flink.

Das hundert achte Regiment  
War in der Welt berühmt,  
Das war im Feuer! Sakrament!  
Da hab' ich bei gedient.  
Das ging dir wie Kanonenschuss,  
Im Vivat über Bach und Fluss.  
Hurra! Hurra!  
In die Victoria!

Und wenn die charge im Stocken war,  
Da rief Napoleon:  
Herbei mit der Ardennerschaar,  
Marchez sur leur canon!  
Da stürmten wir wie rasend ein,  
Und mussten immer Sieger seyn.  
Hurra! Hurra!  
Vivat Luxemburgia!

Der starke Luxemburger Bär  
Ward oft von Haus versandt,  
Er dienen musst' in fremdem Heer,  
War ohne Vaterland.  
Jetzt trägt er Herzogs Fahne aus,  
Ist eigner Herr in seinem Haus.  
Hurra! Hurra!  
Vivat Orania!

Sein Herzog ist ein stolzer Fürst,  
Sein Haupt vor Gott nur neigt.  
Die Welt einst lag vor Frankreich's List  
Im Staube tief gebeugt.  
Da stand Oranien stolz allein,  
Wie Luxemburger Felsenstein.  
Hurra! Hurra!  
Vivat Orania!  
Hurra! Hurra!  
Vivat Luxemburgia!"

All diese lautstarken und vaterländisch aufgestopften Strophen ähnelten durchaus einer Verherrlichung der „Luxemburger Jäger“, welche 1843 im „Diekircher Wochenblatt“ von einem W. der Öffentlichkeit zur Bewunderung unterbreitet wurde. W. war kein geburtsechter Luxemburger, sondern der zugewanderte Lehrer M. G. Zacharias Werner, der in Echternach und in Mersch seine pädagogischen, in Diekirch aber seine poetischen Fähigkeiten nachzuweisen versuchte. So könnten denn auch die andern Soldatenlieder von Immigranten seiner Art und Erleidern fremder Okkupa-

tionsgewalten „geschenkt“ worden sein. Sein Poem ging nämlich so:

„Die Luxemburger Jäger sind  
Recht wack're Kamaraden  
Sind aufgeräumt bei Sturm und Wind  
Gleichwie bei Wachtparaden,  
Gesund an Leib und frisch an Muth,  
Gewachsen ihrem Stande,  
Weih'n sie mit Lust ihr junges Blut  
Dem lieben Vaterlande.

Die Luxemburger Jäger sind  
Dem Fürsten treu ergeben;  
Und wie ein Vater seinem Kind  
Vertrauet Gut und Leben,  
So wird auch Wilhelm unverzagt  
Dem Jägerkorps vertrauen;  
Er darf getrost bei Tag und Nacht  
Auf ihre Treue bauen.

Wird einst das Vaterland bedroht,  
Des Fürsten Recht gekränket,  
Durch fremde Habsucht Kriegesnoth  
Dem Lande zugelenket;  
Dann ste'hn die Jäger frank und frei  
Auf ihren sichern Posten;  
Dann mag der Feind das schnelle Blei  
Der Luxemburger kosten.

In Echternach, am Sauerstrand  
Seht ihr die Fahne wehen,  
Wo wir, für Fürst und Vaterland,  
Als treue Jäger stehen:  
Da führen wir, nach Jägerlust,  
Ein immer fröhlich Leben,  
Und trinken recht nach Herzenslust,  
Den süßen Saft der Reben.

Frischauf, ihr Jäger! wohlgemuth  
Zum Waffenklang geeilet,  
So lang das Schwert im Schafte ruht,  
Der Friede bei uns weilet;  
Daß einst die edle Waffenkunst,  
Dem Vaterland zu nützen,  
Gewähre der Fortuna Gunst  
Den Luxemburger Schützen.

W.\*

---

\* Alfons Ennesch druckte in Schrift Nr. 26 seiner „Skizzen und Bilder aus dem luxemburgischen Bundeskontingent zum deutschen Heere“ (vor dem 2. Weltkriege) das Lied ohne Verfasseramen ab; seine Korrekturen des Urtextes waren nicht glücklich.

Als wirklich luxemburgisches Donum, namentlich verbrieft und urkundlich greifbar, dürfen immer noch die vierzig Verse gelten, die der Sohn des Viandener Bürgermeisters Gerard Gottlob Wunderlich, Michel Wunderlich, im Jahre 1766 dem Bürgerbuch des Städtchens einverleibte. Michel Wunderlich war der Begründer dieses Bürgerbuches und der erste neuhochdeutsche „Sänger“ in einer Oursiedlung, deren Schönheit wohl meisterlichere Dichterverworte verdient hätte, als sie der wohlmeinende Reimer verfaßte:

„Halt lieber Leser still  
Noch eines thut hier fehlen.  
Ganz kurz dies sagen will, mit Wenigem erzählen,  
Daß nämlich dieses Buch gestellet seyn worden /:  
Wie du gehört genug /: inhaltend viele Sorten  
Halb alt, halb neuer Sachen, so hier sind vorgegangen  
So uns, — dir Ursach machen dies Buch jetzt anzufangen  
Mit angesetzter Zeit, mit Meldung der Regenten /.  
So ist meine Schuldigkeit kraft habenden Patenten  
Der Herrn unseres Ort's und Grafen gleichen Namens /:  
Gott segne immerfort den edlen Nassau Stammen :/  
Gemeldeten Regenten allhier auch beizuzollen.  
Jetzt wirst du nun von mir, was auf dem Blatt thut fehlen.  
Vianden wer verachten will

Der lese dies, und schweige still:  
Mein lieber Patriot, wir Bürger insgemein  
Können dem lieben Gott nicht genug dankbar seyn,  
Daß er dies schlechte Land, so voller Berg und Leihen  
Mit seiner Gnadengand also thut benedeien.  
Er lasset Gnadengüß auf uns vom Himmel fließen,  
All Früchte unsers Landes mit Segen thut begießen.  
Mit Wunder man hier findet Obst, Früchte, schönster Sort,  
So man kaum wird antreffen im allerbesten Ort:  
Den Rebstock geh beschauen, ein' Traub' verkoste nur  
Im Munde wirst schier glauben als hättest Honig nur.  
Willst du in Garten-Speisen am Tische dich erquicken,  
In allen Häusern hier was Anders wirst erblicken,  
Von Obst, so allerhand dir man allhier kann zeigen  
In diesem rauhen Land, will hier ich gar still schweigen,  
Nüß, Äpfel, Birn und Praumen findest ja im Überfluß,  
So daß dir deren wohl wird machen schier Verdruß.  
Von essen hab' genug mit dir nun disputiret,  
Auf's Essen sich der Trunk von Rechten auch gebühret.  
Wohl auf, daß willst du trinken, ich kann dir schenken ein  
Bier, Wasser, Laue, Meth und auch den besten Wein.  
Ich glaub, ich seh dir's an, mit Wein in nassen Krügen,

Schenkt ihm die Gläser ein, so lang er trinken kann.  
Bis er gestehen wird, und sagen Jedermann:  
Glückselig dieser Ort, all Bürger insgemein,  
Und saget diese Wort: Hier möcht ich Bürger seyn.“

Nicht einmal das 1821 gegründete „Luxemburger Wochenblatt“ vermochte, unter deutscher Leitung, einen guten Dichtungsdurchschnitt erreichen zu lassen, da die erstveröffentlichten Gedanken- und Gefühlsanfänge in ihrer Versifizierung von einer geradezu erschreckenden Dürftigkeit waren. Das Niveau hob sich erst um 1826, als Theodor Lenz, Franz Pergameni und Louis Marchand aus der Stammer-Schule ihre poetischen Flugversuche von diesem unzulänglichen Startboden aus zu unternehmen wagten.

DER DICHTERPRIMARIUS  
FRANZ LUDWIG VON HONTHEIM (1768-1821)

Die Literaturgeschichte Luxemburgs für das deutschsprachige Schrifttum des neunzehnten Jahrhunderts muß mit dem Manne eines einzigen, zudem fast unzugänglich gewordenen Buches beginnen:\* mit Franz Ludwig Albert Hubert von Hontheim, der 1768 in Trier geboren und 1821 in Luxemburg-Eich begraben wurde. Seiner Vaterstadt zum Trotze, entstammte er einer altluxemburgischen Adelsfamilie, da seine Vorfahren in Dampicourt-Saint-Quentin (bei Virton) Schloß und Güter besessen hatten. Ihr berühmtester Nachfahre war wohl der Trierer Historiker, Rechtslehrer an der Trierer Universität, Bischof in partibus von Myriophite, erzbischöflicher Ratgeber, Suffraganbischof, Prokanzler der Universität, Episkopalist und Jesuitengegner\*\* Johann Nikolaus von Hontheim (1701-1790). Seine lateinische Hauptschrift, unter dem Decknamen Justinus Febronius 1763 in Bouillon veröffentlicht, beschäftigt sich mit den Verhältnissen der Kirche und mit der Legitimgewalt der Päpste. Sie versuchte eine Lösung der Frage, wie die dissidenten Sekten wieder in der christlichen Religion vereinigt werden könnten. Ihre Vorschläge riefen den sogenannten Febronianismus hervor, dessen Anhänger für eine Einschränkung der päpstlichen Befugnisse und eine Machterweiterung der Nationalkirchen kämpften. Die Heftigkeit der Auseinandersetzungen, nach der Ideenteilverwirklichung unter mehreren Fürsten, erzwang im Jahre 1778 den

---

\* Das Buch, 292 Seiten umfassend, erschien 1818 im Verlag, L a m o r t - Luxemburg.

\*\* Dennoch wurde ein Nachkomme der Hontheim-Familie, der 1858 in Olewig geborene und 1929 in Valkenburg gestorbene Josef, Jesuitenpater.

autorlichen Widerruf der Lehren. Nachwirkungen der von **G e o r g H e r m e s** katalysierten Gedankengänge machten sich später in zwei andern luxemburghörigen Männern, **Bischof L a u r e n t** und **Dr. E d. M i c h e l i s**, als Repulsionsgefühle und Eifererabwehrkräfte bemerkbar. Der Bewegungsauslauf im nachherigen Josephinismus sollte freilich noch andere Großmeister Luxemburgs infizieren.

Hier tut nicht not, zu wissen, ob sich der Kleinneffe **Franz Ludwig** zu den Auffassungen des Großonkels **Johann Nikolaus** bekannte; doch ist die Religiosität des Dichters ebenso wenig zu übersehen wie seine liberalisierende Mentalität, die dem Frauengeschlechte gegenüber leicht libertinagemäßig aufzutreten erlaubte. Der junge Ritter, dem nach den Universitätsstudien die Wanderungen zwischen Trier, Koblenz, Köln und Luxemburg anscheinend zur Gewohnheit geworden waren, wußte die Natur mit den Augen des Gläubigen — im Sinne der Aufklärung — und mit den Empfindungen des echten Dichters zu erleben. Sein Werk: „Vermischte Schriften“, das von **L a m o r t** in Luxemburg gedruckt und vertrieben wurde, erklärte sich wesentlich im Untertitel: „Verfaßt nach den Urkunden der Natur“.

**Franz Ludwig von Hontheim** las Bilder und Ereignisse seiner Umwelt gleich Dokumenten und übersetzte Ton und Farbe, Zustand und Bewegung in die gehobene Sprache des Bildungsmenschen, der auch Moralist und Philosoph zu sein vermag. Prosa war zumeist die Folge; sie zwang den Anschein auf, als sei die Übertragung wortgewordene Naturbeschreibung oder objektive Erzählung einfachster Vorgänge; allein es blieb immer nur die subjektive Darstellung des Geschauten, Empfundenen und Erlebten. Für den Berichtenden gab es stets ein Gegenüber; bald redete er die Kinder an, — das Buch beginnt mit den Worten: „Geht in die Welt, meine lieben Kinder . . .!“ — bald sprach er zu sich selber oder mit sich selber, und bald wandte er sich direkt an die unsichtbaren Mächte, von denen er sich eingefangen wußte. Hin und wieder gerannen ihm die Deuterworte zu einprägsamen Versen, welche er den Deskriptionen einverleibte, um so der Schaulust auch ein Hörvergnügen beizugesellen:



„Wie süß ist's, in der Unschuld Freuden  
Ein voll-empfindlich Herz zu weiden!  
Stets spiegelt der Vergnügten Brust  
Ein heitrer Geist die reine Lust  
Vom längst verlebten stillen Glück  
Verjüngt und anmutsvoll zurück.“

Die vermischten Schriften wurden — im Manuskripte, das die luxemburgische Nationalbibliothek erworben hat, fein säuberlich vermerkt — zwischen 1789 und 1816 in Trier, Koblenz, Trier, Luxemburg, Köln, Koblenz, Luxemburg, Koblenz und Luxemburg niedergeschrieben, aber nicht in der chronologischen Folge der Entstehungszeiten eingetragen; das geschah erst später, nach einer thematischen und gedanklichen Anordnung, die den Phasenablauf kaum noch berücksichtigte und die fünfunddreißig Kapitel um eine Zentralidee (die es gar nicht gab) zu gruppieren versuchte.

Die Überschriften der Einzelaufsätze: „Die Olewig oder mein einsames Lieblings-Thälchen“, „Vergnügliche Erforschungen der Naturschönheiten“, „Der Winter beobachtet in ländlicher Hütte“, „Das Wetter“, „Thyrsis, eine Idylle“ oder „Der Busch-Brand, ein aufregendes Bruch-Stück“ zirkeln mit dem äußeren auch den inneren Horizont des Darstellers sichtbar und sinngemäß ab und lassen den Rundlauf seiner Gemütsaufwallungen ahnen: in einer wirbellosen Sphäre von Ruhe und Stille lösen Besinnlichkeit, Ernst, Verlangen und Heiterkeit einander ab, so daß die Letzterkenntnis des Dichters sich im Vierzeiler einprägen und ausdrücken darf:

„Wie unerschöpflich ist, o Vater, deine Güte!  
Nicht nur der Wonnemond, nicht nur die Zeit der Blüte  
Sind Werke deiner Huld; selbst durch des Winters Grauen  
Kann man der Allmacht Kraft, der Liebe Wunder schauen.“

„Der schöne Morgen“, „Die Blumen-Wahl“, „Sehnen und Triumph“ sowie andere Aufsatzbenennungen täuschen allerdings eine Gemütlichkeit als Dauerzustand des Zufriedenen vor, der wahrhaftig, als Erforscher der Umwelt, zu fröhlichen Stunden gekommen wäre und deshalb das Geheimnis seiner Beglücktheit sangesmäßig verraten dürfte. So gibt er es denn preis:

„Wer rührt da die regenden Saiten,  
Wer lockt da den schmetternden Schall?  
Was winken mir herzende Freuden  
Der jubelnden Schöpfung im Thal?

Schon lachen dem Freuden-Erwecker  
Verbündete Wesen zu Dank;  
Ihm schallen die prangenden Äcker,  
Ihm schmettert der Vögel Gesang.

Nur auf da zum jauchzenden Schooße,  
Zur lockenden falbigen Flur.  
Dein wartet, damit sie dir lose,  
Die täglich verjüngte Natur.“

Allein nach dem schönen Morgen gab es auch den traurigen Mittag, nach der Abendröte das Gewittergrauen (welches Franz Ludwig von Hontheim nicht eigenwörtlich als Erlebnis schilderte, sondern kurioserweise in der Beschreibung des Thomson'schen „Sommers“ vorstellte, den er nach einer französischen Übertragung ins Deutsche übersetzte). Stimmungen, die vom Unruhigen, vom Überlauten und vom Ungewöhnlichen hervorgerufen wurden, störten die Beschaulichkeit des Dichters, indem sie seine Ausgewogenheit zerschlugen; flugs verwandelte sich das Vergnügliche und wurde, in der Schreckhaftigkeit des Augenblicks, zu einem Warnstoße mit metaphysischem Verebben:

„Wann sich düstre Wetter heben,  
Christen, denkt euch das Gericht.  
Sinn der Sünder zagend Beben,  
Wann der strenge Richter spricht,  
Gottes Warnung macht zu Nütze,  
Wann er in der Donner Blitze  
Euch in Allmacht-Worten spricht.  
Drum, wann euch die Donner schrecken,  
O, verlacht ihr Dräuen nicht,  
Laßt euch lenksam durch sie wecken,  
Gruß zu zollen, eure Pflicht!  
Wer kein Vater-Warnen achtet  
Und sich nicht zu bessern trachtet,  
Den trifft billig das Gericht.“

Franz Ludwig von Hontheim war nun nicht nur ein Wanderer durch die Jahreszeiten, er gehörte auch einer Epoche an, die das Natürliche zu verkehren, das

Menschliche zu enthumanisieren und das Behäbig-Bürgerliche abzumurksen drohte. Die Französische Revolution, die napoleonischen Kriege und die Freiheitskämpfe ließen mit einem Male seine Zeitgebundenheit erkennbar werden in „Siegesliedern und andern Aufsätzen, verfaßt nach den Umständen der Zeiten“ sowie in „Oden und Aufsätzen in gebundener Schreibart, nach der Tagesordnung ihrer Verfassung“. Diese poetischen Stellungnahmen zu den politischen Ereignissen besaßen in allem, bei verminderter Amplitude, den geistigen Pendelausschlag seiner Dichterbrüder aus Deutschland und Österreich: waren sie insgesamt zu Beginn der Grillparzer'schen Ansicht gewesen, Napoleon sei zu groß für seine kleine Zeit, so fingen sie um 1810 an, ihn nur noch als Pestvirus am Riesenkörper Europas zu schauen. Der ersten Freiheitsintoxikation durch die Bastille-Erstürmer folgte bald ein Ernüchterungsrusch mit hundert himmlischen Beschwörungen und tausend höllischen Invektiven.

Franz Ludwig von Hontheim, der in der Anfangsperiode ein maßvoller Nachahmer von Eichendorff, Novalis, Klopstock, der Brüder Schlegel und des Grafen Leopold von Stolberg hätte sein können, wurde schließlich zu einer Mischung von Görres und Kotzebue, wobei er freilich das echte Pathos des Lyrikers durch Heftigkeit und den Innenbrand der Sprache durch den Ausstoß verbaler Derbheiten ersetzte. Die aufplatzende Bissigkeit seines Wesens bekannte er selber durch die Niederschrift von „Beißen den Bemerkungen“. An ihnen entzündete sich, ein halbes Jahrhundert später, der literarische Zorn der Wochenschrift „Das Vaterland“ von Nikolaus Steffen so stark, daß dieser Hontheim's Gesamtschaffen nur durch den Operngucker eines gegen Napoleon gerichteten Doppelverses in Stallungensprache zu sehen und dementprechend herabzusetzen vermochte:

„Was Hr. de Hontheim betrifft, so kömmt es uns schwer an, ihm den Namen Dichter wirklich beizulegen, obgleich er ein Bändchen gereimter Sachen im Drucke herausgegeben hat. Es herrscht in diesen Sachen soviel Schwulst, eine solche Pedanterie, so viel Geschmacklosigkeit, daß es für den Verfasser wohl das Beste ist, wenn man über seine Gedichte tiefes Schweigen beobachtet...“

Auch an diesem Exempel luxemburgischen Literaturschaffens durfte der ältere **Steffen** sich großartig versehen. Zwar wußte **Franz Ludwig von Hontheim**, Einnehmer auf dem Limpertsberg und Mitglied der „Etats provinciaux“ als Vertreter des Ritterordens (vom 1. Mai 1818 bis zum 1. Juni 1821), von Zeit zu Zeit auch die verdünnte Essenz von Esprit und Humor zu bieten, allein sie äußerte sich nur in etlichen scharfgeprägten Epigrammen oder in einer Reihe von Stammbuchversen, die den Schlußteil des Buches ausmachen und durchwegs die Glätte und die Geschmeidigkeit dieses Vierzeilers erreichen:

„Nun, mein Mädchen, das ich liebe,  
Weih mir auch im Gegentriebe  
Gern das Herz und gern den Sinn!  
Gott, was ich dann glücklich bin!“

Vom Ritter **Franz Ludwig von Hontheim** besitzt die luxemburgische Nationalbibliothek ein weiteres Manuskript, das die Geschichte Frankreichs und der Kirche während der Revolution relieflos erzählt. Für seine (möglichen) Leser eher, als für sich selber, führte er eine Schriftenselektion aus deutschen Dichtern durch, um an **Gotter**, **Jacobi**, **Kleist**, **Matthison**, **Bürger**, **Schiller**, **Langbein**, **Voss**, **Schwab**, **Salis**, **Conz**, **Pfeffel**, **Bernhardi**, **Gessner**, **Schreiber** und andern nachzuweisen, wie sehr die eigenen Vokabeln den poetischen Ausdrücken seiner Kollegen ähnelten. Das Unternehmen war, schon in der stillen Voraussetzung, die lieben Luxemburger vermöchten nicht ganz den Schwüngen seines Geistes zu folgen, ein literarisches Husarenstückchen. Die Veröffentlichung dieser Kuriosität gelang nun nicht, und zu Recht wurde das Manuskript in luxemburgische Archive eingebettet.

Dennoch wäre dieser Dichter, der ein dauernd schwankender Liebhaber Triers und Luxemburgs blieb und sich erst ad ultimum für die Hauptstadt des Großherzogtums entschied, im Vergleich zum plötzlich auftauchenden und gleich kulturtüchtig einwirkenden **Heinrich Stammer** der bessere Förderer der werdenden jungluxemburgischen Dichterschule gewesen.

DAS FRANZÖSISCHE WIDERSPIEL:  
AUGUSTE CLAVAREAU (1778-1864)

Auguste Clavareau, der Mann zwischen den Jahrhunderten, der Wanderer zwischen den Heimatländern, der Dichter zwischen den Sprachen und der Schöpfer zwischen den Formgattungen, dürfte wohl für seine Zeit am trefflichsten die Wahrheit der Behauptung illustriert haben, der begabte Luxemburger erreiche niemals die Glorie des genialen Gestalters, weil er auf den stofflichen wie auf den geistigen Gründen ohne feste Wurzeln bleibe: auf keinem Erdreich könne er, so wörtlich wie bildlich gemeint, „daheim“ sein, weil die Unbeständigkeit seine Triebkraft und die Befremdung seine Wirkweise sei!

Dieser Clavareau war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Luxemburg geboren, in Hasselt und Tongern zur Schule geschickt, als Zehneinhalbjähriger ins Athenäum nach Luxemburg gebracht, dort mit den alten Sprachen und den neuen Wissenschaften bekannt gemacht, wieder in die flämischen Landstriche versetzt, in holländische Dienste genommen und als französischsprachiger Dichter in Belgien und in Holland akzeptiert worden, wo er, außer seinen Berechnungsprüferarbeiten, aus mindestens vier Zungen poetische Übertragungen vornahm und das Luxemburgische allmählich vergaß.

Eine einmalige Erscheinung in diesen Jahren der inneren Unruhe und der äußeren Migrationen, da Landsleute in Scharen nach den fernsten Weltteilen wie nach den nächsten Ländern zogen, um coram universo ihr fraglich gewordenes Kosmopolitentum zu beweisen! Waren sie wirklich echte Weltbürger, als sie sich in Argentinien, Brasilien, den Vereinigten Staaten, Belgien, Holland oder Deutschland niederließen und die Schnelligkeit ihrer Akklimatisierung eher als

die Unerschütterlichkeit ihrer nationalen Eigenart zu dokumentieren unternahmen? Waren sie überzeugende Sprachphänomene, als sie andere Ausdrucksweisen adoptierten, ihrer eigenen unnatürliche Akzente gaben und ihren höchsten Stolz vielleicht in der literarischen Meisterung dieser oder jener Lehnzunge bekannten? Waren sie ursprüngliche Gestalter, von den Urgründen des herrscherischen Wortes her und aus den Innenschächten des aufgerüttelten Sehers empor, geistesreicherobernde Schöpfer nach Ahnung und Gefühl, nach Lust und Verklärtheit, wenn nicht nach Leid und Leidenschaft?

Fruchtbar war dieser Auguste Clavareau ohne Zweifel, vielleicht galt er als Polygraph bei Leuten, denen Victor Hugo ein Maßstab und Abbé Fr. X. de Feller kein Exempel bedeutete. Zwischen 1819 und 1860, zwischen seinem fünfunddreißigsten und seinem achtzigsten Lebensjahre, veröffentlichte er nicht weniger als vierundzwanzig Bücher und zahllose Beiträge in periodischen Publikationen. Für die Fixierung seiner Lebensdaten freilich ist Vorsicht geboten, da die lexikalischen Angaben sich von Fall zu Fall zu wandeln scheinen. Larousse vermittelt die nachfolgenden Erkenntnisse:

„Auguste Clavareau, littérateur hollandais, né à Luxembourg, le 19 septembre 1778, mort à Maestricht, le 6 mars 1864. Il entra vers 1807 dans l'administration des droits réunis et, devenu vérificateur de la comptabilité, prit sa retraite en 1845. Il a donné à profusion des traductions et compositions poétiques ou dramatiques, publiées en volumes ou imprimées dans les journaux et revues. Ses traductions du hollandais, de l'anglais et de l'italien sont en langue française.“

Einheimische und belgische Biographiesammlungen vermelden dagegen, er sei in Luxemburg am 17. September 1787 geboren worden und in Maestricht gegen 1854 verstorben. Wahrscheinlich fordern beide Lesarten ihre Korrekturen, deren Notwendigkeit eher festzustellen als ihre Totalität durchzuführen ist. Sicher ist zum mindesten, daß der Dichter nach 1854 verschieden ist, da er 1855 und 1860 noch Schriften herausgab.

Von Clavareau's eigenen Schöpfungen waren die meisten Dramen oder Komödien. Die wichtigsten sammelte er in

zwei Bänden unter dem Titel: „Oeuvres dramatiques“ („Le Caton par amour“, 1819, „Mauvaise tête et bon coeur, comédie en un acte et en vers“, „Les Médisantes“, „Le Règne féodal“, „Un jour de fortune“, „Les solliciteurs de 1814“, „Bruxelles, 1828). Nachträglich ließ er drucken: „L’Inconnu ou le Merle blanc, comédie en un acte et en vers“, Liège, 1854; „Deux coeurs de femme, comédie en un acte“, Liège, 1855; und den Text zur Oper: „Guillaume le Taciturne“.

Seine Verssammlungen reichten von „La mort du Comte Egmont“ (1821, Paris) über „Poésies“ (Gand, 1821), „Poésies fugitives“ (Bois-le-Duc), „Les Harmonies de la Nature“, poème en cinq chants, suivi de „L’amour de la patrie“, poème, Bruxelles, 1826), „Eglantines, Pervenches et Cyprès, poésies morales et religieuses“ (Utrecht, 1854), „Fleurs de famille“ (Leyde, 1860) bis zur „Ode aux dieux de la Grèce“ (Gand, s. d.).

Diese Vielzahl an Werken stellte aber nur den geringeren Teil seiner Schriften dar; die umfangreicheren waren poetische Imitationen oder Übersetzungen nach Lord Byron („La fiancée d’Abydos, poème en deux chants“, Gand, 1823), mehreren holländischen Autoren („Etudes poétiques“, Gand, 1824), Helmers („La Nation hollandaise, poème en six chants, avec des notes“, Bruxelles, 1825), Feith („Le Tombeau, poème en IV chants“, Bruxelles, 1827), Tollens („Les Bataves à la Nouvelle-Zemble“, Bruxelles, 1828), Tollens („L’hivernage des Hollandais à la Nouvelle-Zemble, 1576-97“, Maestricht, 1838), Spandaw („Les femmes, poème en quatre chants“, Maestricht, 1833), Silvio Pellico („Françoise de Rimini, tragédie en cinq actes et en vers“, Liège, 1849), Manzoni („Le Comte de Charmagnola, tragédie en cinq actes et en vers“, Liège, 1851) und Withuys („Le parjure, épisode, tiré de l’histoire de l’Amérique du Nord“, Liège, 1852).

Über seine Übersetzungsart äußerte sich der Dichter in der Einleitung zu „La Nation hollandaise“ folgendermaßen:

„C’était sans doute une entreprise bien hardie que d’essayer de faire passer dans la langue française les beautés du poème de Helmers. Je suis loin de penser que j’aie eu assez de talent et de bonheur pour remplir une pareille tâche; mais glorieux de l’emploi de mes loisirs, j’ose compter sur l’indul-

gence de mes compatriotes. „La Nation Hollandaise“ est un chef-d'oeuvre de patriotisme et de génie. Qui n'admire avec quel art notre poète sait reproduire l'éloge de sa patrie sous mille formes différentes? Comme il saisit toutes les occasions de relever sa grandeur abattue et d'immortaliser les exploits de nos aïeux! Son poème, il est vrai, rentre quelquefois dans le genre descriptif; mais l'intérêt s'y soutient toujours. Helmers a suivi l'histoire, et a répandu une teinte dramatique sur tout son ouvrage. Plusieurs épisodes pleins d'élévation et de sensibilité l'embellissent et rompent l'uniformité qui règne ordinairement dans un poème sans action. Personne n'a lu sans une profonde émotion le récit de la mort héroïque de Byling, et les malheurs d'Egéron et d'Adéka.

Ceux qui chercheront à disséquer mon ouvrage avec le scalpel d'une critique sévère y pourront trouver des passages où je m'écarte un peu de l'original; mais je supplie ces aristarques de se rappeler, dans les comparaisons, que je n'ai pas la prétention de donner mon travail comme une traduction littérale, et d'avoir la bonne foi de convenir qu'il est souvent impossible de suivre Helmers fidèlement. Un traducteur, qui s'est imposé la tâche de faire connaître le génie d'un écrivain, doit s'occuper surtout du fond des idées, s'il veut approcher de l'effet que produit l'original . . .“

Die Mängel der Übersetzungen, welche zumeist poetische Approximationen waren, deckten sich genau mit den Schwächen des Dichters, der, als wesentlicher Stimmungsmensch, die dramatische Essenz zu leicht in Lyrismen auflöste. Seine verblüffende Leichtigkeit in der Versifizierung gängiger Gedanken und durchschnittlicher Gefühlsfassungen, gepaart mit einer auffallenden Passion für verböse und deskriptive Darstellungen, etwa im Sinne des „marchand de vers“ Abbé Jacques Delille und des virgilisierenden Jean-Jacques LeFranc de Pompignan, entzogen seinen Dichtungen das enthusiastisch spontane und begeisternde Fluidum. Das strömte glatt daher, fand keinen Halt für eine Sonderwelle, und floß dann ebenso glatt dahin, etwa so:

„Oiseau! que ta mélancolie  
Sait bien intéresser mon coeur!  
Hélas! tu perds plus que la vie:  
Quand la liberté t'est ravie,  
Plus d'espérance de bonheur.“



Oder auch so:

„Seigneur, daigne agréer mon encens et mes vœux.  
Un seul de tes regards peut rendre Abel heureux.  
Sur la terre, ô mon Dieu! comme au séjour des Anges,  
Tout, dans le monde entier, célèbre tes louanges:  
Les oiseaux rassemblés font entendre leurs chants  
Et redoublent pour toi leurs concerts ravissants;  
Les paisibles zéphyrs, d'une aile caressante,  
Balancent les rameaux sous la feuille tremblante;  
Le ruisseau du vallon, dans ses riants détours,  
Avec un doux murmure égare en paix son cours,  
Et son eau qui serpente au loin dans la prairie,  
Exhale les parfums de sa rive fleurie . . .“

Unglücklich war der Dichter zumeist bei der Auswahl seiner Sujets, die geradezu die Verkitschung herauszufordern schienen (beispielsweise „Die Kindsmörderin“ von Schiller oder „Werthers Leiden“ von Goethe); kamen sie daran vorbei, so hielten sie sich doch an einer naiven Versentimentalisierung schadlos. Manchmal gefiel er sich in einer gewissen Traumseligkeit, die mehr der Trauer als dem Gegenteil verdankte: „Le seul bonheur . . . ce sont les larmes de l'amour.“ „Venez, sur ma cendre sensible, Répandre une larme et des fleurs.“ „Des regrets, des soupirs, voilà tout mon partage.“

Eines war er bestimmt: ein guter Wortmanipulierer, der wohl nicht hinzureissen wußte, aber auch nicht abstieß; manchmal verstand er sogar ausgezeichnet zu gefallen. Konnte er kein Wolkenstürmer sein, so wollte er sich mit seiner Gärtnernatur, wie der Vergil'sche Corycius, zufriedenen geben:

„C'est là que, retiré sous un ombrage frais,  
Mon coeur aime à jouir des charmes de la paix:  
C'est là qu'admirateur de leur touche divine,  
Je relis tour à tour et Voltaire et Racine  
Quand l'air est rafraîchi par les vapeurs du soir,  
J'aide mon jardinier; je reprends l'arrosoir  
Et m'occupant alors de mes fleurs, de mes plantes,  
Je relève avec soin leurs tigues languissantes . . .“

Doch dieser unermüdliche Alexandrinerschmied ohne profundenes Lyrikervolumen hatte Resonanz. Seine Muse brachte Gold ein; und seine Güte reichte die unwahrscheinlich hohen Honorare an Hilfsbedürftige weiter. 1829 vermeldeten die luxemburgischen Athenäumsannalen:

„M. Clavareau, poète et ancien élève du Collège, vient de faire à la Caisse de la Société de Bienfaisance, à Bruxelles, un versement de 1700 florins, provenant du produit de la vente de sa traduction des „Bataves à la Nouvelle-Zemble“, publiée l'année précédente au profit des colonies agricoles du royaume.“

Diese „Bataves“ allein hatten 1828 nicht weniger als 1896 Subskribenten gefunden. Clavareau lebte im reinsten Dichter-Eden. Dennoch überfiel ihn dann und wann ein Heimweh:

„Mais l'homme qui dans sa jeunesse  
A quitté le sol paternel,  
Regrette et désire sans cesse  
Et son toit et son premier ciel...“

Zurück zur Heimat aber und zur Heimatsprache fand er nicht mehr, nicht einmal 1849 als er beim Tode des Königs Wilhelm II. zwölf Strophen Alexandriner an den „Courrier“ sandte.

## DIE STAMMER'SCHE „DICHTERSCHULE“

Noch bevor der neuhumanistische Dichter M. N. Müller zum Leiter des 1817 umorganisierten Athenäums ernannt worden war, bevor noch die in Luxemburg zugewanderten Professoren Heinrich Stammer und Yves-Hippolyte Barreau das Fundament zu ihren Lehrnovitäten gelegt hatten, waren in den verschiedenen Klassen Talente aufgetaucht, die sich, ohne Sonderanstoß und also aus Eigenem, zu ungewöhnlichen Leistungen durchzumühen begannen. Einzelne stellten sich, gleich zu Anfang ihrer Sekundarstudien, so ins Licht, daß ihr späterer Durchbruch, an Hand mitruhmsüchtiger Berater, nur die Bestätigung ihrer genuinen Stärken und persönlichen Eigenschaften war. An ihrer Spitze stand wohl Theodor Lenz aus Schrondweiler, der bereits auf der untersten Stufe seiner Scholarentätigkeit als Laureat erschien. Zwischen 1817 und 1830 machten sich als Preisträger jüngste und jüngere Kräfte bemerkbar, welche später führende Rollen im kulturellen Leben des Landes übernahmen, etwa in dieser — ergänzbaren — Reihenfolge:

1818: Martin Grechen und Jakob Didenhoven; 1819: Prosper de Haulleville; 1821 Franz Pergameni; 1822: Louis Marchand und Franz Landmann; 1824: Jacques Missy und Franz Pergameni (Großonkel von Marcel Noppeney, dessen Großvater 1824 gleichfalls ausgezeichnet wurde); 1825: Hubert Pergameni (wahrscheinlich ein Bruder von Franz, der bei den Jahresschlußfeiern erneut zu Ehren kam); 1826: H. Gloden (welcher von beiden, Heinrich oder Hubert? Da Heinrich damals zweiundzwanzig Jahre zählte, dürfte es sich um den fünf Jahre jüngeren Hubert gehandelt haben); 1827: die drei

Studenten Fr. Landmann, Fr. Clément und B. J. Warquin, welche einen preußischen Soldaten vor dem Ertrinken bewahrt hatten, erhielten für ihren Hingabeakt eine Belohnung, allerdings nicht über den Schulweg, sondern von einer „Société d'utilité publique“; Huberty, Wittenauer und Missy aus der Poesie-Klasse von Yves-Hippolyte Barreau besangen die Helden von Missolunghi (Professor A. Sprunck hatte unrecht, in den „Cahiers luxembourgeois“ zu schreiben: „Les poetae minores ne manquaient pas dans le Luxembourg de Guillaume Ier. Je n'ai trouvé parmi eux aucun émule de Victor Hugo ou de Lord Byron pour chanter les exploits des héros de Missolunghi“). Die Gedichte wurden am 17. November 1827 im „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ veröffentlicht. Eine deutschsprachige Verherrlichung derselben Kämpfer hatte Heinrich Gloden unternommen, welche später, unter dem Titel: „Neugriechenland“ Aufnahme in den „Eichenblättern“ fand); 1827: Peter Lentz aus Luxemburg und P. A. Lenz aus Schrondweiler; 1828: Jakob Diedenhoven, Viktor Klein, J. Stroesser und Pergameni; im selben Jahre trug Georg Wittenauer bei den Schulfeiern eine „Ode an die Musen“ vor; 1829: Viktor Klein und Jakob Diedenhoven\*, 1830: Viktor Klein in der Rhetorik.

Es waren Namen, deren Träger in der Mehrheit einer sogenannten Stammer'schen „Dichterschule“ angehörten; sie wuchsen rasch, zu rasch vielleicht, in die Literatur- und Kulturgeschichte des Landes hinein, obschon einzelne der Dichtung frühzeitig, durch den Tod oder durch die Austrocknung der Imaginationenflüsse, entsagen mußten.

War auch, für die Leitung der jugendlichen Poeten, die voluntas des Professors Stammer zu loben, so glich seine Führung doch weniger der kritischen Lenkung eines feinfühligem Kenners als der gefährlichen Züchtung von mehr oder weniger guten Versenfreunden, welche sich zu sehr auf den prosaischen Geist des Lehrers verließen. Auf diesem Gebiete brachte es die sensiblere Natur des Auchdichters

\* Die Schreibweise folgt jener der jeweiligen Dokumente.

Yves-Hippolyte Barreau zu besseren Schülererfolgen.

Im Banne Stammers entfalteten sich besonders: Johann Engling, Theodor und Peter-Adalbert Lenz, Anton Meyer, die Brüder Heinrich und Hubert Gloden, Louis Marchand, Franz Pergameni, Viktor Klein, Sempronius und Peter Klein, während Michel Rodange seine Sonderwegung und Félix Thyès wesentlich von Yves-Hippolyte Barreau beeinflusst war.

## 1. JOHANN ENGLING (1801-1888)

Als Johann Engling am 12. April 1821 im Athenäum, vor Studenten, Professoren und vielen Feergästen, Schillers Dichtung „An die Freude“ deklamierte, während sein gleichaltriger Freund, Theodor Lenz, Schlegels „Arion“ rezitierte, glaubte er noch, wie jener, an seine poetische Vokation. Die Überzeugung manifestierte er vier Tage später durch die Publikation, im Weiss'schen „Wochenblatt“, einer „Elegie auf den Tod von Johann Peter Reuter, Student am hiesigen Athenäum“:

„Die dumpfen Todtenglocken tönen,  
Des langen Leichenzuges Trauerklang,  
Und tiefer Brust entsteigend Stöhnen  
Begleitet, horch! den Grabgesang!

Im Zuge zu der Gräber Stille  
Führt seiner Freunde florumkränzte Fahn',  
Den erst in ros'ger Jugendfülle  
Zum Ziel' die Lehrer dringen sah'n.

Der Theure ist's, der Mutter Wonne,  
Dem sehnsuchtsvoll ihr jammervolles Ach,  
Es ist des Vaters Herbstessonne,  
Der seine Klagen folgen nach!

Gelöset sind die engen Bande  
Mit seiner Schulgenossen frohen Schaar,  
Er schlummert in dem Schattenlande,  
Der ihnen Freund und Bruder war.

Des Jünglings Wang', sie ist verglühet,  
Hin starb er in des Lenzes Blüthezeit;  
Die junge Pflanze ist verblühet,  
Eh' sie durch ihre Frucht erfreut!

Doch Heil und Segen ist dein Schlummer  
In deines frühen Grabes kühler Ruh';  
Der Erde Missgeschick und Kummer  
Schloss ewig sich dein Auge zu!

Sanft schlummere in des Grabes Hügel,  
Bis die Posaune aus des Himmels Höh'n,  
Nach aufgerissem Todesriegel,  
Allmächtig ruft zum Aufersteh'n!

In jenem Lande blühen wieder  
Die Blumen, die die Zeit hier abgepflückt,  
Dort freuen alle sich als Brüder,  
Die hier der Unschuld Kleid geschmückt.“

In dieser sprachlich ungelenken und gedanklich naiven Reimerei, die so gut gemeint wie schlecht gefaßt war, verriet der Zwanzigjährige nicht nur seine Herkunft aus der Stammerschen Leit- und Neidschule — die Manie der kk-Schreibweise hatte er, mit anderen Niedlichkeiten, dem „geliebten“ Lehrer richtig abgeguckt —, sondern auch die geistige und emotionale Distanz, die, auf den literarischen Hochebenen, den Christnacher Dichterlehrling vom kleinen Meister aus Schrondweiler trennte: besaß dieser den genuinen Drang zur Poesie und zugleich den rechten Spürsinn für das treffende Wort in der packenden Metapher, so hätte jener als das genaue Oppositum erscheinen müssen, wäre ihm nicht eine gewisse Besessenheit zur Satzskandiererei — doch ohne seherischen Hinter- und ohne pankompassiven Untergrund — zu eigen gewesen. Engling machte Gedichte, und Theodor Lenz erlitt sie; bei jenem kosteten sie Schweiß, bei diesem Tränen, — das unterschied sie ebenso, wie es sie voneinander schied. Tragisch an beiden Existenzen, die synchron sich abzuwickeln versprochen, war nur die Endverkehrung der Versprechen und ihrer Erfüllungen: der wahre Vates durfte nur wenige Verse vollenden, und dem ewigen Liebhaber der Poesie war gegeben, seine Reimerlust an viel zu vielen auszulassen. Lenz schied mit zweiundzwanzig Jahren dahin, und Engling erreichte das Vierfache dieser Lebensdauer.

Der unentwegt agierende Heinrich Stammer hatte 1819 dem jungen Musenritter das Zeugnis ausgestellt: „Actif, studieux, donnant plusieurs leçons avec succès...; écrit le mieux“. So hielt er denn auch auf Schaustellungen, die sei-

nen „Bestschreiber“ und Immerpreisgekrönten publiquen Ehren aussetzen: das sogenannte Prüfungsfest am Ende des Schuljahres bot dazu die doppelte Gelegenheit der öffentlichen Deklamation und der Verbreitung zweier Eigenschöpfungen von J o h a n n E n g l i n g: „Vor der Prüfung“ und „Nach der Prüfung“. Und es erwies sich, daß der Rezipitator dem Versefmacher überlegen war.

Allein die eigentlichen Neigungen des Abiturienten kamen weniger aus literarischen Vorlieben als aus tieferen und geheimnisvolleren Seelengründen. Es trieb ihn „ad altare Dei“, und im Herbst 1821 ging er ins Metzger und bald darauf ins Namürer Priesterseminar, wo er 3 Jahre später schon, am 30. November 1824, vorzeitig und also mit päpstlicher Dispens die heiligen Weihen empfing. Als Neopresbyter kam er nach Luxemburg und wurde Vikar von Sankt Peter beim Pfarrer Heinrich Dominik von Neunheuser. Mitte 1825 jedoch mußte der Seelsorger vor dem Pädagogen zurückstehen. Weil eine aufmerksam gewordene Schulkommission aus Echternach von ihm behauptet hatte: „Herr J o h a n n E n g l i n g aus Christnach, Kaplan in Luxemburg, alt 27 Jahre (was nicht stimmte, denn er zählte erst vierundzwanzig) war schon einige Zeit im Lehrfach thätig und ist allgemein hinsichtlich seiner literarischen und wissenschaftlichen Kenntnisse als ein sehr interessanter Mann bekannt. Die Commission hat sich besonders seiner Talente versichert, die ihn in einem hohen Grade auszeichnen“, mußte er, andern Plänen zuwider, am 14. August 1825 als Lehrer an die Echternacher Mittelschule, die sich zu einer Musteranstalt zu entwickeln versprach. Allein die Echternach-internen Verhältnisse wirkten sich so nachteilig aus, daß sämtliche Professoren abwanderten und Engling allein zurückließen, der dann, am 25. Oktober 1826, zum Schulregens ernannt wurde. Bald durfte er seinen früheren Mitschüler aus Luxemburg, A n t o n M e y e r, als seinen Mitlehrer begrüßen. Doch wurde die Zusammenarbeit mit den Lehrern und den Stadtleuten so schwierig, daß er 1828 Echternachs Klatschereien das Ohr verschloß und, wie viele andere, seinen Weg nach Belgien einschlug. In Gheel bei Antwerpen leitete er ein Gemeindekolleg, bis ihn die 1830er Revolution vertrieb. Im Februar 1831 wurde er Pfarrer in Longchamps bei Bastnach, im Ok-



tober desselben Jahres Professor am Seminar in Bastnach, wo er Naturgeschichte, Französisch und Latein dozierte. Als ihm 1835 der Philosophiekursus versagt wurde, kehrte er der Anstalt den Rücken und machte sich, irgendwo in Belgien, zum Hauslehrer einer reichen Familie.

Inzwischen hatte der Poet seiner Leier zeitweilig entsagt, um sich, etwas prosaischer, mit der Abfassung eines pädagogischen Lehrbuches zu beschäftigen. Am 1. April 1839 wurde er dann zum Pfarrer in Cruchten, am 2. Oktober 1841 zum Professor der Philosophie am Athenäum und am — entstehenden — Priesterseminar ernannt: endlich war er dort angelangt, wo er von Anfang an hatte hinstreben wollen! So war ihm endlich auch erlaubt, seine Ansichten „Über den Begriff der Philosophie“ praktisch, mit einer merklichen Verspätung auf all seine Erwartungen, zu verbreiten. Seine am 1. Juni 1849 abgeschlossene Untersuchung — die im Athenäumsprogrammhefte 1848/1849 veröffentlicht wurde — stellte er unter das, von Schiller entlehnte, Motto: „Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht“. Bevor er die Unentbehrlichkeit der Philosophie proklamierte, führte er, mit einem nachfühlbar gebliebenen Behagen, die Herder-Worte über die chaotischen Zustände in der Philosophie-Domäne an:

„Vor dem Einbruch des Christentums war die Philosophie das ausgeartetste Sophistenzeug, Disputierkunst, Trödelkram von Meinungen ohne Kopf und Gewißheit, eine mit allen Lumpen behangene Holzmaschine ohne Wirkung auf's menschliche Herz, geschweige denn der Wirkung, ein verfallenes Jahrhundert, eine verfallene Welt zu bessern.“

Das Objekt seiner Leidenschaft — denn er war naturaliter mehr Philosoph, als manche seiner denkfaulen oder gedankenlosen Zeitgenossen anzunehmen wagten — betrachtete er als eine Art „sapientia ex omnibus scientiis“:

„Unentbehrlich zumal erwies und erweist sich stets die Philosophie der allseitig gründlichen Wissenschaft, indem sie dieser ihre Gewähr und Unterlage gibt, bald in formeller und bald in materieller, bald in subjektiver und bald in objektiver Beziehung. An der Philosophie kann eigentlich keine Wissenschaft vorbei; allen ohne Ausnahme ist die Philosophie, wenig-

stens der Form nach, eine Begründerin, Erbauerin und Auslegerin und insofern, was dem hl. Augustin die Dialektik ist, „die Wissenschaft der Wissenschaften; auf sie hat man überall zurückzugehen, weil auf sie zurückgehen nichts Anderes ist, als auf die Vernunft zurückgehen, auf das Ebenbild Gottes in uns“.

Weder der Einzelmensch noch die Gemeinschaft vermag absolut auf die Philosophie zu verzichten: in dieser Feststellung schienen ihm sämtliche Denker, von Sokrates und Cicero bis zu Frint und Urbaghs, einig zu sein, so divergent und widerspruchsvoll sich auch die Definitionen dessen anhören mochten, was sie „Liebe zur Weisheit“ nannten. Etymologisch ließe sich das Wesen dieser Wissenschaft nicht mehr voll erfassen, weil auch die Sinnsubstanz der Einzelbegriffe sich gewandelt habe:

„Die alte Definition: „Philosophia est amor et studium sapientiae“ ist mithin keine Sach-, sondern eine bloße Namens-Erklärung. Selbst dann noch wäre sie keine Sacherklärung, wenn sie auch keinen bloßen Gemüts-, sondern einen Denk- oder Erkenntniszustand ausspräche, da ja vor alters das Wort „sophia“ nicht immer Weisheit sondern auch, besonders anfänglich, soviel als Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit, Tugend, Frömmigkeit, Einsicht, Voraussicht, Erfahrung u. dgl. bedeutete.“

Es hülfe auch nicht, das Wort zu übertragen und daraus eine „Weltweisheit“ im Deutschen und eine „scientia mundana“ im Lateinischen zu machen:

„Wegen ihrer Einseitigkeit und Ungeeignetheit hat man in neuerer Zeit die Benennung Weltweisheit abschaffen und durch Vernunftforschung, Vernunftlehre, Vernunft- oder Begriffswissenschaft, u. dgl. m. ersetzen wollen. Man sah aber bald ein, daß auch diese Bezeichnungen zu weit sind, ihren Gegenstand nicht spezifisch ausscheiden, und Philosophie und Mathematik in Eins zusammenfließen lassen.“

Nein, die Verfahrensweise mußte geändert werden, wollte man zu einem halbwegs guten Ende kommen. Wie wäre es deshalb mit einer historischen? Cicero und Sokrates, Pythagoras, Plato, Aristoteles, Strabo, Epikur, Seneca, Augustinus, Tatian, Origenes,

Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Hieronymus, Laktanz, Justin, Scotus Eriugina, Abälard, Bonaventura, Gerson, Thomas von Aquin, Baco, Hobbes, Descartes, Christian Wolff, Baumeister, Horvath, die früheren luxemburgischen Professoren Havelange, Bailly, Halle, Erpelding, D. K. München und die neueren deutschen Rasonierer, ihre französischen Kollegen und sogar der Luxemburger V. Trausch hätten zu diesem Probleme prachtvolle Formulierungen erdacht, ohne freilich an das gewünschte Ziel gelangen zu lassen: die Fassung der systematischen Definition:

„Eine systematische Definition, wie ich sie hier verstehe, ist diejenige, welche im Sinne eines vorgefaßten Systems, d. h. einer wirklichen oder bloß gedachten, den ganzen Bau der Wissenschaft durchdringenden, begründenden und bindenden, ihm Einheit und Abgeschlossenheit gebenden Idee, aufgestellt wird.“

Eine solche Wesenserfassung setzte natürlich die Mitberücksichtigung dessen voraus, was als „Gemeinsames“ und als „Gleichartiges“ erfaßbar wäre. Doch damit könnte nur der Weg vorbereitet sein für die einbeziehende Betrachtung einer Dreierschaft:

„einer leitenden und der Philosophie stets zu Grunde gelegten Idee,

eines natürlichen Zweckes

und der damit gegebenen Aufgabe, den Umfang dieser Wissenschaft abzustecken.“

Die umständliche Beschäftigung mit dieser dreifachen Forderung führte zur Einordnung der Feststellungen in einen ersten Ausdeutungsrahmen:

„Blicken wir zurück auf die Erörterungen der drei letzten Paragraphen und fassen ihren Inhalt summarisch zusammen, so stellt sich uns als derselbe offenbar dar: die Idee, der Zweck und Umfang der Philosophie, und mit diesen die Rationalität und Würde dieser Wissenschaft, die Sicherheit und Zuverlässigkeit menschlicher Erkenntnis, der Ursprung und die Wirklichkeit der Welt und ihrer Objekte, ihr Grund und ihr Verhältnis zu ihrem Grunde, die Bestimmung und Lebensaufgabe des Menschen.

Demnach wäre nun die Philosophie, klar und kurz definiert, eine rationale Wissenschaft von der Zuverlässigkeit unseres Erkennens, von der Wirklichkeit und Entstehung der Welt, ihrem Grunde und ihrem Verhältnis zu ihrem Grunde, so wie endlich von der Bestimmung des Menschen und seinem Verhalten zu deren Erreichung.

Sehen wir auf die Würde und logische Priorität sowie die ihnen entsprechende Rangordnung der in dieser Definition aufgezählten Gegenstände, so können wir die Philosophie, mit Beibehaltung desselben Inhalts, auch aufstellen als eine spekulative Wissenschaft von Gott als dem Urgrunde aller Dinge, von der Gewißheit des menschlichen Erkennens, von der Welt, ihrer Entstehung, ihrer Wirklichkeit und ihrem Verhältnisse zu ihrem Grunde, so wie von der Bestimmung des Menschen und seinem Verhalten zu deren Realisierung.

Mit Bezugnahme auf die Zweckordnung derselben Gegenstände können wir auch sagen: Die Philosophie ist die aus menschlichem Denken aufgeführte Wissenschaft von Gott, dem Grunde alles Seienden, von dem Menschen, dessen Ursprung, Erkenntnis, Bestimmung und pflicht- und rechtsmäßigem Verhalten zu deren Erreichung, so wie von der Welt, deren Entstehung, Realität, Ziel und Ende. Somit ist die Philosophie nichts Anderes als rationale Theologie, Anthropologie und Ontologie.“

Eine solche Vorstellung des Philosophie-Begriffes schien dem Deuter positiv, klar, deutlich, kurz, bestimmt, adäquat und angemessen zu sein. Sie ließe sich zwar kürzer fassen, doch läge in der Maximalprägnanz eine Gefahr:

„Aber vielleicht noch treffender und eben so kurz und bündig wäre ihr Ausdruck, wenn er lautete: Die Philosophie ist eine auf menschliches Denken gegründete Wissenschaft von Gott, der Welt und dem Menschen. So nehmen sie ja wirklich, wenn gleich mit Zusätzen oder Auslassungen, fast alle Philosophen alter wie neuer Zeit; und leicht wäre es nachzuweisen, daß die meisten durch sie aufgekommenen Erklärungen eigentlich nicht sowohl falsch, als vielmehr entweder überweit, oder zu eng, oder unvollständig, d.h. in einem Worte, unadäquat oder ungenau zu erachten sind.“

Bei diesen weitsichtigen Überlegungen hatte Engling nicht den Endpunkt seiner Ein- und Aus- und Überschau aus

dem Auge verloren. Das zwölfte Kapitel seiner Untersuchung zeichnete ihn mit Nachdruck hin:

„Es steht daher unbezweifelbar fest, was sich aus dem Sprach- und Zweckbegriffe der Philosophie von selbst ergibt, daß das Studium wie aller Wissenschaften so insbesondere der Theologie desto fruchtbarer und gedeihlicher sein wird, mit je mehr spekulativem Geiste und philosophischer Vorbereitung dasselbe betrieben wird. Der schlechten und unchristlichen Philosophie ist zwar bald zuviel, auch mit einer einzigen Silbe schon, aber der ächten Philosophie wird nie zuviel, auch wenn sie Tag und Nacht gehegt und gepflegt wird.“

Der Autor dieser Abhandlung — die, allen späteren Widersacheraussagen zum Trotz, von einer guten und leichtflüssigen Faktur war — durfte beides in einem sein: Philosoph und Theologe, obschon ihm eifertiger das *Ecce theologus!* als das *Ecce philosophus!* zuerkannt wurde, immer freilich mit jenem spöttischen Untertone, der von der *Englischen* Dichterei aus erklärbar war; immerhin wäre von den zahlreichen Prosawerken aus auch für die Poesie ein beifälliges und aufwertendes „...tamen est laudanda voluntas“ angebracht.

Fast dreißig Jahre lang unterrichtete *Engling* im Atheneum wie im Priesterseminar nicht nur Philosophie, sondern auch Deutsch und Naturgeschichte: Logik und Psychologie je drei Stunden im ersten Semester, Moral und Geschichte der Philosophie je drei Stunden im zweiten Semester, an den Oberkursen teils nach den Lehrbüchern von *Frint* und *Urbaghs*, teils nach eigenen Manuskripten; Deutsch drei Stunden auf Sekunda, zwei Stunden auf Prima des „Cours industriel“.

Der Löwener Universitätsprofessor *Gérard-Casimir Urbaghs*, ein zeitgenössischer Philosoph, der in seinem Lehrbuche Front gegen den Idealismus und den Rationalismus bezogen hatte, war, der *Englischen* Vorliebe zum Trotz, nicht gerade der empfehlenswerteste Lehrmeister, da seine Theorien ziemlich heftig in der Öffentlichkeit bekämpft und schließlich von Rom aus als gefährlich charakterisiert wurden. Zwar verbesserte *Urbaghs* die neue Auflage seines Werkes, allein die Korrekturen erwiesen sich als so unge-

nügend, daß der Dozent das Lehramt gegen den Ruhestand eintauschen mußte. E n g l i n g, der die Logik, die Ontologie, die Theodizee, die Kosmologie, die Psychologie und die Fundamentalphilosophie nach Urbaghs lehrte, wurde plötzlich gezwungen, auf das kontestierete Handbuch zu verzichten, um dann auch diesen Kursen selbstverfaßte Hefte unterzulegen. Vielleicht war sein Rücktritt im Jahre 1869 die letzte unliebsame Auswirkung der Löwener Ideen, obwohl der Mann erwiesenermaßen ein selbständiger Denker profunden Wissens und mit eigenen Seinserkenntnissen war. Seine Auffassung von der „Philosophie für Jedermann“ freilich fand nicht einmal die Zustimmung jener seriösen Hörer, die sich von den menschlichen und sprachlichen Eigenheiten des altgewordenen Weisen kaum beirren ließen.

So zog sich E n g l i n g ins ehrenvolle Privatleben zurück, weniger um darin sich auszuruhen, als um einer ändern Berufung zu erliegen: ganz ergab er sich archäologischen und historischen Studien, sammelte geschichtlich wertvolle Gegenstände, schrieb über Erdkunde, Denkmäler, Werke, Episoden und Persönlichkeiten der Vergangenheit, wurde Leiter der staatlich eingesetzten Historischen Sektion und entwickelte wissenschaftliche, schriftstellerische, touristische und seelsorgliche Aktivitäten, welche nicht immer vollkommen, dafür aber stets erstaunlich in ihrer Breitenwirkung waren. Auch über seine dritte — oder vierte — Profession, die Geschichte, äußerte er sich als Philosoph, 1874, in einer Ansprache vor den Mitgliedern des Großherzoglichen Institutes, die er „La philosophie des monuments historiques“ nannte. Archäologische Sammlungen enthalten für ihn eine „insigne philosophie“:

„C'est, à en croire cette philosophie, dans les monuments ou dans ce qui en est venu jusqu'à nous, que nous lisons les faits de l'histoire; c'est dans ces restes vénérables que nous voyons, pour ainsi dire, renaître devant nous notre passé et dans ce passé l'origine de notre présent.

Ces restes, à la recherche et à la conservation desquels nous consacrons nos soins et les dons du pays, attestent et constatent trois grands points qui méritent une appréciation plus approfondie: la patrie, la nationalité et la civilisation luxembourgeoise.“

Was die Nationalität bestimmte, waren wesentlich:

„L'unité d'origine, l'unité de croyance religieuse et l'unité de moeurs“.

Und die luxemburgische Zivilisation (absichtlich vermied er den gängigen Begriff der Kultur, getreu dem französischen Sprachgebrauche)?:

„Comme le présent ne s'explique que par le passé, de même la civilisation contemporaine ne s'explique que par la civilisation d'autrefois. Il en est encore de même de la civilisation de nos descendants, laquelle ne s'expliquera non plus que par la nôtre. „Scit quis praeterita“, dit le Livre de la Sagesse, ch. 8, „et de futuris estimat“.

Or, cette explication, de quelque côté qu'on veuille envisager la civilisation, qu'on la prenne pour le développement matériel, ou le développement moral et scientifique, ou le développement politique, cette explication, dis-je, devra toujours reposer sur les monuments“.

Aus solchen Gegebenheiten drängte sich ihm die Schlußfolgerung auf:

„Une population qui ne respecte pas ses monuments se déshonore elle-même. Une population qui se montre indifférente à l'égard de ses souvenirs historiques ou capable de les mépriser, ne mérite pas d'être indépendante et ne le reste pas longtemps. Cette assertion n'est que trop avérée. Si quelqu'un en doutait, le renversement insensé de la colonne Vendôme pourrait lui dessiller les yeux.“

Das alles erschöpfte, weder physisch noch geistig, den Menschen *Engling* und schöpfte auch nicht die Dimensionen seiner Fähigkeiten aus. Selbst der Kunst im weitesten Sinne ergab er sich, über den erzwungenen Rhythmengang seiner Sprache hinaus, welche er nur handzuhaben, nicht aber, von ihr geleitet, auch zu meistern verstand. Als Präsident des „Christlichen Kunstvereins“ (von 1861-1887) suchte er, eine Deutung des Gefälligen zu geben und die Bedeutung des Symbolischen zu erfassen. Leider wurden die Vortrefflichkeiten des klärwilligen Forschers vom philosophierenden Poeten, der sich die eigene Ästhetik aus einem Übermaß an Versen herauszieden wollte, merklich überschattet. Der weise Dozent einer „scientia divina“ war außerstande, die Unfertig-

keiten eines Skandierenthusiasten und die Einschläferungsgewalten eines Strophenbastlers zu entdecken, der, allen Mächten zum Trotze, sich den Sänger in der eigenen, aber engen Brust zu erhalten trachtete. So sang er denn mit mehr Eifer für die gute Sache, als Hellsicht für den Widerspruch zwischen Wunsch und Tat. Die Erprobung seiner höheren Kenntnisse und tieferen Erkenntnisse an den schöpferischen Vorgängen versuchte er in zwei Riesengedichten: „Die heilige Kunst als Eines und Vieles“ und „Die heilige Kunst in ihrem Wesen“. (hundertvierundvierzig und über dreihundert Verse).

Das erste, 1868 veröffentlicht, beginnt so:

„Kommt, Freunde, lasset uns zusammen  
Erschau'n den Geist der heil'gen Kunst,  
Den Grund, warum mit Sehnsuchtsflammen  
Wir nah'n dem Kind' der Himmelsgunst,  
Warum in ihm wir Eines finden  
Und Vieles doch mit ihm verbinden.

Die Kunst, des Menschen Trost und Zierde,  
Ersieget nie sich höh'rem Ruhm,  
Als wenn sie glüht für Gotes Würde,  
Als wenn sie schmückt das Heiligthum,  
Als wenn der Andacht Flamm' sie schüret,  
Als wenn zum Himmel sie uns führet.

Das Viele läßt sich nicht verhehlen,  
Aus dem die Kunst für's Höchste spricht;  
Die Kunst ist vielfach, wie das Wählen  
Des Stoff's, der Weis', der Seit', der Sicht,  
Des Sinns, zu dem sie je sich wendet,  
Wenn sie ein Ideal vollendet.

Doch Ein's nur ist es, dem sie fröhnet  
Als ihrem höchsten Zweck und Ziel':  
Die Ehre Gott's, von ihr ersehnet,  
Das Heil der Seelen, das sie will,  
Das Wahre, Heil'ge, ew'ger Frieden,  
Wonach sie rastlos ringt hinieden ...“

Das zweite, 1869 den Lesern vorgelegt, hat diesen Ausklang:

„Das Haus, wo Glaub' ist der Pilaster,  
Von dem Rubin der Lieb' umglüht,  
Wo Unschuld prangt als Alabaster,  
Wo smaragdgrün die Hoffnung blüht,  
Wo als Saphir das Dach verzieren  
Die Gaben, die von Oben rühren ...“



Wie schwingt sich da der fromme Dichter  
Im Geist zu Seraphsflug empor!  
Wie brennt sein Herz beim Schein der Lichter!  
Wie spornt ihn lauschend jedes Ohr!  
Wie wächst der Drang, dem er sich füget,  
Bis er den Lorbeer sich ersieget! . . .

O Harmonie, du Band der Sphären,  
Du Schöpferin des ew'gen Lichts,  
Du quillst, wo Sonnen sich verklären,  
Und wo du thronst, da fehlet nichts;  
Nur Reines kann mit reinen Seelen,  
Mit Gleichem Gleiches sich vermählen.

O mög' es dieser Kunst gelingen,  
Die kalten Herzen uns'rer Zeit  
Zu wärmen und zurückzubringen  
Zu Gott und Pflicht, zu Ruh' und Freud'!  
O möge sie, des Menschen Zierde,  
Ihm wahren seine höchste Würde!"

Es war nicht der letzte Pegasusritt des emeritierten Professors. Im September 1883 publizierte die Zeitschrift von **K a r l M e r s c h**, „Das Luxemburger Land“, unter dem Titel: „Der Lauergeist am Breitweiler-Steg“ diese gereimte Sage:

„Vor mehr bereits als sechszig Jahren,  
Da noch der Trunksucht Geister oft  
An Fels und Fluss gebannet waren,  
Da auch erschien meist unverhofft  
Und hämisch am „Breitweiler-Stege“  
Ein Lauergeist in off'nem Wege.

Zur Straf' dafür, dass selbst betrunken  
Er Blinde einst in's Laster zog,  
Sprüht' dann des Nachts er Feu'r und Funken,  
Wollt' bersten gar vor Wuth, wann noch  
Ihm lästig vor die Augen wankte  
Ein Spätling, der vom Glase schwankte.

Zwar regte sich der Geist nur wenig  
Des Morgens und bei Tagesmitt',  
Doch herrscht' er mächtig wie ein König,  
Sobald die Nacht ihm barg den Schritt:  
Dann stand er lauernd auf den Füßen  
Und spähend, wen er sollte büßen.

Drang Tag's schon aus des Geistes Munde  
Manch graus'ger Fluch und Schwur, dann ward  
Für ihn auch noch die Geisterstunde  
Der Zeitpunkt toller Abgrundsfahrt:  
Es sauste, brauste, flammte, rannte,  
Als ob schon Wald und Erde brannte.

Wer mochte da wohl nicht erblassen?  
Wie Eisen war des Starken Griff:  
Er sprang, den Flieh'nden zu erfassen,  
Ihm husch! auf Kopf und Haar und Riff,  
Er rang mit ihm aus allen Kräften,  
Als sollt' er an den Steg ihn heften.

Stets, wann er auch der Zecher viele  
Sah nah'n als eine Brüderschaar,  
Erkor sein Grimm zum nächsten Ziele  
Den Schwankenden, fuhr ihm in's Haar:  
Da galt's wie Hahn gen Hahn zu streben,  
Zu ringen galt's auf Tod und Leben.

Da galt's, dass Einer würgt den Andern,  
Ihn schleudert' platschend in die Fluth,  
Ihn zwänge tiefend auszuwandern,  
Zu lassen sinken Herz und Muth;  
Da galt's, dass von des Flüchtlings Rücken  
Der Sieger stolz konnt' um sich blicken.

Da galt's, dass Einer, überwunden  
Vom andern, beissen sollt' in's Gras;  
Dass Wandrer oder Geist, gebunden,  
Kaum Rücksicht fänd' wie Koth und Aas;  
Dass jählings Einer müsste weichen  
Entweder oder Göttern gleichen.

Plumpst' nun, wie ja geschah zuweilen,  
Vom Steg zuerst der Geist hinab,  
Dann sah man ihn beschämt enteilen,  
Wohl sinken still in Nacht und Grab:  
Morsch folgt' d'rauf Schweigen in dem „Grunde“,  
Vom Plumps auch nicht die mind'ste Kunde.

Fiel umgekehrt das Ärgst' und Heiss'ste  
Dem hier Verspäteten zu Theil,  
Nicht aber mehr dem Rächergeiste,  
Dann scholl der Wald von Sieg' und Heil',  
Dann rief's: „Hal hal“, klatscht in die Hände,  
Schnellt' Well' auf Well' und sonder Ende.

Das Rufen mußte widerhallen  
An Wänden, die es brachen schnell,  
Wohl dreifach auch zurückkeprallen  
An mächt'ger Klumpen glatter Stell',  
Und dringen bis zum nächsten Weier,  
Zu banger Höfe Hochgemäuer.

So trieb's der Laurer immer weiter,  
So lang bestand sein schmaler Steg;  
Doch als sich hier erhob für Reiter,  
Leut', Wagen, eine Brück', ein Weg,  
Da schwand der Schalk mit seinem Stege,  
Mit seinem Schlupfe und Gehege. —

Uns ist und uns'rer Zeit entwichen  
Der Poltergast, zurückgekehrt  
In's Reich, dem längst er war entschlichen.  
Doch Bess'res kaum ist uns bescheert;  
Denn, ach! statt Ein's in unsern Tagen  
Gibt's Hundert Geister, die uns plagen.“

Das war nun keine poetische Jugendsünde mehr, da ein Überachtzigjähriger sie herausgab; ebensowenig mußte es ein Altersversehen gewesen sein, da das kuriose Opus wahrscheinlich lange vor der Veröffentlichung entstanden war. Leider fand es einen nachsichtigen Schriftleiter, der das Peccatum des Einsenders zum literarischen Vergehen ausweiten ließ.

Derselbe Schriftleiter, J. N. M o e s, erlaubte dann im selben Jahre, daß der musische Silbenstecher in eine literarische Fehde zwischen D i c k s und einem Dr. J o h n aus London hineinschlitterte. E d. d e l a F o n t a i n e hatte dem Direktor der Zeitschrift den nachfolgenden Brief zukommen lassen:

„Jeder, der für die Öffentlichkeit schreibt, muss sich eine Kritik seiner Werke gefallen lassen, und eine solche Kritik kann ihm nur erwünscht sein, wenn sie, in den Grenzen des Anstandes, neues Licht über den betreffenden Gegenstand zu verbreiten weiss. Die Nummern 29, 30, 33, 36 und 37 Ihres Blattes enthalten nun über meine „Luxemburger Sitten und Bräuche“ ein Machwerk, das theils höchst grob, theils lügenhaft, durchschnittlich leidenschaftlich-böswillig verfasst ist, und schliesslich weiter nichts enthält als Nergeleien und Spiegelfechtereien. Ehe ich mich entschliessen könnte, den

Beweis hiervon in einer Antwort zu bringen, ersuche ich den Autor dieses unlauteren Geschreibsels, Herr Doktor John aus London, die Anonymität, hinter welcher er sich verkrücht, abzulegen und mit seinem wahren Namen hervorzutreten. Bis dies geschehen, halte ich den Hrn. John für einen ganz ordinären literarischen Schwindler.

Mich nöthigenfalls auf unser Pressgesetz stützend, bitte ich Sie vorläufig, Herr Direktor, die nachstehende Beurtheilung, welche Herr Professor Engling über meine „Sitten und Gebräuche“ geschrieben, und die bereits in der Nummer 206 des „Luxemburger Wort“ erschienen ist, gefälligst mit voranstehenden Zeilen in der nächsten Nummer des „Luxemburger Land“ abdrucken zu wollen.

Achtungsvoll

Ed. de la Fontaine“

Zum Skriptum des erbosten Dicks hatte J. N. Moes dieses Postskriptum geschrieben:

„Es ist uns gegönnt worden, einen Einblick in die Correspondenz zwischen dem Autor der „Luxemburger Sitten und Bräuche“, Hrn. Ed. de la Fontaine, und Hrn. Engling zu werfen.

Nachstehend ein Auszug des Schreibens, welches unser altbewährter Geschichtsforscher und rühmlichst bekannter Archäologe, Herr Engling, am 27. Mai letzthin an den Autor gerichtet hat:

Was meine Ansicht über Ihre Arbeit betrifft, ich mache kein Hehl daraus.

Sie haben sich verdient gemacht um unser Land und dessen Vorzeit. Viele Quellen müsste man durchsuchen, wollte man aus eigenem Studium ersehen, was Sie auf wenig Seiten klar und verständlich dem Blicke vorführen, geordnet und zusammenhängig, wahr, lebhaft und anschaulich. Es kommt einem vor, als sähe man noch die Väter und Vorväter mit ihren früheren Sitten und Bräuchen.

Sie haben behufs Kennzeichnung unserer Vorfahren mehr zusammengestellt als irgend ein Anderer. Keiner Ihrer Vorarbeiter, Bertels, D. K. München, Gangler oder

wie sie sonst heissen mögen, hat unsere Väter und Vorväter so ausführlich und treffend gezeichnet und dargestellt, wie Sie, in Ihrem flüchtig von deren Sitten und Bräuchen entworfenen Gemälde.“

So verbrachte der Uermüdliche seinen Lebensabend in Luxemburg auf dem Marienhofe; im Pendelgang zwischen doppelter Wirklichkeitserforschung — der philosophischen und der historischen — und dichterischen Abklärungsversuchen, auf die er nicht verzichtete, blieb ihm keine Zeit zur geistigen Ruhe und zur physischen Erholung. Die äußere Hagerkeit des Sängers schien die Gemütsdürre und die knochige Sprache seiner Gedichte geradezu ideal zu verkörpern. Nur zeigte sie mehr den kommenden Verfall an, der am 13. März 1888 zu Ende ging. Einer der ersten aus der *S t a m - m e r*'schen Dichterschule verschwand als einer der letzten; nicht einmal der überlebende *V i k t o r K l e i n* bedachte ihn, im Sinne des dreißig Jahre zuvor verstorbenen gemeinsamen Lehrmeisters, mit einem schlichten Nachliede, das er wohl verdient hätte\*.

---

\* Dafür setzte ihm Michel Rodange ein Denkmal seiner Art, indem er ihn „de Spiecht“ nannte, den er also beschrieb:

„Dat ass de Spiecht, den ale  
Professor, Filosof,  
De liest d'egyptesch Schreften  
Gerad wi deitsch erof.

All Altertemmer kennt en  
Sô nee als wi sein Hutt,  
Als wi seng Box, de hien sech  
Schuns zeng mol huet gebutt“.

## 2. DIE BRUDER THEODOR UND PIERRE-ALBERT LENZ (1801-1823 und 1804-1875)

Die „Grevenmacher“-Jubiläumsschrift von 1952 ließ Leo Senninger im Beitrag: „Die ersten Proben der Mundart von Grevenmacher“ die Frage aufwerfen:

„Aber wer war jener andere Korrespondent (des Kölner Forschers Matthias Firmenich — 1808-1889 —, der 1843 ein Buch: „Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern usw.“ herausgegeben hatte und für das Luxemburgische von Theodor Lenz und Anton Meyer beraten worden war). Theodor Lenz? Hat dieser, wie man vermuten darf, die Proben der „Mundart von Grevenmacher“ schriftlich fixiert und an Firmenich gesandt? Es gelingt leider nicht, in diese Fragen Klarheit zu bringen...“

Bei einem so ernsthaften und erfolgreichen Nachforscher, wie Leo Senninger es zeitlebens gewesen war, vor allem in der Präzisierung der fast legendär gewordenen Gestalt des „Blannen Theis“, mußten solche Interrogationen überraschen. Denn Theodor Lenz hatte hundertfünfundzwanzig Jahre zuvor die heimatliche Geistesöffentlichkeit durch den tragischen Ausgang seiner Existenz so nachhaltig erschüttert, daß die letzten Echowellen noch das gesamte zwanzigste Jahrhundert hätten durchbeben müssen. Wenn allerdings der Senninger'sche Vorfahre in litteris, Nikolaus Steffen, hundert Jahre zurück, weder von Theodor noch von Pierre-Adalbert etwas vernommen hatte, um es in seinem „Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur: Das Vaterland“ an die zweifellos interessierten Leser zu bringen, und zwar als eine vorzügliche Illustration der Schriftenreihe: „Die Träger unserer vaterländischen Literatur“, so durfte der Grevenmacherer Mundartforscher halbe

Entschuldigungsgründe geltend machen. Immerhin war Theodor Lenz ein von der Fügung auserlesener Mann gewesen, dessen Talente nicht nur die luxemburgischen Studienbetreuer, sondern auch die Lütticher Universitätsprofessoren genau in dem Augenblick mit einer Maximalbewunderung erfüllt hatten, als ihm gelungen war, an der Hochschule seinen Endexamenstriumph mit einem Ehrenpreis zu krönen, seiner Zukunft, im wahrsten Sinne des Wortes, goldene Tore zu erschließen und in Wirklichkeit, doch ahnungslos, das ungewöhnlichste Feinmetall zur Fabrikation seiner zehn Tage später fallenden Sargnägel zu liefern.

Alles, was er hatte hinterlassen dürfen, war ein gedämpfter Dichterruhm gewesen, für dessen Schaffung, über die Auswirkungen der eigenen Schöpferbegnadung hinaus, zwei zugewanderte Deutsche verantwortlich waren: der Athenäumsprofessor Heinrich Stammer durch seine Lese- und Gesangsbücher und der Zeitungsmacher Friedrich-Georg Weiss durch sein „Luxemburger Wochenblatt“.

Die Lenz-Brüder waren Söhne einer schlichten Weber-Familie aus Schrondweiler. Zeitzustände und Berufsumstände erlaubten den Eltern nicht, ihren Kindern die Möglichkeit zu langjährigen Studien zu schaffen. Andere Mächte griffen ein, um die Entfaltung eingeborener Fähigkeiten ohne allzu große Opfer auf der einen und Schwierigkeiten auf der andern Seite zu sichern. Über den Sukkurs von Privatleuten und die Zuschüsse von kleinen Mäzenen haben die Lenz'schen Biographen auch die wichtigsten Details zur Glorifizierung der Helfer zusammengetragen, deren bester Ruhm jedoch von den besonderen Erfolgen der Unterstützten kam.

Der am 19. November 1801 geborene Theodor und der am 27. Juni 1804 zur Welt gekommene Pierre-Adalbert gingen, nach anstrengenden Privatstudien, an das Athenäum in Luxemburg, wo sie bald der pädagogischen Leitgewalt des verehrten Deutschlehrers erlagen. In Heinrich Stammers Jahresabschlußnoten wurden besonders die poetischen Dispositionen Theodors erwähnt, der früh- und jedenfalls vorzeitig aus dem Stande des Lernenden in die Stellung des Lehrenden befördert worden war. Noch vorzeitiger freilich geschah 1818 die Aufnahme eines Theodor'schen Reimspieles in die Sammlung: „Lieder für die Gesang-liebende Jugend am

Athenäum zu Luxemburg“. Hier war Talentförderung fast identisch geworden mit Überheblichkeitszüchtung. Denn unter einem fünfzehnstrophigen „Studenten-Lied“, das emotional ebenso unwahr wie sprachlich unfertig war, stand zu lesen:

„Erster Versuch von Theodor Lenz, Student in der ersten Abteilung der deutschen Sprache am hiesigen Athenäum.“

Der Sänger war siebzehn Jahre alt, die Verse klangen noch viel jünger:

„Vivat, wer Student sich nennt,  
Nah und fern im Lande!  
Wer Studentenleben kennt,  
Huldigt diesem Stande.  
Hopsasa, tralala! hopsasa, tralala!  
Vivant die Studenten!

Wohl, dass ein Student ich bin!  
Wenn ich es nicht wäre,  
Gäb' dafür ich alles hin:  
Jedes Standes Ehre.

Denn, wie wir, Studenten froh,  
Lebt kein Mensch auf Erden;  
Liebt jemand den Frohsinn (so),  
Muss Student er werden.

Lässig leben wir auch nicht,  
Denn die Arbeit lieben  
Wir: sie ist Studentenpflicht,  
Nie wird sie betrüben.

Mit dem Lehrer sollen wir  
Nach der Wahrheit ringen,  
Voll von edler Lernbegier  
Rasch zum Ziele dringen.

In der Schule gross und klein  
Sitzen wir recht munter;  
Lernen Griechisch und Latein,  
Allerlei mitunter.

Was auf Erden, was im Meer,  
In der Luft sich reget;  
Wie das große Sternenheer  
Sich im Kreis bewaget.



Wie des Schicksals strenges Loos  
Bis auf uns gewaltet;  
Alles in der Erde Schoos  
Neu war und veraltet.

Alles was uns nützen kann  
Lernen wir, und wählen  
Zur Erholung uns auch dann  
Etwas zum Erzählen.

Aus der Arbeit Kwelle fliesst  
Uns ein Strom von Freuden;  
Wer nur träge Ruh genieusst,  
Ist nicht zu beneiden.

Rasch ist unser Werk gethan;  
Rascher noch zum Spiele  
Reihen wir uns freudig an,  
In des Waldes Kühle.

In der schönen grünen Flur  
Freu'n wir uns und singen  
„Süsse, heilige Natur!“  
Hüpfen, tanzen, springen.

Frohsinn und Zufriedenheit  
Flieh'n uns Muntere nimmer;  
Uns geht wohl zu jeder Zeit,  
Lustig sind wir immer.

Rasch nun, Freunde, rasch herbei,  
Da die Wang' noch glühet,  
Lasset uns die Jugend frei  
Nützen; sie verblühet.

Da wir noch beisammen sind,  
Wollen wir uns freuen;  
Denn das Schicksal loset blind;  
Kann uns leicht zerstreuen.“

Die Schilderung dieser von Stammer eingeführten Lehr-, Sing- und Wandermethode, die Nachahmung der besonderen Sprechweise des Lehrers, ja, die Kopie der eigenwilligen Orthographie bewiesen, wie sehr der „Student“ von den Ratschlägen des geschätzten Schrullenzüchters abhing.

Beide Brüder durften im „Sigtur“-Lesebuche mit Proben ihres schöpferischen Könnens vertreten sein. Von Pierre-Adalbert war der Druckglorie für würdig befunden worden:

## „Die Prophetenschule,

Erzürnt trat einst der Aufseher der Prophetenschule vor Elias, den göttlichen Seher, und sprach: Komm und sieh die Schüler des Herrn und ihr eitles Thun! Der Geist Gottes muß von ihnen gewichen sein, denn sie haben das Forschen nach göttlichen Dingen verlassen und tändeln mit eiteln Blumen des Feldes. Elias aber lächelte und ging.

Sobald er in die Schule trat, umringten ihn die Knaben und Jünglinge mit Blumenketten, und boten ihm zum Zeichen der Liebe den duftenden Kranz. Da umarmte sie der göttliche Mann mit einer Freudenthräne im Auge.

Darob grollte der Aufseher im Herzen dem Lehrer; denn eitel schien ihm dieses Thun. — Elias aber trat vor ihn, und sprach: Zürne nicht ob der unschuldigen Freude, denn sie ist die schönste Blüthe der Jugend, und zeugt von dem Geiste Jehova's, der über ihnen schwebt. Der Eigennutz, die Wurzel aller Ubel, hat ihr Herz noch nicht vergiftet, und rein, wie Blumenduft, ist das Opfer auf dem Altare des Herrn. Und zeigt sich Jehova nicht selbst herrlicher in der Morgenröthe, als am hellern Tage, nicht eben so liebenswürdig in der Blüthe, als in der Frucht? Wehe dem, der dieß nicht erkennt, denn ihn hat der bessere Geist verlassen! — Wer wollte doch dem Bäumchen, das Früchte bringen soll, wehren, seine Blumenkrone zu tragen? Und sind die Blüten nicht auch die Früchte des Lenzes? —“

(P. A. Lenz)

Theodor, der Dichter, hatte, unter dem Titel: „Der fromme Sterbliche“, mit dem „Psalme“ Aufnahme gefunden:

„Selig ist auf Erden der Sterbliche, dem in liebendem Busen rein und fromm das Herz glühet und lebt in Gott!

Donnern Schrecken ihm über dem Haupte: den seligen Frieden stört keine irdische Macht, schrecken nicht Blitze, nicht Tod!

Nimmer sinket sein Muth; ihn hält die göttliche Hoffnung, unerschütterlich ruht sie in dem eignen Gemüth!

Wonne strahlt ihm entgegen die rosige Morgensonne, himmlischer Friede lacht ihm aus der Scheidenden Bild.

Aus dem Staube empor zu dem flammenden Sterngewölbe strebt seine Seele kühn, fühlt sich ein Bürger des Alls.

Süß von Wehmuth genähret, malt in die Bläue des Himmels Paradies' er sich hin, weilt auf der Erde doch gern.

In seinem Herzen vernimmt er die Stimme der seligen Geister,  
die da preisen den Herrn, stimmt in das Loblied mit ein.

Ihm ward die Erde zum Himmel; auch in der irdischen Hülle  
waltet des Ewigen Geist, strahlt seine Allmacht zurück.

Seinem Auge hob die Natur den goldenen Schleier,  
und ihr Mißklang löst sanft sich in Harmonie.

Ruhig sieht er hinunter rauschen die Ströme der Zeiten,  
ewig ruht er, und lebt ewig liebend in Gott.

Selig der Sterbliche, der in frommem Herzen die Reinheit  
sich bewahrt; er schaut Gottes Herrlichkeit an.

(Theodor Lenz.)“

Es war nicht die erste und nicht die letzte Offenbarung  
seines dichterischen Gemütes gewesen. Im August des Jahres  
1821 hatte der Maturant die allgemeine Prüfungsfeier auf  
seine Art begangen, indem er für alle Kameraden, fast sehe-  
risch, aufgestanden war, um die Endstation ihres Strebens  
höchstmöglich zu lokalisieren:

„Sehet das Ziel aus der Ferne ihr blinken,  
Hoch in den Wolken verliert sich die Bahn;  
Sehet die Musen von oben uns winken!  
Brüder, sie winken zum Höchsten hinan!

Uns umstrahlen keine Kränze,  
Bis wir auf den Sonnenhöh'n  
An der Erdensphäre Grenze,  
An dem großen Ziele stehn.

Da, wo das Wahre, das Schöne, das Gute,  
Dreifach sich einet im himmlischen Glanz',  
Das ist das Ziel. Mit ausdauerndem Muthe  
Ringten wir kühn um den rühmlichen Kranz.

Beifall wird die Welt dem tönen,  
Der zum Großen muthig drang;  
Noch die Nachwelt wird den krönen,  
Der das Höchste kühn errang.“

Dann aber stand ihm der Sinn weniger nach Poesie als  
nach philosophischen und literarischen Studien, denen er in  
Lüttich sich mit einem solchen Eifer hingab, daß er nach  
zwei Jahren nicht nur aus einem Wettbewerb zur Beantwor-  
tung des Themas:

„Postulatur commentatio argumentum Theaetheti ita  
exponens, ut inde appareat, quoniam Platonis de scientia sit  
sententia, et quibus rationibus opposita philosophorum pla-  
cita refellat“

mit dem Gewinn der Goldmedaille, sondern auch mit dem Verlust seiner Gesundheit hervorging: am 16. Oktober 1823 starb er plötzlich und wurde von seinen Studienkameraden und Professoren auf dem Kirchhof von Robermont beigesetzt.

Es war Friedrich-Georg Weiss, der in seinem „Luxemburger Wochenblatt“ das erste wort- und schriftgewordene Ehrenbild des Toten entwarf und dabei den stärksten Akzent auf den akademischen Preisgewinn des jungen Mannes legte, den die „Nachwelt“ wahrhaftig krönen sollte. Ausführlich beschrieb er die Beschaffenheit der Ehrenmünze:

„Auf der einen Seite derselben ist, unter dem Motto: HONOS ALIT ARTES, ein Altar mit der Unterschrift: Univ. Leod. zu sehen, auf dem mehrere Siegeskränze liegen, wovon der beim Altar stehende Apoll dem ihm gegenüberstehenden, bescheidenen siegreichen Pflingling einen als errungenen Preis um die Schläfe zu legen im Begriffe steht. Auf der andern Seite ist folgende eingegrabene Inschrift zu lesen:

THEODORO LENZ,  
IN CERTAMINE LITERARIO ERUDITORIS JUVENTUTIS  
BELGICÆ VICTORI DOCTRINÆ PRÆMIUM.“

Wie sehr der gesamte Unterricht damals unter der Führungsmacht von Heinrich Stammer stand, bewies der Weg, den die Lütticher Professoren einschlugen, um die Medaille an die Lenz'schen Eltern gelangen zu lassen: sie übergaben jene nicht etwa dem Athenäumdirektor Müller, sondern dem früheren Deutschlehrer des Heimgegangenen zur Aushändigung an Vater und Mutter, während doch eine Universitäts-Geldspende ohne Stammer'sche Vermittlung an die überlebenden Angehörigen ausgezahlt werden konnte.

Die letzte Ausschmückung des literarischen Lenz-Denkmales nahm wiederum Friedrich-Georg Weiss vor, als er später in seinem „Wochenblatt“ die Einweihung des Monumentes auf dem Kirchhofe von Robermont bekannt gab und dabei nicht nur die unermüdlichen Anstrengungen zur Vorarbeit, sondern auch die Huldigung des ebenfalls poetisch veranlagten Karl-Gerard Eyschen aus Baschleiden hervorhob, der ein Jahr älter als Theodor Lenz gewesen war.

Vom Gedenksteine sagte er dieses aus:

„Es besteht aus einem blauen marmorartigen Steine in der Form einer viereckigen Säule, die in vier einzelnen hervorstehenden Ecken endet, welche nach innen rundlich ablaufen, und eine Urne von schwarzem Marmor einschließen.

Auf der nördlichen Seite desselben befindet sich ein Lorberkranz in halb erhabner Arbeit, unter dem folgende Inschrift zu lesen ist:

THEODORUS LENZ,

NATUS XV NOV. MDCCCI IN PAGO SCHRONDWEILER,  
M. DUC. LUXEMBURG., CERTAMINIS LITTERARI PREMIO  
ORNATUS VI, MORT. XVI OCT. MDCCCXXIII.

Universitatis Leod. alumni Lucilib. populari et studiorum socio  
delectum flentes venerantesque hoc monumentum posuerunt.

Die östliche Seite schildert uns in wenigen Worten, was der Selige auf dieser Erde sich zum Lebensziel gesetzt hatte. Wohl hat er kühn und mit Ausdauer gerungen, aber — sehr bald auch, doch — mit Ehren geendet!

Da, wo das Wahre, das Schöne, das Gute  
Dreifach sich einet im himmlischen Glanz,  
Da ist das Ziel. Mit ausdauerndem Muthe  
Ringen wir kühn um den rühmlichen Kranz.

Teod. Lenz.

Die südliche Seite enthält gleichfalls Empfindungen, die er im dunklen Vorgefühl eines frühen Todes zur Zeit niedergeschrieben, nach seinem Absterben unter seinen Papieren gefunden worden sind:

— — — — —  
— — — — —

Freunde, waltet zu seinem stillen Grabe,  
Saget's trauernd Einer dem Andern:  
„Es entkeimte schön die Blume;  
„Trockene kam ———,  
„Ersterbend welkte die Blume.“

T. L.

Die westliche Seite veranschaulicht sehr bildlich den Sinn einer Strophe aus dem Morgengesang, in dem sich das Herz des christlich frommen Verklärten in glühender Andacht ergoß, gleich dem deutschen heiligen Sänger Klopstock,

den er in Religion, Freundschaft und Vaterlandsliebe zum Muster sich gewählt hatte:

Gott! ich bete zu dir, und flehe, —  
Dass ich, sinket am Abend die Sonne,  
Meiner Würde bewusst, zu dir  
Liebend beten kann: Heil'ger Vater!

L.

Es könnte Heinrich Stammer gewesen sein, dem, in der Rolle des Weiss'schen Berichterstatters, der lehrhafte Epilog der Feier hätte verdankt werden müssen, — wobei ihm vom Herausgeber nur die Auflösung der ck in kk gestrichen worden wäre. Denn in der Redeart des Weisen aus dem Athenäum klang es aus:

„Möchten die Jünglinge des Großherzogthums Luxemburg, welche ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wegen nach jener Hochschule wandern, sich oft um den Denkstein ihres dort ruhenden Landesgenossen versammeln, und sich gegenseitige Liebe und Freundschaft schwören, wie der Vielgeliebte sie gegen seine Universitätsgenossen gepflegt, und diese gegen ihn bewiesen haben! Möchten sie an ihm das Muster eines rastlosen Bemühens im Fach der Wissenschaft und Kunst, in der unablässlichen Selbstbildung zur Humanität, das Muster eines festen und uneigennütigen Willens, ihre Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu widmen, nehmen, dann wäre der Zweck erreicht, den seine achtbaren Jugendfreunde bei der Errichtung dieses brüderlichen Denkmals vor Augen hatten.“

Das, was Theodor Lenz als Erbe hinterließ, war mehr ein allmögliches Versprechen als eine faßbare Kunst- und Kulturmasse, deren Werte nach den jeweiligen Zeitkriterien abzuschätzen blieben. Sein Fortbestand in der Literaturmemoria des Volkes ist bestenfalls durch Gefühlsimponderabilien bedingt, obwohl in der nationalen Anthologie auch einige seiner besten Verse, als Illustrationen der historisch-dichterischen Entwicklung, vertreten sein dürften. Im Wesentlichen aber steht er mit Louis Marchand, Felix Thyes, Peter Klein, Hubert Gloden und Lambert-August Fendius in einer und derselben geistigen Aura, welche fortzuwirken scheint als Ausfluß eines fatalen Ereignisses im harten Zugriff höher schaffender und anders-

wollender Kräfte. Aus dieser Sicht — und so empfunden — könnten einzelne Wort- und Satzprägungen jene extensive Deutung zulassen, die der „Wochenblatt“-Korrespondent aus der pro- oder retrospektivischen Betrachtung des früheren Sagens und späteren Sterbens gezogen hat: Hoffnung in Fragestellung, Erwartung ohne Erfüllbarkeit und Wehmut, die über alles dahinstreicht, um nichts als Trübung zu hinterlassen!

Bei *Pierre-Adalbert* dagegen verliefen die Daseinsdinge anders. Er zählte neunzehn Jahre, als der Bruder starb und er sich anschickte, an derselben Universität unter ähnlichen Umständen seine Fachstudien zu betreiben. Inzwischen hatte ihn *Heinrich Stammer* auch im zweiten Teile seines „Dritten Lesebuches oder Der lützelburger Kinderfreund“ durch das Prosastückchen: „Der Namenstag des Lehrers“ in die jüngste Leseröffentlichkeit gebracht; das 1826 geschriebene Aufsatzmuster lautete:

„An einem schönen Sommermorgen waren Fritz und seine muntern Gespielen aufs Feld geeilet, einen Kranz zu winden; denn es war der ersehnte Namenstag ihres geliebten Lehrers herangenaht. Fröhlich hüpfen sie umher, suchten und sammelten Blumen, die sie flochten zu einem Kranze. Bald hatten sie ihn vollendet, und sie waren entzückt darüber und redeten von der Freude, die der Lehrer haben werde über dieses Geschenk der Liebe.

Da trat ein Mann hinzu, der sie belauscht hatte, neugierig zu sehen, was sie hätten, und er wunderte sich, als er nur Blumen sah. Da sprach er: Wie können doch diese gemeinen Feldblumen das Herz eures Lehrers erfreuen? Ihr möget euch freuen an solchem Farbenspiele, doch dem reifern Manne ist ihr nutzloser Reiz verloren! Ob dieser Rede standen die Kinder bestürzt und sahen beschämt vor sich nieder.

Doch Fritz nahm das Wort und sprach: Nicht also! Unser Lehrer liebt auch die Blumen. Es ist heute sein Namenstag, und wir nennen ihn Heinrich, wie ihn als Kind und Knabe seine lieben Eltern, Geschwister und Gespielen nannten. Er wird den ernstern Mann vergessen bei diesen süßen Erinnerungen der frohen Jugend, und unsere Blumen nicht verschmähen . . .“

Auch dieses Testwerk *Stammer'schen* Urteilsvermögens und *Stammer'scher* Geschmacksgüte zeugte für die Anerkennungssucht des „geliebten“ Lehrers, der die Selbstverherrlichung durch Zwischenpersonen nicht ohne Kunst zu betreiben verstand. In *Pierre-Adalbert* hatte er freilich keinen Dichter zu entdecken vermocht, da dieser mehr den exakten Wissenschaften als den Lust- und Lockgewalten der Imagination verfiel. Er wurde Historiker, dozierte Geschichte am *Genter Athenäum* und folgte dem Beispiel vieler Landsleute, die in den Wirrjahren zwischen 1830 und 1839 von Belgien neue Heimatrechte erwarben und ihre ganze Zukunft nach den Gesetzen der neostaatlichen Entwicklung ausrichteten.

Sobald *Pierre-Adalbert* der alten Heimat verloren war, verfolgte diese sein Tun und Lassen nur mehr am Rande ihrer eigenen Umwandlungsereignisse. So nahm sie nur noch beiläufig zur Kenntnis, daß auch er, gleich dem Bruder, bei einem Wettbewerb über die Geschichte Flanderns den *J. B. d'Hanedepotter'schen* Preis erwarb. Am 15. August 1837 wurde er zum außerordentlichen Professor an der *Genter Universität* ernannt, wo er Logik, Altgeschichte und Geographie lehrte. Das Ordinariat wurde ihm 1848 zuerkannt. Daraufhin spezialisierte er sich, bis zum Jahre seines Rücktritts, 1872, in den Griechischen Altertümern und in der politischen Geschichte der Antike. Nebenbei veröffentlichte er historische Studien über Jacques van Artevelde; *Jean l'Aveugle, roi de Bohême, comte de Luxembourg, marquis d'Arlon*; *Notice sur l'origine de la Ville de Blankenberghe et sur la destruction de Scharphout*; *Le Traité des vingt-quatre articles, dit Traité de l'iniquité de l'an V.* und mehrere andere. Die meisten seiner Arbeiten erfolgten im Rahmen seiner Gründung, der „*Nouvelles archives historiques, philosophiques et littéraires.*“ Sie besaßen nur noch hauchsam die Duftbeigabe geburtsländischer Schöpfungen, da sie Belgica in der Schau und in der Fühlweise des Belgiers darstellten.

Demnach dürfte *Pierre-Adalbert Lenz* der anziehende Testfall für die Studie eines heimatlichen Forschers sein, der an etlichen Schaffensmerkmalen oder an unauffälligen Nebenbeibemerkungen in seinen Werken das Tempo zu ermitteln versuchte, in welchem der normale Jungluxembur-



ger von damals im freigewählten Mutterlande auf- oder unterzugehen vermochte. Manch einer von den Intellektuellen mußte doch, nach seiner Abwanderung in belgisches oder in holländisches Gebiet, geschwankt haben in der Fixierung seiner wirklichen Landeszugehörigkeit, da der Wiener Kongreß, die 1830er Wirren und der Londoner Vertrag etwas in Frage hatten stellen müssen, was zuvor seiner absoluten Eindeutigkeit sicher gewesen war. Wohl hätte, nach den verschiedenen Territorialverlusten, das Luxemburgertum sich geistig ausdehnen können, falls jeder Abwanderer ein Stücklein spiritueller Eigenheit mitfortgetragen hätte. Nur blieb zu prüfen, ob der Heimatflüchtling wesensmäßig vor dem Druck der neuen Umwelt zu bestehen vermochte. Wenn sein geistig-seelisches Sondersein durchhielt, kam es auf die maximale Dauer an. Und wenn die Selbstbewährung vor dem Fremdeneinfluß zu bestehen wußte, blieb immer noch zu bestimmen, was die Altluxemburger in der Fremde, über einen permanenten Reziprozitätsprozeß des schöpferischen und wissenschaftlichen Austausches, der zurückgewiesenen Heimatkultur noch anzubieten hatten. Was bei Anton Meyer bemerkenswert an Wille und an Werten war, blieb bei Pierre-Adalbert Lenz, dem 1875 im Schloße Oudenwal bei Lovendeghem verstorbenen Historiker, ungreifbar, wenn nicht undefinierbar, genau wie bei Franz Pergameni und dem berühmt gewordenen Gründer der „Revue générale“, Prosper de Haulleville (1830-1898), (eigentlich: Prosper-Charles-Alexandre de Hauleville, bekannt auch unter den Decknamen Felix de Breux und Faustus), der als Universitätsrechtslehrer, Geschichtsdeuter, Journalist, Schriftsteller, Politiker und Poet kaum noch merken ließ, daß er aus dem Städtchen Echternach stammte. Immer noch ist die Frage ungelöst: Traf nicht ein doppelter Verlust das Großherzogtum, als es, zur Zwangsabgabe seiner Territorien, auch noch das freiwillige Donum vieler guter Intelligenzen machte?

Pierre-Adalbert Lenz, prosaischer Bruder eines echten Poeten, war nur einer von Vielen: Substanz unseres nationalen und spirituellen Dominiums, die sich ohne sicht- und faßbares Gegengeschenk den Territorialverkleinerern auslieferte! Ihm war nicht das Beispiel Anton Meyers, der seiner Altheimat wenigstens sprachlich und schöpferisch ver-

bunden blieb, Anreiz zur Befolgung: seine Forschungen als Historiker galten mehr der Verherrlichung belgischer Gestalten als der Glorifizierung seines vormals geliebten Stammlandes.

Bei derartigen Überlegungen fällt dann auf, daß weder Theodor noch Pierre-Adalbert dem natürlichen Impetus der Jugend nachgegeben hatten, um, wie nach ihnen Louis Marchand, Felix Thyes, Peter Klein und andere Glorienerstürmer, ihre ersten Sprünge in die literarische Welt nach den Rhythmen luxemburgisch-patriotischer Gesänge zu wagen.

### 3. DIE BRÜDER HEINRICH UND HUBERT GLODEN

Den Gloden - Brüdern Heinrich (21. Februar 1804 bis 28. August 1894) und Hubert (25. November 1809 bis 19. Juli 1838) wand Professor Heinrich Stammer weder im „Sigtur“ noch in einem seiner kleineren Lesebücher Lorbeerkränze, wiewohl sie mit achtzehn Jahren schon den Prosodiegesetzen etliche Dichterfreiheiten abgetrotzt und in der Bändigung des Pegasus nicht schwächer als Johann Engling, Theodor Lenz und Louis Marchand gewirkt hatten. Der tiefere Grund für das Übersehen lag vielleicht in der — aktierten — Tatsache, daß die beiden „n'ont pas continué d'assister aux leçons“. Und die Teilnahme an den Stammer'schen Deutschkursen war, für den Lehrer wie für die Musterteilnehmer, ein klein wenig mehr als das Absitzen von verlangweilten Stilübungen und Versanalysen, nämlich die Zelebration eines enthusiastisch gehaltenen Sprachkultes mit aneifernden oder nacheifernden Deklamationen. Was dann aus der Euphorie des Augenblicks, hinter dem Pathos eines Vortrags, Wortfunken fing und, als eine Art Selbstdichtung, Klang gebar und skandierbar wurde, durfte bestaunt, besprochen, verbessert und zurückbehalten werden als das Opus eines Dichters, den der Lehrer gleich zu Druckerehren kommen ließ.

Heinrich und Hubert Gloden verzichteten zu rasch auf den geistigen Sukturs eines Meisters, der keine vers- und reimwillige Sprache redete, und auf die Anfeuerung von werdenden Literaten, denen ein zweifelhafter Mentor didaktische Begleitschaft aufdrängte. Sie hielten sich abseits, obwohl Louis Marchand ihnen freundschaftlich verbunden blieb — ein Gedicht zum mindesten war „dem Freunde Heinrich Gloden“ gewidmet: Freundschaft an Luxem-

burg —, übten sich, siebzehn-, achtzehn- und zwanzigjährig, nicht übler in der Reimkunst als Franz Pergameni oder Peter Klein und verschwanden schon als Jugendliche aus der luxemburgischen Öffentlichkeit, die von ihnen nur zurückbehält, daß sie in Eich ihr Geburtshaus hatten.

Dieses Vergessen setzte sich fort und fand seinen beklemmendsten Ausdruck in Lexiken und Gedenkschriften, die nicht einmal die nacktesten Lebensdaten zu vermelden wußten. Selbst Martin Blum und Nikolaus Welter ignorierten sie aus Gründen, die sicherlich mit der national unsicheren Lage zwischen 1830 und 1839 und dem Abwandern der Gloden-Familie nach Belgien zusammenhingen. Tatsache ist, daß die Brüder in den dreißiger Jahren einen großbrüsseler Stadtteil bewohnten, wo Heinrich, der ältere, Beamter im „Musée de l'Industrie“ war, später Lehrer an der Normalschule in Nivelles wurde, 1858 eine Späthehe mit Virginie Stéphanie Françoise Rabarot einging und sich in Saint-Josse-ten-Noode sesshaft machte. Hubert dagegen, der jüngere und schwächere, litt an Depressionen und ließ sich vom Bruder umhegen, ohne es zu Aktivitäten in einem festen Berufe zu bringen. Lange Wochen mußte er im Krankenhaus verliegen, wo er dann am 19. Juli 1838, etwas über achtundzwanzig Jahre alt, zu Tode kam. Zusammen mit Heinrich hatte er noch die Edition ihrer Gedichte vorbereitet, deren letztes er ein halbes Jahr vor seinem Ende im Krankenzimmer zu Ixelles unter dem Titel: „Mein Gestirn“ verfaßt hatte:

„An Sie

Geschrieben am Himmel mit goldenen Sternen  
Leuchtet mir ein Name schön,  
Sein Glänzen durchkreuzet die größten Fernen  
Wie der Sonne Licht aus Äthers Höh'n.  
Schöner Name, bist hold mir und werth,  
Durch dich fühlt sich die Seele verklärt.

Die ewige Schrift in den reinsten Zügen  
Lieset nur der Liebe Geist.  
Auf Erden verstümmeln die bösen Lügen  
Was dort Liebe klare Wahrheit heisst.  
Zartvoll fliegt' ich und liebend hinan,  
Jenen Namen da lieb zu umfah'n.

Sein mächtiger Zauber umstrickt die Blicke  
Mir und Seele mit Gewalt;  
Und heiß, daß sein Wink mich bald beglücke,  
Bitt' ich die jungfräuliche Gestalt,  
Meinem Glauben die Würde zu weih'n,  
Die sie himmlisch umstrahlet und rein.

Verdunkle, hochedles Gestirn, mein Hoffen  
Tief im treuen Busen nie!  
Lass stets mir die Wege beblümt und offen,  
Dass ihr Hoffen fest mich knüpft an sie:  
Hoffnung, wirf in die liebende Brust  
Deinen Segen zur Freude und Lust.

Entwölket dann glänzend und rein und golden,  
Wölbt der Liebe Tempel sich;  
Am frommen Altar, mit der Engelholden,  
Kniet der Mann und spricht auf ewiglich:  
Arminia, die Liebe vereinet:  
Arminia, sei Alles dem Freund!"

Die Genugtuung, das fertige Druckwerk in Händen zu halten, wurde ihm nicht mehr zugestanden: kurz vor dem Erscheinen der Sammlung: „Eichenblätter“ von Heinrich und Hubert Gloden. (Arlon, bei J. Laurent, Buchdrucker und Buchhändler, 1838) starb er. In einem Nachklang erklärte Heinrich die Wahl des Titels als ein Wortspiel auf den Namen ihres Eicher Geburtsortes. Den eigenen Kummer im Gedanken an den verlorenen Bruder drückte er so aus:

„Mein Bruder und Freund sollte seine Erzeugnisse, die den kommenden Jahren bei ruhigern Lebensumständen bessere Dichterblüthen versprochen, nicht in gedrucktem Bündel erblicken. Aller Opfer und der emsigen Sorgfalt des ältern Bruders ungeachtet hat sich das Eichenblatt in einen Cypressenstamm umwandelt; dem auf Erden stets Freudenlosen musste die erste Freude: seine lieben Freunde in etlich gebundenen Zeilen auf dem Heimatboden zu begrüßen, auch verweigert werden, und an ihm verwirklicht sich allzufrüh, was er einst als düsteres Vorgefühl sang:

„Tod! der ewige Tod ist der glanzvollste Ausgang des Schauspiels im menschlichen Leben. Der Tod ist die schreckvolle Macht, vor welcher ein jeder sich beugt, um in niedrigem Staub sich zu winden. Denn ihn besänftiget nichts; unerbittlich mäht seine Sense Mörderisch eben die Rosen der Jugend, die Myrthen der Liebe, So die Lorbern des Ruhms, die sanften Vergissmeinnicht-Blüthen.“

Durch die wehmüthigen Grabesklänge strahlte dem Trübsinnigen hienieden doch beständig der holde Hoffungsstern eines schöneren Jenseits:

„Dort sank gen Abend jetzt, mit schönem Gruss, die Sonne,  
Mit schönerm Lichte uns zu überstreuen.  
So dämmert auch in uns ein höh'res Licht:  
Wir sterben, aber es verweset nicht  
Das Edle, dessen wir uns innig freuen;  
Wir blühen auf zum Genuss einer Himmelswonne!“

Gottes Rathschlüsse sind streng! —

Freunde, (an euch nur wenden sich vorstehende Anklänge, für wen anders hätten sie Werth?) Freunde, bewahret in euern Herzen das theuere Andenken des Verewigten, denket in euern wachen Träumen, wenn ihr diese Zeilen besichtigt, an die Tage, die er unter euch verlebte, und ruft der fliehende Trug euch wieder in die Wirklichkeit, dann weicht dem verklärten Hubert eine Thräne, und gedenket liebevoll des betrubten Heinrichs.“

Das hundertzweiundvierzigseitige Büchlein enthielt „omnia opera“ der beiden Brüder, achtunddreißig insgesamt und, genau abgezählt, für einen jeden neunzehn. Gemeinsam hatten sie einen ziemlich matten „Vorklang“ verfaßt:

„In ein kleines, leichtes Band  
Winden wir die Eichenblätter,  
Unter Sturm, bei mildem Wetter  
Keimten sie im Heimatland.  
Aus finstern Nächten, von lieblicher Sonne  
Erzählen sie Trauer, besingen sie Wonne.  
Auf des Geistes blüh'nder Flur  
Fanden wir, statt Blumenkränze,  
In des Lebens flücht'gem Lenze  
Leichte Eichenblätter nur.  
Wir senden sie heim, da zu grüssen die Lieben.  
Zu sagen, dass treu wir stets geblieben.“

Die Widmung opferte der Schlichtheit und sagte nicht mehr als dieses aus:

„Dem lieben Vater gewidmet von seinen dankbaren Söhnen, Heinrich und Hubert.“

Die Zugehörigkeit der Stücke wurde im Inhaltsverzeichnis erkenntlich, das die Einzeldichtungen dem jeweiligen Verfas-

ser zuschrieb, während der Band selber zwar eine gewisse Alternanz respektierte, aber jede Namensbezeichnung unterließ. Für Hubert, dessen erste Verse 1827 entstanden waren, wurden an Titeln aufgezählt:

„An Leopold; An die Einsamkeit; Das Eislaufen; Das Herz; Worträthsel; Der Gottesacker; Charfreitag; Der Mondrosenstock; Der Verzweifelte; Die umwundenen Rosen; Das Löwenfräulein; Die Liebe zu den Eltern; Die Fischerin; Der Bach; Aller-Seelen-Abend; Rundetanz; Das Kleine und das Große; und Mein Gestirn.“

Für Heinrich, der die Entstehungszeiten seiner Einzelwerkchen nicht verriet, — mit Ausnahme des Sanges „Neugriechenland“, welcher gleichfalls auf 1827 zurückging — galten:

„Der lebend Todte; Freuden und Leiden; „— ich liebe dich!“; Der Traum; Meine Philosophie; Neujahrswunsch; Traum der Vergangenheit; Der glückliche Einfall; Klagelied im Frühling; Heimweh; Das Steinkreuz; Die Dorfkirche; Göttergespräch; Unglück und Glück; An Sie; Zwiegespräch; Weihnachtslied; Fern und Nah; und Neugriechenland.“

„Hochbenedet“ war keiner der beiden Dichter. Verglichen mit den Freunden aus dem *Stammere*-Kreise, hielten sie ungefähr die Mitte zwischen *Sempronius* und *Engling*: nichts Überraschendes, nichts Hervorstechendes, nichts, das restlos hätte befriedigen dürfen. Das entquoll sehr selten einer Überfülle an Gedanken oder Impressionen, da es zumeist, bei einer glanz- und glorienlosen Sprache, spürbar erarbeitetes Reimwerk mit gewissen Ambitionen war: mehr rhythmisierte — manchmal holperig skandierte und fehlerhaft betonte — Prosa als geadeltes Poetenidiom! Wer aber war der bessere Gestalter? Hubert oder Heinrich? Wem schienen die verbalen Ergießungen wirklich Herzensbedürfnis und also mehr als Fertigkeit im Füßezählen und Fixigkeit im Aufschuechen purer Reime gewesen zu sein?

In einem Sonett: „Das Herz, Frage und Antwort“ versuchte Hubert eine Zustandsschilderung in dieser Form:

„Was treibt dich an zu solchem raschen Schlage?  
Sag', stürmt der Tod dich an? — Du bist beklommen!  
Ach, bist du irgend einem Glück entnommen,  
Dass du nur lebst in ew'ger Lebensklage?

— Ich spreche zitternd, ... keine Lust, ... ich klage ...  
Es will vom Himmel mir kein Glücksstern frommen; ...  
Ein schwarzer Schlaf wird bald mich überkommen,  
Und nur mit Seufzern enden meine Tage.

— Rasch, rasch! mein Herz, aus deines Unglücks Schummer;  
Ertrage länger nicht den bitteren Kummer,  
Ich will dir fröhnen in den Frühlingszeiten.

— So lass das theure Bild stets vor mir schweben,  
So lass der Edlen Herz mit mir stets leben,  
Und beide schwimmen wir in Seligkeiten.“

Aus einer ähnlichen Stimmung heraus erklärte sich Heinrich, ohne freilich zu einer Verklärung seiner Gefühle zu gelangen, im „Traum der Vergangenheit“:

„Mir lachte auch der Frühling einst,  
Er floh dahin, und ach! —  
Was fehlet dir, mein Herz? du weinst!  
Die Finsterniss wird wach;  
Der Hoffnung letzter Schimmer flieht,  
Der Jüngling wird zum Mann:  
Geträumter Kranz, dein Laub verblüht,  
Eh' ich ihn flechten kann.

Beglücket rief ich einst: ich bin,  
Arkadien öffnet sich,  
Ein Himmel thaut in meinem Sinn —  
Es war ein Traum — er wich.  
Und nun mit meinem Schmerz allein,  
Wohin mein Blick sich dreht,  
Was kann Vernichtung oder Sein  
Auf's Herz, das stille steht?

Ein schöner Traum ist der vom Glück,  
Auch Traumes Glück ist süß,  
Doch flieht's, nie kehrt es dem zurück,  
Wen einmal es verlies.  
Gedanke, frei in deinem Flug,  
Warum erreichst du nie  
Die Welt, die sonst ich in mir trug,  
Das Bild der Phantasie?“

Huberts Weltauffassung drückte sich möglichst simpel aus in „Das Kleine und das Grosse“:

„Alles Grosse beginnt  
Kleinen Beginn's;  
Also dann endet's auch

Balde.



Jene mächtigen Reiche der Welt,  
Jener Könige prunkvolle Städte,  
Wo einst Bettler und Fürsten um die Wette  
Vor den gnädigen Thron sich gestellt,  
Sagt es, waren allzeit sie so gross? —  
Ihre Wiege war ein Hüttchen bloss.

Jener reissende Strom, der durch's Thal  
Weit hin Felsen und Wälder erschüttert,  
Jenes Brausen, das Untergang wittert  
Zwischen Klippen in zornigem Fall,  
Sagt es, strömte allzeit er so gross? —  
Nein, am Quelle schwatzt ein Bächlein bloss.

Jene mächtige Eiche, du sahst  
Sie im Sturm, kaum ihr Haupt wollt' sie neigen;  
Jener Meerbaum mit tauwerk'gen Zweigen . . .  
Was war Eiche und wimpelnder Mast?  
Sagt es, trotzten allzeit sie so gross? —  
Körnchen waren sie im Staube bloss.

Jene Wüsten in wohnbarem Strich —  
Todtkalt unter den Wogen des Krieges, —  
Die Trophäen dort blutvollen Sieges,  
Vor dem Tugend und Menschlichkeit wich,  
Standen allzeit sie so leer, so gross? —  
Sie gebar des Ruhmes Wahnsinn bloss.

Jene Riesen im Menschengeschlecht,  
Die als Sterne durch's Dunkle scheinen;  
Jene Kunst, die, die Völker zu einen,  
Alle aufruft zum ewigen Recht,  
Sagt es, glänzten, uralte, sie so gross?  
Nein sie waren Kind und Fünkchen bloss.

Wem das Kleine zu klein,  
Dem das Grosse zu gross.  
Kleine! liebend nur lebet ihr gross;  
Grosse! hassend nur zaget ihr klein.“

Heinrich gab sich trotziger in seiner Existenzverachtung,  
als er einen „Lebend Todten“ darzustellen unternahm:

„Rühm' deine Gifte, Welt, kein Wahn betört mich mehr!  
Was heissen Reichthum, Freud'; was heissen Lieb' und Ehr?  
Das Weltall unterliegt dem Fluch der Hölleboth,  
Vernichtung ist mein Gott, mein Glaube ist der Tod!

Kehr', schöne Kindheit, wieder,  
Ich war damals beglückt,  
Dem Himmel sang ich Lieder,  
Und betete entzückt.

Im Strahl der Jugendsonne  
Träumt' Liebe ich so rein,  
Ich rief in meiner Wonne:  
Die ganze Welt ist mein!

Wie Raub und Mord sich balgen!  
Werft auf! der Würfel fällt:  
Elenden mir den Galgen,  
Das Ehrenkreuz dir, Held!

Ein Blutbad ist das Leben,  
Ein höllischer Roman,  
Dess schönste Bilder heben  
Beim Grabgeläute an.

So heisset dein Geschenk, ich will es nicht, o Welt!  
Was sind denn Lieb' und Freud, was Ehre, Ruhm und Geld?  
Das Weltall unterliegt dem Fluch der Höllenoth,  
Vernichtung ist mein Gott, mein Glaube ist der Tod!"

Für Heiteres schien Hubert, merkwürdigerweise, durchlässiger zu sein als Heinrich, während dieser, ebenso auffallend die Liebe mit der Freude und mit dem Grausen gleichsetzen mußte. „Das Eislaufen“ beschrieb Hubert als einen Tanz der Lebenslust:

„Willkommen uns, ihr Brüder im Flug,  
Die wir alle an dem säuselnden Schilf  
Nun den Tanz, der uns erfreut, tanzen hier,  
Freuet euch des flüchtigen Reih'ns!

Des starren Winters Freuden genießt,  
Mit dem Silberreif im fliegenden Haar.  
Flieht hinab, singet ein Lied, trotz dem Frost,  
Muthig hinauf, flüchtiger Stahl!

Wie hinter unsern Füßen das Eis  
Längs den Ufern weithin hallet und kracht!  
Spalte nicht heller Kristall, vor uns hin,  
Donnern nur magst du wohl im Flug.

Sieh dort des Einen Wendungen an!  
Wie er schwebet, wie er weit auskreiset daher!  
Weiterhin, Brüder hinauf! wendet euch,  
Langsamer nun, wieder nun rasch!"

Heinrich rief sein: „ — ich liebe dich!“ wie einen fortgesetzten Folterschrei in die Welt:

„Empfändest du, o Lebenssonne,  
Die Leidensschaar die mich umringt,  
O fühltest du die Dornenkrone,  
Die jeder neue Traum mir bringt;  
Vernähmest du des Busens Grauen,  
So mich zermalmet ewiglich,  
Du würdest gütig mich anschauen,  
Und flüstern mir: „ich liebe dich!“

O spürtest du im Nachtgewimmer  
Den Wurm, der meine Brust zernagt,  
Säh'st du, wie's dort im Sonnenschimmer  
Verzweifelnd braust und niemals tagt;  
Du würdest Mitleid mit mir tragen,  
Du hiessest unglücklich mich,  
Du stimmtest ein in meine Klagen,  
Und seufztest mir: „ich liebe dich!“

O sähest du der Liebe Sprühen,  
Das wüthend meine Seele brennt;  
O sähest du die Wange glühen,  
Wenn Nachts ein Traumbild Freund mich nennt;  
O hörtest du das rasche Brausen  
Der Brust — so wüst und schauerlich,  
Vor Freude bebtest du und Grausen,  
Du schwürest: „Freund, ich liebe dich!“

Formal und ideell betrachtet, war der ältere Bruder zweifelsohne der vermögendere Poet; nur langten auch seine Kräfte nicht zu einer Ballung stärkerer Sentimente in einer explosionsfähigen und transparent gewordenen Sprache, welche nichts als Geist und Wohllaut zu sein begehrte. Zu rasch ergab sich Hubert, vielleicht von seiner Krankheit her erklärlich, der Lässigkeit im Versbau und der Leichtigkeit in Wort- und Themenwahl, obwohl er, empfindungsmäßig, fast die Spiegelung des Bruders war. Äußerung und Fassung ihrer innersten Regungen trafen sich übrigens des öfters in einer zwillinghaften Gleichartigkeit, die erstaunlich wirkte. *Frater fratrem spectavit, et se consideravit in animo!* Der eine erlebte sich, so schien es, fort und fort im andern; darum glichen sich ihre Expressionsweisen einander an, und deshalb verstummte der überlebende Bruder, als der jüngere zum Sterben kam.

Als im November 1838 die „Eichenblätter“ erschienen, sprach ein Freund der *G l o d e n*-Brüder in der Arloner

Zeitung: „Echo du Luxembourg“ ihnen, vielleicht mit einer zu fühlbaren Retizienz, wenn auch mit einer unleugbaren Sympathie, das Begrüßungswort, welches weder Jubel noch Bedauern sein wollte. Die Präsentation des Werkchens trug als Erkennungsmarke die Initialen V.K. Hinter diesem Letternpaar verbarg sich kaum der stadtluxemburgische Dichter **Viktor Klein, Stammer**-Schüler, wie die Gebrüder **Gloden**, fünfundzwanzig Jahre alt und versensüchtiger noch als die einstigen Studiengenossen. Seine Kritik stellte ein Poem in Prosa dar:

„Il vient de paraître chez M. Laurent, imprimeur à Arlon, une petite brochure de poésies allemandes, sous le titre de Eichenblätter par Henri et Hubert Gloden. L'intérêt que nous prenons en général aux productions nationales et en particulier à celles qui prennent leur source dans la petite portion de pays qui est aujourd'hui la pomme de discorde dans la haute diplomatie européenne, et plus particulièrement aux émanations poétiques de deux frères que nous estimons comme hommes et que nous aimons comme amis, nous imposent le devoir d'entrer dans des détails peut être plus longs que me semble le permettre le petit faisceau que nous avons sous les yeux.

*L'oeuvre qui nous occupe est d'une candeur presque virginale et sans prétention aucune; j'aurais même de la peine à découvrir la raison qui a excité les frères Gloden à rompre le silence et à se soumettre à la langue haineuse et implacable d'un public quelque restreint qu'il soit, si la préface ou le prélude (Vorklang) ne me mettait sur la voie. Les auteurs me pardonneront si je traduis en froide prose ces deux couplets aussi mélodieux que tendres.*

„Nous faisons de ces feuilles de chêne (traduction verbale du titre) un léger et petit faisceau. Elles sont écloses au foyer natal, les unes pendant l'orage, les autres sous un ciel serein.

Elles racontent la tristesse de nos nuits sombres et la joie d'un soleil aimable.

Au lieu de couronnes de fleurs nous ne trouvons au printemps fugitif de la vie que de légères feuilles de chêne dans les champs fleurissants de l'esprit.

Nous les envoyons chez nous pour y saluer ceux qui nous sont chers et pour dire que nous leur sommes restés fidèles.“

Pour saluer ceux qui leur sont chers et pour leur dire qu'ils sont restés fidèles Luxembourgeois! Peut-on porter plus loin l'amour pour les siens, amis et pénates?

En parcourant ces feuilles, nous avons cru nous trouver dans un petit mais gentil parterre, orné de fleurs de toutes les espèces depuis la modeste violette jusqu'à l'orgueilleux tournesol. Nous ne pousserons pas l'amitié jusqu'à soutenir qu'on ne rencontre pas un brin de mauvaise herbe entre ces jeunes plançons; toute nature poétique ne fait pas métier de sarcluse comme Boileau!

Ici ce sont des accents sombres comme ceux de Fingal dans les rues, la mélancholie croissante jusqu'au désespoir, jusqu'à l'athéisme; là c'est le sentiment religieux sous l'enveloppe d'une chanson presque enfantine, ailleurs la voix badine qui paraît vouloir fredonner un air à la Béranger, plus loin la satire (mais non méchante!) la ballade de tradition, une rhapsodie d'épopée en mâles hexamètres, etc. Les productions d'Hubert se distinguent par un essor plus hardi, celles de Henri par plus de simplicité et de clarté dans les expressions; il y a plus de poésie dans le premier, plus de logique dans le second.

En voulant mettre le scalpel impitoyable à l'oeuvre de dissection, une idée bien triste est venue nous assiéger. Écho trop vrai des noirs pressentiments énoncés en plus d'un couplet, la conclusion de ce petit ouvrage est une pierre sépulcrale posée par Henri à son frère Hubert, son ami et compagnon d'infortune et de jours meilleurs.“

V. K.

Drei Tage später veröffentlichte dasselbe „Echo du Luxembourg“ nicht nur eine Anzeige, welche die „Eichenblätter“ zu einem Franken pro Band feilbot, sondern auch die Übersetzung von drei Gedichten, die am 7. November zuvor der „Courrier belge“ aus der Sammlung selektioniert und ins Französische übertragen hatte: von Hubert „Das Kleine und das Grosse“ und von Heinrich „— ich liebe dich!“ sowie „Die neue Dorfkirche“:

## PETITS ET GRANDS.

„Ces empires fameux, dont on vit les Sultans  
Ranger mille drapeaux autour de leur bannières,  
Faire, au son de leur voix, tomber dans la poussière  
Des rois, riches vassaux, des peuples mendiants;  
Dites, ont-ils toujours été si grands?  
Non, leur berceau ne fut qu'une pauvre chaumière.

Ces déserts, qui portaient vingt peuples dans leurs flancs,  
Où des forêts jamais ne tarissait la sève,  
Qui, depuis que la guerre y promena son glaive,  
N'offrent que sables nus, que chacals et brigands,  
Qui les a faits si vides et si grands?  
Un grain d'ambition folle, l'ombre d'un rêve.

Ce torrent écumeux, qui d'un écueil géant  
Bondit, et fait frémir les rochers et la plaine,  
Du cri de son tonnerre, et dans sa fougue entraîne,  
Les troupeaux, les pasteurs, et les trésors de l'an,  
Dis, a-t-il toujours été si grand?  
Non, sa source n'était qu'une claire fontaine.

Ce chêne aux larges bras, vieux nourrisson des temps,  
Qui couvre la montagne, et brave les orages;  
Cet arbre de la mer, aux branches de cordages,  
Que ne peuvent fléchir les canons ni les vents;  
Dites, ont-ils toujours été si grands?  
Ils ont été des glands perdus dans les herbages.

## JE T'AIME.

Jeune astre qui luis dans mes cieux,  
Si tu savais que ta clarté dorée,  
Fanal de ma voile égarée,  
Souvent me dérobe ses feux;  
Des rayons de ton diadème,  
Ranimant l'éclat obscurci,  
Tu me regarderais d'un regard de merci,  
Et tu murmurerais: Je t'aime.

Si tu savais que le vautour,  
De désespoir la nuit ronge mon âme.  
Que du matin la blanche flamme  
Me rend à mes ennuis du jour;  
Des maux que pour moi le temps sème  
Tu voudrais prendre la moitié;  
L'accent de mes douleurs toucherait ta pitié,  
Et tu soupirerais: Je t'aime.

Si tu voyais rougir mon front  
Quand m'apparaît en rêve, ton image,  
Dans mon désert brillant mirage;  
Quand l'écho m'apporte ton nom,  
Si tu me voyais, froid et blême,  
Exhaler mes profonds soupirs,  
Agitée à la fois de crainte et de désirs,  
Tu jugerais: Ami, je t'aime."

Selbstverständlich hatte sich der Übersetzer poetische Lizenzen jeder Art, bis zur Reduktion der Texte, erlaubt, allein die Translation der Aussagen von einer Sprache in die andere hatte das lyrische Element der Stücke weniger gefälscht als konzentriert. Im Französischen klangen die Dinge ebenso neuartig wie neuwertig, während die Urschöpfer kaum noch mit den früheren Zügen durchstrahlten. Der ungenannte Interpret war über dem Nachdichten so sehr zum Mitdichter geworden, daß die verbale Umwandlung eine materielle und atmosphärische mitbewirkt zu haben schien. Die Gegenüberstellung von „La neuve église d'Atten“ mit der „Neuen Dorfkirche“ macht es spürbar:

„O du lichtetes Gotteshäuschen  
In der weißen Sonntagstracht,  
Du, das nicht ein grünes Reischen  
Gegen Wind und Sturm bewacht,  
Bist so lachend, bist so froh,  
Ha, ich liebe dich recht so.

Häuschen Gottes und der Liebe,  
Glänze, Gott veraltet nicht,  
Also sei sein Haus nicht trübe,  
Gott ist Freude, Gott ist Licht.  
Menschenkind, sei fromm und froh,  
Gotteshäuschen will es so.

Häuschen ruft: Muth auf, ihr Kinder!  
Freuet euch des Tags, genießt!  
Liebt er darum dich wohl minder,  
Weil du gut und fröhlich bist?  
Darum seid nun alle froh,  
Gott und Menschen wollen's so."

„LA NEUVE EGLISE D'ATTEN.

Oh! je t'aime, riante et blanche,  
O petite maison de Dieu,  
Dans ta parure de dimanche,  
Toi, dont nulle odorante branche  
Ne prête son ombre au saint lieu.

Maison d'amour et de prière,  
Brille! Dieu ne vieillit jamais!  
Dieu n'est que joie et que lumière.  
Aime et prie, enfant de la terre;  
Ainsi le veut un Dieu de paix.

Que me dit la blanche chapelle?  
Enfants, goûtez bien votre miel.  
Dieu de sa demeure éternelle  
N'exclura point l'âme fidèle  
Qui n'a point bu sa part de fiel.“

Obschon die Gloden-Brüder ihre Heimat gegen Belgien, ihre Sprache gegen die französische eingetauscht hatten, dichteten sie niemals in der „langue de Boileau“, während Victor Klein in Luxemburg neben dem deutschen Worte auch das französische pflegte. Es wäre ein Kulturkuriosum besonderer Art und höherer Bewertbarkeit, wenn in diesem Sonderfalle der „Freund als Kritiker“ auch der „Freund als Übersetzer“ gewesen wäre.



#### 4. LOUIS MARCHAND (1807-1843)

Louis Marchand gehörte in Luxemburg zu den Trumppauf-Schülern, durch die der Deutschlehrer Heinrich Stammer in den ersten drei Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts am Athenäum für seine pädagogische Tüchtigkeit nicht weniger als für seine literarischen Anfeinerungsqualitäten Zeugnis zu geben pflegte. Schon den Sechzehnjährigen ließ er, als Klassenzierde, Selbstverfaßtes deklamieren, so daß, als Folge dieses Faktums, der Schlesier F. G. Weiss nicht ungerne dem Achtzehnjährigen die Spalten seiner Zeitung „Luxemburger Wochenblatt“ erschloß. Ja, der Neunzehnjährige fand im „Buchdrucker auf dem Paradeplatze“ J. Lamort einen Herausgeber der primären „Poetischen Versuche“, die der Bescheidenheit kaum zu opfern bereit waren, da sie gleich in sechs Heften das Publikum um Bewunderung angingen, obschon darin das „Genialisch-Bravouröse“ den Stammer'schen Lehrmethoden zwar Kränze des Dankes winden, aber keine besonderen Ruhmesehren einbringen ließ. Denn das war ein tolles Reimen und war zugleich ein fühlbares Hinterphrasenverlangen nach echtem Wortwert und nach wahrer Dichterpürde. Nachdem sich die intellektuell-ästhetische Genußgier des Poesietrinkers an den Werken der Klopstock, Schiller, Goethe, Körner, des Göttinger Hainbundes und der Frühromantiker ergötzt hatte, gab der verwöhnte Liebling der Musen das, was viel zu heiß verzehrt worden war, als ein undefinierbares mixtum verbosum wieder. Denn auch diesem liedersüchtigen Jüngling war, wie den Freunden Peter-Adalbert und Theodor Lenz, Heinrich und Hubert Gloden, Viktor Klein und Franz Pergameni, das Reden in Versen vor dem ehrlichen Aussprechen selbstbezwungener Gedanken über ausgeläuterten Empfindungen beigebracht

worden. Aus diesem Grunde schmeckten seine Gedichte mehr nach dem Schweisse mühselig vorgenommener Skandierungsoperationen als nach der spirituellen Segnung hinter bedeutensamen Innenerlebnissen. Ausnahmen machten nur die blitzartig auflodernden Sentimentsflammen einer Jugendliebe, welche in ihrer weltahnungslosen Selbstübersteigerung eine eigentümliche Wärme ahnsam werden ließ, und die naturseligen Herzensergießungen, die dem Landschaftlichen nicht nur alle Farben, sondern auch sämtliche Töne der Exuberanz zu entlehnen wußten.

Das alles gab sich stillos noch in der Anlehnung an siebzehn fremde Dichter, von denen keiner hielt, weil alle lockten, und gab sich explosiv zugleich, soweit der Reichtum an geschundenen Metaphern und an wundgeschlagenen Verbalformen eklatant zu sein vermag. Der Dauerzwang, in welchem ihn die Metrik hielt, verwandelte den Reimfanatiker in einen Sprachprokrustes, der bald die Silben streckte, bald sie köpfte, da ihm die Zeit zur besseren Wortwahl fehlte. Denn eine Nervosität, die aus den Sätzen spürbar wurde, erhielt sich in den maturierten wie in den frühreifen Poemen fast als Ungeduld zur Vollendung dessen, was der junge Dichter als Berufungsauftrag in sich fühlen mochte. Im vorzeitigen Aufbruch der „Knospen“, die wohl „Blüten“ hervorbringen, aber keine Früchte abwerfen sollten, wirkte ein Treibelement mit, das wie eine Vorahnung des nahenden Unterganges deutbar wäre. Mit sechsunddreißig Jahren erfüllte sich nämlich das Schicksal des Mannes, welcher ausgezogen war, um das poetische Königreich des Abendlandes für sich zu erobern — nicht umsonst verloren sich seine Wortvisionen an fernen Schlacht- und Kampfeshorizonten — und dem nur gegönnt war, im kleinen Luxemburg für eine Weile das Festtagskleid des besseren Hofsängers zu tragen.

Das, was er als sein eigentliches Leben fixiert zu sehen wünschte, schrieb er selber, kurz vor seinem Tode, als Vorwort zur zweibändigen Gedichtesammlung „Knospen und Blüten“ in der Form „einiger Worte über sich und die Herausgabe dieser seiner Gedichte“:

„Die Festung Luxemburg ist meine Geburtsstadt; den 14ten Februar 1807 kam ich zur Welt. Die ersten Jahre meiner Kindheit verlebte ich, theils im Hause meiner Eltern,

theils bei meinen Großeltern mütterlicher Seite. Kaum war ich acht oder neun Jahre alt, da rief eine beträchtliche Anstellung meinen Vater nach dem Städtchen Diekirch, an der Sauer; und die ganze Familie zog nach dem neuen Wohnorte. Die herrliche Umgegend weckte bald in mir neue, unbekannte Empfindungen, und die Liebe zum Studium der Natur, besonders zur Pflanzenkunde, auf. Hier genoß ich die glücklichsten Tage meines Lebens; doch bald trübte sich mein heller Himmel! Kaum begann meine Seele sich am Schönen zu weiden, kaum öffnete sich mein Herz allen unschuldigen Hoffnungen, da entriß mir der Tod die liebende Mutter! . . . Da habe ich den ersten wahren Schmerz empfunden!

Der deutschen und französischen Sprachen mächtig, wurden mein jüngerer Bruder und ich, im Frühlinge 1820, bei einem würdigen Pfarrer in die Kost gethan; und während ich hier fleißig Griechisch und Latein studirte, hatte mein Vater, seiner Geschäfte wegen, eine neue Eheverbindung geschlossen.

Im Herbste 1821 kehrte ich zu den Grosseltern nach Luxemburg zurück, um im dortigen Athenäum meine Studien fortzusetzen, und mich zu den höheren Schulen vorzubereiten. Hier lernte ich auch schon im nämlichen Jahre die Liebe kennen, mit ihren Freuden, Träumen und Leiden!

Im Jahre 1825 zog ich nach Paris, an der dortigen Universität die Medizin zu studiren; verliess aber schon 1826 diese Stadt wieder, um im Herbste des nämlichen Jahres in der holländischen Stadt Utrecht mich den Thierarzneiwissenschaften zu widmen. In diesem Jahre erschien das erste Heft meiner Poetischen Versuche; welchem bis 1830, wo ich mein Examen als Thierarzt der ersten Klasse bestand, noch fünf andere Hefte folgten. Auch trat ich dieses Jahr in die Ehe mit einem jungen holländischen Mädchen; und einige Zeit darnach als Pferdearzt in den Dienst des Königs der Niederlande. Nun erschienen meine: Neue Knospen; Anklänge der Zeit; Europa's gekrönten Häuptern; des Kriegers Harfenklänge, und viele kleinere Gedichte; und traten, zu den schon über Naturwissenschaften herausgegebenen Abhandlungen verschiedene neue bei, so wie auch einige größere Werke über die Pflanzenkunde.

Im Lenze 1837 verliess ich Holland mit meiner kleinen Familie, und kehrte, nach so vielen Jahren ununterbrochener Trennung, in die Arme des heissgeliebten Bruders zurück. Ich fand ihn in belgischen Diensten wieder, als Hauptmann der Artillerie; aber — ich traf ihn alleine noch von allen den Lieben, die ich zurückgelassen hatte; denn schon seit langen Jahren hatten die Todtengräber Vater, Grosseitern und Schwester in die dunkle Erde verborgen! . . .

Seit geraumer Zeit hatte meine Muse geschwiegen — da baten mich die Freunde doch wieder von meinen Gedichten dem Drucke zu übergeben; ich liess mich willig dazu überreden, und es erscheinen also diese meine Knospen und Blüten.

Die Vertheilung im ersten Bande in jährliche Perioden bis 1830, diene nur zu beweisen, wie sehr ich mich von Jahr zu Jahr angestrengt habe, dem wahren Ziele der Dichtkunst mich zu nähern; welches Bestreben im zweiten Bande noch viel einleuchtender seyn wird.

Da ich noch immer meine Schwäche sehr gut fühle, und mir sehr wohl bekannt ist, wie viel ich des Weges noch abzulegen habe, ehe ich froh und mit mir selbst zufrieden zurück mag blicken: so glaube ich nicht besser thun zu können, als den Freunden und dem litterarischen Publikum die schon früher von mir über meine Gedichte ausgesprochenen Ideen auf's neue hier mitzuthemen.

„Hoffnungsvoll schick ich euch in den Kreis meiner Freunde, stille, schöne Träume meiner Jugend! Ich hing an euch, wie am Busen der treuen Geliebten der empfindsame Jüngling in seiner ersten Liebe. Geusst sie in's Herz meiner Freunde, alle die Gefühle, so ich euch vertraute; wenn ihr mich in heiligen Dämmerungsstunden umschwebtet, und die Thräne der Sehnsucht vom Auge mir trocknetet, und lindern den Balsam in die Seele mir gosset! Was ich euch gesagt in des Haines einsamen Dunkel, am Wellengeriesel des Giesbachs, in der Stille wehmutsvoller Frühlingsnächte, das vernahm noch kein Sterblicher von mir; denn taub wären sie gewesen die Ohren der Menschen im selbstischen Gedränge! — Ach! zu früh blickte schauerkalt die Wahrheit mich an; und die grausame Wirklichkeit hat der jugendlichen Phanta-

sie Zaubergebäude zertrümmert! Friede über ihren trauernden Resten!“ (1826)

„Es sind nur Ergüsse eines jugendlichen Herzens, süsse Erinnerungen froher, harmloser Stunden; leise Anklänge, Ahnungen und Hoffnungen schöner, kommender Tage; stille Blüten, die Mitgefühl und Freundschaft in's Leben hervorrief; dunkle Blumen aus dunklen Stunden, mit dem Thau der Wehmuth beträufet; anspruchslose Kränze des herzlichsten Dankes für große, schöne Seelen, deren Worte der Weisheit und Liebe sich wie tröstende Engel um meine wunde Brust legten, mich aufrecht hielten in den Augenblicken düsterer Schwermuth, und aus dem umwirrenden Dunkel mich hinwiesen zu der Sonne des Ideals!“ (1827)

„Es sind bis jetzt noch immer Knospen; mögten sie in einem sanften Strahle einst erblühen! Wie das Leben bald ernst, bald trübe, bald freudig ist, so sind meine Gefühle, so meine Lieder! War mein Himmel heiter, dann war es auch mein Gesang; goss eine Natter Gift über meine Blumen, dann rauschten durch die Saiten unangenehme Akorde; bluteten die Wunden meines Herzens, dann konnte mein Spiel nicht freudig erklingen! Meine Lieder sind meine Welt, sind mein Ich! Der Charakter des Mannes ist ihnen nicht aufgeprägt; jeder ihrer Züge verräth den Jüngling. Ernst habe ich noch nicht in's Daseyn geblickt; aber trübe. Das junge Bäumchen beugt sich vor dem Orkane; die greise Eiche trotzt ihm!“ (1830)

Lüttich, den 1ten Januar 1842.“

Diese Rückblenden hatten, wohl mit Absicht, die Einführungssätze der „Poetischen Versuche“ im Dunkel gelassen, obwohl die Präsentationslichter von ihnen so gestellt worden waren, daß die Schatten akzentuiert hatten in Erscheinung treten müssen:

„Ich überreiche hier meinen Freunden die Jugendversuche meiner vaterländischen Muse; schüchtern blicken sie in die Welt, und flehen um Beistand und Aufmunterung, die neue Laufbahn glücklich zu vollenden. Das Rittergedicht, so dies erste Heft enthält, schrieb ich 1823, also im sechszehnten Jahre meines Alters nieder. Schon mehrmals hab' ich es umgeändert, ehe ich, durch mehrere Freunde gebeten, mich

erkühnte solches dem Drucke zu übergeben; und doch sind noch einige Fehler darin zurückgeblieben, die aber eng mit dem Gedichte verwebt sind, und durch deren Umänderung selbes gänzlich entstellt würde. Wird dieser erste Versuch mit einiger Nachsicht aufgenommen, so will ich später in einigen andern Heften die übrigen folgen lassen.

Diekirch, am 14ten September 1826.“

Mit einem Vorspruch von K ö r n e r hob die durchaus lyrisch-weich gehaltene Introduction an, die selbstverständlich von Träumen, Herz, Geliebten, Tränen, Gefühlen, Sehnsucht, Hain, Zauber und dergleichen Sinnigkeiten reden mußte, während das Hauptstück versuchte, mit unbezwingbar scheinenden Erinnerungen an G ü n t h e r, B ü r g e r, V o s s und U h l a n d ebenso schlecht wie recht fertig zu werden.

Das „Rittergedicht“ gehört nämlich in die Kategorie jener schauerig-schönen Wortgebilde, welche nichts mehr enthalten als den aufgerührten Bodensatz eines überladenen Gedächtnisses, das sich der Residuen von hundert düsteren Balladen und Liebesromanen kaum zu entledigen weiß. Uble Satzreminiszenzen und angelesene Metaphern führen einen derartigen Rauschtanz der hundertneunundzwanzig Reimpaare auf, daß mit einem Male die wohl gezählten Trochäen aus dem Rhythmus geraten, und die Sprache selber zu hackeln beginnt:

„Kuss auf Küsse . . . höchste aller Seligkeiten . . .  
Wonnestunde . . . schönste aller Götterfreuden  
Die auf unsre Fluren niedersank!  
Kuss auf Küsse . . . Brust an Brust . . . und Seel in Seele . . .  
Wer die seligsten Gefühle kennet . . . wähle . . .  
Sie . . . und Nektar wie ein Gott ihn trank!“

Das ist die Mitte, sozusagen das Herzstück, der Geschichte, die von einem jungen Ritter Rudolph erzählt, dem Adelhaide, die vom Vater eifersüchtig im Schloß behütete Wundergestalt, nur von ferne sichtbar ist. Ein Turnier erlaubt ihm, den fränkischen Gegner zu bezwingen, den Lohn aus der Hand der Angebeteten zu empfangen und zugleich ein nächtliches Rendez-vous — dem viele andere folgen sollten — als Draufgabe zu erhalten. In einer schwülen Gewitternacht erschlägt der gewarnte Vater den jungen Ritter, bricht dadurch

der eigenen Tochter im Nu das Herz („Und die Seele fliegt zur Ewigkeit.“), spricht einen Fluch aus, der sich ohne weiteres erfüllt („Fluch euch! Fluch! Um Mitternacht sollt ihr erscheinen, Du sollst ewig bluten, Du sollst ewig weinen, Nie erwach' euch der Erlösungstag!“) „und er stürzt hinab in die nächtliche Kluft“.

Der Dichter hatte recht, als er von einigen Fehlern sprach, die zurückgeblieben seien, — im unbestimmten Plural ver barg sich eine stattliche Anzahl, die den einen großen Irrtum zu übersehen erlaubte: das Faktum nämlich, daß der Sech zehnjährige sich im Thema vergriffen hatte und einen Stoff zu bewältigen versuchte, zu dessen Meisterung ihm alle Vor aussetzungen, die des Wissens wie die des Könnens neben den unerläßlichen des steten Schöpfens aus dem Borne wahr er und wahrhaftiger Erinnerungen, abgingen. Die fortgesetzte Sprachschwelgerei, als Folge einer erstaunlichen Sprachfähig keit mit schöpferischen Begleiterscheinungen, verleitete ihn zu einer Steigerung der brennendsten Expressionen, durch deren Anhäufung die Schilderung einer dramatischen Szene oder eines tragischen Zustandes aus der Atmosphäre des Packenden abgedrängt und mit den Verzerrmitteln der Kari katur bedacht wurde:

„Denn ein Knappe sieht beglückt die Eichenhallen  
Dieses liebe Paar im Vollmondglanz durchwallen,  
Da erwacht im Bösen der Verrath;  
Und er schleicht — die Natter! — hin an's Bett des Alten:  
„Ritter! schaut ein Buhle mit der Tochter schalten  
Dort im Hain, eilt, rächt die schwarze That!“

Wohl rief der junge Dichter in einem poetischen Vor worte die Nachsicht des Lesers an, allein in dieser captatio benevolentiae redete er aus dem, was er empfunden und nicht erfunden, was er in sich erlebt und nicht aus Büchern nacherlebt hatte; darum klangen die Verse echter, weil ein facher, und reiner, weil redlicher:

„Und hätte ich denn ewig schweigen sollen,  
Da mir der Busen stets so voll?  
Ich sang ja nur mein Streben und mein Wollen,  
Und was aus reiner Seele quoll.  
Wohl hört' ich oft des Lebens Stürme grollen,  
Wenn mir die Brust aus Sehnsucht schwoll;  
Dann hab' ich auch manch düstre Lied gesungen —  
Und trauernd hat's die Saite nachgeklungen!

Es ist so süß von besser Zeit zu träumen,  
Auch war es stets mein einz'ges Glück;  
Es schwang mein Geist sich auf zu Sternenträumen,  
Durch Nebelmeere drang mein Blick.  
So brachte oft mein Hoffen und mein Träumen  
Der Kindheit Frieden mir zurück;  
Dann sang die heitre Frühlingsseele wieder —  
Und froher tönten Spiel und Jugendlieder!

Auch wollt' ich manchmal höher mich erheben;  
Dann sang ich meinem Vaterland!  
Und ob's gleich werther mir denn Gut und Leben,  
Und ich geflammt in heil'gem Brand;  
So fühlt' ich doch mein Spiel nur schwach erbeben —  
Ich hing die Zither an die Wand:  
Das Hohe müssen hohe Geister singen,  
Und so in's Heiligthum der Dichtkunst dringen!

Und lauscht ein willig Ohr den jungen Tönen,  
Dem Lied, das rein in mir geblüht?  
Ist mir durch's gold'ne Sonnenthor des Schönen  
Ein holdes Morgenroth erglüht?  
Erkennet ihr das unbegranzte Sehnen  
Das in des Herzens Tiefen glüht?  
Die Phantasie will hin zu Phantasien,  
Die Seele lechzt nach Götterharmonien!

O lasst nicht kalt an euch vorüberschallen  
Die Lieder, so ich hoffend sang!  
Ihr hört an meines Blutes heissem Wallen,  
Dass ich nach Höherm kräftig rang;  
Und hegt ihr nicht an allem Wohlgefallen,  
Weil mir mein Streben nicht gelang,  
So denkt: Ist es doch erst die Frühlingsblüthe,  
Einst reift zur Frucht durch Nachsicht sie und Güte."

Das war der natürliche Sänger: ein Spielding, das die Sehnsucht hinaus in den Raum und in die Zeit warf, sooft die Zweifel es auch in die Klause des Schweigens zurückzuschleudern pflegten; ein Spieler, der sich, sicher geworden, auf den Schwingen der Gefühle über die Widerwärtigkeiten des Lebens emporschwang!

Weder die weitschweifigen, gefühlsduseligen und manchmal allerweltklugen Anhimmellungen, die „als Kranz des Dankes auf dem Altare der Liebe“ vor allem „dem Freunde und Lehrer“ Heinrich Stammer dargebracht wurden, noch die sprachlich geschwollenen, in der Idee wie in der



Stimmung mediokren und regelmäßig in einer Enthüllung verdämmernden Liebeslieder der „Minneharfe“ vermögen diesen Eindruck auszulöschen, da immer wieder Manifestationen der Schlichtheit und Eruptionen der Innigkeit, besonders in den hexametrischen Werken, das Bild eines profunderen, wenn auch in den besten Tiefenoffenbarungen noch nicht zugänglichen Geschöpfes beschwören, welches seine wirklichen Werte fort und fort zu verkennen schien.

Aus den „Harfentönen“, die „dem Freunde Franz Pergameni in Bruderliebe gewidmet“ waren und ihre Herzenstrunkenheit immerzu von jenem „Schönen“, „Höheren“ und „Idealen“ bezogen, welches der gedanklichen Inkonsistenz sämtliche Dimensionen der Vagheit offenhält, durfte „Die Stunde der Weihe“ des Neunzehnjährigen viel vom Möglichen ahnen lassen, das er eher einzuschläfern als zu wecken wußte:

„Traulich schimmert der Vollmond im entfernten  
Osten, blicket so stille, wie mit Wehmuth  
Auf das jammernde Volk das Mitleid, hin auf  
Alternde Trümmer.

Leise murmeln die Fluthen durch der Felsen  
Epheuschleier in's Thal, worin Gebilde  
Finstre Schatten, wie Geister um des Klosters  
Zinnen sich heben.

Hell erglimmet der Feuerwurm im Dunkel,  
Irrwisch' irren am Moore unter Binsen,  
Nachtphalänen entsummen, träge Eulen  
Schwirren um Warten.

Dort, wo zackige Schieferklippen drohen  
Um des Stromes Getös', und wo die Haide,  
Leer wie sandige Wüsten, lang sich ausdehnt  
Längs dem Gebüsche:

Dort, wo funkelnd sich die Kaskade nieder  
Stürzt, finstre Schlünde ihre Schrecken  
Bergen, und zu der Laube wilde Rosen  
Heimlich sich wölben;

Dort, wo Kinder der Flur, die Blumen duften,  
Süßter dann auf der Grastrift, die von Ferne  
Deinen Blicken sich zeigt, wo Ungeweihte  
Nimmer erscheinen;

Sass ich träumend allein so manchen Abend  
Meines Frühlings, und sann dann, wie die Greise,  
Von beglückteren Zeiten, froh von süßen  
Schöneren Tagen.

Sang von Liebe und Treue, die ich fühlte,  
Sang vom himmlischen Reitze jener schönen  
Seele, die in geheimer Sympathie die  
Meine beglücket.

Sang wohl auch von des Schicksals bösen Launen,  
Das die seligsten Zeiten unsers Lebens,  
Wie ein finstres Gewölk des Himmels heitre  
Bläue getrübet.

Doch von Freundschaft und ihren Hochgefühlen  
Sang ich nicht; und der Westhauch trug nur zärtlich  
Meiner Theuersten Namen in die sanften  
Arme des Echos.

Aber, vertraut mit diesen süßen Tönen,  
Seufzt auch Franz! jetzt der Wald und Franz! die Weste,  
Franz! die Stille des Abends, Franz! das Echo  
Dieses Gekluftes! —“

Das hatte nun die gleiche Faktur und hielt sich auf derselben Untergrundtrauer, deren Verhaltenheit nicht absolut zu werden vermochte, weil die Feuchtigkeit der Melancholie immer wieder durchsinterte, wie das ein Jahr zuvor entstandene: „Am Grabe von Abeillard und Heloise“:

„Glückliche Gatten! Eurer Schlummerstätte  
Naht mit pochendem Herzen sich der Jüngling;  
Gold'nes Hoffen wieget den freien Geist in  
Friedliche Träume.

Schauendes Augs, erschüttert, stumm, in süßer  
Melancholischer Stimmung, steht er sinnend,  
Blickt nach euern Bildern, und hebt das Auge  
Strahlend gen Himmel.

Selig die Todten! Die das Leben trennte,  
Eint ein friedliches Monument im Grabe!  
Was die Menschen grausam geschieden, hat Gott  
Ewig verbunden!

Liebe und Treue! betend weiht zwei Kränze  
Euch ein liebender Jüngling, den sein Mädchen  
Still beglücket; seht, zu den welken Kränzen  
Legt er die grünen!

Frieden im Busen, steht er nun, es athmet  
Frei die fühlende Brust in heil'ger Stille,  
In den Immortellen der Liebe spielen  
Zärtliche Weste!

Thräne des Herzens, so die Wange feuchtet,  
Seufzer tiefen Gefühls des inneren Busens,  
Geltet ihr den Schummernden, oder meiner  
Trauernden Sophie?"

Als 1830, bei Van Paddenburg und Comp. in Utrecht, „Neue Knospen“ als „neue Versuche“ erschienen, die sich „an die vorigen sechs Hefte der Gedichte anschlossen“ und fünfunddreißig weitere Proben einer kapriziösen, phantasiemächtigen und etwas lunatisch tänzelnden Muse vorlegten, waren sie durchaus nicht die Produkte eines Geistes, der den Vierjahreszuwuchs als eine Potenzierung seiner inneren Reife hätte spürbar werden lassen; nein, der Dreiundzwanzigjährige hatte, genau wie der Neunzehnjährige, der alten Versenansammlung entnommen, was ihm des Druckes und der Verbreitung würdig zu sein schien. Zwanzig Lieder stammten aus den Jahren 1829 und 1830; alle andern waren früher, teilweise sogar 1823 und 1824, entstanden.

Die Weisung des Sechzehnjährigen „An einen Weltmenschen“ hörte sich, nach Horazischem Muster, dennoch nicht allzu übel an:

„Lebe im Weltgetümmel, in Pallästen  
Die von Marmor erglänzen, wo im Golde  
Man dir Labung reichet, und — gift'ge Dünste —  
Lebe im Glanze.  
Verschonte doch der Tod ihn nicht.

Stunden flieh'n, wie Windeswehen,  
Alles Grosse muss vergehen!

Alles Ird'sche schwindet, immer  
Stürzt Staub zum alten Staube,  
Und der Schöpfung finstre Trümmer  
Überlebt allein der Glaube.“

Nicht minder fiel die „Zeitlitanei“ auf, die 1826 das „Kyrie eleison“ der Kirche höchst weltlich variierte und der Lebensnarretei ergötzlich klingende Wahrheitsschellen aufsetzte:

„Lass die Narren **Kappen tragen**  
Und wie sonst die **Wahrheit sagen!**  
Herr erhöre uns!

Lass dem Richter einen Gott,  
Dass er nicht in frechem Spott  
Seines Fürsten Landgesetze  
Mit verruchter Hand verletze!  
Herr erhöre uns! . . .“

Derselben Zeit und der gleichen Stimmung entsprang:  
„O tempora! O mores!“

„Liebe Leute, höret mich,  
Denn die Wahrheit sage ich,  
Wie es bis zu diesen Tagen  
In der Welt sich zugetragen,  
Wie sich stets die Leute plagen  
Und am Leben feindlich nagen.  
O tempora! O mores! . . .“

Schuster kleiden ihren Sohn  
Hübsch wie einen Reichsbaron,  
Lassen ihn Latein studieren,  
Kämmen, pudern und frisieren,  
Bäurisch-schön einher stolzieren  
Sollten sie sich ruinieren.  
O tempora! O mores! . . .“

Charlatanen leben frei  
Jetzt mit der Quackzalberei,  
Können ihre Säckel lüften,  
Und gleich hochstudierten Swiften  
Unbestraft all Unheil stiften,  
Und die ganze Welt vergiften.  
O tempora! O mores! . . .“

Doch was schrei' ich jetzt so sehr?  
Niemand gibt mir ja Gehör.  
Narren werden Narren bleiben,  
Wasser wird die Mühle treiben,  
Welten werden sich zerreiben;  
Drum will ich nicht länger schreiben.  
O tempora! O mores! . . .“

So bekannte **M a r c h a n d** Zorn für jedes Ubel, Herz für jedes Leid und Gefühl für jede Ungerechtigkeit. Und es gebrach ihm nicht, wenn es sein mußte, an Ätze für jede Heuchelei oder an Ironie für jede Aufgeblasenheit. Doch

immer wieder stieg aus ihm das Dunklere über das Hellere,  
das Belastendere über das Leichtere empor:

„Schwärme in Bällen und in Assembléen,  
Wo geschminkte Koketten dich bestricken,  
Wo die Langeweile in Purpur prangt;  
Lebe in Jubel.

Hasche nach Reichtum — greif nach Luftgebilden —  
Häufe Schätze auf Schätze — Sorg auf Sorgen —  
Nutzen sei dein Vater, dein Freund, dein Alles;  
Lebe im Golde.

Aber, wenn mich Natur, die Hehre, freuet,  
Wenn in ihrem Gebiete ich beglückt mich  
Wähne; o, dann gönne es mir von Herzen:  
Lebe vergnügt!“

Im gleichen Jünglingsalter gelang ihm ein „Sonnen“-  
Sang, der neben einer sicheren Meisterung der Verskunst auch  
eine angealterte Lebenserfahrung offenbarte:

„... Der König mag mit Schmeichlern sich ummauern,  
Der Weise hinter seinen Büchern trauern;  
Wo er sich neue Weltgebäude schafft;  
Sie sinken hin, und werden einst vermodern —  
Doch ewig werden deine Flammen lodern,  
Und jeden Tag erneut sich deine Kraft...“

Was er 1825 als „Vergänglichkeit“ besang — die An-  
spielungen auf Vergehen, Verwehen, Verfallen und Dahin-  
schwinden häuften sich mit den Jahren — hatte zum min-  
desten die Faktur des Eigenartigen und des Bildlich-Beson-  
deren:

„Eine Blume sah ich blühen,  
Eine Taube sah ich fliegen,  
Einen Morgen sah ich glühen,  
Einen Fürsten sah ich siegen.

Die Blume stand so hold im Thale,  
An Farben reich und reich an Duft;  
Sie war erblüht im Morgenstrahle,  
Und welkte in der Abendluft.

Stunden flieh'n, wie Windeswehen,  
Jede Blüthe muss vergehen!

Auf silberweissem Fittig schwirrte  
Die Taube leicht an mir vorbei,  
Und als sie treue Liebe girrte,  
Da traf ihr Herz ein tödtend Blei.

Stunden flieh'n, wie Windeswehen,  
Alles Zarte muss vergehen!

Der Morgen war, ein Kind der Horen,  
In Rosenschimmer aufgewacht;  
Der Frühling hatte ihn geboren —  
Doch bald umzog ihn Sturmesnacht.

Stunden flieh'n, wie Windeswehen,  
Alles Schöne muss vergehen.

Des Fürsten Scheitel zierten Kronen,  
Die Kinderliebe Eltern flicht,  
Geliebt, geschätzt von Millionen,

Jedes Schöne das mich einst durchflossen,  
Jedes Grosse das mich einst durchdrang,  
Jedes Gute das ich einst genossen,  
Jedes Liebe das mich einst umschlang;  
Hingewürgtes Opfer des Geschickes  
Liegt es, ein zertret'ner Blumenstrauss,  
Und auf wüsten Trümmern meines Glückes  
Löscht die Hoffnung ihre Fackel aus!"

Es war wie eine Verhexung von den Anfängen her:

Das Erstwerk „Rudolph und Adelhaide“ hatte in der Phantasie des jungen Dichters derart tiefe Geleise gezogen, daß die Imagination unbarmherzig in die ausgefahrenen Spuren zurückgeleitet wurde. Sowohl „Der Waidmann“ — 1825 in Paris geschrieben — wie auch „Gertrud“ und „Reinwald“ — 1827 in Utrecht entstanden — versuchten das unverseuchbare Bild in Balladen abzulegen, die mehr Blut und Fluch und Rache als tragische Essenz und poetische Substanz enthielten. Die Obsession war so stark, daß die eigentlichen Lyrismen in den persönlichen Demaskierungen von der Unnatürlichkeit abschreckend grauenhafter Vorgänge in einem solchen Maße durchwirkt wurden, daß die „heitere Frühlingsseele“ als schwermütiges Herbstgemüt in Erscheinung trat. Nur die Verse an F r a n z P e r g a m e n i vermittelten — wie stets — erträglichere Eindrücke, obschon die elegischen Untertöne durchdringen mußten: die nachhaltig-

sten Stimmungen wuchsen immer wieder aus dem Gedanken an den Tod:

„...Und noch muss ich mit dem Sturme ringen,  
Dass er nicht den Nachen mir zerschellt:  
Denn die Fahrt zum Ideal muss mir gelingen,  
Wär es auch in jener Welt.  
Liebe trägt auf ihren Flügeln  
Dem ersehnten Port mich zu;  
Der Gefährte zu den Sonnenhügeln,  
O mein Franz! bist Du!“

Seine Widmungen an Freunde und an Gönner — außer an Heinrich Stammer und an Franz Pergameni, an seinen Vater, an seinen Bruder, an seinen Lehrer Michel Müller, an die Freunde Ritter, Anton Meyer und Heinrich Gloden, an den Herzog Bernard von Sachsen-Weimar, an den König von Bayern und an mehrere andere, vor allem Holländer — wirkten sozusagen als die Versuche eines Geängstigten, sich an Einzelmenschen anzuklammern, um in der Verbindung sich zuerst eine Verbundenheit und dann eine Gehaltenheit einzureden. Allein die farblosen Ausblicke auf wirkliche wie auf vorgestellte Landschaften des Herzens nahmen zu, und sein Bemühen, im Wettlauf mit dem Verwelken diesem durch das Erarbeiten bleibender Werte zuvorzukommen, nutzte der Überhast im Schaffen eher als der Geruhsamkeit im Werdeprozeß der Schöpfung. Wurde mit den Jahren auch die Form der Werke gestrafter — in dem Maße übrigens wie die Zahl der französisch geschriebenen Fachabhandlungen über Flora und Fauna sich den fünfzehn annäherte — und die Auswahl der Metaphern behutsamer, so hielt sich doch der Themenkreis im alten Engrahmen. Nicht allzu oft gelang die Sublimierung dessen, was er sah, was er erkannte, was er schaute und was er empfand. Er, der ein Revoltierter hätte sein müssen, stark und aufrüttelnd in der Ausdeutung seines Weltekels, wenn nicht seines Philisterhasses, er, der ein Alleswager im Verfolg seiner Vokation hätte werden können, hinreißend durch die Überzeugungswucht seiner Worte, besaß, bei einer Überfülle an Impressionen, nicht den geringsten Sensus für die Unergründlichkeit der Dinge, welche andeutbar werden als gefährliche Lockungen, sobald das Wort zum Feuer, jeder Satz zum Brande und über der kühlen Weltwirklichkeit die Wärme

der transzendenten Realität erspürbar wird. Seine Beziehung zum Dasein war so direkt, daß er sich, auf höherem Plane, die Sicht auf das Mysteriöse durch den Spiegel der aufgeklärten Seele versagte. Wohl blieb er ein Artist, allein er war es im Sinne des Menschen, der, mit einer abstrakt betrachteten Schönheit im Auge, sich immerfort vergebens anstrengt, um einen kleinen Widerschein dieser sprühlosen Vision von seiner Gestaltung aufglänzen zu lassen.

Es fehlte eben diesem Marchand de poésie am konkreten Zentrum, auf das er seine dichterischen Unternehmungen hätte ausrichten dürfen: die abstrakten Begriffe der Schönheit und der Freundschaft besaßen nicht die Attraktionsgewalt des lebendigen Mittelpunktes, wie die Liebe in der Gestalt einer verehrten Frau ihn zeitweilig zu verkörpern wußte, — so vermochten sie auch nicht die Totalhingabe des Poeten zu erzielen, der sich im Donum gleichsam zu verdoppeln unternimmt. Zwischen Traum und Wirklichkeit — wie das Gedicht „Rêveries et Réalités“ aus der Spätzeit seines Schaffens es zu illustrieren verstand\* — pendelte er weniger als Gestalter seiner Existenz denn als Opfer seiner Sonderbeschaffenheit und also mehr leid- als freudvoll hin und her. Er tat es nicht allzu heftig, um den extremen Regionen fern zu bleiben, und tat es doch mit Elan genug, um nicht der Beharrung im Stillstande zu verfallen.

Was auf diese Weise zwanzigtausend Verse in deutscher Sprache halb enthüllt und halb verschleiert hatten, offenbarte ein einziges französisches Gedicht (mehr als zwei aus seiner Hand kenne ich nicht), welches 1842 in der „Revue belge“ unter dem für Louis Marchand charakteristischen Titel „Mélancolie“ das gesamte Schöpferleben des Fünfunddreißigjährigen als ein feines Konzentrat zum Ausdruck brachte, obwohl auch diese Melancholie derart natürlich wirkte, daß

\* Die mit L.M. signierte und von Marchand nicht eigens anerkannte Poesie steht in ihrer Ausführung fast konträr zur Normaltypie der deutschsprachigen Frühgedichte, obschon die affektbetonten Beiwerke doch wieder an den Lyriker aus Luxemburg gemahnen. Die formale Gediegenheit des französischen Poems zeugte dann für den Reifensprung des Dichtes, dessen Autorschaft jedoch durch diese Glanzleistung ins Zwielficht des Zweifels kommen dürfte.



sie keine ergreifende Essenz aus einer übernatürlichen zu beziehen wußte:

„N'entends-tu rien, Arthur, dans ces jaunes roseaux  
Qui, mollement sur la rive des eaux,  
Avec de longs soupirs, balancent et se plient? . . .  
On dirait des zéphyr badins,  
Ou quelques volages lutins,  
Qui dans leurs doux ébats chantent, dansent et rient.

Chantez, dansez, riez; car le thym des coteaux  
Va se flétrir! les arbres les plus beaux,  
Qui jusque dans les cieux portent leurs nobles têtes,  
Se dépouillent de leurs trésors;  
Les oiseaux cessent leurs accords;  
La neige de nos rocs blanchit déjà les crêtes.

Le pâtre frissonnant descend du haut des monts;  
Son troupeau suit et cherche les vallons;  
Les fleurs de mon jardin ont quitté leur parure;  
L'azur a perdu ses appas;  
Le sol gémit sous les frimas,  
Et dans un sombre deuil se voile la nature.

Et ce deuil — O mon âme aux tendres souvenirs,  
Aux traits de flamme, aux éternels désirs —  
Tu le connais déjà. Pendant mainte nuit sombre  
Tu l'as couvé; comme l'oiseau,  
Dont le nid s'attache au rameau,  
Couve, flatte, défend tous ses petits dans l'ombre.

Et toi, mon coeur, et toi — dont tous les battements  
Ne trahissaient que nobles sentiments,  
Qui par des bonds fougueux brisèrent ma poitrine —  
Tu sais que, dans de tels moments,  
En faisant brûler mon encens,  
J'adorais, tout en pleurs, la majesté divine!

Alors d'un oeil serein je revis le passé,  
(Par le présent trop rudement chassé);  
Recueillant de nouveau les fleurs de ma jeunesse,  
Je revis ces coteaux, ces bois,  
Ces montagnes, où tant de fois  
J'adressai mon hommage à Flore la prêtresse!

Où je portais mes pas lentement vers minuit,  
Les yeux au ciel, tremblant au moindre bruit,  
 Craignant qu'un importun ne vit ma solitude;  
Sur ma tête le firmament,  
Riche tapis, d'astres brillant,  
Je perdis des soucis la morne inquiétude!

La muse m'attendait — et la harpe à la main  
Elle m'apprit à chanter le destin,  
Les fureurs des combats, les plaisirs d'une fête,  
Les battements d'un noble coeur,  
Et l'infortune, et le bonheur,  
Et les tendres amours — là je devins poète!

Poète! ... Ah! qu'il est beau, qu'il est harmonieux,  
Ce nom si grand, rare présent des Dieux!  
Qu'il change tout en nous, jusqu'à notre existence! ...  
La terre n'est plus rien pour moi;  
J'ai l'espérance et j'ai la foi,  
Et cet esprit de feu, qui vers le ciel s'élance.

Versez sur moi, méchants, votre immonde venin!  
De vos serpents hérissez mon chemin!  
Un Dieu se trouve en moi. — Dans ma riche poitrine  
Je veux lui dresser un autel;  
Je veux adorer l'Eternel,  
Et pour vous pardonner devant lui je m'incline!

Poésie immortelle, essence des rayons  
Qu'on voit des Dieux orner les larges fronts,  
A grands flots tu répands la céleste lumière!  
Baume qui sait guérir les coeurs,  
Ange qui calme les douleurs;  
Tu caches sous des fleurs la croix du cimetière!

Oui, tout est passager; et l'on voit ici bas,  
Près du laurier le cyprès du trépas —  
Et mon front se ridait dans un morne silence;  
Lorsqu'une voix descend du ciel:  
Veux-tu percer, chétif mortel,  
Les secrets du Seigneur et sa toute puissance?

Abaisse-toi! — Cueillant des fleurs sur ton chemin,  
Cours dans les bois, et sous un vieux sapin  
Enterre les chagrins qui surchargent ton âme!  
Que la lyre résonne au soir  
Pour l'amitié, l'amour, l'espoir,  
Honorant l'homme juste et flétrissant l'infâme!

La voix se tut. — Je vais chanter dans les forêts,  
Aux bords des eaux, dans les riches guérets;  
Dérobant mes soupirs aux sarcasmes du monde.  
Mes pas deviennent chancelants;  
Je m'arrête près des courants,  
Et vois mes traits pâlis dans le miroir de l'onde.

Mon souffle va s'éteindre! . . . Au coucher du soleil,  
 Quand affaibli je succombe au sommeil,  
 Un informe chaos obscurcit ma paupière —  
 Et quand vient le printemps . . . je meurs,  
 En saluant ses jeunes fleurs,  
 Son sourire d'amour, sa naissante lumière!“

Hier hatte sich der Dichter für etliche Stunden von der Zauberin Illusion überwinden lassen. Wie rasch aber entriß die Tageswirklichkeit ihn wieder seiner Idealwelt, um ihn erneut, mitsamt den armen Brüdern, dem Lebenssturme preiszugeben! Und so zerrann auch ihm das Leben wie das Schaffen.

Sechsenddreißig Jahre zählte er, als die Pforten des begriffenen Daseins vor ihm aufgingen. Seine Existenz hätte ab 1843 ihren höheren Sinn empfangen sollen. Doch als er durch das Tor trat, um das Neue zu beginnen, da war es der Eingang zur vita aeterna. Das Licht, welches von dorthier auf alles fiel, was er zurückließ, versah auch die unscheinbaren Werke mit einer Helle, gemacht aus Wehmut und Bewunderung, vor deren auflösenden Zwielmächten das normale Richtmaß nicht mehr anwendbar ist.

Darum läßt sich vorstellen, der Zuruf an seinen Freund R i t t e r aus der „Schlaflosen Nacht“ sei aus dem Zustande der Deklamation in das Sein der Verwirklichung erlöst worden und habe sich in jener Mittelkraft erfüllt, welche eine gemäßigte Unsterblichkeit verbürgt:

„Doch wer, wie wir, den Blick ins Innere  
 getaucht,  
 Die Hülle liegen liess und nur die Seele sah,  
 Der ward vom Schöpfungsduft des Schönen  
 angehaucht,  
 Dem stand die hohe Kunst in ihrer Grösse nah,  
 Den zog es himmeln mit mächtigen  
 Gewalten;  
 Und es vergass der Geist sein irdisches Gewand,  
 Denn neue Welten sah er herrlich sich  
 entfalten,  
 Wie nimmer sie geträumt der grübelnde Verstand!“

Weil er, dieses schauend und solches sagend, nicht umsonst gelebt hat, darf er als nicht ganz gestorben gelten. Für Viele dürfte er wiederauferstehen.

## 5. FRANZ PERGAMENI (1807-1883)

Im dritten Hefte der „Poetischen Versuche“ von Ludwig Marchand, die 1828 erschienen, befand sich, unter dem Titel: „Unserm ewigtheuren Lehrer. Gesungen in einem Schulfeste an seinem Namenstage 15ten July 1826“, ein Gedicht, von dem der Herausgeber in einer Fußnote sagte:

„Dieses Lied ist von einem Freunde; weil es so ganz dem Zwecke dieser Sammlung entspricht (nämlich Heinrich Stammer, dem gemeinsamen Lehrer, zu danken), habe ich, selbst ohne sein Wissen, gewagt, es hierin aufzunehmen.“

Wenn man die innige Verbundenheit der luxemburgischen Dioskuren in der jungen Dichtung von damals kennt, wird man logischerweise annehmen müssen, daß Franz Pergameni dieser ungenannte Freund gewesen sei. Das Lied, an dessen Entstehen Louis Marchand zweifelsohne mitbeteiligt war, hatte eine glattere Form und auch eine reifere Fassung als die meisten Reimereien jener Zeiten. Es lautete:

„Lautjubilend ertöne das festliche Lied,  
Jetzt aus dem begeisterten Munde!  
Und feiert, von innigem Danke durchglüht,  
Mit liebendem Sinn und mit frohem Gemüt,  
Die schöne, die selige Stunde!  
Dir, trefflicher Lehrer, tönt der Gesang:  
Dir schlagen die Herzen in freudigem Drang!

Du pflegst und entfaltest mit schonender Hand  
Der Menschheit heilige Blüte,  
Von edeler Glut für die Wahrheit entbrannt,  
Von allen geliebt, und auch manchmal verkannt!  
Doch es lohnt Dir der innere Friede.  
Und reifet auch einst Deine Aussaat ganz,  
So windest Du Dir einen ewigen Kranz.

Du hältst Deine Schüler in schönem Verein  
Mit gleicher Liebe umschlossen;  
Du lehrst uns, der Jugend uns weise zu freu'n,  
Du bringst in die Schule das Leben hinein;  
Hast den tiefern Sinn uns erschlossen!  
Was gut ist und edel, was wahr ist und schön,  
Das lässt Du in Deinem Wirken uns sehn!

Mit klarem Verstand und mit warmem Gefühl,  
So lebst Du in unserer Mitte;  
Und leitest zum wolkenumdämmerten Ziel  
Mit männlichem Ernst und mit sinnigem Spiel  
Die jugendlich irrenden Schritte!  
Führst sicher und kühn auf der steigenden Bahn  
Zu den lohnenden Kränzen die Sieger hinan!

Drum schlagen auch laut alle Herzen Dir zu;  
Ein Hochgefühl flammt in uns allen!  
Mit kindlicher Einfalt und gläubig wie Du  
Schwingt sich die Begeisterung dem Ewigen zu.  
Und fromme Wünsche erschallen.  
Und was die hoffende Liebe spricht,  
Das versagt der liebende Vater auch nicht!

So lebe noch lang in dem glücklichen Kreis,  
Die schönsten, die seligsten Stunden;  
So freundlich und heiter, so tätig und weis,  
Mit freudigem Wirken, noch Jüngling als Greis,  
Von den rühmlichsten Kränzen umwunden!  
Wenn einst auch die Stunde der Trennung erscheint,  
Wir segnen den Tag noch, der heut uns vereint. —“

Das war nicht das einzige *Marchand'sche* Zitat aus *Franz Pergameni*, denn im „Kranz des Dankes“ (dritten Heft der „Poetischen Versuche“) lieferte der am 10. November 1807 in Luxemburg geborene Junglyriker dem gleichaltrigen Freunde fünf weitere Verse zur Verherrlichung des „sokratischweisen“ Deutschlehrers *Heinrich Stammer*:

„Dorther ertönten uns sonst Worte der Liebe herab,  
Wenn in freundlichem Ton und liebevoller Ermahnung  
Er den horchenden Kreis lehrete, der ihn umgab,  
Und mit schonender Hand der Menschlichkeit heilige Blume  
Pfl egte, die in der Brust keimete, öfters verkannt . . .“

Das zweite Heft der „Poetischen Versuche“ („Harfentöne“) war offen seinem Freunde *Franz Pergameni* in „Bruderliebe gewidmet“, und mehrere Stücke der Sammlung

riefen so laut den Namen „Franz“, daß die Erinnerung an den tüchtigen, aber zeitig schweigenden Verseschmied nur der Marchand'schen Beharrlichkeit in der poetischen Freundschaftskundgebung verdankt werden muß. Denn von Pergameni war bestenfalls noch das Sonett bekannt, das er am 29. Mai 1824 im „Luxemburger Wochenblatt“ unter der Benennung: „Die Prozession in der Marien-Octave“ hatte publizieren lassen:

„Die Fahnen wehn, die frommen Beter ziehen;  
In langen Reihen wallt die frohe Menge,  
Und festlich tönen heilige Gesänge,  
Wie lichter Engel Friedensmelodien.

Und in der hohen Andacht Flamme glühen  
Die Herzen; rings ertönen Glockenklänge;  
Des heitern Frühlings blühendes Gepränge  
Schmückt den Altar, wo Blumenkränze blühen.

Und heilig, heilig! tönen hohe Lieder,  
Anbetend sinkt die fromme Menge nieder,  
Und preisend feiern all' die Himmelsbraut.

Empor hebt sich der Geist aus niederm Staube,  
Im Innern wird lebendig Lieb' und Glaube  
Dem, der sie reines Herzens angeschaut.

P.“

Stammes selber hatte im „Sigur“-Lesebuche nur ein Prosa-kapitelchen seines willigen Hätschelkinds abgedruckt und den Namen des jungen Autors eigenmächtig in Pergameny abgeändert. Was den Schulaufsatz auszeichnete, waren Unoriginalität und Allerweltsformelreichtum. Der fünfunddreißigste Buch-Beitrag trug die Aufschrift: „Das Schulfest in Schönheim“ und verriet das Nachfolgende:

„Der Tag, den alle Schulkinder Schönheim's so sehnlich erwarteten, kam endlich heran. Es war der Namenstag ihres geliebten Lehrers. Lange vorher hatten sie sich mit den Vorbereitungen zu dieser schönen und bedeutungsvollen Feier beschäftigt, und freuten sich auf die Stunde, in der sie ihren Lehrer überraschen und festlich anbinden wollten.

Es war ein heitrer, lieblicher Frühlingsmorgen. Alle Knaben und Mädchen des Dorfes, festlich gekleidet, mit grünen Zweigen und mit duftenden Blumensträußen

geschmückt, fanden sich zur bestimmten Zeit im Schulsaal ein, und saßen in Ordnung und voll froher Erwartung schweigend auf ihren Bänken. Der Saal war anmuthig und sinnvoll verziert und ausgeschmückt. Oben an den Wänden lief rings um ein Gewinde von Eichenlaub, dessen frisches Grün auf den hellen, weißen Wänden lieblich glänzte. Das Bild des liebevollen Kinderfreundes Jesus über dem Schulschranke war von den Mädchen mit Blumen bekränzt, und sah mit Wohlgefallen herab auf die dankbaren Kinder. Die grünen Rollvorhänge an den Fenstern waren herabgelassen, und eine sanfte Dämmerung umgab die ruhig harrende Jugend. Über dem Tische des Lehrers, der wie ein Festaltar mit Blumengewinden umhangen war, schwebte ein schön geflochtner Eichenkranz, und um denselben herum standen Knaben und Mädchen mit Laub- und Blumengewinden in den Händen zu einer lieblichen Kette gereiht. Zu beiden Seiten waren zwei Chöre von Knaben und Mädchen geordnet, mit denen der gesangliebende Küster für diese Feier ein einfaches Lied eingeübt hatte.

So vorbereitet erwarteten Alle die Ankunft des Lehrers. Da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Ersehnte. Welche frohe Überraschung, welches freudige Erstaunen mahlte sich in seinem Antlitz! Kaum weiß er, wie ihm ist. Und als er zum Tische vorschritt, und die Kinder ihn mit den Blumenketten und Laubgewinden umschlangen und umschlossen, und die einfache, liebliche Melodie des Festliedes, von beiden Chören abwechselnd gesungen, tief in sein bewegtes Gemüth klang, und die Mädchen ihm den Vergißmeinnichtkranz, und die Knaben die Blumenkrone überreichten, als zarte sinnige Bilder ihrer Liebe und Erkenntlichkeit, da wallte das Herz tief gerührt, und seine Gefühle drängten sich in die Thränen des Dankes, die seinen Augen entrollten, und sprachlos hob er, zu einem frommen Gebete, sie zum Himmel empor.

Wer mag sie beschreiben, die Wonne des Lehrers, und das Entzücken der Kinder? Es war ein Augenblick voll Weihe und himmlisch reiner Engelfreude! Aller Augen waren auf ihn, den Lehrer, geheftet, und aller Hände hatten sich unwillkürlich gefaltet zum Gebete, und auf aller Angesicht lag ein Himmel.

Endlich verhallen die Töne des Gesanges, und der Drang der Empfindungen ließ nach. Da öffnete der Lehrer den Mund und eine Rede voll warmen Gefühles und goldner Lehren strömte von seinen Lippen, wie ein Bach, der durch Wiesen gleitet. Freundlich erklärte er der horchenden Jugend den Zweck einer solchen Feier, und ihre Wirkung auf das Herz gut werdender Menschen.

Zu schnell war den Kindern die feierliche und erbauliche Stunde verflossen, die ein angemessenes, frohes Lied beschloß. Alsdann verließen Alle den Saal und trugen im Herzen einen neuen Reichtum von Liebe, Frömmigkeit und Dank, und die ewige Erinnerung an diesen feierlichen Tag.“

(Franz Pergameny)

Würde hier der Name „Schönheim“ durch Luxemburg ersetzt und der „Lehrer“ als Heinrich Stammer sichtbar gemacht, so fänden sich die Kriterien der Wertabschätzung und der Druckgewährung als Gefallsucht und Selbstverheldischung entlarvt. Auch Franz Pergameny war, wie Louis Marchand, wie die Brüder Lenz und Gloden, den literarischen Verzauberkünsten Stammers für die Jahre der Athenäumsstudien verfallen. Und, wie Peter Klein, ließ er sich 1826/27 von der Schulleitung — unter der hintergründigen Mitwirkung Stammers — einfangen, um dem Professor Wolff trimesterlange Unterrichts-Assistenzdienste zu leisten, wodurch seine höheren Studien allzu weit hinausgeschoben wurden. Als Marchand bereits in Paris, Lüttich und Utrecht seine viehärztlichen Examina vorbereitete, ließ sich der erdkundlich interessierte und literarisch manipulierte Pergameny in Luxemburg als unzüftiger Dozent zurückhalten, bevor er seine abenteuerliche Existenz radikal umstellte und im Auslande nach eigentümlichen Zufallsgesetzen bestimmen ließ.

Das Abenteuerium war ihm, als geistig-leibliches Erbgut, sozusagen, vom Vater vermacht worden, dessen Vorfahren, als ungarische Bürger, unter Maria-Theresia zu Offiziersehren gekommen waren. Der Vater hatte sich in Luxemburg angesiedelt, eine Eingeborene geheiratet und ein neues Heimatrecht erworben, das schon im Sohne wieder verloren gehen



sollte. Franz trennte sich eigenwillig vom Athenäum, ging nach Löwen, wo er, als einer der brilliantesten Studenten, bemerkt wurde, erlebte die Revolution von 1830, optierte für die belgische Nationalität und ließ sich, gleich andern Luxemburgern dieser Jahre, zum Professor an das Brüsseler Gaggia-Institut ernennen. Dort lehrte er, außer der Geschichte und der deutschen Sprache, Geographie, in der er sich zu spezialisieren begann. Nach einer praktischen Erprobung von vier Jahren seiner eigenen Lehrmethode gab er 1834 in Brüssel ein vierundsechzigseitiges Lehrbuch heraus: „La Terre. Aperçu géographique servant d'introduction à un Cours complet de Géographie comparative sous le rapport physique, statistique et commercial à l'usage de l'Institut Gaggia.“ Der Untertitel deutete bereits unmißverständlich an, was ihm für den Unterricht wesentlich zu sein schien: Geographie als vergleichende Wissenschaft, die er gründlich auszuarbeiten unternahm.

Unvermittelt aber verließ er den Schulbetrieb und begab sich auf einen Weg, der ihm seine Präferenz für Topographie, Geographie und Erdgeschichte aus persönlicher Anschauung und aus eigenem Erleben zu fixieren erlaubte. Als Geheimssekretär trat er in die Dienste des Barons Heinrich Alexander von Arnim ein, der als preußischer Gesandter nach Brüssel gekommen war, um dort einen Handelsvertrag mit der belgischen Regierung abzuschließen. Dabei war ihm Franz Pergameni — wahrscheinlich als Dolmetscher in der belgischen Delegation — so sehr aufgefallen, daß er dessen Bekanntschaft gesucht hatte, um schließlich dessen Mitarbeit zu erbitten und ohne allzu große Schwierigkeiten zu erhalten. Mit der baldigen Versetzung des preußischen Botschafters nach Paris, im Jahre 1845, kam auch Pergameni in die Seinestadt, wo er in den Bannkreis großer Weltwanderer, wie Alexander von Humboldt und Franz von Buch, geriet.

Die immediate Folge dieser Bekanntschaften war, über deren Erfahrungen und Belehrungen, eine Vertiefung seiner erdkundlichen Untersuchungen und eine Bereicherung seiner Einsichten in die topographischen, ozeanographischen, hydrographischen, orographischen, geologischen, klimatologischen und magnetischen Erdgegebenheiten. Sie manifestierten sich

merkbar in der allgemeinen Erdkarte, die er 1846 in Brüssel erscheinen ließ; sowohl die Geographen wie auch die Botaniker, die Zoologen und die Ethnographen bereiteten ihr einen guten Empfang.

Es waren dann auch seine Passion für Erd- und Weltkenntnisse sowie seine Kontakte zu den gelehrten Gästen seines Arbeitgebers, die ihn antrieben, das Reisewerk des Orientalisten Karl Richard Lepsius, der, vom Freunde Alexander von Humboldt beraten, in Begleitung des Diplomaten Christian-Karl-Josias von Bunsen sich nach dem Nahen Osten und nach Ägypten begeben hatte, in die französische Sprache zu übertragen und in den akademischen Sitzungen vom 23. April und vom 21. Mai 1847 der „Société de Géographie“ in Paris vorzulesen. Die achtundvierzigseitige Schrift erschien dann unter dem länglichen Titel:

„Voyage de M. le Professeur Lepsius dans la presqu'île du Sināï du 4 mars au 14 avril 1845. Traduit de l'allemand par F. Pergameni, Secrétaire intime de S. Exc. M. le baron d'Arnim, Ministre Plénipotentiaire de S. M. le Roi de Prusse près de M. le Roi des Français.“

Die Revolution von 1848 beendete jäh die Pariser Aktivitäten des Geheimschreibers, der nach Brüssel zurückkehrte, um sich wieder seinen eigentlichen Forschungsarbeiten hinzugeben. Es waren ebenso anstrengende wie entbehrungsreiche Jahre, die er zu überstehen hatte, bevor 1854 sein „Atlas de géographie“ und 1855 sein „Manuel de géographie comparée“ ihm, außer einer publikten Anerkennung, etwas bessere Einkünfte sicherten. Diese und jene waren wohl verdient, da die beiden Werke den gesamten Geographie-Unterricht wissenschaftlich exakter zu begründen und pädagogisch wirksamer zu gestalten erlaubten.

In einem sechsseitigen Vorworte zum „Manuel“ erklärte er die Reformer-Richtung, die er hatte einschlagen müssen, um, von den luxemburgischen Anfängen aus bis zu den Brüsseler Abschlüssen, die Arbeiten nicht nur fortschrittsbewußt zu halten, sondern auch umstellungsfordernd zu machen:

„Le livre que je publie aujourd'hui, je l'ai commencé il y a trente ans. J'étais frappé alors de la pauvreté et de l'inco-

hérance des connaissances géographiques répandues dans le public; professeur moi-même dans un institut célèbre, j'avais à déplorer l'inintelligence des méthodes d'enseignement et l'insuffisance des moyens d'instruction. Les livres de géographie étaient généralement des compilations arides et fastidieuses, de vastes inventaires de noms, de chiffres et de détails pour la plupart insignifiants et souvent étrangers à la science. Les cartes géographiques, au lieu d'offrir une image fidèle et parlante des contrées qu'elles devaient représenter, étaient surchargées de noms inutiles; elles ne donnaient aucune idée du relief et des conditions naturelles de ces pays, et elles fourmillaient d'erreurs matérielles et de détails imaginaires. La méthode d'enseignement consistait à confier toutes ces données décousues et dépourvues d'intérêt à la mémoire oublieuse de la jeunesse. Après un si long intervalle, pendant lequel la géographie a fait d'immenses progrès, et que toutes les autres branches de l'enseignement se sont perfectionnées, il semble que je me retrouve en face des mêmes besoins et des mêmes lacunes. La science a marché, l'enseignement de la géographie, pour le fond comme pour la forme, est resté à peu près stationnaire. Aujourd'hui cependant que, grâce à la rapidité merveilleuse des communications, à l'immense entrelacement des relations internationales et à l'activité croissante du commerce et de la vie politique des peuples, le monde, selon l'expression heureuse de Christophe Colomb, est devenu si petit (*el mundo es poco*), le besoin de connaître les détails essentiels de notre demeure commune et ses rapports avec les êtres animés qui l'habitent, est devenu plus impérieux et plus universel que jamais. Il ne suffit plus de posséder une certaine somme de notions confuses et superficielles, et de voir flotter devant le souvenir l'image indécise de la position et de la configuration extérieure des contrées; il faut que l'imagination garde l'empreinte vivante et concrète de la terre dans son ensemble, ainsi que des diverses parties de la surface terraquée; il faut que tout homme instruit puisse se rendre compte des grandes lois qui règlent la distribution des formes terrestres, du climat, de la végétation, des espèces animales, des races et des sociétés humaines. Il faut porter l'ordre et la lumière dans cette multitude des faits isolés, et en montrant de quelle manière ils se pénètrent,

s'expliquent et se fécondent mutuellement, les enchaîner dans un système compacte et bien coordonné.

J'ai voulu contribuer, dans la mesure de mes moyens, à amener une réforme si désirable dans l'enseignement géographique, et à populariser, parmi les classes instruites de la société, les conquêtes récentes de la science et les éléments principaux qui forment actuellement le domaine véritable de la géographie. J'ai publié un recueil de cartes géographiques qui a rencontré, dans le corps enseignant et chez les hommes de science, un accueil sympathique des plus encourageants. Je leur offre ici un *Traité de Géographie comparée*, qui forme, en quelque sorte, le complément, le commentaire indispensable de l'*Atlas de Géographie comparée*, qui a paru l'année dernière.

En composant cet ouvrage, j'ai voulu quitter les sentiers battus d'une routine surannée, et m'inspirer plutôt des travaux de ces hommes illustres qui ont transformé la géographie en une science nouvelle. Sans perdre de vue le but que je me suis proposé, d'être toujours clair, précis et à la portée du public auquel je m'adresse, j'ai cherché à rester constamment à la hauteur de la science. Obligé de resserrer cet aperçu général dans les limites du cadre que je m'étais tracé d'avance, j'ai dû choisir, dans la masse des riches matériaux accumulés, les notions les plus substantielles et les plus utiles. J'ai essayé de les grouper d'une manière plus rationnelle, afin de faire ressortir les rapports qui les relient entre elles, leur influence réciproque et la vive lumière qu'un ordre de faits géographiques jette sur tous les autres.

„Toute géographie, a dit le grand philosophe Kant, doit prendre pour point de départ l'idée fondamentale qui est la Terre, considérée comme un tout, et s'y rapporter constamment.“ En retraçant à grands traits le tableau général de la Terre, j'ai étudié celle-ci successivement sous des points de vue différents, mais non essentiellement séparés. Le Ciel et la Terre, la création organique et l'homme, tout se lie par une action commune et réciproque. J'ai examiné la Terre comme globe planétaire, dans ses rapports avec le Soleil, ses mouvements périodiques et la répartition de la lumière et de la chaleur qui en résultent; ses propriétés physiques, sa compo-

sition, et ses trois enveloppes superposées: les terres avec leur configuration et leur relief; les mers et leurs courants, ainsi que le réseau des eaux courantes et les bassins qu'elles arrosent; l'atmosphère, et les courants aériens, le jeu incessant des hydrométéores et des phénomènes électriques, la marche et la distribution des températures et des climats. J'ai montré la Terre, revêtue de sa parure végétale et animée par la profusion d'êtres vivants; et la vie organique soumise, dans sa répartition géographique, aux conditions des éléments, du sol et des climats, et modifiée sans cesse par l'action de l'intelligence humaine. J'ai, enfin, considéré le genre humain, distingué par les races, les nationalités, les croyances et l'état social, et divisé en sociétés régulières, en États civilisés, possédant, chacun dans des limites déterminées, un territoire, une population et un gouvernement distincts, mais se confondant, par les influences du travail national et de la civilisation générale, dans des aggrégations successives, pour aboutir à la grande unité, but suprême de la destinée humaine, à l'humanité. Tel est l'objet qu'embrasse la première partie de cet ouvrage: l'Étude générale de la Terre. Sûrs désormais de pouvoir rattacher à des lois générales connues, tous les faits isolés de même nature, nous aborderons, dans la partie spéciale, la description de chaque continent et des contrées principales qu'il renferme, en groupant les données partielles et développées dans le même ordre et le même esprit, qui ont présidé à la description générale du globe.

Dans cet exposé sommaire, je me suis imposé, avant tout, la tâche difficile d'être concis en évitant l'aridité: substantiel et nourri d'idées positives, sans fatiguer le lecteur par la multiplicité des matières ou la sécheresse de la forme. J'ai concentré dans des tableaux comparatifs toutes les évaluations numériques; car ce n'est que combinés et comparés de la sorte que les chiffres parlent, par leurs rapports et leurs proportions, un langage intelligible et fécond en enseignements utiles. Dans le cours de l'ouvrage, le lecteur trouvera, à chaque page, des indications sur la manière de se servir de ces tableaux, de les grouper, de les décomposer, et d'en tirer une réponse instructive aux questions les plus intéressantes. Afin de rendre plus claires et plus saisissables les fréquentes comparaisons que j'avais à établir, je les ai presque toujours

rapportées à des termes qui ont l'avantage de nous être familiers: aux données que nous fournissent le climat, le sol, l'état social et politique de notre chère patrie.

En me décidant à livrer à la publicité un travail qui m'a occupé depuis si longtemps, je n'ai d'autre ambition que d'être utile: d'abord à toutes les personnes avides d'instruction qui aiment à compléter et à coordonner leurs connaissances acquises; aux professeurs, qui pourront y puiser des idées nouvelles, propres à réformer les méthodes et à amender la matière de l'enseignement géographique: enfin, et surtout, à la jeunesse de nos écoles entre les mains de laquelle il portera, j'ose l'espérer, des fruits heureux, en captivant son intérêt pour une étude si attrayante, si favorable au développement de l'intelligence, et si indispensable aux besoins de notre époque.

Le but de mon livre me dispense de citer les sources nombreuses auxquelles j'ai puisé. Tant d'oeuvres récentes se disent être composées d'après MM. de Humboldt, Ritter, Berghaus, qui n'offrent pas la moindre trace des travaux de ces grands géographes. Qu'il me soit permis, cependant, de rendre un hommage reconnaissant à deux hommes éminents, qui ont bien voulu encourager mon humble travail, en m'ouvrant l'accès des riches collections scientifiques dont ils disposent: au savant général qui dirige avec une si haute distinction le Dépôt de la Guerre, et à l'illustre Secrétaire perpétuel de l'Académie, dont le nom se rattache à tous les progrès que la physique du globe, la météorologie et la statistique ont faits dans ces derniers temps."

Leider blieb der „Traité“ mit seinen hundertneunzig Seiten nur ein Torso: der erste Teil: „Étude générale de la terre“ fand weder Fortsetzung noch Vollendung. Der Geograph gab das Dozententum auf und einer alten Neigung nach, die ihn auf Umwegen der Schriftstellerei wieder näher kommen ließ. Hatte die Lehrer- und Gelehrtentätigkeit ihm periodische Kontakte zur Presse ermöglicht, so machte er nun das Zeitweilige permanent und trat 1856 als Schriftleiter in die Redaktion der neugegründeten Brüsseler Zeitung „Le Nord“ ein. Dort erkannte er, daß der gute Journalismus kein übler Ersatz für das expressionsüchtige Temperament eines

ausgeruhten Dichters ist, fand sich ausgezeichnet in seine Rolle des Tag-für-Tagschreibers hinein und brachte es recht bald zur geistigen Führerschaft in der jungen Schriftleitung: bis 1863 war er Chef der Redaktion; dann wechselte er in die „Indépendance belge“ hinüber, um erst als Fünfund-siebzjähriger die Feder abzulegen.

Sein sogenannter Ruhestand währte etliche Wochen nur; am 25. Januar 1883 verschied er in Saint-Josse-ten-Noode, vierzig Jahre nach dem Heimgang seines Busenfreundes Louis Marchand. Waren beide auch als Heimatflüchtlinge gestorben, als Holländer der eine, als Belgier der andere, so gehörten sie doch noch jener geistigen Patria an, in welcher die Luxemburger stets erkennen, was ihnen wesensverwandt gewesen und geblieben ist.

## 6. VIKTOR KLEIN (1813-1889)

Als der Athenäumsprofessor Heinrich Stammer um 1830 in Luxemburg seine vier Lesebücher zusammenstellte und darin seine poetisierenden Schüler zu verewigen unternahm, entdeckte er weniger „geniale Naturen“ als er blühende Talente durch sein frostiges Pedantentum verdarb. Der Abdruck junglyrischer Geheimübungen, wie derjenigen des Primaners Viktor Klein aus Remerschen, verlieh den Literaturaspiranten eine Augenblicksglorie, deren Mehrforderungen sie niemals nachzukommen wußten. Was die eifrigen Reimer zuerst mit etwas Überraschungsruhm bedacht hatte, gewann im späteren Neudruck der primären Verse einen Anflug von Lächerlichkeit. Wenn der 1813 geborene Viktor Klein sich in den Publikationen seiner Männerzeit als „Verfasser des Gedichtes: Einst ritt ein Fürst von edlem Sinn“ vorstellte und damit den Neugierserfolg des Lesebuch-Beitragers beschwor, zitierten Kenner, mit einem spöttischen Unterton in der Stimme, die Schluß-Strophen:

„Achl eine Kuh, Herr! hatten wir,  
Und mehr nicht auf der Erde,  
Und gestern starb das arme Tier,  
Das uns allein ernährte.  
Da nahm sein Gold der edle Herr  
Und gab es ihr voll Güte,  
Und eine Kuh den Tag nachher  
War wieder in der Hütte.“

Dem ließen sie sodann nicht ungern das andere Prunkstück aus dem „Lützelburger Kinderfreund“ von Heinrich Stammer folgen:

„Es hatt' ein Knabe jung und klein,  
ein schönes, junges Lämmelein,  
das führt' er auf die Weide...“



Zur Abwechslung durfte es wohl auch ein Exzerpt aus dem „Sigtur“ desselben Lehrers sein:

„In meines Vaters Hütte,  
Da lebt es sich so still;  
Zwar hab' ich da nur wenig,  
Doch hab' ich, was ich will...“

Es offenbarte nur die sprachliche und ästhetische Halbheit des Vierzigjährigen, als er in seinen Gedichtsammlungen „Fleurs et Pleurs“ und „Episodes“ die alten Poesiesünden reuelos noch einmal beging.

Dabei war dieser Sänger in Staatsdiensten — Rat in der luxemburgischen Rechnungskammer — ein sehr sensibler und genuin sich offenbarender Ausdruckskünstler, der in nicht weniger als vier Sprachen\* seine rhythmisierten Empfindungs- und Gedankenpulsationen faßbar zu machen vermochte:

luxemburgisch, etwa in der „Beiligt zo' de' Fleurs et Pleurs: Eng Letzeburger Blimchen ohné Thréén“, veröffentlicht vom „Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur Das Vaterland“ (11. Juli 1869):

„Wé èng Résgen  
Aus dem Blät  
Hire' Fésgen  
Hoit gesät  
Wann den Himmel  
As sche' blo  
A keng Grimmel  
Wolk as do,  
Wann all Hècken  
An all Reis  
Sech bedècken  
Grenng a' weiss,

---

\* Daß er sich zusätzlich mit Latein abgab und Freude an der Übertragung Vergil'scher Eklogen hatte, erfuhren die Leser des Steffen'schen „Vaterland“ durch eine „Correspondenz“-Notiz: „Hrn. V.K. hier: Ihre Übertragung der 1. Ekloge Virgil's haben wir erhalten, hätten jedoch Originalsachen von Ihnen selbst vorgezogen. Mit der Übersetzung von Voss (Altona 1830) verglichen, scheint uns die Ihrige nicht so recht gelungen. Für den gewöhnlichen Leser wird sie meistens unverständlich und ungenießbar sein.“

So' e' Bildchen  
A' méh rèng  
As't C....  
Dé sche' klèng... "

deutsch, als Bekenntnis seiner heimatlichen Gesinnung:

„... Oft in fremde Fesseln schmiegeten  
Kriege wohl das kleine Land,  
Zu dem Sieger, vom Besiegten,  
Mussten wir, von Hand zu Hand.  
Aber stolz auf deinen Namen,  
Bliebst du Land, das uns erzeugt,  
Und von Allen, die da kamen,  
Hat sich Keiner je gebeugt...“;

französisch, etwa in der Ausdeutung von „Fleurs et Pleurs“  
in zwölf Versen:

„Lorsqu'au destin commun le poète succombe,  
Vous qui prenez parfois le chemin de sa tombe,  
Lieu d'herbes et de fleurs,  
Souvenez-vous un peu de ces fleurs oubliées,  
En un léger faisceau si tristement liées  
Par une muse en pleurs.

Elles vous parleront d'une vie éphémère  
Que suit un avenir d'éternelle lumière,  
Trésor de vérité,  
Et vous diront qu'il est à la fin de la vie  
Des biens que jusqu'alors vainement on envie:  
Repos et liberté.“

niederländisch, als Nachgruß an den abreisenden Prinzen  
Heinrich:

„Prins Hendrik, dien wij lieven zeer,  
Keert naar de Nederlanden weér;  
Wat geven wij Hem mede?  
Voor Willem onzen schoonsten groet:  
Wij blijven Hem met goed en bloed  
Getrouw in krijg en vrede.

Wij zijn een volkje vrij en rond,  
Niet goud, niet zilver heeft de grond;  
Maar wat ons nooit ontbroken,  
Is liefd' en trouw, die nooit verstomt  
Toen onze Koning binnen komt,  
Gelijk Hij heeft versproken.

Hij leeft nog ons gelukkig land  
En reikt ons Zijne vaderhand:  
„Hij zal ons niet verkoopen!“  
Dus roepen wij met ééne stem:  
Lang leve Willem III! — Op Hem  
Zal Luxemburg nu hopen.“

Nicht von ungefähr erklärten die französischen Verse das Wesen des Dichters ebenso sicher wie erschöpfend; nicht von ungefähr war die Sprache des Professors Yves-Hippolyte Barreau (und nicht diejenige des aufprotzenden Heinrich Stammer) das beste Medium der Kleinschen Expressionsbesessenheit; nicht von ungefähr setzte er seinen Sammlungen die Mottos eines aus Frankreich zugewanderten Luxemburgers, Y. - H. Barreau, und eines nach Holland abgewanderten Landsmannes, Auguste Clavaireau, voran, die beide der Sprache Molières ergeben waren; und nicht von ungefähr geschah, daß der gallisch aphone Nikolaus Steffen Viktor Kleins echterem Dichtertum nur durch verbal aufgebauschte Negationen näher zu kommen vermochte:

„Wer bei diesem Dichter Darstellungen tiefer, mächtiger Leidenschaften, Darstellungen des regen, tobenden tosenden Treibens der rastlos strebenden ringenden, kämpfenden, den Hindernissen trotzendem, vom unerbittlichen ehernen Schicksal zermalmt Menschheit suchen wollte, würde sich in einer seltsamen Täuschung befinden. Die Seele unseres Dichters ist nicht dazu erkoren; sie ist viel zu schüchtern, viel zu zart und zu weich; des Lebens schwerer Kampf und tobende Stürme sind nicht brausend an ihr vorbeigefahren, haben sie nicht berührt. Das Leben dieses Sängers ist noch eher dem Lauf des klaren stillen Baches zu vergleichen, der harmlos und ungetrübt zwischen Blumen dahinfließt, welche linde Zephire in seligem Schlummer wiegen. In der Seele dieses Dichters herrscht das Gefühl; und dieses Gefühl — das erhellt aus allen seinen Gedichten — ist ein überall wahres, inniges, reines und tiefes. Die Tiefe des Gedankens, welche den Sänger eines Faust auszeichnet, ist unserm Dichter fremd. Das Leben war ihm stets zu heiter, zu harmlos, zu leicht — der herbe Kummer, die bittere Not, die tiefnagende Reue und Selbstanklage, der unerbittliche Kampf mit der feindlichen Welt, den bösen, dieselbe beherrschenden Mächten

hat ihn nicht gezwungen, in die Tiefen seines innersten, eigensten Wesens hinunterzusteigen, seine letzte Kraft dort aufzurufen, sich an die letzte Lebensfaser in seinem Wesen anzuklammern, um nicht in wahnsinniger Verzweiflung unterzugehen. Alle die schweren Leiden hat das Leben Hr. Kleiner erspart — doch diese Leiden eben sind es auch, welche den Mann zum Denker, zum willensstarken Charakter machen. . . .“

Als 1849 die schlichten „poésies“ „Fleurs et Pleurs“ mit den Vorsprüchen: „Des fleurs, des fleurs, le voilà qui s'avance . . .“ (H. B a r r e a u) und „Qu'on n'entende en ces lieux que le bruit des sanglots!“ (A u g. C l a v a r e a u) erschienen, gab der Autor sich nur durch die Initialen V. . . K. . . zu erkennen. Seiner hundertachtseitigen Ausgabe war 1841 jedoch ein „Souvenir poétique du Voyage de Sa Majesté“ vorausgegangen, das sich von einem „Prospectus“ in dieser Form hatte einführen lassen:

„Le Souvenir poétique offert aux Luxembourgeois se compose de fleurs et de pleurs. C'est tout ce qui constitue essentiellement le domaine de la poésie. La mythologie voyait dans une fleur l'ami, dans une fleur l'amante du dieu des vers. Et dans la plus belle mélodie de la nature inculte, elle feignait d'entendre la voix plaintive d'une jeune fille en pleurs.

L'auteur ne s'occupe de ces fleurs de l'imagination que pour se reposer de travaux plus sérieux, et comme tel autre s'occupe de fleurs réelles, qui de même ne produisent souvent d'autre bien que de satisfaire l'amour-propre de l'amateur. Il sait que le devoir de chacun est de faire servir à augmenter le bien-être général ce que la nature lui a donné d'intelligence, et que c'est seulement par le travail que nous parvenons à cueillir les fleurs semées sur cette terre où ont coulé et où couleront encore tant de pleurs“.

Dem hatte der Prospekt von 1849, „Epilogue“ genannt, Etliches hinzugefügt:

„Si ces poésies ont répondu à l'attente que doit avoir fait maître l'article bienveillant dont elles ont été l'objet dans le „Journal de Luxembourg“, ceux d'entre MM. les Souscripteurs qui possèdent la brochure contenant la Relation du voyage

de Sa Majesté le Roi-Grand-Duc, leur accorderont peut-être l'honneur de les faire relire à la suite. C'est dans cet espoir qu'elles ont été publiées. Les rapports qui existent entre la partie principale du recueil et les pièces accessoires, pleines d'amour filial et de tristesse, seront appréciés par un grand nombre de lecteurs. Dans des circonstances plus favorables, cette même lyre aux accords funèbres et plaintifs aurait peut-être abordé des sujets plus élevés, tels que la prospérité du Luxembourg. La gloire en est réservée aux jeunes poètes qui s'élèvent en foule du sein de nos rochers.

La carrière poétique de l'auteur de ce recueil se bornera à cette publication et à un second recueil déjà tout formé, qu'il est également réservé à la bienveillance de ses compatriotes de faire paraître au jour. Son nom ayant été plusieurs fois livré à la publicité, il ne l'a pas répété en tête de cet ouvrage, d'autant plus que ses inspirations, qui ne sont pour ainsi dire que des confidences d'ami à ami, n'aspirent pas à la gloire destinée à ceux qui se livrent à la poésie par vocation.

Tribut de deuil apporté par le poète, cette publication ressemblera en partie à la guirlande dont une main naïve ornerait la dernière demeure d'un père chéri, et dont les fleurs, cueillies sans autre but que de former une guirlande, ne seraient pas toutes tristement significatives. Ce sera le monument funèbre entouré d'églantines et d'aubépines, en même temps que de lauriers et de cyprès."

Die ausdrücklich manifestierte Bescheidenheit des Dichters hielt, allen Gelegenheitsreimereien national-dynastischer Natur zum Trotz, dessen Werke auf dem Pegelstande durchgängiger Schöpferwerte. Allerdings hätten die beiden Sammlungen durch eine unbarmherzige Ausmerzungen gewisser Simplizitäten und Naivitäten stark gewonnen, auf Kosten freilich der „partie allemande“ und zu Gunsten der „partie française“ mit ihren achtzehn Nummern. Bemerkenswert war nämlich die Klein'sche Beherrschung der französischen Sprache und die Meisterung des Alexandriners. Wohl bewegte sich die Gesamtschöpferfähigkeit des Dichters zumeist auf einer guten und gefälligen Mittellinie; allein sie vermochte sich plötzlich empor zu schwingen, sich sekundenlang ekstatischen Zuständen anzunähern und dann in die ruhige Fließung von früher

zurückzukehren. Dabei konnte es des öfters zu glücklichen Prägungen kommen, welche Glanz aus der Feuchtigkeit des mitagierenden Humors bezogen. In der Darstellung der 1848er Revolution hieß es, beispielsweise:

„Amoureux du pouvoir, ils brisent leurs filets  
Et pour un souverain on a des roitelets...“

Hin und wieder rann die Feuchtigkeit dann in einer kleinen Hetzlache zusammen:

„Puis la nouvelle court de village en village  
Et dans tout le pays la fureur se propage:  
Tout hameau veut avoir sa révolution,  
Comme si l'on disait kermesse ou mission.  
Les maires sont les rois qu'il faut chasser du trône,  
Et dans les cabarets la liberté se prône...“

Die Klein'sche Mäßigung im Ausdruck über dem Maßhalten in der Revelation von Gefühlen und Gedanken ließ eine Mitbeteiligung an den Haßaktionen gegen den Bischof Laurent nicht zu, im Gegenteil: mitten im Rausche der liberal-radikalen Verfolgungstaten war er fähig, dem Prälaten ein schlichtes Wortehrenmal zu errichten:

„Oh! que ce saint prélat était sublime à voir  
Quand, du haut de la chaire, où souvent vers le soir  
Une grande croix d'or pendant sur sa poitrine  
Faisait briller dans l'ombre une lueur divine,  
Il disait de la foi les grandes vérités!  
Comme tous ses sermons étaient bien écoutés!  
Sa parole était calme et son geste de même,  
Mais l'âme y découvrait un remède suprême.“

Das war nicht die einzige Evokation zeitnächster Ereignisse, von denen aus Stammers poeta laureatus seinen Aufsprung nahm, um den Geschehnissen zwar keine außergewöhnliche Deutung in einer prophetischen Erweiterung, aber doch einen Sonderschimmer zu verleihen, der, als impressionistische Zugabe, zum mindesten Herz und Humanität des Sagers erspüren ließ: spielte in solchen Versfixierungen eine Episode wie die des Gellé'schen Begräbnisses auch nur die Rolle einer Eindruckserregerin, so konnte ein sechsteiliger Liederzyklus um den König-Großherzog („Le Roi est loin“ — „Le Roi reviendra“ — „Quand le Roi reviendra“) im patrio-

tisch schwingenden Geiste eine zündfähige Symbolintensität erzeugen, die das Temporäre scheinbar der Allzeit zu integrieren erlaubte. Doch der erhebende Effekt wußte nur selten vor den Nachprüfungen des Denkens oder den Wägungen des Gemütes zu bestehen: das glomm auf, funkte kurz und versprühte, ohne Glut und Leuchtung von Dauer geworden zu sein.

Dennoch weckte der Sänger ein Echo im Lande, das die Nachleser von 1980 ebenso befremden wie erfreuen muß: befremden, weil die Qualität der Klei n' schen Muse überschätzt erschien, und erfreuen, weil der Widerhall auf die „Fleurs et Pleurs“ die Urtöne verhellt und gehoben zurückklingen ließ. So stark war dann ihr Urheber davon beeindruckt, daß er sie teils anonym in seine Sammlung aufnahm, teils halb-onym im „Journal de Luxembourg“ bewundern ließ. Ein „Unbekannter, Nie Genannter“ sang den „Verfasser der holden Dichtungen“ deutscherweise an:

„Du edler Mensch, du schöne, sanfte Seele!  
Wie rührend lind dein Lied zum Herzen dringt!  
So tönt der Sang der sanften Philomele,  
Wenn sehnsuchtsvoll ihr Abendlied sie singt;  
Geheimnisvolle, weiche Harmonie.  
Der Frühlingwest von Blüthenduft geschwellt,  
Wie Elfensang, beim mitternächt'gen Reigen,  
Wie Geisterlaut aus einer besseren Welt.

Wer lehrte dich so rührend süße Lieder?  
Hat dir Apollo's Harfenklang gerauscht?  
Stieg solcher Wohlklang dir aus Eden nieder?  
Hast du der Sel'gen Harmonie gelauscht?  
Nein, Glücklicher! in deiner eignen Seele  
Ist alles Wohlklang, alles Melodie,  
Und in dir selbst schöpft du der Philomele  
Geheimnisvolle, weiche Harmonie.

Du klagst so weich, so rührend deine Schmerzen,  
Du scheinst traurig, freudenlos zu sein.  
O, tröste dich, es bietet edlen Herzen  
Die Welt nur Gram, nur Traurigkeit und Pein,  
Das, was du suchst, ist nicht von dieser Erde,  
Dein schönes Herz ist Edlerem verwandt,  
Ein Fremdling selbst bist du am heimschen Herde:  
Das Eden ist allein dein Vaterland.

Wohl, Edler! dir, dass niederm Erdensehnen  
Und schalen Freuden du entfremdet bist!  
Es blüht im Schau'n des Heiligen und Schönen  
Dir süsse Wonne, die die Erde misst.  
Und trauerst du, und rinnt auch deine Thräne,  
Nur fremdem Wehe gilt dein edler Schmerz,  
Nie fühltest du der Reue Schlangenzähne:  
Denn rein und schuldlos ist dein weiches Herz.

Wohl, Edler! dir, dass nicht der Erde Hoffen,  
Der Erde Ziel dein Ziel, dein Hoffen ist!  
Dir steht dafür ein lichtiges Eden offen,  
In welchem du so traut, so heimisch bist.  
Mit sel'gen Geistern darfst du traut verkehren,  
Sie schweben nieder von dem Strahlenthron,  
Es naht, umringt von lichten Engelchören,  
Die theure Mutter dem geliebten Sohn.

Ein holdes Wesen schwebt an ihrer Seite,  
Ein theures Bild aus früher Jugendzeit;  
Fast überstrahlt's das himmlische Geleite  
An reinem Glanz, an stiller Herrlichkeit,  
Ihr Lächeln ist so süß, so engelmilde,  
So liebevoll und dir so wohlbekannt,  
Sie winket dir in lichtere Gefilde,  
In's lang ersehnte ew'ge Vaterland.

Und Himmelsruh fühlst du hernieder schweben,  
Gelindert ist der Sehnsucht herber Schmerz  
Und neugestärkt gehst du durch's dunkle Leben,  
Dein Auge blickt begeistert himmelwärts,  
Es greift die Hand in die bewährten Saiten  
Und rührend weich ertönt dein hehres Lied,  
Als Bote will's vor dir hinüberleiten  
In jenes Land, wo deine Liebe blüht."

Und „J.P.S.“ — den nicht einmal N i k o l a u s S t e f f e n  
in seinem „Wochenblatt“ zu agnoszieren wußte — sprach  
in gallischen Lauten seine Verehrung kürzer aus:

„Que tes vers sont charmants! dans leur grâce naïve,  
Ils se glissent au coeur comme une voix d'enfant;  
Plains de ces frissons, dont l'haleine furtive  
Court et caresse en courant!

Ce sont les voix des champs, les voix de la nature,  
Dont les chœurs nuit et jour au ciel prennent leur vol.  
Ce sont les chants que Dieu donne à toute voix pure,  
Les doux chants du rossignol!



Ta muse est une enfant rêveuse et solitaire,  
Qui s'arrête en priant aux marches du saint lieu;  
Et partage son coeur, ses rêves, sa prière,  
Entre sa mère et Dieu.“

Während der deutschsprachige Bewunderer sich durch die Inkorporierung seiner Laudatio in die „Episodes“ belohnt sah, wurde J.P.S. eine poetische Replik unter dem Titel „La récompense“ zuteil:

„La gloire est au génie, artiste ou grand poète:  
Nous autres sur ses pas nous glanons quelques fleurs,  
Comme on voit en un champ où la récolte est faite  
Les enfants du hameau suivre les moissonneurs.

La palme est enlevée avant que l'on arrive  
Et les mains du public sont lasses d'applaudir,  
Et notre oeuvre sans nom, débile, fugitive,  
En un réduit obscur va bientôt se blottir.

Mais s'il est quelque part, dans l'univers immense,  
Une âme où nos accents trouvent un doux accueil,  
Heureux et sans briguer une autre récompense,  
D'un gracieux éloge on orne son recueil.“

So lösten sich Ursache und Wirkung gegenseitig ab; so ersetzten sich Original und Imitation, und was am Ende übrig blieb, war, inmitten eines schöpferischen Wettkampfes unter ahnungslosen und ahnungsvollen Versbrüdern, eine Lust am Spiel mit Reimen, die sich geistesepidemisch auszubreiten begannen. Darin war Viktor Klein ein guter Seher — um die fünfziger Jahre hoben jüngere Kräfte mehr zu denken und besser zu dichten an.

Merkwürdigerweise engte der Remerschener die Raumweite seiner Poesie durch nüchterne und ernüchternde Prosapalissaden ein. „Fleurs et Pleurs“ klangen aus mit einem Schriftchen: „Le Réveil de l'enfant mort-né, ou Projet de réhabilitation de l'institution du Crédit foncier du Grand-Duché de Luxembourg“. Auf zwanzig Seiten plädierte er für eine Ausweitung des Gesetzes von 1853 über das Kreditwesen und für die Erlösung des Geld-Leih-Kindes aus seinem Zwangsarge.

Damit hatte der Schöpferwille des einstigen S t a m m e r -  
Lieblings seine Bezirkung vor einer Totgeburt gefunden; an  
ihr wußte er sich weniger zu erneuern als zu verstimmen  
und auszustimmen. Lange vor seinem Verscheiden, am 4.  
März 1889, hatte es in ihm ausgesungen, und für den allzu  
bald Vergessenen blieb es bei den „Fleurs et Pleurs“ für  
immer.

Einen polyglotten Nachahmer fand der Dichter zwischen  
1874 und 1900 in Felix Thessalus, der weniger  
durch das Zivilstandsregister als durch seine Publikationen zu  
fixieren ist: 1874 ließ er in Paris „Poésies allemandes, tra-  
duites en vers français“ erscheinen, 1876 die Übersetzung des  
„Feierwon“, einige Jahre später, bei Schroell in Luxemburg,  
die Novelle „Blanca, die Waise“ aus dem Französischen, und  
1891, bei Beffort in Luxemburg, die „Petits poèmes en prose  
et en vers“, denen er 1900 in Paris eine Neuauflage sicherte.  
(Eine Annäherung dieses „glücklichen Thessaliers“ an den  
ausgewanderten Diekircher Typographen E d . P e s c h drängt  
sich geradezu auf).

## 7. SEMPRONIUS (1822-1883)

Der Name **S e m p r o n i u s** ist in der Weltliteratur ein vielgebrauchtes Pseudonym. Vom Humanisten **P. G i o v a n n i N a n n i** aus Italien über den Deutschen **S a m u e l G o t t h e l f** bis zum französischen Historiker **S e m p r o n i u s** deckte es weit weniger zu als auf, da der natürliche **Vorwitz** des Publikums sich vorzüglich an dem erprobt, was **coram universo** glänzen und dennoch verborgen bleiben möchte. Der luxemburgische **S e m p r o n i u s** vermochte nicht allzu lang den Leser in der Heimat zu täuschen; gar bald wurde er als **K a r l T h e o d o r A n d r é** aus Roth bei Vianden erkannt. Nur das Geheimnis der Decknamenswahl konnte erst nach seinem Tode enthüllt werden. Unter den hinterlassenen Papieren befand sich das Bruchstück eines Dramas, „**Gracchus, der Volkstribun**“, welches wohl den Impuls zur Dichterbenennung gab, da der Held mit vollem Namen **C a j u s S e m p r o n i u s G r a c c h u s** hieß.

Dennoch verleugneten die ersten Verse des Jünglings nicht den wirklichen Zivilstand ihres Schöpfers. Als Neunzehnjähriger ließ **K a r l T h e o d o r A n d r é**, beim Besuche des König-Großherzogs, einen dichterischen Gruß nach der Musik des Komponisten **H e i n r i c h J o s e f C o r n é l y** vortragen:

„Klinge in erhab'ner Weise,  
Lied, das uns'rer Brust entfließt!  
Denn es weilt in unserm Kreise,  
Der des Landes Vater ist . . .“

Die weitere Fassung der Jubelhymne gab auch den Anreger zu erkennen, der leidenschaftlich gerne hinter seinen Elite-Schülern operierte: **H e i n r i c h S t a m m e r**, den Deutsch-

lehrer im Athenäum. Wohl hatte der unermüdliche Dichtermacher, zehn Jahre vor seinem Abschied, viel an Schwung verloren, allein seine Talentfängerei hielt an, und seine Sucht, über auserlesene Musterschüler noch mehr Eigenruhm zu gewinnen, war absolut geblieben wie zuvor. An Karl Theodor André hatte er 1838, bei der Aufnahme des vom Trierer Gymnasium herüberkommenden Quintaners, durch Examensmogelei ein wenig Vorsympathie erwerben wollen.

K. Th. André's Lebensgang unterschied sich wesentlich vom bürgerlichen Her- und Fortkommen seiner Landsleute. Waren alle seine Vorfahren blut- und grundechte Heimatmenschen gewesen, so wurde sein Geburtsort in der Rother Johanniterkommende bei den Ereignissen von 1815 zu einem kuriosen Grenzstück, das ihn vom Bruder und Erben des ehemaligen Ordensgutes nationalitätsmäßig schied: wurde Philipp mit zwei andern Brüdern preußisch, da die Teilungslinie mitten durch das Besitztum lief, so blieb Karl Theodor, der jüngste, luxemburgisch. War der Großvater Julian Ludwig Notar, Bürgermeister, seit 1841 Ständerversammlungsmitglied und Friedensrichter (der vor dem König im Haag für die Erhaltung des Friedensgerichtes plädiert hatte) in Vianden und Kommendeverwalter in Roth gewesen, so hatte sich der Vater Franz Julian als guter Profiteur der französischen Revolution gezeigt, von deren Abgesandten er das alte Rittereigentum erstanden hatte. Beharrte also Karl Theodor auf seinem ererbten und anerzogenen Heimatrechte, so betonten die andern drei, Theodor, Philipp und Otto, bei allen regionalistischen Nuancen und bei sämtlichen Schwankungen des Grenzlandbewohners, mehr das Preußentum. Und diesem vermochte sogar der luxemburgbewußte Karl Theodor auf die Dauer manche Sympathie zu bekunden: so, wenn er die deutsche Einheitswerdung beschleunigt sehen wollte und von Germania verlangte, sie solle nicht sechsunddreißig Fürsten dienen, sondern einem einzigen ergeben sein, der die Braut freien und heimführen müsse. Von Heinrich Stammerher war ihm Germania so zum Begriff geworden, daß er, als Primaner, in der König-Großherzogskantate dem Niederländer zuzurufen gewagt hatte:

„Denn er weilt in unserm Kreise  
Der Germaniens Heldensohn,  
Der dem edlen Hermann gleicht,  
Dem des Ruhmes Strahlenkrohn  
Um die Schläfen nie verbleicht . . .“

Die eigentlichen Versuche des Poeten, der als Typhuskranker 1837 die infizierte Mutter — eine Beving aus Grevenmacher — verloren hatte, fielen in die Münchener und Pariser Studienjahre. Zwischen 1841 und 1845 entstanden wohl die meisten Versstücke der beiden Sammlungen: „Gedichte“ und „Nena Sahib“, und wahrscheinlich benutzte der frischgebackene Advokat, nach seiner Niederlassung in der Stadt Luxemburg, die dreijährige Stagezeit zur Ergänzung und Überarbeitung seines lyrisch-epischen Reimschatzes. Dem Rechtsanwalt, der sich in den politischen Wirren von 1848 ganz der Politik ergab, verblieben keine musischen Stunden mehr: über zehn Jahre lang redeten der Demagog, der Strafverteidiger und der Abgeordnete, bevor der Dichter das Schweigen brach und die Produkte seiner kreaturischen Kräfte 1859 und 1860 in Berlin der Öffentlichkeit übergab. Mit ihrer Veröffentlichung schien aber das echte Schöpfertum in ihm, dem eigenwilligsten und künnerischsten S t a m m e r - Schüler, erloschen zu sein für immer. Seine Besonderheit erschloß er treffend im „Vorwort“ zu den „Gedichten“:

„Schön ist's, wenn in des Rhythmus sanftem Gleise  
Melodisch sich des Dichters Vers bewegt,  
Und er, getreu der klassisch alten Weise,  
In edle Formen die Gedanken prägt.  
Wer als ein Jünger aus dem Musenkreise  
Der Schönheit Ideal im Busen trägt,  
Der wird auch leicht des Reimes Wohllaut finden,  
Gehalt und Form zum schönsten Schmuck verbinden.“

Wie gern lausch' ich auf eure süßen Klänge —  
Obgleich sie mein bescheidnes Lied beschämen —  
Ihr hohen Meister lyrischer Gesänge!  
O könnt' ich euch zu meinem Vorbild nehmen!  
Doch oft wird mir des Verses Maass zu enge,  
Umsonst such' ich die Worte zu bezähmen.  
Nach Freiheit dürstend wag' ich's kühn zu sagen:  
Selbst nicht des Reimes Fesseln will ich tragen.“

In „Wohllaut“, „schmucker Form“ und „klassisch alter Weise“ präsentierten sich die rhythmisch eingeleiteten Verse

eines „Musenkreisjägers“, der sich total der „Schönheit Ideal“ und dem Adel der Gedanken hatte verschreiben wollen, doch dem Zwang der Prosodiegesetze und den Fesseln des Reimes sich nur schwer hatte fügen können. Das Zentralwort des Vorgesangs „Freiheit“ verriet sogleich die „vis movens ac vehemens“ dessen, der in der Imagination wie in der Empfindung, im Denken wie in der Divination nur Protest gegen Akt und Schein der Vergewaltigung zu sein vermochte. Es war das Leitwort seiner Dichtung und die Losung seines Strebens, bis in die Ausgelassenheit jener Liebeslieder hinein, die zwar horazisch, homerisch oder ovidisch untertönt waren, in ihrer Klangessenz jedoch vom Zeitgeiste überschwapen. Kriegerisch und umstürzlerisch war dieser Geist gesinnt: Nikolaus Beckers Rheinlied wollte nicht ausklingen, August Heinrich von Fallersleben sang sein „Deutschland, Deutschland über alles“, Georg Herwegh, Franz Dingelstedt und Ferdinand Freiligrath spitzten ihre Trutz- und Sturmfedern, Gottfried Kinkel ersann sein aufreizendes „Untertanen“-Lied, Adolf Glassbrenner machte sich zum schlagenden Sprachrohr Aller: „Wir wollen darum doch, was wir woll'n! Nicht, was wir wollen dürfen!“, und Heinrich Heine spielte „unter den ernsthaft würdigen Knappen der Zukunft und des Fortschritts den sprunghaften Clown“. Wie sehr auch K. Th. André in Frankreich von Pierre Jean de Béranger genippt und bei Chamfort Schlagwortideen gesammelt haben mochte, seine willkommensten Anregungen kamen ihm vom geistigen Brechpulverstreuer, den er bald erstaunlich zu kopieren und bald köstlich zu persiflieren verstand. So heinelte er offensichtlich in „Julius Montanus an Lydia“:

„Sie folgte einem Triebe  
Bis zu der letzten Stund:  
Sie lebte von der Liebe,  
Er ging dadurch zu Grund“.

Nicht unmöglich, wenn auch unerwiesen, ist die Annahme, K. Th. André habe in Paris Kontakte zu Herwegh und Heine gehabt, da alle beide während seiner Pariser Studienzeit in Frankreichs Hauptstadt Domizil bezogen hatten. Standort- und situationsmäßig bewegten sich Andrés

Gedichte zwischen dem liberal-bürgerlichen Biedermeier und der journalistischen Sturm- und Drangdichtung des „Jungen Deutschland“, welches er verehrte. Keck, munter renommierend, etwas hegelisch angehaucht, voraussetzungslos human, doch ebenso zügel- wie fessellos: so schrieb er und so suchte er, als verbaler Tirailleur, seine lyrischen Effekte. Einer seiner Wünsche war:

„Ach, oder wäre ich ein Dichter,  
Du müsstest meine Laura sein!  
Ich würde Lieder, wie Petrarca  
Sie einst gesungen hat, dir weihn!“

Wiewohl den Zwang des Reimes verwerfend, reimte er sich doch ein Credo zusammen, das ihm tröstlich schien:

„Zwar bist du mit der Welt zerfallen,  
Doch mit dir selbst zerfällst du nie,  
Denn Eins ist dir annoch geblieben,  
Der Glaube an die Poesie.“

In die engere Kleinwelt des Dichters wiesen die beiden Paradestücke: „Phantasien in den Ruinen des Schlosses zu Vianden“ und „Die zwei verwünschten Spieler“. Sie wurden so sehr zu Anthologie-Zierden, daß sie durch ihre Verbreitung einen zusätzlichen Wert gewannen, der weniger von ihrer poetischen Substanz als von ihrer thematischen und lokalen Besonderheit herkam.

Als 1860 „Nena Sahib, Eine indische Geschichte und vermischte Poesien“ als zweiundneunzigseitiges Büchlein der Leserwelt vorgelegt wurde, war der achtunddreißigjährige Autor längst über die Jahre innerer und äußerer Revolutionierung in einen Zustand politischer Radikalität und gutbürgerlicher Seßhaftigkeit hineingewachsen. Der geistige und der sentimentale Abstand des engagierten Parteimannes von der Stimmung jugendlicher Weltverachtung in einer Atmosphäre mäßiger Selbstverspottung waren überraschend groß. Dem Spiel mit Teufel, Spuk, Gespenstern und Visionsgestalten in einer halb witzig parodistischen, halb dramatisch ernsten Darstellung hatte die Beschäftigung mit den brennenden Problemen des Alltages Platz gemacht. „Nena Sahib“ war nur mehr das fern vergehende Echo eines faunisch-faustischen Lachens, denn „Nena Sahib“ erzählte das Zustandekommen

eines diabolischen Paktes in besseren und schlechteren Knüttelversen dieser Art:

Lord Sagan hatte in der letzten Nacht  
Sehr schlecht geschlafen, und in übler Laune  
War seine Herrlichkeit um neun erwacht.  
„Herr Sekretär, wahrhaftig ich erstaune,  
Wie himmelschlecht ihr euern Dienst jetzt macht.  
Es täte not, ich nähme die Posaune,  
Um aus dem Schlaf den Junker zu erwecken,  
Wenn's ihm gefällt, die Glieder faul zu strecken . . .

. . . . .  
Der Mann, den die Symptomata betrüben,  
Steht auf dem Punkt sich sterblich zu verlieben . . .“

Nena Sahib liebte die weiße Nichte seines Herrn, die ihn niemals zu bemerken schien. Deshalb rief er Ahriman an, der seinen Wunsch erfüllte. Marya erwiderte seine Gefühle und brachte nichts als Schande und Unglück über ihn. Ein zweiter Appell an Ahriman machte ihn reich, doch ein Anderer kam ihm zuvor und heiratete die Geliebte, die er am Hochzeitsfeste zu einem Tanze einlud:

„Im Takte schallt des lärmenden Walzers Weise  
Erbrausend durch die schwülen Räume hin;  
Und immer rascher dreh'n sie sich im Kreise,  
Und immer bleicher wird die Tänzerin.

„Sie tanzen wohl zum Klang von Oberon's Horn!“  
Rief Milord Wendt zuletzt in blasser Wut,  
„Halt ein mit deiner Töne wildem Born,  
Vermaledete Musikantenbrut!“

Allein zu spät ward der Befehl gegeben,  
Wie Marmor weiss ist Marya's Gesicht.  
Ist's eine Ohnmacht nur? entflieht das Leben?  
O güt'ger Himmel hilf, ihr Auge bricht!

Das Schreckliche ist, ach, nur allzuwahr!  
Sie ist getötet, ohne all' Erbarmen!  
Ein Lächeln auf den Lippen, und im Haar  
Den Myrthenkranz, liegt sie in Nena's Armen . . .“

Und was geschah mit Nena Sahib selber?

„Vor Bombay's Toren steht ein Mal errichtet;  
Aus schwarzem Stein ist's ohne Kunst gefügt.  
Kein Name — keine Inschrift, die berichtet,



Wer unter jenem Stein begraben liegt.  
Hier hat sich Nena Sahib selbst gerichtet;  
An dieser Stelle — wie die Sage kündet —  
War einst der Scheiterhaufen aufgerichtet,  
Den er mit eigener Hand sich angezündet.“

In diesem Rhythmus und in dieser Sprechweise ging es fort durch tausend Verse, von denen man nach jedem Jambenschritt erwartete, daß sie Geist einatmen würden, um Höhe zu erobern, und die doch immer wieder nach untenhin absackten, wo sie hinter jedem Reimpaar den Leser zu narren und sich selber zu verhöhnen schienen.

Dabei hatte der Dichter doch bessere Ambitionen genährt. Von Natur aus war er ein Schwärmer gewesen, der poetisch mit sich selber redete:

„Du siehst allein, indess bewegt  
Die Meng' an dir vorüberstreift.  
Kein Herz, das wie das deine schlägt,  
Kein Geist, der deinen Geist begreift.

Ins Reich des Ideals verbannt,  
Bist du der Welt ein eitler Tor;  
Ein Träumer, der im Fabelland  
Sein letztes bisschen Witz verlor.

Was deines Busens Flamme nährt,  
Dich zu der Gottheit Höhen trug,  
Hat sie für Flittergut erklärt,  
Für leeren Schein und Sinnentrug.

Sag' Lebewohl der Poesie,  
Und tu, was der Philister tut. —  
Verbirg den Flug der Phantasie,  
Verbirg des Herzens heil'ge Glut.

Entsag' dem holden Ideal,  
Das wie ein Irrwisch dich umschwebt.  
Die Welt läßt dir nur eine Wahl:  
Zu leben, wie sie selber tut.“

Der Dichter gehorchte wahrhaftig dem eigenen Befehl, obschon er zuvor dem „Jungen Deutschland“ Besseres aufgetragen hatte:

„Weswegen fehlt der schöpferische Gedanke  
In dieser mächtig aufgewühlten Welt?  
Wer türmet hoch die ängstlich starre Schranke,  
Die jeden kühnen Geist gefangen hält?

Wir steh'n an des Genie's erlosch'nem Krater,  
Der unserm Blick nur wüste Schlacken zeigt.  
Philistertum heisst jener Krankheit Vater,  
Die heillos unsers Lebens Mark beschleicht.

Die Flamme der Begeist' rung ist erloschen  
Für alles Edle in der kalten Brust.  
Der grösste Mann ist, wer die meisten Groschen  
Sich hastig zu erschachern hat gewusst.

Es bot der Beste auch in diesen Zeiten  
Dem Alltagsjoch zuletzt den Nacken dar,  
Weil seines Geistes Schwingen auszubreiten,  
Zu eng der Raum des Trödelmarktes war.

Wollt ihr der Menschheit brechen neue Bahnen,  
Der Freiheit bau'n ein Capitolum,  
So schreibt als Wahlspruch auf der Zukunft Fahnen:  
Zu allen Teufeln das Philistertum!"

So nahm er Distanz zu den poetischen Sphären. Allein er behielt den Leitgedanken bei, der ihn der Menschheit neue Bahnen zu brechen und der Freiheit ein Kapitol zu errichten hieß. Im Alltagskampfe mit den politischen Gegnern seines Landes, vom Bischof Laurent über jeden Geistlichen bis zum höchsten Guldengroßscheffler, setzte er sämtliche Fähigkeiten physischer und geistiger Natur ein, um das Umsturzprogramm zu erfüllen, das er in den Aufstandstagen von 1848 durch das „Diekircher Wochenblatt“ hatte verbreiten lassen:

„Luxemburg, den 4. April 1848.

Die Stände sind aufgelöst und neue Vertreter sollen unverweilt gewählt werden, um eine unsern geistigen und materiellen Bedürfnissen entsprechende Constitution zu entwerfen. Die Wähler haben eine große Pflicht zu erfüllen, eine schwere Verantwortlichkeit zu übernehmen. An die Namen, die aus der Wahlurne hervorgehen, knüpfen sich die Hoffnungen, knüpft sich die Zukunft des Landes. Die Grundlage, auf welcher die neue Verfassung aufgebaut werden soll, ist zwar in dem königl. Beschluß vom 27. März angegeben, allein das in Frankreich gestürzte System hat es nur zu deutlich bewiesen, wie leicht es ist, den Geist einer Constitution zu umgehen und zu fälschen. Die Garantie liegt nicht allein in dem todtten Buchstaben der Verfassung, sie muß auch durch

die unabhängigen Gesinnungen der Volksvertreter selbst verbürgt sein. Es heißt also nur solche Männer wählen, die sich als unabhängig und liberal im weitesten Sinne des Wortes zu erkennen geben und möglichst frei von allen zweideutigen politischen Antecedenzien sind. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welche Regierungsform die einzig freie sei; wir fügen uns in die Verhältnisse, glücklich wenn es uns gelingt, im Schoße der konstitutionellen Monarchie jene Güter zu finden, die Viele nur in der Republik suchen zu müssen glauben. Eine Frage wird indessen voraussichtlich in den bevorstehenden Kammer-Verhandlungen über die Wahlreform zu Debatten Veranlassung geben, die des allgemeinen Wahlrechts. Prinzipiell ist diese Frage unwiderruflich gelöst. Wir können heute keine politischen Privilegien mehr anerkennen; es gibt noch verschiedene Beschäftigungen, aber keinen Unterschied der Stände mehr; sie sind alle untergegangen in dem Staatsbürgerthum, dem einzigen Titel, auf den es noch erlaubt ist stolz zu sein. Darum verlangen wir gleiche politische Berechtigung für Alle, wir verlangen daß Jeder Wähler sei und wählbar, abgesehen davon, in welchem Maßstabe er zu den Staatslasten beiträgt, insofern er sich dieses Rechtes nicht durch ein entehrendes Verbrechen unwürdig gemacht hat. Man hat unterschieden zwischen dem Wahlrecht und der Ausübung des Wahlrechtes. Das Recht selbst wohnt einem Jeden inne, auch dem Unmündigen, allein der Staat knüpft an die Ausübung dieses Rechtes die Bedingung, daß der Träger desselben einen selbständigen und vernünftigen Gebrauch davon zu machen verstehe und verlangt z.B. daß der Wähler 21 Jahre alt sei. In ähnlichem, aber nur in diesem Sinne können wir verstehen, daß man einen gewissen Steuersatz, als das Wahlrecht bedingend, annehme, insofern hierin eine Garantie dafür liegen kann, daß der Wähler die hinlängliche Aufklärung besitzt, um die Wichtigkeit seines Amtes einzusehen und davon den richtigen Gebrauch zu machen. In einem Lande, welches seine politische Laufbahn erst beginnt, wo es bisher an einer aufgeklärten, unabhängigen und einem Jeden zugänglichen Presse gefehlt hat, darf man sich nicht wundern, wenn nur die Wenigsten diese politische Bildung besitzen, in einem solchen Lande kann die unmittelbare Einführung des allgemeinen Wahlrechtes der Freiheit selbst gefährlich werden.

denn dort ist das Volk wehrlos der Verführung Jener preisgegeben, die nur zu sehr darauf ausgehen, die politische Freiheit der Nation zu mißbrauchen, um sie unter das Joch geistiger Sklaverei zu beugen.

Wir verlangen also die Summe politischer Freiheit, die unsere Bildungsstufe verträgt, d.h. allgemeines aktives und passives Wahlrecht, insofern nicht höhere Rücksichten einen Census nöthig machen; wir verlangen, in einem Wort, daß das Volk für sich und durch sich regiert werde; wir verlangen aber auch, daß es eben so sehr vor religiöser als vor politischer Tyrannei geschützt werde. Beide sind von jeher Hand in Hand gegangen und die erste französische Revolution hatte die Worte „Freiheit und Gleichheit“ eben so wohl mit dem Blute der Priesterkaste, als des Adels auf ihre Fahne schreiben müssen. Alsdann kam die Geldherrschaft, ein neuer Despotismus in milderer Gestalt, bis das Volk in den Februartagen sich zum zweitenmal von seinen Unterdrückern befreite. Müde sich mit der Blutschuld zu beladen, während Andere die Früchte des Sieges genossen, hat es diesmal ein neues Lösungswort gewählt, es heißt: **B r ü d e r l i c h k e i t**.

Es fordert heute mehr, als Gleichheit vor dem Gesetz, es verlangt Gleichheit in dem Gesetz, und mit vollkommenem Recht. Suchen wir uns nicht länger in Selbsttäuschung zu erhalten, die Vertheilung der Güter und Genüsse in unserer modernen Gesellschaft läßt sich weder vom Standpunkte des Rechtes noch von jenem der Moral aus vertheidigen, und es ist eine Lebensfrage für die Staaten geworden, jene Monstruositäten auf gesetzgebendem Wege auszugleichen, um die Besitzlosen mit den Besitzenden zu versöhnen.

Es ist die Pflicht des Staates, die Person und das Eigenthum zu schützen. Das Eigenthum des Arbeiters, das ist seine Geschicklichkeit, das sind seine Arbeitskräfte, und dem Staate liegt es ob, ihm diese Güter zu wahren, Sorge zu tragen, daß er mit seiner Arbeit stets soviel verdienen kann, als zu seiner geistigen und leiblichen Erhaltung nöthig ist. Wir gestehen es gerne, daß es leicht ist, diese Grundsätze auszusprechen, aber schwer, sie zu verwirklichen. Systeme über Systeme hat man aufgebaut, aber keinem sterblichen Geiste ist es noch bis jetzt gelungen, eine genügende Lösung des sozialen Problems zu finden. Sollen wir deshalb verzweifeln? — Die

konstitutionelle Staatsform ist auch nicht in einem Tage gefunden worden, England hat lange, aber nicht vergebens nach ihr gesucht, und wir haben das feste Vertrauen, daß es auch gelingen wird, die Arbeit zu organisiren. Wir gehören nicht zu Jenen, die unter dem allerdings furchtbaren Druck, der momentan auf Handel und Gewerbe lastet, den Ruin aller Privatindustrie, alles Privatwohlstandes, und als letzten Akt des Dramas eine Pöbelherrschaft vor Augen sehen.

Jede Ubergangsperiode führt nothwendig furchtbare Erschütterungen mit sich, die aber nur den überraschen und betäuben, der in sträflicher Sorglosigkeit die Zeichen der Zeit nicht zu verstehen suchte. Die Arbeiterfrage wird eine befriedigende Lösung finden, nur die Mißbräuche werden zu Grunde gehen, und über ihren Trümmern sich alle Elemente der Gesellschaft versöhnend die Hände reichen!

Bis dahin, bis Frankreich durch seine riesenhafte Anstrengungen das Räthsel der Zeit gelöst und der Welt gezeigt haben wird, daß das Prolätariat kein nothwendiges Ubel ist, bleibt uns in unserer beschränkten Sphäre nichts übrig, als die Regierung anzuspornen, in der Unterstützung der Privatindustrie und hauptsächlich des Ackerbaues eine größere Thätigkeit, wie bisher, zu entwickeln. Hierin erblicken wir vorläufig den Rettungsanker unseres kleinen Staatshaushaltes.

Wir können es mit innerer Zufriedenheit aussprechen, ein eigentliches Prolätariat besteht in unserm Großherzogtum nicht. Der Fabrikarbeiter hat bis jetzt noch immer einen, wenn gleich kärglichen doch hinlänglichen Verdienst gehabt. Das platte Land zählt eine Menge kleiner Grundbesitzer, die aus ihren Ackern den ganzen oder doch theilweisen Bedarf ihrer Lebensmittel ziehen. Es handelt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen also darum, den Fabriken das Fortarbeiten zu erleichtern und durch Hebung des Ackerbaues den Ertrag des Bodens zu vermehren. Von der Organisation der Arbeit, die eine Nothwendigkeit für alle Staaten geworden ist, wird dann die Rede sein, wenn uns Frankreich in der praktischen Ausführung der Sache vorangegangen ist.

Die Antwort auf die Frage, wo die Regierung die Mittel zur Förderung der Industrie und des Ackerbaues hernehmen soll, ist leicht. Wir haben bisher unter dem Druck einer

Zivilliste geseufzt, die weder mit der Einwohnerzahl noch mit den pekuniären Hilfsquellen des Landes in Verhältniß steht, um so mehr als die ungeheure Summe von 150,000 Gulden, die wir jährlich entrichten, im Ausland verzehrt wird. Es ist nöthig, hier eine bedeutende Reduktion eintreten zu lassen. Auch die Staatskanzlei verschlingt eine verhältnismäßig zu starke Summe. Durch weise Ersparungen, die sie hier und in andern Zweigen der Verwaltung einführt, wird sich die Regierung in Stand setzen, der Agrikultur und der Industrie unter die Arme zu greifen. An diese Ersparungen muß sich eine gänzliche Umarbeitung unseres Steuer-Systemes reihen. Eine Revision unserer Straf- und Forstgesetzgebung ist schon lange als eine Nothwendigkeit bezeichnet worden. Dasselbe gilt von unsern Fiskalgesetzen. Wir dringen vor allem auf Abschaffung des Zeitungsstempels, mit welchem die Preßfreiheit nur ein halbes Gut ist. Die Gedanken und Worte seien fortan nicht nur censur- sondern auch zollfrei.

Die kirchlichen Verhältnisse des Großherzogtums erheischen endlich eine ernste Berücksichtigung. Die Spannung hat, Dank sei es dem blinden Zelotismus einzelner Männer, die mehr die Leidenschaft, als die ruhige Überlegung zu ihrer Rathgeberin gemacht haben, einen solchen Grad erreicht, daß Ernstliches für den religiösen Frieden des Landes zu befürchten steht. Einen Grundsatz müssen wir hier festhalten, nämlich den, daß wir das Recht und die Pflicht haben, für die Ruhe des Landes zu sorgen und daß fortan in Einklang mit dem Grundsatz, Regierung des Volkes durch und für das Volk, kein Fremder den Posten des apostolischen Vikars in Luxemburg bekleiden kann.

Von dieser Fessel befreit, wird es uns dann gelingen, ein freisinniges, den Bedürfnissen des Volkes angemessenes Gesetz über den öffentlichen Unterricht zu schaffen, als dessen nothwendige Basis wir die unentgeltliche Volkserziehung und Besserstellung so wie Besoldung der Lehrer durch den Staat erkennen.

Wir glauben in einem kurzen Umriß die Grundsätze angegeben zu haben, die unsern künftigen Vertretern als Richtschnur dienen müssen.

Welche Rolle uns zugetheilt werden mag, wir werden stets für deren Verwirklichung, sei es durch die Presse, sei es durch

das gesprochene Wort, nach Maßgabe unserer schwachen Kräfte mitzuwirken suchen.

André.

Und schon beherrschte der sechsundzwanzigjährige Politikanwärter die Kunst der Flugzettelpropaganda. Um den 8. Mai 1848 ließ er, unter dem Titel: „Die Volkspartei wird siegen“, dieses verbreiten:

„Die Freunde der Ordnung und des Wohlstandes, die Freunde des Landes, und welche Namen die Aristokraten sich immer in ihrem lächerlichen Dünkel beilegen, das Luxemburger Volk wird sie richten; auch nicht einer ihrer Candidaten wird gewählt werden, Intrigue und Verleumdung, die Lieblingswaffen dieser volksfeindlichen Kaste, sie werden zu Schanden werden, an dem gesunden Sinne der luxemburger Arbeiter. Die Hauptstadt wird sich erklären und die feierlichen Worte: das Volk hat gesiegt! werden im ganzen Lande einen freudigen Wiederhall finden.

Ihr Brüder, laßt euch nicht irre leiten durch das Wuthgeschrei der Aristokraten, mißtraut ihren Liebkosungen, ihren Schmeicheleien; glaubt die Verläumdungen nicht, welche sie gegen die verbreiten, die sich an eure Spitze gestellt haben, fest entschlossen der Volkssache zum Siege zu verhelfen oder unterzugehen, glaubt sie nicht, denn sie haben nur den Zweck, den Bruder mit dem Bruder zu entzweien, um Euch desto sicherer wieder knechten zu können! Schreibt es mit den blutigen Thränen, die Ihr unter dem Druck der Tyrannei mit verbissener Wuth in Euch hineingeweint habt, daß die Einigkeit die Mutter, und das Mißtrauen die Wächterin der Freiheit ist!

Habt Ihr den Nothschrei der sterbenden Beamtenparthei gehört? der letzte Seufzer, den sie ausstößt, ist eine Verleumdung.

Sie ruft zum letztenmal ihre Anhänger zur Wahlurne — gut sie sollen alle erscheinen, ihre Niederlage wird desto schmählicher, Euer Sieg desto glänzender sein! Brüder, seid einig und Ihr werdet stark sein.

C. T. André.“

Der „Courrier du Grand-Duché de Luxembourg“ der Brüder Metz, welcher einstweilen noch unter der Redak-

tionsleitung von Mathieu-Lambert Schrobilgen stand, war über den Ton der Sprache und die Ausschwingungsweite der Hetzerei entsetzt. Ob man wohl den Mord wolle und zur Plünderung reize? Ob man Marat und Robespierre wieder auferwecken möchte? „Bien coupables ceux qui égarent sans remords une classe trop facile à tromper“.

Diese politisch-journalistische Aktivität wurde von der Regierung mit dem allergrößten Mißtrauen verfolgt. In einem Schreiben an den König-Großherzog galt der Draufgänger als ein Bundesgenosse der aufrührerisch gesinnten Geistlichen und der umsturzwilligen „Kommunisten“. Eine gerichtliche Untersuchung war bereits vor der Benachrichtigung des Fürsten gegen André eingeleitet worden.

Immerhin waren die kleinen Revolutionszeiten von damals politisch von mehreren Andrés, so personaliter wie nominaliter, bestimmt: die gewählten Vertreter zählten in einem gewissen Augenblick nicht weniger als vier: Charles-Mathias, den Staatsanwalt, Louis-Joseph, den Bürgermeister von Vianden, Jean-Pierre, den Zollhauptinspektor, und Charles-Théodore, den Rechtsanwalt und Dichter. Für die Frankfurter Wahlen kandidierten: Charles-Mathias, Jean-Pierre und Charles-Théodore. Gewählt wurde keiner.

Die Folge des André'schen Einsatzes war immerhin, daß er von 1848 bis 1854 Abgeordneter des Kantons Remich und von 1860 bis 1875 Vertreter des Kantons Luxemburg im nationalen Parlamente war. Als Radikalliberaler trat er nachhaltig für eine feste Verbindung mit Deutschland ein, vor allem in Briefen an das „Journal de Luxembourg“ über den Anschluß an den deutschen Zollverein: wäre Deutschland eine Republik und nicht eine Monarchie gewesen, so hätte er mit Freuden das Aufgehen seines Landes in der größeren Nation gesehen! So aber unterschied er sich doch ein wenig von seinen Brüdern, die im preußischen Abgeordnetenhaus der luxemburgischen Selbständigkeit kaum Verständnis entgegenbrachten.

Hatte Karl-Theodor André in den Studentenjahren sich nur der deutschsprachigen Dichterei ergeben, so zog



er als Mann — recht selten — die Prosa vor, einmal deutsch und einmal französisch, so wie er in der Deputiertenkammer den bunten Sprachwechsel liebte. 1849 ließ er das Erscheinen einer „Geschichte des Großherzogtums Luxemburg von 1830 bis 1848“ ankündigen — die aber unauffindbar ist —, nachdem er 1847 im „Diekircher Wochenblatt“ eine „Kurze Geschichte des Ackerbaus“ publiziert hatte. In Zusammenarbeit mit E. Simons gab er 1871 ein juristisches Gutachten über den Einspruch gegen den Bau einer Schmalspurbahn von Esch nach Beles ab: „Mémoire pour la Société Metz et Cie contre la Société des Chemins de fer des Bassins houillers du Hainaut“.

Über seine kurzwährende Redaktionstätigkeit in der „Wochenzeitung für das Großherzogtum Luxemburg“ — für die ein Viandener Freund, der Kaufmann A d o l f P a u l y\*, die Kaution bezahlt hatte — läßt sich weder Rühmliches noch Unrühmliches sagen. A n d r é war immer lieber Zeitungsgegner als Journalbetreuer; vor allem in der Bekämpfung der Katholikenorgane „Luxemburger Zeitung“ und „Luxemburger Wort“ spielte er seine höchst parteiische Rolle. Freiheit erschien ihm, in ihrer praktischen Bewährung, immer nur als einseitig wirkende Macht; wohltuend und erlösend war sie dort nur, wo sie maximal seinen eigenen Auffassungen diene.

Nikolaus Welter irrte (in: „Dichtung in Luxemburg“), als er Karl Theodor André als Mitglied der Ettelbrücker Kammersitzung (1848) und als ersten Redner der Heimatsprache anführte. Karl André war damals noch nicht gewählt. Luxemburgischredner, als vergessener Vorläufer C. M. Spoons, war der am 25. April gewählte Staatsanwalt Karl-Mathias André. Karl Theodor André wurde erstmals Mitglied des Abgeordnetenhauses am 3. Oktober 1848, sodaß er der Sitzung vom 28. April in Ettelbrück nicht beiwohnen konnte. Trotz der Richtigstellung von G. Fitbogen (in: „Jonghémécht“, März-April 1939) wurde das Versehen von Fernand Hoffmann (in: „Geschichte der Luxemburger Mundartdichtung“, 1964) übernommen, nachdem P. J. Müller es in seinen „Tatsachen“ sozusagen sanktioniert hatte.

---

\* Adolf Pauly war von 1869 bis 1875 Abgeordneter.

Karl-Theodor André starb am 13. Oktober 1883 im Geburtsschlosse Roth-Vianden, noch achtzehn Jahre überlebt vom ältesten Bruder Theodor, der die Erinnerung an den Dichter, trotz allem, wach und warm zu erhalten verstand.

Für das Überleben seines Politiker-Namens hatte ein anderer Heimatdichter vorgesorgt: Dicks, der schon durch die unsterbliche Satire „D'Vulleparlement am Grengewald“ allein zum lebendig bleibenden Klassiker geworden war. In der nationalen Redehalle war Karl Theodor André nichts weniger als ein „Schnautzvull“ gewesen — so wie der Remicher P. E. Dams (geb. 1794 in Maestricht) ein „Mierhong“ — von dem Dicks gesungen hatte:

„De Schnautzvull steht dem Mierhong bei  
A riff: „t ass glaad keng Geckerei!  
Mir aner, mir aner  
Si ro'th Republikaner.“

## 8. PETER KLEIN (1825-1855)

Die germanische Form des Vornamens ist von Klein gewollt. Durch diese Willenstat bekannte er eine Haltung, die er vor sich selber, schien es, wie vor der Öffentlichkeit begründen mußte. Sooft er nämlich, in Prosa oder Vers, den drängendsten Gefühlen einen Ausdruck der Überzeugung suchte, stellte er das Deutschtum als den Fruchtgrund seines schöpferischen Wesens hin. Beim philologisch interessierten und wissenschaftlich ausgerichteten Geiste, dessen dominierende Vorliebe weniger dem Preußischen als dem Luxemburgischen galt, mußte das zum mindesten erstaunlich, wenn nicht widersprüchlich wirken. Freilich war seine Eingenommenheit für „Die Sprache der Luxemburger“ mehr der Theorie als der Praxis verpflichtet: er schrieb über das Umgangsideom seiner Landsleute, allein er tat es nie in ihren Heimatlauten. Nur deutsche Vokabeln schienen ihm hörig sein zu wollen. Aus Passion oder aus Tradition? Das war und blieb, ihm gegenüber, die Frage, welche nicht endgültig beantwortet werden konnte.

Klarheit schaffen in der Auseinandersetzung, die manche Jahrzehnte zu fesseln vermochte, können nur die späteren Generationen. Peter Kleins Abhängigkeit von einer Ausdrucksweise, die er als einzige für den Luxemburger ruhmwürdig fand, war die Zwangsfolge einer historischen Entwicklungsumleitung und einer kulturellen Umständestauung beispielloser Art. Zwischen 1820 und 1855 durften plötzlich, in sämtlichen Aktionsdomänen des Landes, die Triebkräfte nach deutschen Regiegesetzen geleitet werden.

Die Zeitungen, als erste aufkommende Massenmedien, wurden von eingewanderten Deutschen kommandiert: Friedrich Georg Weiß dirigierte das „Luxemburger

Wochenblatt“ von 1821 bis 1826; über die primäre „Luxemburger Zeitung“ herrschte vordergründig der deutschunkundige Ernest Grégoire, hintergründig aber der Königsberger Karl Gustav Nikolaus Rintel; im „Luxemburger Wort“ regierte und redigierte unumschränkt der Westfale Dr. Eduard Michelis; der Trierer Josef Anton Leonhard Schroell inspirierte das „Diekircher Wochenblatt“.

In den Oberschulen gaben Deutsche den hör- und erhörbaren Ton an: im Athenäum Heinrich Stammer aus Boppard und Ernst Wilhelm August Koch aus Hessen; im Priesterseminar, außer Dr. E. D. Michelis, der Rheinländer Andreas Fey.

Das Bistum wurde von Joh. Th. Laurent aus Aachen verwaltet. In Schule und Kirche war Deutsch zur unausrodbaren Umgangssprache geworden. Die Festung Luxemburg befand sich in den Händen einer deutschen Garnison. Das Land selber war in einen Zollverein und einen konföderierten Bund einbezogen und gehorchte einem deutschfreundlichen König-Großherzog aus Holland.

Allerorten aber machten die Chefs der deutschen Zivilverwaltung, Stifft und Hassenpflug, dem Auftrage Ehre, das Großherzogtum nach deutsch-nassauischer Art zu regieren. Die Folge war eine bewußt betriebene Germanisierungspolitik, gegen die der echt luxemburgische Teil der Bevölkerung in innerer und — oftmals — äußerer Resistenz reagierte. Die Fremdheit des politisch-kulturellen Allgemeinzustandes wurde nicht nur von den Eingeborenen empfunden und in Spottliedern ausgedrückt; nein, selbst Deutsche erkannten die landesinterne Stimmung an und deuteten sie aus, gleich dem badischen Ludwig Eichrodt — der mit Peter Klein fast gleichaltrig war — im köstlichen Liedchen:

„Ich sag' nicht so und sag' nicht so,  
Denn wenn ich so sagt' oder so,  
So könnt' man später sagen,  
Ich hätt' so oder so gesagt,  
Und packte mich, Gott sei's geklagt,  
Beim Kragen.

Drum sag' ich weder so noch so,  
Brennt auch die Frage lichterloh.  
Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,  
Geschweige deutsch; ich bin ein Mensch,  
Dazu ein durch und durcher  
Geborner Letzenburcher."

Das „geschweige deutsch“ sprach lauter als alle Polemiken, die in jenen Furchtzeiten der 1848er Vorrevolution zwischen den Zeitungen — und zumeist von Ausländern — ausgetragen wurden.

Der am 2. Mai 1825 in der Stadt Luxemburg geborene Peter Klein war bestimmt das Bildungsprodukt dieser Zeitumstände und Kulturzustände. Matthias Zender leistete sich also einen geistigen Prokrustesakt, als er fünf- undachtzig Jahre später in der Zeitschrift „Moselland“ unternahm, den Dichter und dessen großdeutsche Traumseligkeit in einen nationalsozialistischen Rahmen hineinzuzwängen. Erfüllt von dem, was er „Biedersinn“, „Redlichkeit“, „Treue“ und „Männerwürde“ nannte, ließ Klein gallophobisch ausfließen, was er als Fortbedrohung der nationalen Eigenständigkeit nach den Machtkategorien von 1795 empfand. Ihn deshalb zum deutschen Dichter Luxemburgs zu erheben, war ebenso verfehlt, wie es die Präsentation des Verfassers von „Fleurs et Pleurs“ als poète français du Luxembourg gewesen wäre. Jener war ein luxemburgischer Dichter deutscher, dieser ein luxemburgischer Dichter französischer Zunge mit demselben Rechte, wie Anton Meyer als einheimischer Dichter luxemburgischer Zunge zu gelten hatte. Jeder durfte für sich auf seine Weise den Nationalgeist verkörpern; alle drei zusammen vermochten das Ingenium nationale in seiner linguistischen Totalität zu spiegeln. Wann endlich wird man, jenseits von Our, Sauer und Mosel (doch auch jenseits von Korn und Bolerbach) das zu verstehen beginnen?

Wer, von den anscheinend Unüberzeugbaren, die Tatsachen schärfer formuliert und eindeutiger ausgesprochen zu hören wünscht, der lausche noch einmal auf das, was Professor Jos. Hess in der Einleitung zu seinem Aufsatz über „die Sprache der Luxemburger“ — den Titel von Peter Kleins Untersuchung: „Die Sprache der Luxemburger“ offen usurpierend — zu sagen sich nicht scheute:

„Die wissenschaftliche Forschung zwingt uns zu der Feststellung, daß das Luxemburgische zum westmoselfränkischen Sprachgebiet gehört. Mit diesem Geständnis tun wir unserer staatlichen Sonderstellung keinen Eintrag. Es konnte nur bewußt böser Wille sein, bereit, auch andere fadenscheinige Argumente heranzuziehen, in Ermangelung des sprachlichen, wenn eine gauleitende Propaganda aus dieser sprachlichen Verwandtschaft unser Staatsgebiet und unsere Menschen ins deutsche Sprachgebiet und in den deutschen Volksverband einbeziehen wollte. Wir stehen am Rande wie etwa die Flamen, die Holländer, die Dänen, die alemannischen Schweizer; ja, wie die Norweger und Schweden, wenn wir den Begriff ausweiten wollen. Diese Völker wurden nicht einmal von dem Dritten Reich als Deutsche beansprucht, obwohl der Appetit zu Angliederungen nicht fehlte. Wir lebten, geschichtlich betrachtet, meist außerhalb des Reichsverbandes, sogar als dieser noch den respektablen Titel Römisches Reich deutscher Nation führte. Ohne jene politisch unglückselige wirtschaftliche Verkittung mit dem deutschen Zollverein, ohne die Verdeutschungsbestrebungen des ersten Chefs der Zivilverwaltung Hans Daniel Friedrich Hassenpflug stände unsere Sprache heute ebensoweit abseits der deutschen Sprache wie etwa das Holländische. Übrigens bestimmt nicht die Sprache die Volkszugehörigkeit, sondern die Tradition, die Geschichte, die Geisteshaltung und vor allem der Volkswille. Und dieser Volkswille hat sich eindeutig ausgesprochen, so klar und fest, daß in Hunderten von Jahren kein „Gau- redner“ aufstehen wird, zu sagen, Luxemburg sei nach Wunsch und Willen deutsch. Somit können wir der linguistischen Wahrheit die Ehre geben.“

Inhaltlich deckten sich die — zeitlich ein Jahrhundert auseinanderliegenden, in der Liebe zur Heimatsprache identischen — Auffassungen nicht: der Schuhmacherssohn aus der Hauptstadt, Bruder des Dalheimer Geistlichen und Folklore-Forschers Johann-Baptist Klein, Onkel eines Erzählers und Großonkel eines Komponisten, war auch in dieser vitalen Frage des Kulturlebens von jenem differenzierenden Geiste, der ihm den Zugang zur eigentlichen Berufsarbeit im Lehramte über die Maßen erschweren sollte. Mit dreizehn Jahren trat er ins Athenäum ein, durchlief wie ein

normaler Schüler die üblichen Klassen, war ein leichtlernender und aufnahmefreudiger Mensch, den Heinrich Stammmer rasch in seine literarischen Lehrfänge brachte, und ließ sich im Oktober 1845, mit dem Reifezeugnis in Händen, auf einen Weg locken, welcher ihm wohl gleich erlaubte, seinem Lehreredel zu dienen, ihn aber zwang, auf einem gewaltigen Umwege das wirkliche Ziel seiner Wünsche zu erstreben.

Am 19. Oktober 1845 verschied in Luxemburg, an den Auswirkungen einer langwährenden Gehirnkrankheit, der fünfundvierzigjährige Professor Joseph Clausener. Der Mangel an Ersatzlehrern zwang die Schulleitung zu einer Sondermaßnahme, an deren Zustandekommen Heinrich Stammmer wohl nicht unbeteiligt war, wiewohl auch dessen sprachlicher Antipode, Yves-Hippolyte Barreau, seine Zustimmung nicht verweigert haben dürfte. Durch einen Großherzoglichen Beschluß vom 18. Oktober 1845 wurde bestimmt:

„Pierre Klein, élève licencié de l'Athénée, est provisoirement désigné pour donner des leçons d'allemand et d'arithmétique.“

Der von den Professoren gutgemeinte Anstoß wurde unversehens zum „coup de Jarnac“ für den Akzeptanten. Schon am 11. November mußte ein ärztliches Attest dem Schuldirektor Müller bescheinigen:

„Pierre Klein, atteint d'une inflammation de l'articulation coxo-fémorale, ne pourra encore quitter le lit avant trois semaines.“

Der junge Ersatzprofessor setzte dann doch seine Hilfeleistung für eine sehr geringe Entschädigung fort. Am 9. Februar 1846 wurde der Regierung ein neuer Vorschlag zur Approbation unterbreitet, der drei Wochen später von de Blochhausen als angenommen zurückgesandt wurde. Das Provisorium dauerte ein ganzes Jahr und fesselte den begabten Studenten in spe an die vier unteren Gymnasialklassen, von denen er im Spätherbste freikam, um sich für ein Semester an die Lütticher Universität zu begeben. Kurioserweise erhielt er im April 1847 seine Berufung zum Repetitor an das Athenäum, wo er freilich, als ein Halffertiger, die alte Tätigkeit unter der Beglaubigung des Repetenten fortsetzte.

Zwei Jahre später durfte er endlich, um ein Regierungssubsidium bereichert, an die Universität Bonn ziehen. Dort sollte er in einem Jahre sich aneignen, was andere knapp in der dreifachen Zeit bezwangen. 1851 dozierte der — inzwischen als Dichter anerkannte — Lehrer an der alten Wirkstätte, wo er sich weniger an den Lehrstoffen als an der getäuschten Hoffnung auf eine endgültige Ernennung aufrieb. Am 1. Mai 1851 hatte er wohl mit Auszeichnung seine Prüfung für die Kandidatur in Philosophie und Schönen Wissenschaften bestanden, allein das hübsche Zeugnis erbrachte ihm weder Anstellung noch Gehaltserhöhung. Ach, was nutzte ihm 1854 der Titel eines „ersten“ Repetenten? Jahrelang mußte er warten, bis ihm, dem Dreißigjährigen, die Ehren zuteil wurden, auf die er längstens Anrecht gehabt hatte. Wahrscheinlich war ebenso plump wie naiv räsoniert — und dennoch essentialiter richtig —, was 1869 das „Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur: Das Vaterland“ zum Ausdruck brachte:

„P. Klein war der Sohn armer Eltern. Wäre er der Sohn eines Gouverneurs, eines Staatsministers, eines noblen Barons, oder dergleichen, gewesen, schwerlich hätte er so lange auf eine feste Anstellung warten müssen. Doch den Sohn eines armen Schuhmachers darf man schon eine Zeit lang unbeachtet lassen und zurücksetzen. Solche Leute sind von Kindesbeinen an an's Darben, an Noth und Elend, gewöhnt. Und der gute Klein war ja so sanftmüthig, so geduldig; keine Klage kam aus seinem Munde. Nur zehrte er still und stumm an der eigenen Lebenskraft . . .“

Doch acht Jahre nach dem Abschluß seiner Studien im Athenäum, am 29. September 1855, hielt Peter Klein endlich seine Nominierung in Händen, und die Zeitungen verkündeten:

„M. Klein, répétiteur à l'Athénée de Luxembourg, est nommé professeur de langues anciennes et modernes au Progymnase de Diekirch“.

Dem Neuernannten war dieses Progymnasium nicht unbekannt, da er dort, vor seiner Lehrzeit in Luxemburg, 1845, die ersten Dozentenversuche gemacht hatte. Ein besserer Lebensabschnitt sollte nun in der kleinen Nordstadt beginnen.



Er begann mit einem Umschlag ins Schlechtere. Am 2. Oktober 1855 mußte der Progymnasiumsdirektor S t e h r e s dem Generaldirektor für öffentlichen Unterricht mitteilen:

„La subite indisposition du sieur Klein, qui vient d'être nommé professeur à notre établissement, augmente le grand embarras où nous nous trouvons déjà par le long congé de M. Scheer et par l'absence de M. Faber, qui doit assister aux séances de la Chambre.“

Der Direktor verlangte einen Ersatzmann; widrigenfalls würden die Schüler der Anstalt fernbleiben. Der Generaldirektor gab die Sache weiter an den Unterrichtsinspektor P a q u e t, der den jungen Müllendorff als provisorischen Hilfslehrer unter der Bedingung empfahl, daß für dessen Lebensbedürfnisse gesorgt würde. Außerdem glaubte er, sagen zu dürfen, daß nur gerecht sei, wenn die Abgeordneten ihre Ersatzleute selbst entschädigten.

Zehn Tage später war P e t e r K l e i n nicht nur in die stärkste zeitliche Freude, sondern auch in die höchste ewige Hoffnung eingekehrt: am 14. Oktober 1855 war er gestorben, ohne die offiziell verbriefte Professur an den jungen Leuten, seinen besten und liebsten Freunden, erprobt zu haben.

Erprobt jedoch hatte er seine linguistischen Fähigkeiten im Selbststudium des Englischen, des Italienischen, des Spanischen und des Portugiesischen, die ihn zu mancherlei Nachdichtungen aus dem romanischen Kulturraume berechtigten.

Erprobt hatte er seine kreativen und reformativen Kräfte in den Zeitungen des Landes, welche willig gewesen waren, die Exteriorisation seines Geistes, in gebundener wie in ungebundener Form, zu veröffentlichen. Der kühnlich unternommene Aufruf, der am 29. Juli 1853 im „Luxemburger Wort“ als eine Art Kulturbestandsaufnahme der Heimat erschienen war, hatte die öffentliche Meinung so genährt, daß er andern tags bereits seinen Nachdruck im Diekircher „Wächter an der Sauer“ erzwungen zu haben schien. Jugendlicher Eifer und spirituelle Leidenschaft für alles, was unter dem Kollektivbegriff vom „literarischen Leben“ erfaßbar gewesen war, hatten ihn einen Plan entwerfen lassen, der im Publikum oder — einer Prägung des Regierungspräsidenten von 1848, de la Fontaine, entsprechend — in der „gebildeten

Schicht der Bevölkerung“ viel Neugier, manche Verwunderung und etwas Zuspruch ausgelöst hatte. Dem moderierten Optimismus in den einleitenden Zeilen war recht bald, in der Aufdeckung eines unleugbaren Kulturmangels, die pessimistisch überhauchte Feststellung offizieller Indifferenz gegenüber dem Literatur- und Kunstleben gefolgt:

„Es ist eine erfreuliche Erscheinung des letzten Jahrzehnts, daß in unserm Großherzogtum, das im Verhältnis zu den übrigen deutschen Staaten geistig zu versumpfen drohte, ein immer regerer Eifer für vaterländische Geschichtsforschung, eine immer entschiedener Neigung zur wissenschaftlichen Thätigkeit sich kund thut. Unsere wissenschaftlichen Vereine sind noch jung, und schon haben sie die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen, ein Beweis, daß Luxemburg auch in geistiger Hinsicht den übrigen Staaten nicht nachsteht, und keineswegs dem Bötismus verfallen ist, der ihm von mancher Seite zur Last gelegt wurde. Wenn nun aber durch die Bemühungen auf dem Felde der Geschichte und Naturwissenschaft diesem Vorwurf in einer Beziehung aller Grund genommen ist, so ist es doch noch nicht gelungen, uns auf einem andern, nicht minder bedeutenden Gebiete dem Auslande gegenüber vollständig zu rechtfertigen. Es ist dies das Gebiet der sogenannten schönen Literatur, der ästhetischen Kunstdarstellung.

In allen deutschen Staaten sehen wir das regste literarische Leben; es ist ein unaufhörliches Drängen, ein fortwährendes Gebährden in allen Ecken und Enden des Reichs. Eine Flut geistiger Erzeugnisse überschwemmt jährlich den deutschen Büchermarkt, und wenn es auch darunter Vieles gibt, was sich kaum über die Mittelmäßigkeit erhebt, so liegt doch darin die Versicherung, daß ein gänzliches Stillstehen des intellektuellen Schaffens in unserm deutschen Vaterlande nicht zu befürchten ist. Herrliche Erzeugnisse haben in den letzten Jahren unsere Literatur bereichert; das Lied, die Novelle, das Drama gedeihen, und werden von dem Volke genossen und gewürdigt, und unter allen Staaten des Reiches ist vielleicht keiner, der nicht schon in den Jahrbüchern des deutschen Schriftenthums durch einen bedeutenden Namen vertreten wäre, — keiner außer Luxemburg. — Und woher bei unserm sonst so tüchtigen Volke diese beschämende Un-

thätigkeit? — Wie kommt es, daß seit Luxemburg mit dem übrigen Europa auf gleicher Bildungsstufe steht, nicht nur keine hervorragende Persönlichkeit in diesem Fache aufgetreten ist, sondern auch überhaupt darin so äußerst wenig geleistet wurde? — In früheren Jahren konnten politische Unruhen, Mangel an Verbindung mit der literarischen Welt, niedere Bildungsstufe eines großen Theiles des Volkes, eine gewisse Abneigung gegen alles Deutschthum einigermaßen als Entschuldigung gelten. Alle diese Hindernisse sind aber bereits gehoben. Wir genießen in staatlicher Hinsicht der größten Ruhe, der dem literarischen Leben günstigen Gesetzgebung; die Erzeugnisse der deutschen und ausländischen Presse sind uns eben so leicht zugänglich als den übrigen Staaten; unser treffliches Schulwesen strebt dahin, den größten Theil des Volkes zu dem Genuß geistiger Schöpfungen zu befähigen, und der gebildete Luxemburger sieht immer mehr die Lächerlichkeit und Grundlosigkeit der alten Abneigung gegen das Deutschthum ein, und lernt das Volk, von dem er selbst einen wesentlichen Theil bildet, immer mehr würdigen und schätzen.

Worin liegt aber nun der Grund unserer Schloffheit? — Ich denke viel zu gut von meinem Vaterlande, als daß ich es auf diesem Felde gänzlicher Unfähigkeit beschuldigen sollte. Es ist meine innigste Überzeugung, daß es in unserm Lande Männer gibt, die einen ehrenvollen Rang unter Deutschlands Schriftstellern behaupten würden, wenn ihnen Gelegenheit geboten wäre, die in ihnen liegende schöpferische Kraft zu bethätigen und zu pflegen. Was uns fehlt, ist die Anregung von Außen, die Aufmunterung und Stütze von oben herab, und dann die Gelegenheit den Geistesproducten den nöthigen Abfluß zu verschaffen. Aber die Anregung von Außen wird vorhanden sein, sobald wir uns gewöhnt haben werden, auch hierhin nicht geringer von uns zu denken als von den andern Ländern Deutschlands; sobald wir es nicht mehr für unmöglich halten, mit diesen auch in literarischer Hinsicht zu wetteifern; sobald erst einige einheimische literarische Producte die aufmunternde Anerkennung einflußreicher Männer, den verdienten Beifall beim Volk gefunden haben werden; dann werden diejenigen, die an der Spitze des Staates stehen, und hoffentlich schon lange den Mangel des literarischen Lebens

geföhlt haben, keinen Anstand nehmen, junge, aufkeimende Talente nach Kräften zu befördern, und für die Anerkennung ihrer Leistungen zu wirken. Es haben sich zwar hier und da einige leise Stimmen im Gebiete der Dichtung erhoben, aber sie gingen bald in der allgemeinen Nichtachtung verloren, die geringe Theilnahme schüchterte sie ein, und der Begabtere mußte sein Talent vergraben.

Dennoch wäre schon manches Schöne an's Licht gefördert worden, gäbe es ein Mittel, solche Erzeugnisse der Öffentlichkeit zu übergeben; es fehlt durchaus der nothwendige Abfluß, das Mittel, sich geltend zu machen und durch öffentliches Auftreten die verdiente Anerkennung zu finden; es fehlt die freie und aufrichtige Kritik und somit der Sporn zur erforderlichen Anstrengung; ohne dieses ist eine geistige Versumpfung unausbleiblich. Unsere Zeitungsblätter haben allerdings schon mehrere poetische Versuche veröffentlicht, aber es waren dies fast immer nur Gelegenheitsgedichte; etwas Selbstgeschaffenes fand selten darin Platz, und lief Gefahr bei der Menge politischer Mittheilungen gänzlich übersehen zu werden. Und sollte auch eines unserer Blätter sich bereit finden, allen schönwissenschaftlichen Schriften seine Spalten zu öffnen, so ist dies doch für den Verfasser mit mancher Unannehmlichkeit verbunden.

Alle unsere Zeitungen sind mehr oder weniger Organe einer Partei. Die Dichtung aber, sowohl in Versen als in Prosa, muß über den Parteien stehen; sie ist verloren, sobald sie sich zur Dienerin einer derselben herabwürdigt. Sie muß das Gute und Schöne überall anerkennen, wo es sich findet, muß sich über die Leidenschaften erheben, oder doch dieselben verklärt zu allgemein menschlichen, edlen Zwecken zu gebrauchen wissen. Bei so bewandten Dingen ist nicht jedes literarische Produkt der Aufnahme in ein Blatt sicher, auch wenn, was übrigens nicht immer der Fall ist, der Raum es gestattet und das Werk vor der Kritik der Redaction Stand hält. Wird es aber aufgenommen, so wird bei der Beurtheilung desselben in den meisten Fällen ein falscher Maßstab angelegt, der Verfasser gilt bei den Gegnern der Partei, in deren Blatt seine Arbeit erscheint, als Anhänger derselben, und wird das Werk gelesen, so ist der Leser, der fast immer einer Partei angehört, schon zum Voraus für oder gegen das-

selbe eingenommen. Daß dann eine richtige Beurtheilung unmöglich ist, sieht jeder ein. Dies alles ist mehr als hinreichend, um die Befähigten von literarischer Thätigkeit abzuschrecken, besonders da solche Schriften bei uns noch immer etwas Neues und Ungewöhnliches sind.“

Wo die Amtsmächte versagt hatten, war vielleicht den privaten Kulturbetreuern des Landes die Möglichkeit gegeben, eigene Initiativen sich auswirken zu lassen. Die K l e i n s c h e Idee von der Renaissance des artheigenen Geisteschaffens war von den Fragen aus entwickelt worden:

„Wie wäre nun diesem Ubelstande abzuhelpen? Auf welche Weise könnte das literarische Leben aus dem tödtenden Schlafe geweckt und in beständiger Rührigkeit gehalten werden?“

Seine Antwort lautete so:

„Ich will nur ein Mittel anführen, dessen Wirkung aber ganz außer Zweifel ist, und wodurch uns gewiß die Achtung des Auslandes auch in diesem Fache gewonnen würde. Es ist dieses die Gründung einer literarischen Zeitschrift für das Großherzogthum. In allen unsern Nachbarstaaten, in Preußen, Frankreich, Belgien, erscheinen solche Schriften in Masse. Die Revues, journaux littéraires, die belletristischen Blätter erfreuten sich daselbst der günstigsten Aufnahme und des folgereichsten Fortbestehens. Warum sollte ein ähnliches Unternehmen nicht auch bei uns gedeihen können. — Hier fänden die angehenden Schriftsteller ein Feld, ihre Kräfte zu versuchen und zu prüfen, sich gegenseitig zu einem erfolgreichen Wetteifer anzuspornen; für die nöthige Öffentlichkeit wäre dann gesorgt; eine gesunde Kritik würde nach und nach die Mängel entfernen, und wir müßten grade hierin die dem Luxemburger angeborne Geistestüchtigkeit verläugnen, wenn wir nicht in kurzer Zeit es wagen dürften, auch auf diesem Felde mit dem übrigen Deutschland in die Schranken zu treten. Das Volk aber, abgesehen von dem bildenden Einfluß, den solche Schriften wohl immer üben, würde die Kräfte kennen lernen, die in ihm schlummern; es würde von seinem eigenen Werthe einen höheren Begriff erhalten, und der Sinn für das Schöne und Edle würde in ihm viel lebendiger werden. Gewiß, es würde kein gebildeter Luxemburger den gei-

stigen Vortheil eines solchen Unternehmens in Abrede stellen. Es fragt sich bloß noch, wie es auszuführen wäre.

Diese Zeitschrift, die etwa monatlich erscheinen könnte, würde vorerst nur Arbeiten von Luxemburgern aufnehmen; auf die Sprache dürfte nicht Rücksicht genommen werden, und sowohl französische als deutsche Schriften müßten Aufnahme finden. Was den Stoff betrifft, so wäre hier das Mittel der Veröffentlichung für Alles, was nicht gerade Tagesfragen von unmittelbarem praktischem Interesse behandelt, und also in eine politische Zeitung nicht füglich aufgenommen werden könnte. Philosophische, sprachliche, historische Aufsätze, Gedichte, Novellen, Schilderungen, Dramen u.s.w. könnten in diesem Blatte den Lesern mitgeteilt werden. Eine anfangs allerdings etwas schonende Beurtheilung würde auf den Werth der poetischen Erzeugnisse aufmerksam machen; die im Großherzogtum erscheinenden Schriften in jedem Fach könnten hier ihre Ankündigung und Würdigung finden; was das Ausland, besonders Deutschland, Frankreich und Belgien im Fache der schönen Literatur entstehen läßt, würde zur Kenntniss des Lesers gebracht, und zwar so, daß das Urtheil, das bereits das Ausland über diese Werke gefällt, ihm zugleich mitgetheilt würde.

So fände dann das geistige Leben unseres Landes in diesem Blatte einen Mittelpunkt, ein Organ. Aber auch andere als Sprachkünstler könnten sich auf solche Weise mit der Öffentlichkeit in Berührung setzen. Ein musikalisches Beiblatt z.B. würde die Werke unserer luxemburger Componisten aufnehmen; wenn das Unternehmen gediehe, könnte man sogar durch gute Holzschnitte für Veröffentlichung der Werke unserer plastischen Künstler, der Maler, Bildhauer, Architekten sorgen. — Und man fürchte nicht, daß es an Stoff fehlen möchte. Es gibt Männer in unserem Lande, die Geist und Thätigkeit genug besitzen, um einem solchen Blatte mehr als hinreichenden Stoff zu liefern. Auch die Liebe zur Sache würde nicht ausbleiben, sobald nur einmal das Werk kräftig und erst begonnen wäre.“

In einer Zeit, der kurz vor diesen Aussagen von der luxemburgischen Regierung bescheinigt worden war, daß „die Anzahl der im Großherzogtum verfaßten, verlegten und debitierten literarischen, musikalischen und Kunstwerke nur

äußerst gering“ sei, und daß sich voraussehen ließe, „daß dieser Zustand noch lange erhalten“ werde, mußte der Kleinsche Vorschlag als ein verblüffendes Wagnis selbst vor jenen Männern erscheinen, welche Mitstreber in einem Bunde ähnlich optimistischer Literaten hätten sein dürfen. Ihre Zahl war zweifelsohne größer als die Regierenden annehmen mochten, obschon es auch unter diesen etliche Interessierte — wie Würth-Paquet, Servais und Ch. G. Eyschen — gab. Von den alten Lehrern lebten noch Müller, Stammer, Barreau, Bourgraff und Koch. Zwar waren aus der Stammerschen Dichterschule Theodor Lenz, Hubert Gloden, Louis Marchand und Felix Thyès verstorben, während P. A. Lenz, Heinrich Gloden und Franz Pergameni im Auslande Heim und Heimat gefunden hatten; allein es betätigten sich noch Victor Klein und Sempronius. Anton Meyer wartete in der Ferne seine Erlösung ab und überließ Dicks, Gangler und Nik. Steffen das nationale Wort.

Wohl hatten nach der Pressefreiheitserklärung von 1848 sich neue Zeitungen dem „Luxemburger Wort“, dem „Courrier de Luxembourg“ und dem „Wächter an der Sauer“ in Diekirch zugesellt, wie „La Quotidienne Luxembourgeoise“ des Grafen de Piessac, „La Revue“ und die „Echternacher Zeitung“ von Dominik Burg, aber den aktiven Dichtern Peter Klein, Viktor Klein und Nikolaus Steffen wurde nur ein enges Tummelfeld für ihren Pegasus zur Verfügung gestellt. Der „Wort“-Kämpfer und „Wort“-Dichter Ed. Michelis rang mit dem Tode. Der Echternacher Hardt war, wie Johann Engling, unter die Historiker gegangen; Karl André bevorzugte die Gesellschaft der Politiker. Professor Tandel lebte nicht mehr; (1804-1850); und in Diekirch wäre allenfalls Direktor Strehes als gute Stütze des Planes zu mobilisieren gewesen.

Freilich hätten auch die Literaten unter den Besatzungsdeutschen ebenso wie die führenden Bürgerfamilien Metz, Schroell und Bosch dem Unternehmen zugestimmt, falls es in die Verwirklichung emporgetrieben worden wäre. Leider hatte Peter Klein im Ausklang der Darlegungen seine eigene Enthaltung zu stark manifestiert, um opferbereite Werkerfüller in Bewegung setzen zu können:

„Bei allem Eifer für das Unternehmen ist es mir doch unmöglich mehr zu thun, als ich bereits gethan zu haben glaube; ich wollte den Gedanken dazu anregen und auf die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Ausführung hindeuten. Einflußreichere Männer müssen die Idee aufnehmen, sie zu der ihrigen machen und sie ins Leben rufen. Möchten alle, die Einsicht und Thatkraft genug besitzen, diesen Gedanken zu verwirklichen, gleich mir von der hohen Bedeutung desselben durchdrungen sein, möchten sie dahin streben, ihn so schnell als möglich zur That werden zu lassen.“

Ein Jeder wartete auf den Andern, und zusammen harrten sie ein Jahrzwölf lang aus, bevor der Ungeduldigste hervortrat und dem toten Planentwerfer das Monument setzte, welches er verdient hatte.

Erprobt hatte Peter Klein vor allem sein gärendes, nie ausgegorenes Dichtertum. Wohl war ihm nicht von Heinrich Stammer, wie den älteren Kollegen, die Qualifikation des Lyrikers in „Sigtur oder viertes deutsches Lesebuch. Eine Sammlung dichterischer und nichtdichterischer Stücke nebst kurzen Nachrichten über die meisten Verfasser derselben“ verbrieft worden, aber die vielen — besonders im „Luxemburger Wort“ veröffentlichten — Auszüge aus seinen Versmanuskripten hatten genügt, um ihm die Anteilnahme des literarisch interessierten Publikums zu sichern. Als dessen Sprecher sollten sich, herzoffen und wortselig, gar bald die Professoren E. W. A. Koch und A. Namür vorstellen.

Seitdem die nationalsozialistische Parforce-Deutung der Kleinschen Einstellung irritierende Folgen gebiert, ist fast unmöglich geworden, leidenschaftlos die Gedichte zu beschwören, in denen sich die unleugbare Germanophilie des Poeten als — wahrscheinlich angelesene — Gallophobie ausdrückte. Die „Deutschen Sonette“ von 1855 haben inzwischen eine Patina gewonnen, deren sogenannte Anrühigkeit vom gesunden Luxemburgertum erst geleugnet werden muß, bevor die eigentliche Geistesverfassung des Autors in luxemburgischer und nicht in nationalistischer Sicht erkennbar wird. Die einstmaligen „Moselland“-Betreuer durften sich, durch eigene Willenzugaben, an den Strophen des Gedichtes „Mein Volk“ nicht weniger vergiften als an den „Moselfahrt“-Versen. Klang es dort:



„Aus deutschem Blut entsprossen  
Bist du, mein Volk! — aus deutschem Blut!...“

so tönte es hier, beinahe wie ein Wiederhall:

„Ja deutscher Strom, mit deutscher Kraft, so ziehst du stolz  
dahin.

In deiner Menschen Herzen wohnt der biedre deutsche Sinn...“

Und das „Turnerlied“ besang sogar ein „deutsches“ Turnen, obwohl die eigentlichen Präferenzen des Liedermachers auf das Heimatliche ausgerichtet waren. In den „Marienliedern“ wirkte absolut die eigenartige Essenz der „Oktave“ nach; aber vorzugsweise wurde die Imagination des Sängers von den inländischen Sage-Stoffen genährt: von den Wichtelmännchen und den Hollericher Siebenschläfern bis zu Siegfried und Melusine, wenn nicht bis zu den historischen Gestalten aus der Nationalgeschichte. In der nationalen Optik gewinnt, beispielsweise, das fünfunddreißigstrophige Opus „Die Fürstenwacht“ eine wirksamere Klärung nach einer schärferen Prägung, trotz seiner veralteten Versform, seiner ermüdenden Ausgeladenheit und seines mehrfachen Rückfalls in die Deutschsüchtigkeit:

„Es hing auf allen Bergen in schweigsam ernster Pracht,  
Mit ihrer hehren Ruhe die stille, heil'ge Nacht,  
Und all das wirre Leben, der thatenreiche Tag  
In mitternächt'gem Schlummer vor mir versunken lag.

Und tief zu meinen Füßen da lag das tiefe Thal,  
Hier wohnlich schöne Bauten, dort Gärten ohne Zahl,  
Es floß mit leisem Rauschen die Else mitten durch,  
Und drüben der schwarze Riese, das stolze Luxemburg.

„Heil mir, der ich geboren in deinem Schooße bin,  
Du Stadt der ew'gen Treue von festem Felsensinn,  
O daß sie jetzt dich sähen in deines Glanzes Schein,  
Die einst zu deiner Größe gelegt den ersten Stein.“

. . . . .  
. . . . .

„Ich will dich fürder segnen, ich lieb' dich immerdar;  
Und wenn ich wiederkehre wol über hundert Jahr,  
Laß mich die Kunde hören, daß du zum alten Geist,  
Zur Luxemburger Treue zurückgekehret seist.“

Und wie er so gesprochen, da sanken vor meinem Blick,  
Die hohen Fürstengestalten in Nebelgrund zurück:  
Wie mächt'ge Nebelwolken sie sanken zur Erd' herab,  
Sie steigen zu langem Schläfe ins ferne, fremde Grab.

Und tief zu meinen Füßen da lag enthüllt das Thal;  
Im Ost begann zu glänzen des Tages erster Stral,  
Die schwarzen Schatten flohen. — Das war die große Nacht  
Da hielten unsre Fürsten die hundertjährige Wacht.

Peter Kleins Sprachkunst nährte sich weniger an den glatten, eleganten, harmonisch gleitenden und feinziselierten als an den breit ausschwingenden, dröhnenden und härtlich aufschlagenden Versen. Als beste Illustration zu dieser Feststellung dürfte wohl die „Heimkehr“ gelten mit ihren vierfach bockenden und abklingenden Anapästern, die eine metrische Spielerei ohne festhaltenden Reiz darstellen:

„Nun zum Abschied noch den Handdruck, da das Horn tönt,  
und das Roß scharrt,  
Von dem Sitz hoch ein Ade noch, dann zur Abfahrt schon das  
Rad knarrt  
Seht der Tag sinkt, und ein Flugschritt der Galoppschlag durch  
das Thal dröhnt.  
Neue Lust winkt bei der Heimkehr und mit Hochschall der  
Gesang tönt.  
Wie der Landmann aus der Dorfruh nun gescheucht wird und  
erstaunt hört  
Auf des Lied's Klang und des Horns Ton, der im Frühschlaf  
das Gefild stört. —  
Nun ade denn, schöne Waldhöh in des Spätroth's vollem  
Glutschein,  
Lebe wohl auch, holde Thaltrift mit dem duftreich grünen  
Feldrain!  
Wenn die Nacht naht mit dem Lichtheer, wenn im Eilrab nun  
das Roß fliegt,  
Eil ich freudvoll nach dem Ort hin, wo der Heimat schöne Flur  
liegt.“

Allerdings duldete diese Exzentrizität ihre guten Ausnahmen, — etwa so:

„Fort zum lieben Heimatslande,  
Eine inn're Stimme ruft.  
Liebe flicht dort schön're Bande  
Und ich atme rein're Luft...“

oder so:

„Lass, o herrlichste der Frauen,  
Auch auf uns herniederthauen  
Segnend deiner Gnade Milde!  
Du, so nah an Gottes Throne,  
Fleh für uns zu deinem Sohne,  
Wie wir flehn vor deinem Bilde.“

Doch das sind, in der Unrast der Klei n ' schen Gelegenheitspoeterei, nur minime Rasteseilande für die Innensinne, denen lyrische Überraschungsrefugien nicht eben häufig geboten werden. Poesie war diesem jungen Dichterlehrling mehr Wortklang, Rhythmus und Patriotikum als Herzenserschließung, Seelenaushauch und Geistesexplosion im Rausche musischer Eingebung. Das psychologische Unternehmen, den von allen Glücksmächten übersehenen Lehrer als einen unglücklichen Literaten auf Grund der tausend Verse aus seiner Hand zu deuten, ergäbe besten Falles die Charakteristik eines mitteltalentierten Menschen, der seiner markierten Liebe zum Lehramte und seiner verhaltenen Passion für das Luxemburgische seiner Art vergebens eine Identität im pursten Schöpfer-Verbum hatte erstellen wollen.

So kontradiktorisch es, nach den vorausgegangenen Erklärungen, auch klingen mag, so bleibt doch wahr und nachweisbar, daß P e t e r K l e i n wohl am nachhaltigsten das primäre Kulturelement seines Landes im Luxemburgischen entdeckte, bedachte und verkannte: er fühlte sich dem Banne dieser Volkssprache verfallen, rang mit den Mächten, die er darin wirken spürte und kam dennoch nicht zum Glauben an ihre kreatorkischen Möglichkeiten nach den Sondermaßen wort- und sinnschöpferischer Menschenfähigkeiten. In dieser Hinsicht ist die Beschäftigung mit seiner Abhandlung: „Die Sprache der Luxemburger“ — die 1855 von der „Société pour la recherche et la conservation des monuments historiques“, S. 1-52, herausgegeben wurde — eine fortgesetzte Folge von Zu- und Widerspruch.

Angenommen wird der Ausdruck seiner Furcht, daß das heimatliche Ausdrucksmedium rasch den fremdsprachlichen Einflüssen verfallen könnte und in der Folge seine Eigenart verlöre:

„... Diese furcht ist nicht ungegründet, wenn man wahrnimmt, wie alles sich zu vereinen scheint die eigenthümlichkeiten unserer mundart zu verwischen, wie vor dem einfluss des neuhochdeutschen das charakteristische derselben immer mehr schwindet, wie sogar der viel zerstörendere andrang der französischen sprache unsern dialekt zu einem ungeheuerlichen gemisch fremder elemente zu machen droht. Schon hat er dadurch bedeutend gelitten: eine menge kern-deutscher ausdrücke, die unsern vorältern eigen waren, sind verschwunden, oder finden sich nur noch bei dem landvolke, das fremdem einfluss weniger ausgesetzt war. Die bewohner der städte und besonders die der hauptstadt schleppen sich mit einer unzahl französischer wörter, die das ächt luxemburgische gepräge der mundart gänzlich auslöschen; weshalb denn auch eine philologische untersuchung nur die ausdrucksweise der entlegeneren gegenden des landes ins auge fassen darf...“

Peter Kleins Versuch, im Gefolge der Brüder Grimm (bis zur Schreibweise) das „Wesen unseres idiom“ zu erfassen, schlug mehr Zweifel an seinen Behauptungen als Zustimmung für manche scharf formulierte und rechtgesehene dialektologische Wirk- und linguistische Werdegeseetze wach:

„Ich hoffe keiner vernünftigen einwendung zu begegnen, wenn ich ohne weiteres ausspreche, dasz unsere mundart eine deutsche ist. Niemand wird aufrichtig daran zweifeln. Ziemlich häufig wird die ansicht ausgesprochen, sie sei zwar deutschen ursprungs, aber so mit fremden wörtern vermischt, dasz man sie nicht mehr ausschließlich zu den deutschen sprachen rechnen könne. Die lautgesetze, die ich weiter unten aufstellen werde, so wie die bemerkungen über die fremdwörter in unserer sprache werden diese behauptung hinlänglich widerlegen. Die meinung dasz unsere sprache, obgleich deutscher Dialekt, dennoch, wie die niederländische, als eigene sprache betrachtet werden könne, wird ihre widerlegung finden, wenn ich von der zukunft unserer mundart reden werde...“

Über die „Zukunft der Mundart“ ließ der Wissenschaftler — aber auch der Dichter — einen unbändigen Pessimismus reden:

„Man hört in der neuesten zeit häufig die meinung äuszern, unsere mdt. könne sich wol zu einer schriftsprache ausbilden und dereinst gleich der holländischen eine eigene literatur besitzen. Obgleich die vaterlandsliebe, die diesem gedanken zu grunde liegt, lobend anerkannt werden muß, scheinen solche Hoffnungen doch etwas zu sanguinisch . . .“

Nein, bei aller Besessenheit glaubte P e t e r K l e i n nicht an die luxemburgische Schriftsprache:

„Mögen auch ausgezeichnete dichter unsern dialekt zum ausdruck der schönsten gedanken brauchen, er wird nie die edle, sich selbst bewusste, selbständige gestaltung einer schriftsprache erhalten . . . Es ist kindisch an eine schriftsprache zu denken.“

Das war das stärkste Fehltrüben eines — im Leben lang enttäuschten — Jungdichters, dem wohl niemals der Gedanke gekommen war, seine Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapäste an dem zu erproben, was er alltäglich als Verkehrsmittel gebrauchte, um gelegentlichen Zögerungen und etwaigen Verdäkten die weniger peremptorische Fassung gestalterischer Vorsicht zu sichern. Denn es geschah, daß an seinem offenen Grabe, sozusagen, die heimatliche Sprachendreiheit sich so nachdrücklich manifestierte, daß noch heute die Erinnerung an den frühen Heimgang des lebenswürdigen Lehrers etwas wie eine dreigeigte Prophetenstimme hörbar werden läßt:

die französische des Professors A. N a m ü r ;

die deutsche des Mitkollegen E . W . A . K o c h :

„Auch Du? so jung, so frisch, die Brust voll Lieder,  
Das Herz voll Hoffnung, das Gemüt so traut . . .“;

die luxemburgische des werdenden Nationalpoeten M i c h e l L e n t z .

Allein der „Noruff“: „Klackentén“ dieses Ergriffenen, der nicht über seine Sprache redete, sondern sie sprechen ließ nach ihren eigenen Leitlauten, widerlegte die „Kindischkeit“ eines Denkens, das sich, Gott sei Dank, nicht erfüllte:

## Klackentén

En Nöruf un de P. Klein

Fir wät so trauréich, Klacke', sot,  
Rift èren Iérs fum Tûr, a' klot?  
Wé Wém'ren duréich d'Loft et zét.  
A mir an d'Broscht wé Schuddréng schlét?

„Et ziddert mat dem Trauerklank  
„Entgént dir haut ké' Féstgesank,  
„Ons Stemm sét dir an aller Fré:  
„Dé gudde Klein, en as net mé!

„Sei' ganze' Reichtom wor sein Hiérs,  
„Sei' Ruf zu Gott am hârde Schmierz;  
„Sein Trouscht, den hégen Dichtersenn,  
„Seng Frét, en Hantdrock fun de Frenn.

„Fum Gleck ferkant huot hié gesin  
„Sei' Stiér um Himmel bléich oft gin,  
„Frei, huot hién net séng Stir gebéckt,  
„Um raue' Wé góf fortgeschréckt;

„Zur Dot begéschtert fun der Léft  
„Fir d'Elt'ren, dé hien ongedréft  
„A stârker Sél mat sech gedro'n,  
„Kont net de Sturm en niderschlo'n.

„Dach wé him entlech d'Gléck gelächt,  
„Dem schwére Streit en Enn gemächt,  
„Dén hie' bestane fest a fró...  
„Du dréckt den Dót him d'Aen zó.

„De Lidderkranz mam gelde' Bant  
„Kaum u'gefâng, entfélft der Hant:  
„Sei' Liéwen hei, durch Dote' schén,  
„Ferschalt net wé ons Trauertén;

„Wät gettléich an der Broscht geklénkt,  
„Liéft fort, wo d'ewéich Ró em wénkt,  
„An d'Blummen, dé séi' Géscht gescháf,  
„Si gin net enner an dem Gráf.“

M. L.

Alles, was später kam, vor allem der unerträglich lobhudehnende, im Aufbau schlampige und im Ausdeuten polemische Hinweis des Wochenblattes „Das Vaterland“ vom 25. Juli 1869, sowie die gutgemeinte, aber in der Bewunderung übersteigerte und in der Meliorisierung der dichterischen Halb-

heiten zu sehr akzentuierende „Erinnerung an Peter Kleins poetische Thätigkeit“ von Mai 1885 des Diekirchers Dr. August Ecker, war nur eine Transposition der drei Nachrufe in die wirksamere Sprache der jeweiligen Zeit. Auch diese Wiederbeschwörung des Toten, hundertfünfundzwanzig Jahre nach seiner Beisetzung, vermag nichts mehr zu sein als die Berufung eines tragischen Seins, wie es fünfunddreißig Jahre später der Deutsche Hermann Conradi als Eigenschicksal vertat, verklärte und versang:

„Ich weiß, ich weiß: nur wie ein Meteor,  
das flammend kam, jach sich in Nacht verlor,  
werd ich durch unsre Dichtung streifen...“

Und die deutsche Dichtung nahm sich post mortem des Peter Klein an, indem sie ihm in Fr. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichtung und Prosaisten“ einen schlichten Ehrenplatz einräumte.\*

---

\* Brümmer erwähnt ebensowenig wie der beste luxemburgische Biograph einen „Schwanengesang“, den Klein am „Drama“: „Siegfried und Melusine“ hinterlassen hätte: Michel Faltz („Dichter und Sänger im Dienste der Trösterin der Betrübten“) steht wohl allein mit dieser Behauptung, die zweifelsohne eine Verwechslung mit dem Gedichte des gleichen Namens ist.

## 9. MICHEL RODANGE (1827-1876)

Michel Rodange's Leben war eine unabreißbare Folge von Kämpfen mit Daseins-, Berufs- und Schaffenswidrigkeiten:

Kampf gegen die Armut (des Großvaters Hof war vom Eidam versetzt worden; der Vater, als malträtiertes Ausreißer, hatte es bis zum Napoleon-Soldaten gebracht; der in Waldbillig geborene Sohn Michel verdiente als Lehrer wenig, wechselte den Stand, um mehr zu ergattern, und rannte doch nur hinter dem geruhsameren Leben einher);

Kampf um die angepaßte Lehre (die primäre Schulung mußte er sich erst erbetteln, dann in Michelbuch und Enteschbach/Diekirch zwischen 1833 und 1840 mühsam erarbeiten, um 1845 die Normalschule und 1847 das Lehrerbrevet zu erreichen und dann, in Steinsel und in Fels, über dem Lehren autodidaktisch weiter zu lernen);

Kampf um die verschiedenen Berufsposten (nach seiner Heirat, 1854, mit Magdalene Leysen aus Strassen und der Geburt der ersten Kinder in Fels legte er das Examen eines Kantonalpiqueurs ab, arbeitete als Rechnungschef an der Fischbacher Hütte, erhielt 1860 seine Ernennung in die Bauverwaltung nach Echternach, dann nach Capellen/Koerich und nach Wiltz, erbat sich einen Urlaub, kehrte nach Echternach zurück, empfing eine Berufung nach Mersch, wohin er nicht ging, und kam schließlich nach Luxemburg/Clausen);

Kampf um den besseren Lebensunterhalt (die Hungerjahre von 1850-1857 waren wohl die schlimmsten, doch nicht die einzigen im Leben des vortrefflichen Familienvaters);

Kampf gegen den Tod, der seiner Sippe zusetzte (der Vater starb früh, der ältere Bruder ertrank in der Sauer, und die Mutter verlor er, als er ihrer besonders bedurft hätte);



Kampf gegen die eigene Krankheit, der er mit neunundvierzig Jahren erliegen sollte (ein Magenübel plagte ihn wohl über ein Vierteljahrhundert lang);

Kampf mit den poetischen Schöpfungen (lange schwankte er in der Wahl zwischen der Goethe- oder Uhland-mäßigen Lyrik in deutscher Sprache und der eigenmächtigen Epik im heimatlichen Idiom, zwischen der überlieferten Stimmungspoesie und der dramatischen Kunst);

Kampf um ein wenig Anerkennung (die ihm, sozusagen, tropfenweise über den Presseweg zukam, in der er die ersten Gedichte, noch halb pseudonym, veröffentlichen ließ);

und Kampf gegen das durchgängige Unverständnis der Zeitgenossen, die weder den „Rénert“ noch den „Le'weckerchen“ noch „Dem Grow Siegfried sei Gold“ recht zu würdigen verstanden.

Die zahlreichen Stadien seines Daseins waren nichts anderes als Etappen einer permanenten Auseinandersetzung mit den Unerfreulichkeiten einer Welt, die mehr vom Butterbrote als vom Geiste zu leben entschlossen war.

Es darf als merkwürdig hingestellt werden, daß *M i c h e l R o d a n g e*, der blutete Dichter, im Alter des besonnenen Familienvaters die ersten Früchte seiner deutsch gesinnten Muse in den Zeitungen Luxemburgs zu veröffentlichen unternahm. Noch merkwürdiger mußte freilich die Unselbständigkeit oder die kritische Unsicherheit des Mannes wirken, der im Augenblick seiner massiven Publikationen immerhin die ersten Gesänge seines verblüffend reifen, geistig überragenden und literarisch vollendeten Epos in der Tasche trug, aber nicht das Wagnis einzugehen vermochte, die deutschen — wie übrigens später auch die luxemburgischen — Verse unter seinem vollen Namen erscheinen zu lassen. Und am merkwürdigsten will den wissenden und bewundernden Geschlechtern von heute das Faktum sein, daß der dichtende Spätling die Beckmesserei des unebenbürtigen, wenn auch reicher und rascher produzierenden *N i k o l a u s S t e f f e n* bis ins Stadium öffentlicher Verdummung hinzunehmen gesonnen war.

Diese köstliche Geschichte geistiger Bevormundung begann im Juli des Jahres 1869, mit der sechsten Nummer

des „Vaterland“, in der das neunstrophige Gedicht „Der Frühling“ von M.R. mit der lehrerhaften Anmerkung versehen worden war:

„Die Gedanken des Verfassers obigen Gedichtes sind rein, und entspringen einem tiefen und wahren Gefühl. Der Sänger wird uns entschuldigen, wenn wir hie und da am todten Buchstaben geändert haben, um diesen schönen Gedanken ganz die reine würdige Form zu geben, wie wir selbe für unsere Leser und Leserinnen vorziehen. —“

Der „verbesserte“ „Frühling“ sah so aus:

„Frühlingssonne säuselt nieder,  
Zauber wehen allerwärts:  
Juble auf, wie Lerchenlieder,  
Juble laut, mein junges Herz!

Schwärm' in diesen Lenzgebieten  
Du mein süßer Wahn, umher,  
um die Blumen, um die Blüthen,  
Gleich dem bunten Flügelheer.

Wiege dich im Duft der Fluren  
In der Wälder duft'gem Bau,  
Auf den Fluthen, wo azuren  
Wiederstrahlt des Himmels Blau.

Doch die alte Trauerweise  
Tönt auch in den Wellen dort,  
Tönt so wemuthsvoll, so leise:  
„Armer Sänger! Du mußt fort!“

Wie die Wellen mußt du schweben  
Flüchtig durch den Bluthengang.  
Unserm Laufe gleich dein Leben,  
Unserm Wirken dein Gesang.

Ob die Welle auch verflüchtigt,  
Perlend tränkt sie rings die Au:  
Deine Klage sei beschwichtigt,  
Wirkt dein Lied wie linder Thau.

Ist der Sänger auch verschwunden,  
Lebt doch fort sein schönes Lied.  
Lindernd heilt's noch manche Wunden  
Senkt noch Trost in manch Gemüth.

So auf raschem Lebensstromē  
Gleit' ich durch des Lenzgefeld  
Unter weitem Himmelsdome  
Gleich der Welle, meinem Bild.

Durch die Thäler, über Hügel,  
Zu den Menschen laßt mich geh'n: —  
Aus des Liedes Zauberspiegel  
Strahlt der Frühling doppelt schön.

M. R.“

Unter dem korrigierenden Letternpaar D. R. — zu deuten als: Die Redaktion — verbarg sich zu Recht der Dichtersensor N i k o l a u s S t e f f e n , der in derselben Nummer, als „Correspondenz“-Leiter, dem gleichen M. R. bescheinigte:

„Die beiden Stückchen in unserm Dialekt erhalten. Für das Weitere Geduld.“

Brachte die siebente „Vaterlands“-Nummer „Herbstgefühle“ von M. R. zur Geltung, so vergaß der famose D. R. nicht, dem „Verfasser“ zum mindesten die Dichterschaft zu beglaubigen:

„Der Verfasser dieses Gedichtes versteht es, die Gefühle, welche so warm und wahr in seiner Seele leben, treu und wahr, schön und ergreifend darzustellen. Herr M. R. darf sich zu unsern guten Dichtern zählen.“

Und also sang der „gute Dichter“:

„Bereits die letzten Blumen liegen  
Zerknickt am angeschwoll'nen Bach,  
Und leichtbeschwingte Schaaren fliegen  
Der abgekehrten Sonne nach.

Es schweift nun frei umher die Heerde  
So weit die Flur rings ausgedehnt.  
Der Hirt jedoch schaut still zur Erde  
Auf seinen Schäferstab gelehnt.

Das dunkle Haar ist stark am Bleichen,  
Das ihm das ernste Haupt umzieht  
Von seinem Mund, dem sangesreichen,  
Verklang das letzte frohe Lied.

Die Trauerglocken hört er schallen  
Den Klang durch Flur und Haine zieh'n,  
Sieht schwarzbeflornte Pilger wallen  
Still zu dem Gottesacker hin.

Vergang'ner Tage Bilder schweben  
Ihm zu, von Wehmuthshauch durchweht:  
Wie traut und schön war einst das Leben  
Das nun auf seiner Neige steht.

Die Träume, die es schön gewoben  
Wie Blumen man an Blumen schmiegt,  
Sie sind zerronnen und zerstoßen  
Wie's Spinnweb, das durch Stoppeln fliegt.

Wie manches Band ist stumm gelöset,  
Verklungen mancher traute Ton;  
Im kalten stillen Grab verweset  
So manches theure Haupt ihm schon.

Wohl sieht er noch die Jugend hüpfen  
Im muntern Spiele um sich her:  
Doch mit dem Leben kann er knüpfen  
Ein innig Bildniß nun nicht mehr.

Wie Blüten, die der Lenz geboren,  
Fiel ab von ihm rings Stück für Stück:  
Was er geliebt, er hat's verloren,  
Sogar der Täuschung letztes Glück.

Ach! waren's wirklich nichts als Schatten.  
Wofür dein Herz so warm geglüht?  
Und sind die schönen Blumenmatten.  
Auf immer dir wohl abgeblüht?

Du armes gutes Menschenwesen!  
Lehrt nicht der Baum, das Gras, der Strauch —  
Kannst du die klare Schrift nicht lesen? —  
„Dir blüht ein neuer Lenz wohl auch.“ —

O! rette dir den schönen Glauben,  
Der dir ein ew'ges Sein verheißt!  
Laß dir nicht diesen Lichtstrahl rauben  
Im Dunkel, das dich rings umkreist.

Nicht hart hat er sein Kind behandelt,  
Der gute Vater der Natur.  
Ob diese Form sich auch verwandelt,  
Sie geht zur schönern über nur.

Dir soll dein Traum, dein sehndend Ahnen,  
Von ew'gem Lenz und Sonnenschein  
Den Weg zurück in's Eden bahnen,  
Dein Führer nach dem Himmel sein.

So fallet, fallt, ihr **dürren Blätter**,  
Die neuen Knospen sind schon da.  
Und hinter Wolken, Sturm und Wetter  
Strahlt ewig jung die Sonne ja.“

Die achte Nummer, in welcher „Der blinde Knabe“, als Nachdruck aus dem „Luxemburger Wort“ (mit dem naiven Zusatz des Steffen'schen Staunens: „Wie schön sind hier die Gefühle des blinden Knaben ausgedrückt, und wie treu!“ versehen) zu Ehren kam, vermerkte im Briefkasten, vor dem Ausruf: „Geduld!“, den Einlauf von „Epigrammen“, während der Leitartikel M.R. einen ganzen Abschnitt Wohlwollen zukommen ließ:

„Von den luxemburgischen Dichtern aus der Kategorie, von welcher hier die Rede ist, müssen wir zuerst Hrn. Michel Rodange namhaft machen. Irren wir nicht, so war derselbe früher Schullehrer, und hat als solcher schon seine Mußstunden benutzt, den Musen und Grazien Kränze zu winden, welche meistens aus Feld- und Waldblumen, wie sie der Verfasser wohl am besten kannte, und am innigsten liebte, geflochten waren. Wir kennen verschiedene gute Sachen von Hrn. Rodange, welche theils im „Wächter an der Sauer“, theils im „Luxemburger Wort“, theils im „Echterbacher Anzeiger“ erschienen sind. Einige Gelegenheitsgedichte, so namentlich über die Feierlichkeiten des „Allgemeinen Luxemburger Musikverein“, hat auch der „Courrier“ in seinen Spalten gebracht. Was diesen Dichter charakterisiert, ist sein warmes, inniges Gefühl für die Schönheiten der Natur, nicht so sehr aber für das Gewaltige, Hochromantische, Pittoreske derselben, sondern mehr für das stille, heitere idyllische, so wie es die Fluren seiner Heimath ihm von Jugend auf in's Gemüth gespiegelt haben mögen. Auch der Humor, der naive, hausbackene, trockene, altsächsige, ist ihm nicht fremd. Mehrere von seinen Liedern sind, unter bekannten Weisen, schon in's Volk gedrungen, wenigstens in den Ortschaften, die er einst selbst bewohnt, und wo er seine Lieder selbst dem sanglustigen jungen Volke vorgetragen hat. Wir rufen hier Hrn. Rodange ein freundschaftliches Glück auf zu, und stellen ihm gerne unsere Spalten zur Verfügung, so oft er es für gut findet, uns mit Beiträgen zu beehren. —“

Die „treue“ Wiedergabe der Empfindungen des „Blinden Knaben“ hatte diese Form:

„Ach! wie muß euch herrlich strahlen  
Jenes reine Sonnenlicht,  
Das euch alle so entzückt . .  
Mir — mir strahlt die Sonne nicht! —

Mich entzückt des Himmels Bläue  
Und das Grün der Erde nicht,  
Selbst das süße Mutterlächeln  
Scheint mir nur im Traumgesicht.

Schildert mir die Blütenauen;  
Laßt mich schauen was ihr liebt!  
Sind sie schön, die duft'gen Blumen,  
Die man mir so freundlich gibt?

Mond und Sterne hör' ich preisen;  
Auch das Auge nennt ihr schön . . .  
Könnt ich Armer, ach! nur einmal  
In ein freundlich Auge seh'n.

Ach! wie schrecklich wär das Dunkel  
Dieser langen, langen Nacht,  
Hätte nicht der güt'ge Vater  
Meiner mitleidsvoll gedacht.

Kann ich doch den Vöglein lauschen  
Wenn ihr süßes Lied erschallt,  
Und des Waldes hehrem Rauschen,  
Wenn der Sturm darüber wallt.

Hör' ich doch das Wort der Freunde  
Und des Sängers trautes Lied . . .  
Alles schaut mein geist'ges Auge  
Schöner, als die Welt es sieht.

(Luxb. Wort, 1863)  
M. R.“

Im übrigen gehorchte M. R. brav, wie es sich für den guten Zögling eines besonderen Leitdichters gehörte, und versah den gütigen Literaturonkel mit Versen, die zum Teile ohne Zensurvermerke aufgenommen wurden. Nur wandelte sich allmählich der gute Zögling und mauserte sich zu einem unbequemen Fragesteller durch — Erzieher lieben nie die Einwürfe ihrer für die Stille bestimmten Zuhörer —, welchem

in der zwölften Nummer der „Correspondenz“-Führer diese viel erschließende Antwort zugehen ließ:

„Was Sie von uns verlangen, würde allzuweit führen. Wir haben weder die Zeit, noch den Willen uns in solche Diskussionen einzulassen. Ihre Sachen lassen wir Ihnen unverzüglich wieder zugehen. Sie mögen sie dann selbst nach Ihrem Geschmacke abändern. Wir möchten um keinen Preis der Teufel sein, der Ihnen seine Eier in Ihr Nest legt.“

Vier Nummern später, — Nummern, welche M. R. nicht beliefert hatte, — wagte der „Correspondenz“-Mann wieder eine Anbiederung in dieser Form:

„Wollen Sie Versteckens mit uns spielen? ist nicht nöthig. Nächstens.“

Mit dem Abdruck des 1857 entstandenen „Lid fum Jéngsterdäch“ in der achtzehnten Nummer wurde dem Sänger des „echt nationalen“ und „echt humoristischen Liedchens“ zusätzlich testiert, daß sein Werk der „Form nach zu den besseren in unserer Mundart zählen dürfte“. Es zu den „besten“ zu rechnen, war dem Besserdichter Steffen nicht zuzumuten.

„D'Lid fum Jéngsterdäch.  
(Profezeit fun de Stiérekicker)  
1857.

Kommt téckt a lost mer drénken! —  
Wann d'Welt soll ennergôn,  
Da muss et dach och klénken. —  
Et bleift kèng Drepps ons stôn  
    Dirlénk, ténk, direlirelénk!  
Et bleift kèng Drepps ons stôn!

Et huot e Stiér èng Hipchen,  
En as am Wé ferirt;  
Dén hél gewass séng Schlipchén  
Nach giér bei onsem Wirt.  
    Dirlénk! etc.

Kuckt! kuckt, en as scho stirkléch  
En huot den Hut getétscht!  
Séng Al dé huot em wirkléch  
Den Owent èng gewétscht.  
    Dirlénk! etc.

Gesât, e géf och fâlen,  
Wé d'Stiérekicker sôn,  
Wât leit ons drun, ons Alen,  
Ons wiért en net erschlôn.  
Dirlénk! etc.

Wât sin haut all Mirakeln?  
'T helt kên se mé an Uocht.  
Mir aner sin un d'Wakeln  
Gewiént em halef Nuócht.  
Dirlénk! etc.

Kommt téckt! a lost et klénken!  
Et as nach net fir d'Lêcht,  
Dat mir zesummen drénken,  
'T bleibt fill ze fill nach rêscht.  
Dirlénk! ténk! direlrelénk!  
'T bleibt fill ze fill nach rêscht!

M. R.“

Immerhin war der Versen-Einsender auf der Steffen'schen Bewertungsskala inzwischen vom „guten“ zum „besseren“ Poeten vorgedrückt. Vielleicht durfte ihm mit dem nächsten Versuch der Aufstieg in die „beste“ Klasse gelingen! Doch nein, der Richter war weniger friedlich als der Dichter, welcher Wahrheit, Licht und Geist beschwor:

„Die Friedensinsel.

Unter heiterm, wolkenlosen Dome,  
Mildem Himmel, liegt die Friedensinsel.  
Rings umflossen von dem klarsten Strome.

Dessen sanftes, kräuselndes Gerinsel  
Nie von einem Sturme wird gestört.  
Diesen Zauber malte nie ein Pinsel.

Von dem Eiland hatt' ich viel gehöret,  
Daß der Geister seligste dort wohnen,  
Die nicht Wahn nach Täuschung mehr bethöret.

Und aus allen Völkern, allen Zonen  
Werden freundlich sie dort hingeladen,  
Wo die Götter huldreichst sie belohnen.

Im Genuß der wahren Lebensgnaden  
Jeden Erdenkummer abzulenken,  
Wachen Engel rings an den Gestaden.



Geistesfreiheit, weises Selbstbeschränken,  
Sind als Regeln heilig dort gehalten,  
Und ein gottergeb'nes, frohes Denken.

Umgang pflegt man dort mit hoh'n Gestalten  
Die in kunstreichschaffendem Verbande  
Segenspendend auf der Insel walten.

Ach, wann riefte mir von jenem Strande  
Doch ein Hingelanger einmal wieder  
Der mich brächt zu jenes Flußes Rande!

Wilder Nächte rasche Sturmeslieder  
Weckten mich aus sehnsuchtsvollen Träumen,  
Und ich stieg vom Berg zu Thale nieder.

Sieh, mit ausgedehnten lichten Säumen,  
Lag an unabsehbar breitem Fluße  
Eine Insel mit bebauten Räumen.

Bei der Morgenröthe sanftem Kusse  
Wiegen Männer sich in leichten Kähnen,  
Wie vergeistert in Gebetes Grüße.

War es Wahrheit, war's ein holdes Wähnen?  
Seh ich nicht von drüben her mir winken:  
Hier erfüllte sich mein langes Sehnen?

Sah mir näher einen Nachen blinken,  
Dreih ich sprang mit schnell entschlossenem Wag  
Aber ach, der Kahn begann zu sinken.

Mocht ich rudernd auch die Fluthen schlagen,  
Sank er doch mit jedem Augenblicke:  
Muth entfloh, mich faßte tiefes Zagen.

Ach so nah hier endlich meinem Glückel  
Mit den Augen kann ich hingelangen.  
Doch mich trägt hinüber keine Brücke!

Weh im Herzen, blaß die nassen Wangen  
Mußt ich an das alte Ufer klimmen,  
Und ich hörte wie die Engel sangen.

Hörte rufen sie mit süßen Stimmen:  
Unbekümmert um mein herbes Leiden  
Sah ich stromhinab den Nachen schwimmen.

Und ich muß, wie ich gekommen, scheiden,  
Nacht und Dunkel, wildes Sturmgeschmetter  
Herrschen hinter mir auf öden Haiden.

Und ein ewig heitres Frühlingswetter  
Liegt so nahe freundlich ausgebreitet.  
Hier fehlt Hilfe, dort fehlt mir der Retter.

Sieh, da naht ein Greis, wie frei er schreitet,  
Fluthgetragen, wie auf Blumenflächen,  
Von dem Geist der Würde still begleitet.

Lieber Jüngling, hebt er an zu sprechen,  
Stille deine bitteren, heißen Zähren:  
Dieser Strom entstand aus Thränenbächen.

Soll er dir die Überfahrt gewähren,  
Muß dein Wünschen sich bescheiden neigen:  
Jede Klage muß die Farth erschweren.

Lern' im Leben liebend, duldend schweigen,  
Aus der Schwere frei dich aufzurufen:  
Sieh, so wird der Strom sich willig zeigen.

Schaffe deinem Geiste leichte Schwingen,  
Reiß' dich los von deinen schweren Sorgen,  
Und der leichte Kahn wird nicht mehr scheitern.

Jede Wolke trübt den heitern Morgen  
Nimmer tragen diese räthselhaften  
Wellen Leid, wo man vor Leid geborgen.

Sei die Fessel deiner Leidenschaften  
Dünn, wie dort die Spinne webt den Faden,  
Bleibst du doch an diesem Ufer haften.

Leb nun wohl, bis wir dich freundlich laden.  
So der Greis und alles schwand in's Dunkel.  
Aber bald auf meinen Lebenspfaden  
Brach ein Morgen ein voll Lichtgefunkel.

M. R.“

Am 24. Oktober 1869, in der einundzwanzigsten Nummer, machte sich der Briefkastengöttling wieder dadurch bemerkbar, daß er ahnungslos ein Datum fixierte, das für die nationale Literaturgeschichte Wert und Wichtigkeit besitzt; er schrieb nämlich:

„Erhalten. Nächstens, wenn möglich. Wir sind nicht Ihrer Ansicht in Betreff „Budha und die Schäferin“. Dieses Gedicht bedarf noch sehr der Feile. Über das Epos in unserm Dialekte werden wir Ihnen unsere Meinung sagen, wenn wir es erst

ganz kennen. Ihrem Wunsch in Betreff unseres Theaters werden wir, wenn wir können, gern genügen.“

Daß M i c h e l R o d a n g e bereits in der Mitte des Jahres 1869 Teile seines „Rénert“-Epos fertiggestellt und den „Vaterland“-Herausgebern zum Beurteilen, wenn nicht gar zum Abdruck angeboten hatte, — die Schriftleiter blieben, allen Richterfähigkeiten, welche sie sich zuerkannten, sehr zum Trotze, vor den Meisterversen kühl bis zum Totschweigen, — beweist nicht nur, daß ihre Entstehungszeit in die Mittsechzigerjahre fallen muß, sondern auch, daß die „Vaterlands“-Macher keinen Sensus für die weise Schlichtheit, die deftig-natürliche Klugheit und die brennende Aktualität der köstlich-spöttischen Poesie besaßen: der Meisterlehrer traute dem Letztkläßler der selbsterstellten Poetenschule keine höhere Leistung zu.

Daß der gleiche Schüler irgendwie sich dem Theater verschrieben hatte und für die Möglichkeit einer Aufführung seines fertigen — oder fertig werdenden — Schauspiels vorzufühlen wagte, konnte die „Vaterlands“-Betreuer nicht stärker interessieren als etwa der Wunsch eines dritträngigen Bühnensüchtlings, der aus dem Munde eines „Wissenden“ die Regeln der Dramatik zu erfahren trachtet. N i k o l a u s S t e f f e n aktierte einfach den Erhalt verschiedener Einsendungen, legte erneut das Wortpflaster der „Geduld!“ auf brennende Erwartungswunden und interessierte sich nicht weiter für „Dem Grow Siegfrið säi Gold“.

Diesmal allerdings wurde der Lehrling so bockig, daß der „Correspondenz“-Zeus in der dreiundzwanzigsten Nummer zu donnern anfang:

„Hrn. M. R. Man kann sich unmöglich besser als dummen Jungen qualifiziren. Wir empfehlen Ihnen zur besseren Belehrung die Xenien von Schiller und Göthe, die Briefe Lessings an den Pastor Götze in Hamburg und an Dr. Klotz, Rammlers vielgelesene Satyren, usw. usw. Hat Aesop bloß für Kinder geschrieben! Woher wissen Sie das so genau? Wir glauben vielmehr, daß die Fabel ihren Ursprung dem Despotismus jeder Art verdankt, vor welchem man sich scheute, d'appeler un chat un chat. Und so könnten wir eine jede von den einfältigen Beweisführungen widerlegen, wenn wir es Ihnen gegenüber der Mühe werth hielten.“

Quod licet Jovi, non licet bovi! War Steffen jener, so Rodange dieses. Der jugenhafte Aufmucker, dem Goethe, Schiller, Lessing, Uhland und andere Größen tägliche Aufmunterer waren, sollte sich doch, um der Kunst, der Poesie, des Geistes und der Kultur willen, nicht gegen die Apodiktik eines „Vaterlands“ erheben, welches, anerkannterweise, in der Nationalgeschichte das Unikum repräsentierte! Zwei Nummern weiter hatten sich die Gemüter etwas abgekühlt, und der Briefkasten-Nikolaus durfte eine väterliche Gesinnung bekennen, ohne freilich den Gestus mit dem erhobenen Belehrtfinger zu unterlassen. Er rief „Hern. M. R.“ zu:

„Lassen Sie die Lapalien! Wir sind mehr Ihre Freunde, als Sie denken. Das eingesandte Gedicht befindet sich schon lange in der Druckerei. Wir finden es besser in der ersten Form. — Lernen Sie erst sich selbst über dem Schönen, Guten, Wahren und Heiligen vergessen und wir können noch sehr gute Freunde werden. Wenn nicht — nun dann nicht. Sie haben die Wahl.“

Und Michel Rodange wählte den Weg, welchen er lange zuvor hätte betreten sollen, um sich selber als Belehrt des „Lehrers“ vorzustellen. Zum Kapitel: „Die Dichtung, ihr Zweck und ihre Mittel“ verfaßte er eine Kurzabhandlung, die er dem hohen Herrn im „Vaterland“ als eine Untersuchung „Über Gedichte moralisierenden Inhalts“ zur Verfügung stellte. Auch an diesen Ausführungen verkannte Nikolaus Steffen zwei gute Absichten, die dem Zuschriftler erlaubten, sous cape dem Allesbesserwisser aus der Wochenschrift eine lange Literatennase zu drehen und der willigeren Leserschaft des Literaturblattes ein persönliches Kolleg über Poesie und Kunstanschauung zu halten. Seiner Partikularität entsprechend, verbannte Steffen die Zuschrift in die „Correspondenz“-Abteilung, erniedrigte den Dozenten zum „Correspondenten“ und widmete, schwankend zwischen totaler Ablehnung und halber Zustimmung, der Rodange'schen Erklärung eine ausgedehntere Replik, welche bei zu vielem Rauch recht wenig Feuer entwickelte.

Zwar sagte das partielle Kunstcredo des „Rénert“-Sängers weder zur Technik noch zur Philosophie der Dichtung Überraschendes aus; zwar wußte es zur Frage der Ästhetik und der Geistesbezogenheit von Form und Stoff

keine klare Stellung zu beziehen, allein der Räsionierer näherte sich dem Geheimnis des Schöpferischen mit seinen transzendentalen Aspekten an und wußte sich über die „participation mystique“ des Dichters am Leben der Natur nicht weniger als an den Ereignissen der Zeit genügend zu äußern, um etliche gut fundierte Erklärungen zur Einheit der seelischen Haltung und des dichterischen Ausdrucks mit den lyrischen Expressionen als ebensoviele Andeutungen zur Entschlüsselung seines poetischen Wesens zu offenbaren. Die Ausführungen lauteten also:

„Es gibt Dichter von so lebhafter Natur, und von so vorwaltendem Willen Gutes zu wirken, daß sie sich beständig angeregt fühlen, als Sittenprediger in ihrem Sinne aufzutreten, und die dadurch ihre Werke auf einen poetischen Unwerth herabsetzen. Bei übrigens vortrefflichen Fähigkeiten sind diese Dichter, von der Güte ihrer Absichten überzeugt, stets geneigt, die Form, in der sie sich bewegen, als die beste, die korrekteste anzusehen. Der Inhalt ihrer Gedichte scheint ihnen so bedeutend, daß sie dem Leser nur schwer seine kalte Aufnahme derselben verzeihen, und ihm oft sogar den Mangel an moralischem Gefühl, geistiger Strebekraft und gutem Willen bitter vorwerfen. Darin haben sie jedoch Unrecht.

Jedem Ding in der moralischen, wie in der materiellen Welt ist sein bestimmter Kreis angewiesen, binnen welchem es sich entwickeln, den es auch wohl ganz anfüllen kann, den es jedoch nicht ungestraft überschreiten darf. Diese Beschränkung bestimmt die Natur, den Charakter eines jeden Dinges. Die Natur der Poesie ist, die Phantasie auf eine verständige, vernünftige, das Gefühl erregende und den Willen bestimmende Weise in angenehme Thätigkeit zu versetzen. Sie wendet sich also an das ganze geistige Wesen im Menschen und zwar vermittels der Phantasie. Phantasie aber ist die freieste Tochter Jovis, sie läßt sich zu keinem fremden Zwecke gebrauchen. Das Moralisiren, die trockene Belehrung wendet sich nur an den Verstand. Der dydaktische Dichter möchte die Phantasie zur Dienerin des Verstandes machen, sie auf ein vorgestrecktes, bestimmtes Ziel lostreiben. Die Phantasie aber, die leichte sonnenfrohe Lerche, sinkt, wenn ihr die Flügel gelähmt werden, und fällt sich zu Tode auf dem hartgetretenen Fahrweg der Realität.

Die freie Schöpferkraft scheint alles Absichtliche, alles Vorbezweckte und Tendenziöse zu verschmähen. Als der ewige Schöpfer das unendliche All mit Millionen und Millionen von Sternen, die Erde mit zahllosen Pflanzen- und Tierkeimen verschwenderisch besäete, als er den Polen ihre ewige Kälte, der Sahara den glühenden Sand gegeben; als er die Felsen der Tiefen zu himmelhohen Bergen aufthürmte: welches war seine Absicht? Wie Vieles erscheint uns zwecklos, Manches sogar zweckwidrig, — und doch, es ist dieses die ewige, unendliche Dichtung, die so wohl im Ganzen entzückt, wie im Einzelnen in ihren Formen, und die uns überrascht durch ihre ganze wunderbar einfache Mechanik. Siehe da! das einzige giltige Vorbild der Poesie: Die Natur. — So wie diese lasse der Dichter, ohne offenbar ausgesprochenen Zweck, Blumen und Kräuter der dichterischen Erde entsprossen; doch auf den Firsten der Berge schauke sich die wolkenemporragende Tanne im Winde; der Sturm spiele über den Gipfeln der Wälder, rausche in den Eichen der heiligen Haine, kämpfe mit der grollenden Woge des Weltmeers. Der Dichter mache Regen und Sonnenschein und lasse den zackigen Blitz die Schrecken des mitternächtigen Orkans beleuchten. —

Fällt der Thau des Himmels stets dahin, wo er am notwendigsten wäre? Trifft der zuckende Blitz nicht das lockige Haupt der Unschuld, wie den schuldbeladenen Scheitel des Frevlers?

Demzufolge — dürfte man mir einwenden — wäre die Poesie zweck- und nutzlos. Wenn sie keinen moralisirenden, belehrenden, veredelnden Zweck hat, dann wird sie zum bloßen Amusement, zum müßigen Zeitvertreiber. — Durchaus nicht! Ist die Quelle nutzlos, die zufällig aus dem Felsen hervorbricht? Brauset der Wind, sausen die Stürme umsonst? Und dennoch wird Niemand behaupten, der Sturzbach sei der Mühle wegen da, die majestätische Eiche wachse bloß, damit wir uns das Schiff zimmern können, in welchem wir uns dem stürmischen Ozean anvertrauen. Doch werden sie zu den besagten Zwecken benutzt.

Der Dichter soll sich also nie einen moralisirenden, geistigbelehrenden Zweck bei seinen Dichtungen vorsetzen dürfen! — wird ein Anderer ausrufen. Wer wollte das in

der That bejahen? Nein doch! die Poesie soll nur eine a n g e n e h m e Sittenlehrerin sein, die, gleich wie die Natur, nicht den Schein der Schulmeisterin trägt. Der Dichter wird sein Bestreben, durch seine Dichtungen zu moralisiren, stets sorgfältig verbergen hinter den anziehenden Bildern, der geistreichen Laune, dem treffenden Witze. Wer das nicht vermag, der halte sich von der Dichtung fern; seine frostigen Produkte werden missmuthig bei Seite gelegt, und er wird mit dem besten Willen nur Nutzloses liefern. Wem aber die schöne Gabe verliehen ward, die Belehrung und Anfeuerung zum Guten und Schönen im luftigen Gewande der Dichtung erscheinen zu lassen, der wird überall ein willkommener Gast sein, und seine Werke werden in ungezwungener Heiterkeit wie wohltätige Engel wandeln unter den Menschen.

Tasso beginnt sein „befreites Jerusalem“ mit dem hier besprochenen und in demselben Sinne schön ausgedrückten Grundsatz: „Willig nimmt das kranke Kind die in Honig getunkte bittere Heilpille zu sich.“

Nun wäre bestimmt ergiebig, diese R o d a n g e 'sche Lehre an den Werken des „Rénert“-Dichters, etwa an den „Haifis“-Liedern, zu erproben, um die Übereinstimmung des Gesagten mit dem Gesungenen nachzuweisen, falls nicht, im Gegenteil, die Praxis an der Theorie sich zerschläge. Noch ergiebiger freilich wäre das Vergleichsspiel, wenn es sich am Tierepos selber auslassen dürfte, um auch von dieser Seite her dem Bakelschwinger S t e f f e n eine schlechte Zensur auszustellen.

Die Publikationssucht dessen, der *ridendo castigans mores* vorzugehen wünschte, flaute nach dem in doktrinären Formen vorgebrachten Seitenhieb auf seinen Zwangsmeister vollkommen ab: was weiterhin im „Vaterland“ erschien, war Überrest von früheren Zusendungen. Zu weiteren Herabwürdigungen seiner Gedichte, unter dem Hohnmantel des Lobes, konnte er sich nicht mehr verstehen. Der zweite Jahrgang der Wochenschrift, die ab April 1870 von F r . B e f f o r t verlegt wurde und noch dreizehn Nummern umfassen sollte, ließ mehr und mehr den Steffen'schen Druckraumhunger manifest werden: das „Vaterland“ hielt sich nur noch mühsam als Ablagerungsstätte seiner eigenen Geistesprodukte. Als das „bürgerliche Trauerspiel: Die Äbtissin“ das Finis ankündigte,

hielt auch das historisch bedeutsame Periodikum zu erscheinen auf.

Vier Jahre später starb der eifervolle und wortselige Priester im Tempel der Musen, — zwei Jahre früher als der Mann, den er hatte klein halten wollen, als dieser fühlbar über ihn hinauszuwachsen begann. Der überlebende Rodange rächte sich am Schul-, Verwaltungs- und Parnaßkollegen Steffen durch ein schlichtes Versmonument im „Rénert“ (14. Gesang), indem er gleich an die Namen der Zeitungsmacher Breisdorff, Joris und Schroell anknüpfte:

„Ech lossen Iech besangen  
vun all Poet am Land,  
e je'de schreift e Liddchen,  
de Steffe schreift e Band.“

So rettete eine gute Feindfreundschaft den „Lehrmeister“ durch den „Reimlehrling“ in die Unsterblichkeit hinüber.

So sehr hatte Michel Rodange im „Westöstlichen Divan“ von Goethe genascht, daß ihm der mittelalterliche Perserbarde Hafis zum vertrauten Begleiter geworden war, der seine Sprüche nicht minder köstlich zu formen wußte als Rückerts weiser Brahmane die seinen. Oder sollte der Luxemburger sich an Leopold Schefers „Hafis in Hellas“ den Imitationsvirus geholt haben, um sofort mit einem kuriosen „Hafis in Neutralien“ zu replizieren? Jedenfalls machte Rodange den heiteren Schenkenhospitanten, als Gedanken-schleifer und Dreiviertelironiker, zum vollendeten Ausdeuter einheimischer Seltsamkeiten. Nikolaus Welter und Joseph Tockert haben den vergnügten Spruchschmied und dessen Acht-Tage-Reflexionen zwar gekannt, aber nicht zu Licht gebracht. Michel Molitor, der Nachlaß-Herausgeber, hat ihnen die Aufnahme in den Sammelband der deutschsprachigen Gedichte verwehrt. Warum wohl? Weil Rodange selber das Opus später verworfen hätte? Dennoch wissen die Verse, sogar im differenten Versbau, — „Rénert“ bevorzugt die dreifüßige Jambenzeile, „Hafis“ den dreifüßigen Trochäengang — den Wesenszug des Tierepos unverkennbar voraus zu verkünden: recht wenig Pathos und umso ansprechendere Gemütlichkeit, moderierten Witz und Lebensklugheit, mit Humor betaut!



## Man lausche gut und höre recht!:

„Die Sprüche Hafis.

Laßt uns nicht nach fremden haschen,  
Wo uns eig'ne Rosen blühen.  
Fernes Streben, leck'res Naschen,  
Lohnt nicht ernstliches Bemühen.

Freie Lieder lasset walten,  
Und das Rechte wird erscheinen.  
Und das Ganze wird erhalten,  
Hält ein Jeder an dem Seinen.

Durch mein Singen nichts bezwecken,  
Ängstlich nichts erjagen will ich,  
Nur die Lust, den Frohsinn wecken —  
Dieses scheint mir recht und billig.

Sadi sprach zu mir der Weise:  
„Jeder lebt an seinem Orte,  
„Jeder strebt nach seiner Weise;  
„Aber du — hör' meine Worte!“

„Wenn du auf der Eisbahn wandelst,  
„Mußt du wohl bedächtig reisen.  
„Und wenn du mit Kirschen handelst,  
„Mußt du sie nicht selber speisen.“

„Mußt dich in die Höhe recken,  
„Wenn du gelten willst, mein Lieber.  
„Sind zu klein die Gartenhecken,  
„Springt dir jede Gais darüber“.

„Nicht für Reize für den Gaumen —  
„Für den Magen sollst du sorgen.  
„Brich nicht heute schon die Pflaumen,  
„Die erst reifen übermorgen.“

„Strebe nach dem Kern nur wacker,  
„Nicht der Schaale mußt du trauen.  
„Nicht verkauf' den einz'gen Acker,  
„Um die Scheune dir zu bauen.“

„Über's Loch des Hosenbeines  
„Kann das andre Bein man schlagen.  
„Doch ist auch in diesem eines —  
„Ist man freilich zu beklagen. —

Lehre, rief ich schnell besonnen,  
Lehre, Freund, mit Ziel und Maße!  
Siehst du hier den kühlen Bronnen  
An der vielbelebten Straße?

Mancher kommt mit seinem Krüge,  
Sieht den Silbersprudel blinken,  
Dünkt sich klüger als der Kluge —  
Will erst prüfen — dann erst trinken.

Weisheit strömt durch's thät'ge Leben,  
Schnell wird sie der Kluge fassen.  
Doch die Thorheit greift darneben,  
Erntet Spott auf allen Gassen.

Frage: was geziemt dem Dichter?  
Sage: was sich schickt beim Weine:  
Lieb und Lust und Frohgesichter,  
Trockne Splitterrichter keine.

Und so geh' ich hin zur Schenke,  
Geh' zum Liebchen in die Laube,  
Was ich fühle, was ich denke  
Sing ich treu, so wie ich's glaube.

Spiele keck mit Aller Herzen,  
Streu' Gedanken, helle Blitze.  
Treib bei Witz und heitern Scherzen  
Stets die Weisheit auf die Spitze.

Alles staunet rings im Kreise,  
Wie mein Lied sich leicht bewegt,  
Bis der Schlummergott mir leise  
Auf den Mund den Finger leget.

Dichter sind geschwätz'ge Kinder  
Die das Herz im Munde tragen.  
Seid ihr ihre Freunde minder,  
Müßt ihr euch um sie nicht plagen.

Stimmt dennoch mit ein, ihr Brüder!  
Heitre Stunden sind gar flüchtig;  
Lernt vom Sänger muntre Lieder  
Froh zu sein — und frei und tüchtig.

M. R.“

Unleugbar ist, daß die „Hafis“-Reimereien zu manchen Epos-Szenen führten, welche später, in der luxemburgischen Transposition, das großartige Tiergemälde ergaben, vor dem die Karl Becker, Johann Joris, Nikolaus Breisdorff, Schroell-Dynastie und Schriftleiter-Konsorten ihr Unverständnis mehr durch Schweigen als durch Schreiben erkennen ließen. Entgegen all seinen gallenbitter-

bösen Bemerkungen zu manchen Dichterproben war Nikolaus Steffen in diesem doch der bessere Spürer gewesen, da er den „Hafis“-Sprüchen die Erklärung hatte nachfolgen lassen:

„In diesem Gedicht liegt eben so viel Weisheit, heitere Lebensphilosophie, als muntreer Humor. Die Form läßt wenig zu wünschen übrig. Wir erwarten von dem Dichter noch manche dergleichen.

D. R.“

Leider kam das „Erwartete“ Allen unerwartet: „Rénert oder de Fuuss am Frack an a Mansgre'sst“!

Auch Michel Rodanges „Rénert“ war von Adel; er entstammte einem guten alten Schöpfergeschlechte, das vom Südländer Aesop bis zum Nordländer Adolf Glassbrenner in einer ununterbrochenen Folge dieselben köstlichen „mendosas cartas“ um Reinecke, den Fuchs, zu überliefern verstanden hatte.

Weshalb aber weitgreifende Untersuchungen über Herkunftsprobleme erneuern, wenn auch die allerletzten Reineckejäger der Dichtung längst aufgespürt und eingeordnet worden sind? In ihrer Reihe zählt Rodange heute als wirklich Einer unter wahrlich Großen mit. Die altehrwürdige Familie hält auf Tradition und Frohnaturen. So ist auch ganz egal, ob im zehnten Jahrhundert ein Toulser Klosterzögling feiertägig die Menschlichkeiten seiner Klosterbrüder aufdeckt,

ob im sechzehnten ein holländischer Pfarrer in den Reformationsgewittern seine obere Kirchenführung verblitzt und verdonnert,

ob im achtzehnten ein deutscher Goethe bissig und funkelnd die Herrschenden, bis hinauf zum König, verhexamert,

ob im neunzehnten ein Michel Rodange de Rénert no Spéisbech schickt,

und ob im zwanzigsten vielleicht ein Russe seinen Renikoff Litzoff im Sputnik auf Menschensuche aussendet,

es ist stets und überall derselbe Prozeß der Vermenschlichung des Tierischen, der Individualisierung kollektiver

Zeitverstimmungen, die Inkarnation lokaler Wirtzustände und die Fokalisation gewisser Irritationsausstrahlungen:

in einer Atmosphäre von Humor, Ironie und Satire gewinnt der Homo, der sich animalisch ernst nimmt, jene tiefere Bedeutung, an die er glaubt, ohne sie bereits zu repräsentieren;

im Pelze des Schläulings fühlt er sich dem andern geistigen Getier überlegen

und in der dichterischen *reductio ad pristinum* werden seine kleinen und besonderen Absurditäten bloßgelegt, die er zuvor mit allen Mitteln zu verbergen trachtete.

In diesem Schöpferbezirk ist und bleibt Rodange ein Duzbruder Heinrich des Gliehzare, dessen „Reinhart“ er so sprachgnadenvoll ver„rénerte“, daß in der Glückung der literarischen Namenseinbürgerung der wachsende Erfolg des Gesamtwerkes sozusagen mitgegeben war.

Die erste Publikation des Werkes, 1872, fand aber merkwürdigerweise nicht das Echo, das sich der Dichter, trotz seiner Urteilsunsicherheit, erhofft hatte. Die Steffen'sche Verkennung der werk- in- und extrinsischen Werte schien sich in allen sogenannten Intellektuellen der Zeit zu wiederholen, da erst zwanzig Jahre später der turbulente Nikolaus Thoma — wenn nicht der weniger auffallende Paul Clemen — einen fein kommentierten Neuabdruck im „humoristisch-satirischen Wochenblatt“: „De Letzeburger“ (1893 und 1894) durchsetzte. Jedenfalls besaß der zuständige Schriftleiter die rechte Einstellung zur literarischen Leistung und den empfindsamen Sensus für die gerechte Einschätzung der epischen Dichtung. In den einführenden Abschnitten erklärte er nämlich:

„Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung eines Meisterwerkes in luxemburger Mundart, welches schon vor einem Viertel-Jahrhundert das Licht der Welt erblickt hat, nämlich des „Rénert oder: De Fûss am Frack an a Mânsgrést, op en neis fotografhéert fun engem Letzeburger“. Das in unscheinbar graues Gewand gekleidete, ohne alle Reklame in die Welt gesandte Buch hatte zum Verfasser einen ebenso tüchtigen wie bescheidenen Beamten der Prinz-Heinrich-

Gesellschaft, Michel Rodange, den Vater unsers derzeitigen Oberingenieurs. Die bewegte Epoche von 1866 bis 1872, welche für ganz Europa, und besonders für unser kleines Vaterland, so folgenschwer und hochbedeutend wurde, erregte die poetische Ader in dem leichtbeweglichen Gemüte des bis dahin unbekanntenen Dichters, und veranlaßte denselben, ein heiteres und wahrheitsgetreues Spiegelbild seiner Zeit und seiner Zeitgenossen zu unternehmen. Als Vorlage diente ihm das alt-niederländische Thierepos, welches schon dem Altmeister Goethe so ausnehmend gefiel, daß er dasselbe in metrischer Form verdeutschte. Unser begabter Landsmann fand in unsern uralten nationalen Märchen, vom Fisschen und Wöllechen, dazu noch eine Fülle nationalen Stoffes . . .“

War es diese — über zweiundfünfzig Wochen sich hinziehende — Zweitvorstellung, die dem „Rénert“ auch die allergischen Geister Luxemburgs erschloß? Faktum ist, daß gegen Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sich die berufenen Stimmen ad poetam glorificandum mehrten und daß dem Verfasser die schönsten Post-Mortem-Ehren nur so nachgeworfen wurden. Durften vielleicht, in der Geheimüberzeugung des Dichters, das Publikum den Wolf und er selber den Fuchs verkörpern, so trafen auf beide aus dem vierzehnten Gesang die Verse zu:

„De Wollef ass gezeechent,  
den Adel ass mäi Louhn;  
ech sinn am Land den Zweten,  
den E'schte bei dem Throun.“

Von den Vorrechten, die einer solchen Stellung mitgegeben werden, profitierten dann nachträglich „Dem Le'weckerche sei Lidd“ und „Dem Grow Siegfriid sei Gold“. Verdient hätten sie allenfalls einen etwas gedämpfteren Glanzüberguß.

M i c h e l R o d a n g e konnte gelegentlich der gepriesenen Zurückhaltung eines pfeifen und der Meinung eines jeden frechen Andermannes durch die eigene mehr als nahetreten: unter der Schulmeisterfuchtel von N i k o l a u s S t e f f e n hatte er doch etliches gelernt. So tat er 1872 in Wiltz, als er in der Rufmordgeschichte des Lehrers G i n t e r, den der Gemeinderat wegen seiner allzu klobigen Pfaffenfresserei revoziert hatte, mit an den Flüsterpranger gestellt worden war.

In einem offenen Kurzbriefe an das „Luxemburger Wort“ brachte er Geld und Kaltschnäuzigkeit in die lokale Auseinandersetzung hinein:

„Wiltz, den 5. Dezember 1872.

Herr Redakteur!

Ich bitte Sie, folgenden Zeilen einen Platz in ihrem geschätzten Blatte gewähren zu wollen.

Hundert Thaler baar zahle ich demjenigen Freund oder Feind, der beweisen kann, dass ich direct oder indirect, mündlich oder schriftlich, allein oder in Gesellschaft, rathend oder billigend Theil genommen habe an der Redaktion der Artikel, welche in Folge der Ginter'schen Angelegenheit gegen gewisse Herren von hier veröffentlicht wurden.

Ergo, lasst mich, ihr Herren, ungeschoren.

Michel Rodange.“

Scharfe Prüferaugen dürften im „Rénert“ auch für diese Episode eine Vierversenillustration aufspüren.

## FÉLIX THYES (1830-1855)

Als der junge luxemburgische Literat Pierre Klein 1853 in einem Artikel des „Wächter an der Sauer“ und des „Luxemburger Wort“ den damaligen Kulturstand der Heimat festzustellen unternahm, hielt er für die Wissenschaften im allgemeinen fest, „daß Luxemburg auch in geistiger Hinsicht den übrigen Staaten nicht nachsteht und keineswegs dem Bötismus verfallen ist, der ihm von mancher Seite zur Last gelegt wurde“. Eilig fügte er jedoch hinzu, daß auf dem Gebiet der „sogenannten schönen Literatur, der ästhetischen Kunstdarstellung“, die nationale Rechtfertigung noch nicht gegeben sei.

In dem Augenblick, als Klein seine enttäuschte Liebe solcherart bekanntgab, war im Dorfe Lintgen der um fünf Jahre jüngere Félix Thyes dabei, die Behauptung des achtundzwanzigjährigen Professors aus Diekirch durch Schöpfungsthaten zu verneinen: er legte zwei seiner kurz zuvor unternommenen Arbeiten — einen Roman und eine Komödie — unvollendet beiseite, wagte die Bestätigung dessen, was er zuvor in einem „Essai sur la poésie luxembourgeoise“ durch die belgische „Revue trimestrielle“ mehr tonlich als wörtlich versprochen hatte, und entwarf die ersten Gedankenlinien zu dem, was sein Pän, zugleich sein Siegeslied und sein Sterbegesang werden sollte: „Marc Bruno, Portrait d'artiste“.

Das 1855 in Brüssel publizierte, 1869 vom „Vaterland“, dem „Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur“ und, in dessen Nachfolge, von allen zuständigen Schriften als Roman vermeldete Werk, das in einem Prolog, fünfunddreißig Kapitelchen und einem Epilog, auf knapp hundertneunzig Kleinseiten, die Liebes- und Lebensgeschichte eines

einundzwanzigjährigen Künstlers andeutet, hat wohl genügend dramatischen Explosivstoff für weit ausgestreute szenische Unterminierungen, allein die konzentrierte Handlungssubstanz wird permanent durch den übergelagerten Mitfluß einer lyrischen Essenz neutralisiert. Ebenso wenig wird es der Definition einer Novelle gerecht, da die immer unter- oder hintergründig geleitete Aktion nicht ballungsmächtig gerafft, dafür aber stimmungsträchtig durchsättigt wird. Sogar für eine schlichte Erzählung schleppt es viel zu viele Fremdkörper mit, die für das Relief der Grundidee noch nachträglicher als für die Dynamik des Geschehens sind. In jeder Neuäußerung beweisen die artistischen Herzensergießungen, daß Félix Thye s mehr Gefühls- als Willensmensch, mehr Beschreiber als Gestalter war. Seine Handlungsträger lassen ihre Typie eher aus den Worten erraten, als daß sie sich durch eine Folge von Reaktionen in der Abwicklung notwendig drängender, souverän sich aufdrängender und fügungsmäßig fortdrängender Aktionen verrieten.

Was geschieht denn eigentlich in der kurzen, eigenartig romantisierten Geschichte? Nicht mehr, als daß ein armer junger Maler, der an der Brüsseler Universität studieren soll, über das Mittel zweier Bilder aus seiner Hand in den Bann einer kunstverliebten Baroness gerät, die von ihrer Mutter einem älteren Marquis in die Arme geführt werden soll. Intrigen der hartherzigen und adelsstolzen Baronin schalten den Artisten aus und verkuppeln die widerspruchslos sich fügende, wenn auch den Maler liebende Mathilde de Bourgaup an den Marquis de Sorligne. Der überspielte Held Marc Bruno aber sucht, nach einer längeren Zeitzäsur des Krankseins und der Enttäuschung, Erholung und Vergessen in der Heimat.

Natürlich ist die Dichtung mehr, als diese Rückführung auf den simpelsten Aussagenenner erkennen lassen möchte. Sie enthüllt nämlich die seelische Beschaffenheit des Erzählers in ihren obersten Hoffnungs- wie in ihren tiefsten Leidenswinkeln. Nur ist die Aktfolge im Entschleierungsprozesse von einer ganz besonderen Art, die besten Falles ausschöpfbar wird aus der genauen Kenntnis aller Thye s' schen Lebensstadien. Ihr providentieller Aufzeichner heißt Eugène van Bemmel, war Literaturprofessor in Brüssel, Lehrer, Freund



und Korrespondent des Lintgener Dichters und sorgte nicht nur für die Erhaltung sämtlicher Briefe, die aus dem Großherzogtum ihm zugegangen waren, sondern auch für die posthume Veröffentlichung des „Marc Bruno, Portrait d'artiste“.

Zur Künstlerschaft berufen war der Akzisenbeamtensohn aus dem Alzettetal wirklich, da ihn die Lebensumstände zum Naturbeobachter und zum Analytiker des eigenen Selbst gemacht hatten. Häufige Krankheiten, mit den nachfolgenden Rekonvaleszenztagen, erzeugten in ihm Zustände geistiger und körperlicher Wachheit für alle möglichen Regungen zwischen Fühlen und Denken, Ahnen und Wissen. Das mußte ihn frühzeitig zu überraschenden Erkenntnissen bringen.

In einem ersten Briefe an Professor v a n B e m m e l bekannte er einen Teil seiner Kunstauffassung:

„Je pense que l'art existe en nous, comme faculté, comme sens supérieur, intime et exquis, qu'il existe comme tel chez tout homme, à l'état de germe plus ou moins avancé, susceptible de développement ou d'atrophie, mais ne s'anéantissant complètement qu'avec le sentiment et l'intelligence“.

Das Lesen-in-sich-selber durfte ihm wohl manche Satisfaktionen verschaffen, allein es befriedigte ihn nur in jenen Stimmungsstunden, wo er bewußt und willentlich mit sich allein war, um seine physischen wie seine psychischen Leiden vor der breiteren Öffentlichkeit zu verbergen. Freilich gab es auch die andern des Verlangens, der Flucht aus sich selber und des Hinstrebens zum Nächsten. Kontakt suchte er dann über den allernächsten Weg der Lektüre und den ferneren der Korrespondenz. Was er las und wie er Fremddäuerungen in Eigengut verwandelte, erklärte er einmal so:

„J'ai là, sur ma table, deux livres que je lis et relis lentement et à mon aise, et que j'éprouve un plaisir infini à étudier et à comprendre: c'est Béranger et une toute ancienne édition de l'„Imitation de Jésus-Christ“ . . . Connaissez-vous quelque chose de comparable à „Ma Vocation“:

'Jeté sur cette boule,

Laid, chétif et souffrant . . .'

Il (le livre de l'„Imitation“) est écrit avec des larmes; on dirait que l'homme qui l'a écrit, après avoir connu toutes les souffrances humaines, est arrivé au bord de la tombe et que là, placé comme sur une limite, il regarde en-deça et au-delà. D'un côté il voit l'océan de misères et de vanités que l'humanité doit traverser; de l'autre il entrevoit comme le rayonnement de la magnificence du Seigneur, et l'éclat pur et radieux de la beauté et de la vérité éternelle . . .“

Die geistige Verbindung, welche er über Briefbögen zum älteren Freunde in Brüssel herstellte, erschien ihm auf die Dauer als etwas Mysteriöses in der Art und Weise, wie sie, durch Fügung sozusagen, seine eigene Erschließung und seine persönliche Ausweitung zu bewirken wußte:

„Je ne sais si, au milieu de votre vie très remplie sans doute, vous ressentez le même plaisir que moi de la correspondance que nous commençons. Quant à moi, j'éprouve à vous lire un charme vaguement mystérieux, tout imprégné d'une saveur exquise et inconnue. Il me semble aussi qu'il y a, dans la manière dont notre amitié commence, quelque chose de providentiel . . .“

War das, was die Gemeinsamkeit der Empfindungen und der Gedanken schuf, nicht Zuneigung, die er zu definieren unternahm?

„Amour: j'entends par là toute affection quelconque, terrestre ou non, mais pure et élevée! Il n'y pas deux sortes d'amour: l'amour est un comme la vérité, comme Dieu; il n'y a que l'amour mélangé à différents degrés d'égoïsme et de matière . . . et puis j'aime ce livre, parce que j'aime le Christ . . . Sans avoir la foi . . .“

Zum Volke fand er nie den rechten Weg. Was war ihm eigentlich das Volk?:

„C'est le sentiment sans l'intelligence comme le non-peuple est l'intelligence sans le sentiment“.

Seine Sehnsucht ging nach einer Idealgemeinschaft in einem rationalen Christentum, das auf jeden Kultus verzichtete. Erreichen ließ sich dies und jenes nur durch eine Revolution, welche rational und christlich, ohne Gewalttätigkeiten und ohne Blutflecken wäre:

„Je ne conçois pas la révolution rationnelle et chrétienne accompagnée de violence et tachée de sang. Ni 93, ni 1830, ni 1848 ne sont la révolution; elles n'en sont que des manifestations nécessaires, mais regrettables. Je sais bien que lorsqu'un obstacle matériel entrave la civilisation, cet obstacle doit disparaître à tout prix, par l'intervention des forces aveugles de la société. C'est ainsi que s'expliquent et s'excusent ces grands égorgements. Mais ce qui prouve que cette intervention ne constitue pas la révolution, c'est qu'elle n'a jamais produit le résultat qui doit couronner la véritable révolution chrétienne. Je ne partage pas l'opinion de ceux qui croient que la réalisation de ce monde nouveau est prochain. Je pense qu'une organisation sociale, basée sur les principes rationnels de la liberté, de l'égalité, de la fraternité, est possible, nécessaire, inévitable, mais je crois que nous en sommes bien loin, et je doute qu'elle se fasse en Europe. Notre société actuelle, loin de s'en rapprocher, est pire que l'antiquité, pire que le moyen âge . . .“

So sah auch er, der junge Mann von 1853, die Entwicklung der Dinge in einer abendländischen Perspektive. Allein er schaute sie licht vor einem düsteren Hintergrunde:

„Notre siècle est grand, mais remarquez que cette grandeur provient surtout du travail de l'intelligence. Ce qui lui manque, ce n'est pas la puissance du génie, c'est la charité évangélique, c'est la foi. L'Europe est vieille et ridée; elle est envahie par la corruption, travaillée par l'égoïsme et le doute, mais l'aspect, en elle, est sain et tout-puissant . . .“

Derartige Betrachtungen schlossen regelmäßig mit einer Rückflucht in das angsterfüllte Ich ab:

„Souvent, quand je vois autour de moi tant d'indifférence pour ce qui est grand et beau, d'égoïsme vénal qui s'étale ou se cache, de bassesses et de genuflexions devant l'or et la puissance, des dégoûts me viennent soudain. Lorsque je vois tant d'hommes chez qui cela sonne creux à l'endroit du coeur, chez qui toute la vie pivote sur l'intérêt propre, une peur me prend: il me semble que je vis dans un pays de morts et que toutes ces froides figures sont des cadavres mus par l'intérêt personnel, ce vieux ressort rouillé, et où l'égoïsme a entièrement rongé le coeur et pris sa place. Je crois que beaucoup

d'hommes meurent deux fois: la première fois quand ils perdent la pureté, l'amour, la foi, les illusions généreuses, l'enthousiasme des choses belles et vraies; la seconde fois quand le corps tombe en ruine comme une vieille baraque inhabitée et hantée par les esprits qui s'écroule sous un coup de vent . . .“

An ihm geschah das schöpferische Wunder, als an diesen Erwägungen über Tod und Dekadenz sein Traum von der Schönheit in der Reinheit wiedergeboren wurde. Reine Schönheit als Gnade vom Herrn der Schöpfung ihm besonders zugeeignet? Nein, sie enthüllte sich ihm als eine stete Tätigkeit in der Bemühung um die purste Erfüllung seines Menschentums durch die allstündliche Überwindung seiner schlechten Neigungen: leicht stellte sie sich abends vor als eine vollendete Tat; am nachfolgenden Morgen forderte sie jedoch die weitere Betätigung seiner besten Qualitäten, — sofern es seinem Willen nicht weniger als dem des Teufels gefiel. So wurde ihm die Kunst zu einer Heiligung der Natur in der nach- und mitschöpferischen Darstellung seiner intimsten Erlebnisse.

In dieser Konzeption lebt und aus dieser Auffassung versteht sich „Marc Bruno“, nicht als hinreißende Kreation, sondern als Geständnis eines idealgesinnten, nein, eines Ideal gewordenen Künstlers. Das Werk ist nämlich „statement without creation“; diese vom Engländer D. H. Lawrence geprägte Formel trifft hier die Form im Zentrum ihrer Schwäche.

Der Autor unternahm das Wagnis, seine eigene Existenz in Spiegelschau zu präsentieren. Aufscheinen sollte Marc Bruno als das Thye's'sche Alter Ego: im Verlauf des Ich-Berichtes wird dieser von jenem namentlich, als Freund und als Berater, angesprochen. Wie aber wollte sich der eine im andern entdecken lassen? So wie er war? So wie zu sein er glaubte? Oder so wie er zu sein begehrte? Das Unternehmen mußte den Betrachter hell-sichtig und den Kenner dann vor allem hellhörig machen, wenn er Antwort auf die Frage erwartete, ob der Erzähler von den präsumierten Vorlebenstat-sachen alles gesagt und nichts Wesentliches unterschlagen hatte. Es tat not, zu wissen, daß Félix Thye's, als Kind von einer Dienerin nachlässig behütet, einer gefährlichen

Kälte ausgesetzt und krank geworden, die Lähmung eines Kurzbeines mit ins Jugendalter hatte hinüberschleppen müssen: sein Sprung ins „freie“ Leben war ein Krückenhupf gewesen.

Empfand er diesen körperlichen Defekt als Schwäche oder Fehlung, so konnte das nicht unvermerkt dahingehen. Hatte das leibliche Gebrechen eine besondere Haltung des Geistes hervorgerufen, etwa so, daß der Träger sich zwar als ein extraordinäres, aber doch nicht als ein vollwertiges Wesen fühlte, weil dessen Harmonie zwischen Geist und Fleisch verletzt worden war, so schien, im Wechsel seiner Stimmungen vom Schmerz zur Schwermut, Stoff in Fülle zur Aufzeichnung eines Kampfes gegeben worden zu sein, der aus den immerwährenden Versuchen zur Überwindung eines Minderwertigkeitskomplexes hatte herauswachsen müssen. Denn die äußere Benachteiligung führte zu seelischen Verstimmungen und prägte unzweifelhaft die innere Struktur. Wie aber liefen dann im Spiegelmenschen die Wechselwirkungen zwischen Geistigkeit und Körperhaftigkeit? Zwang sich der Dichter nicht nur dazu, seine Qual zu Qualitäten auszuweiten, sondern auch, aus einem unbändigen Bedürfnis zur Wohlgeformtheit heraus, das natürlich-leibliche Attraktivum des Normalmannes zu desakzentuieren, um es ganz auf Geist und Seele versetzt zu glauben? Wollte er nicht dem Häßlichen von außen — denn Félix Thye s war unschön von Gestalt und schwächlichen Aussehens — mit einem sublimierten Innen replizieren, die stoffliche Unförmlichkeit hinter oder über einem Idealbilde vergeßbar machen und, wenn möglich, dem biologischen Siechtum eine eigene Spiritualunsterblichkeit entgegenstellen?

Nun, in den menschlichen Existenzkategorien des Ästhetischen, des Ethischen und des Religiösen ließ der Dichter alle Edel- mit sämtlichen Adelswünschen beinahe zur Erfüllung kommen. Da seine Begabung mehr als erstaunlich war, durfte sie denkerisch, kordial und sprachlich dem körperlichen Mangel einen solchen Ausgleich in der Verinnerlichung schaffen, daß die Verherrlichung des Marc Bruno sich auf mehreren Seinstufen maximal zu äußern vermochte. Seine fieberhafte Bemühung um die bestmögliche Vergeistigung des Ideal-künstlers entsprang ausdrücklich — und das heißt: im Aus-

druck erkennbar — dem Triebe, allen Unfertigkeiten und Unvollkommenheiten seines eigenen Daseins absolute Kontraria in der Spiegelung zu erstellen. Indem er ängstlich die Schilderung seines physischen Handicaps vermied, geriet er in einen dimensionlosen Raum hinein, wo seine metaphysischen Intuitionen alles, was Form und Faßlichkeit hätte behalten müssen, in einem Splendor plenae pulchritudinis, irgendwie und irgendwo, doch immerfort vergebens, inkarniert zu sehen begehrten. Das unmögliche Oxymoron von der herrlichen Häßlichkeit, von der scheußlichen Schönheit, von der krankhaften Sanitas oder vom gesunden Morbus erwartete der Dichter im Marc Bruno ermöglicht zu schauen, so wie er in dessen Liebespartnerin, Mathilde de Bourgaup, den Dante'schen „primo amore“ als beglückendes und entrückendes Ereignis auf dem Wege zur Weisheit, welche aus der reinen Liebe kommt, mit- oder nachzuerleben gedachte.

Jeder Mensch, der, mitbrüderlich das Wort vernehmend, im geschaffenen Werke nicht das Urbild übersah, sollte von der geistigen Ausstrahlung so geblendet werden, daß er dem Körperlichen kaum noch Beachtung schenken würde. Zwar müßte der Leser Anteil haben an den Leiden des erdichteten Geschöpfes, doch wäre ihm jedes Mitleid-Empfinden mit dem verunstalteten Schöpfer untersagt: das war die künstlerische Reaktion des Mißgeformten vor dem, was die kalte, nüchtern und total gesehene Selbstbespiegelung ihm natürlicherweise sichtbar machte.

Marc Bruno aber wünschte, die stille Größe seiner Anima in Fleisch und Wort zu verlebendigen. Ein kurioser Prolog: „Les communiant“ läßt dieselbe für einen Augenblick aufblitzen: die kleine Marie Duval fällt in der Kirche ohnmächtig nieder; Marc Bruno drängt sich vor, um die Stürzende zu halten, und verliert dann selber das Bewußtsein. Die im Geheimnis miteinander verbundenen Kinder erleiden das gleiche Schicksal. Bruno fühlt sich unwohl, wenn seiner Freundin schlecht wird: hier erweist sich die *communio*, über jeden kirchlichen Sinn hinaus, als raum- und hemmnisüberwindende Verbundenheit seelischer Art, durch welche zwei unschuldvolle Wesen telepathisch miteinander verkehren.

Eine spontane Abweisung oder ein unterbewußter Versuch zur Überwindung seiner Kränkelei offenbart sich in der

Berufswahl des Studenten Marc Bruno. Wiewohl ihn alle Süchte zur Kunst zu treiben schienen, möchte er dennoch, aus einer instinktiven Gegnerschaft zu allem, was ihn vor der Welt vermindert, sich der Medizin verschreiben.

„Il était artiste, il avait cet élément créateur qui est le principe d'initiation de l'esprit humain; il avait la volonté inflexible, absolue, persistante; mais, forte dans les choses capitales, elle était molle, capricieuse dans les détails et soumise aux errements de la phantasie“.

Obwohl er weiß, daß er häßlich aussieht, betrachtet er sich, in seinem Streben nach der stärkst- und schönstmöglichen Liebe, ja, in seinem Werben um die höchste Gunst der Baroness Mathilde, als prächtig, gesund und geistesmächtig; denn er ist sich, bis zur Überheblichkeit, der Sonderprivilegien seiner Künstlerschaft bewußt.

„Il n'était pas beau. Sa tête portait les sombres sillons de la pensée et de la souffrance. L'enthousiasme déçu avait assombri son front et buriné autour de ses lèvres sceptiques un triste sourire. Sa taille était haute, mais débile . . .

C'était un caractère étrange. Parfois il semblait s'affaïsser sur lui-même, au moral comme au physique. Sous l'influence de ce spleen, une sorte de morne bien-être s'emparait de lui. Sa sensibilité devenue léthargique accueillait, avec une égale indifférence, la douleur et la joie. Rien d'extérieur ne régnait plus sur ses facultés qui semblaient engourdis. Cette apathie profonde n'était pas un vice originel; c'était la fatigue et le découragement qui suivent les longues et vaines espérances . . .

Mais la puissance est en moi . . . Fixez-moi un but!“ . . .

Nur so gelingt ihm, die Armut in der Armseligkeit seines niederen Standes zu vergessen und seinen Durchbruch in die Adelsphäre weniger mit den Mitteln der Berufung als durch ein freches, beinahe tollkühnes Draufgängertum im Angesicht des Nebenbuhlers zu wagen.

„Il y a des hommes qui, dédaignant le passé, vont droit à l'avenir qu'ils interrogent d'un regard hardi. Marc avait leur coup d'oeil exercé, mais il se complaisait aux souvenirs de son enfance. Son âme un peu cachée, un peu pudique, un peu

renfermée, se dilatait dans les douceurs de l'amitié... Il n'avait pas oublié Marie...

Voilà ce qu'était Marc: une nature forte et déjetée, magnifique, mais souffrante, qui s'étiolait dans un milieu malsain; une créature inhabile à s'installer commodément dans le moule social... séduite par les dangereux attraits de l'idéal...

In dem Augenblick, da er sich, seinen Ursprung, seine Studien — nach einer plötzlichen Umstellung auf die Rechtswissenschaften — und die Ungesicherheit seiner Zukunft vergißt, sinkt irgendwo in Belgien Marie, die Verkörperung seiner Anima, in die Abgründe eines haltlos gewordenen Lebens ab.

Zugleich fängt Marc Bruno, immer aus der tieferen, wenn auch überdeckten Stimmung seines Innern heraus, ein unheimliches Spiel mit dem Tode an: seine Bilder stellen Krankheit und Verscheiden dar; ein toter Vogel droht die aufblühende Frauenliebe welk zu machen; der Vater der Geliebten verfällt einem gefährlichen Herzübel, das zu späteren Erpressungen verleitet; Marc selber erstickt in sich den Lockruf eines „Messie social“; und Mathilde, die vorerst opferfreudige und Heldischkeit vermittelnde Gönnerin, empfindet Furcht vor dem Kampfe, läßt ihre Auslieferung an den Marquis de Sorligne zu und weiß, daß ihre Zuneigung zum Künstler sich ausbluten wird im Rufe:

„Je suis une lâche“.

Wohl rebelliert die unschöpferisch gewordene Seele Marcs gegen die Fakten, „joue de l'évidence“, allein sie tobt „sous l'étreinte de la fatalité“. Die Auseinandersetzung mit den stärkeren Mächten ist nichts anderes als „une agonie pleine de volupté où le rôle s'élève jusqu'à l'hymne et où le chant s'éteint dans les sanglots“.

Bei der Nachricht von Mathildens Abreise nach Rom, wo sie den Marquis, „chétif de santé et de taille“, erhören wird, erlebt der Künstler wieder einen seiner Ohnmachtsanfälle, verletzt sich beim Hinstürzen am Kopfe und erleidet drei Wochen lang absonderliche Fieberdelirien, in denen Marie Duval, die Reine, wieder Auferstehung feiert. Mit ihr bringt, nach der Rekonvaleszenz, ein Zufall ihn zusammen: entsetzt



muß er merken, daß seine Anima zur Dirne geworden ist. Dennoch verfällt er ihren Reizen, empfindet sein Vergehen dann als eine Art Inzest und flüchtet, um den eigenen Anklagen zu entgehen, in die luxemburgische Geborgenheit zurück.

Auf den ererbten Gütern des verstorbenen Onkels trifft er, lange Zeit danach, mit dem Freunde Félix Thyès zusammen: abgestillt, von allen Träumen frei und dennoch einem kommenden, so scheint es, fernhörig.

Während sie gemeinsam durch die Landschaft wandern, erlauschen sie schweigend das leis ertönende Lied einer andern Marie oder einer andern Mathilde.

„Ecoute! C'est Marietta“, sagt Marc Bruno.

„C'est l'espérance“, erwidert Félix Thyès.

Allein es ist wie der Herhauch einer Vorahnung; es klingt wie die Ankündigung der Todesbotin. —

Félix Thyès verging mit dem letzten Worte, welches Marc Brunos Geschichte fertig spann, — im Blütemonat 1855. Er zählte fünfundzwanzig Jahre. Sein Traum vom Tode hatte nicht getrogen.

So endete in Tragik, was idyllisch hatte verklingen sollen: der „Roman“ eines Künstlers, dem das Klima des Allerweltlichen so wenig behagte, daß er die Realität — und damit sich selber — durch Blutabgaben an das Irreale anämisierte, moralische und affektive Haltungen an menschlichen Haltlosigkeit erprobte, Existentielles an Wesenlosem zu vergleichen wagte und ein liches Ideal in Opposition stellte zu dem, was wirklich war, was brannte und was ihn schließlich verbrannte. In der Imagination, in der bis zur Imago entstofflichten Persönlichkeit hatte sein Leid, ob physisch oder metaphysisch, so verdämmernde Fernendimensionen angenommen, daß es am Ende fast unfühlerbar geworden war. Und die Artistentaten waren so hochklingend hingesagt worden, daß sie beinahe aufhörten, Glauben zu finden.

Merkwürdigerweise zeichnete Félix Thyès sich vor den dichtenden Lands- und Zeitgenossen dadurch aus, daß er einer einzigen Sprache die optimale Erfassung in der Formung seiner Gedanken- und Empfindungswelt zutraute: der franzö-

sischen. Wohl hatte er nicht erfolgreich, wie die Brüder Lenz und Gloden, wie Louis Marchand, wie Viktor Klein, wie Franz Pergameni, wie Sempronius, wie Johann Engling oder wie Anton Meyer, die Stammer'sche „Dichterschule“ im Athénäum durchlaufen — gleich jenem Peter Klein, dem Heinrich Stammer ebenfalls die Lorbeeren versagt hatte —, allein die Sprach- und Dichterschulung eines Yves-Hippolyte Barreau war der Stammer'schen in keiner Weise unterlegen gewesen, auch wenn sie weniger spektakulär geführt worden war. Denn Félix Thyès hatte sich unleugbar die Kraftgaben des Dichters erworben, der von seiner Sprache, die er zu beherrschen glaubte, so vollständig überherrscht wurde, daß er immerzu als Bewunderer vor dem Geheimnis stand, das alles, was er schrieb und dachte, aus einer mitdenkenden und mitdiktierenden Sprache in das rechte, in das schöne, in das fülligste Wort hineinzuholen schien:

„Comme c'est beau les rosiers emperlés de rosée qui s'épanouissent au soleil levant! Comme c'est doux une vallée étroite et paisible qui s'embrume légèrement, au soir, quand la fumée s'échappe en blanches colonnes de toutes les cheminées du village. Les haies colorantes des sentiers, les prés fleuris, les fleurs des champs et des bois livrent à la brise leurs mille parfums qui s'harmonisent avec les voix intimes de la nature. Ces petites voix viennent on ne sait d'où, de la forêt, du ciel, de l'arbre, de l'herbe, du ruisseau lointain, et s'en vont droit au coeur comme l'écho affaibli d'une chanson d'enfance . . .“

Gehalt und Rhythmus, Klangespür und Sinn für Satzarchitektonik lassen schon erkennen, was von diesem jungverschiedenen Literaten licht und lebendig bleiben wird: die Klarheit des frühreifen Geistes, die Zartheit des Gemütes und die Durchsichtigkeit eines Ausdrucksmittels, das zum Verbalinstrumente ausgebaut worden war, auf dem sein Schöpfer nahezu vollendet die Verheißungen eines genialen Menschen hatte anklingen lassen!

Im Widerspruch zu dieser Einstellung offenbarte sich der Dichter des „Marc Bruno“ als ein außerordentlicher Bewunderer des Luxemburgischen und dessen Schrifttums. Sein

„Essai sur la poésie luxembourgeoise“, 1854 aus der Brüsseler „Revue trimestrielle“ separat gedruckt, ist in doppelter Hinsicht ein Bekenntnis, das sich der bestmöglichen Ausdrucksformen bedient, um den Konfiteuten als echten Poeten und zugleich als unechten Luxemburger zu bestätigen. Klang und Sinn der Wörter vereinigten sich hier zu einem fesselnden Preislied auf die Heimatsprache dessen, der sie nie gebrauchte und doch für sie und ihre Deutung sämtliche Epitheta des Französischen einzusetzen wußte.

Der Titel des zweiundsiebzigseitigen Werkchens verspricht mehr, als im „Versuch“ gehalten wird, und unterschlägt Va-leurs, die für jene Zeit und in dieser Gestaltung einfach erstaunlich waren. Von den Landespoeten werden entweder kurz gestreift oder langatmig vorgeführt: De blannen Theis, Jacques Diedenhoven, Gangler, Joseph Hilger, Gloden, Anton Meyer, Edmond de la Fontaine und Michel Lentz. Beiläufig wird ein P. K. mit einer Geschichte des Kolleges von Luxemburg erwähnt, den Kenner als K. J. Philippe Knaff, Verfasser der gereimten „Geschicht vum letzeburger Collee“, agnoszieren. Wenn auch Gangler und Gloden ohne Vornamen präsentiert werden, so ergibt sich doch, daß der hauptstädtische Polizeikommissar J. Fr. Gangler mit seinen „Koirblumen“ (bei Thyès „Fleurs des blés“ heißen) und Heinrich Gloden, Anton Meyers Mitarbeiter bei den grammatikalischen Angaben zu den „Luxemburgischen Gedichten und Fabeln“, gemeint waren. Den unbekanntem Joseph Hilger enthüllte Thyès selber als jungen, leider viel zu früh gefallenen Soldaten.

Der Essayist wagte den Versuch, durch einige übersetzte Auszüge das lyrische Schaffen seiner Wahlautoren zu illustrieren, ohne die Proben mit den Urtexten konfrontieren zu lassen. Dabei entzogen seine Übertragungen den Originalpoesien genau das, was er zuvor als ihren Charme und ihre Besonderheit betont hatte. Zudem überhob er sich im Lobestone so, daß er — vor allem durch das Objektiv seiner Translationen betrachtet — kaum noch glaubhaft erscheinen konnte. Bei Edmond de la Fontaine — „Dicks“ war ihm noch nicht erschienen — erwähnte er das „Vulleparlement“; von J. Fr. Gangler und Anton Meyer wählte er wohl die

unscheinbarsten Schnoprungen aus, bedachte dafür aber die blannen Theis mit dem „Lidchen vun der Gefoidesch“ („Zu Arel op der Knippchen“, in der Thye'schen Version: „Il y avait deux commères Qui voulurent être gaises: „Buvons une chopinette, Buvons autant que nous avons soif!“)

Als besonders charakteristisch erschienen ihm die einheimischen Gebräuche des „Kennerches Mart“, der Echterbacher Springprozession, des „Buurgbrennens“, das er „Bourgaup“ nannte (daher der Name des Barons de Bourgaup im „Marc Bruno“) und der „Uucht-Saeggerchen“. Für manche Angaben über Sitten und Traditionen berief er sich auf den Chevalier L'Evêque de la Basse-Moûturie, dem er in allem blindlings zu folgen schien.

Hingegen war er in seinen eigenen Reminiszenzen weniger Geschichtskenner als Geschichtenmacher. So stellte er, beispielsweise, die Stiff-Hassenpflug'sche Epoche auf seine Weise dar:

„En disant que le peuple luxembourgeois ne fait pas de révolution, nous nous sommes trompés, car il en accomplit une dans une circonstance mémorable: ce fut la „Grombieren-Revolution“ (révolution des pommes de terre). Voici comment: on se rappelle d'avoir lu dans les journaux, la chose date d'hier, qu'un ministre hessois fut bâtonné d'importance, en pleine place publique, sous les yeux d'une population émerveillée d'un aussi rare spectacle. L'exécuteur était le propre gendre du prince électeur, et l'exécuté était M. Hassenpflug. Or, en 1838 ou 1839, le même Hassenpflug, aujourd'hui ministre hessois, était gouverneur du grand-duché de Luxembourg. Il était exactement en politique ce que fut plus tard en religion l'évêque qui se fit expulser du pays, et subit exactement le même sort que ce dernier. Il soumit le Luxembourg à une sorte d'état de siège: plus de presse, plus de droits, plus de liberté commerciale. Nous ne nous sommes jamais rendu un compte bien exact de ce système ni du but que poursuivait M. Hassenpflug. D'ailleurs, cela importe peu, car nous ne faisons ni de l'histoire ni de politique; le fait est que le gouvernement réussit à affamer le pays. L'Hôtel du gouvernement fut assiégé par une populace rugissant de rage

et de faim et à la vengeance de laquelle le gouverneur jugea prudent de se soustraire par une fuite nocturne. Quand on apprit ce départ, il y eut chansons, illuminations et feux de joie. Parmi les poésies qui ont rapport à cet événement, nous trouvons les suivantes: la Banqueroute de Hassenpflug, la Vente des meubles de Hassenpflug, Hassenpflug à Diekirch, la Révolution des pommes de terre. Leur mérite littéraire n'est pas très grand, mais elles ont ce caractère goguenard et incisif qu'on retrouve généralement dans la satire du peuple“.

Wieviel Übertreibung und historisch-politische Unkenntnis liegt in den Behauptungen des jungen Mannes, der weder Geschichte noch Politik hatte betreiben wollen und es dennoch tat! Die meisten der erwähnten Mißstände fielen in Hassenpflugs Vorzeiten und mußten dem Könige im Haag angelastet werden; die sogenannte Kartoffelrevolution war nichts anderes als eine — übrigens wiederholte — Protestaktion der Marktkäuferinnen gegen die massive Verteuerung und spekulierende Verknappung des Getreides, wofür sie zu Recht einige Aufkäufer als Großschieber verantwortlich gemacht hatten. H a s s e n p f l u g war gewillt gewesen, Maßnahmen gegen die Ausfuhr lebenswichtiger Nahrungsmittel zu ergreifen. Wider den Willen im Haag hatte er sich nicht durchzusetzen vermocht.

Obschon Félix Thyes angab, die Anti-Hassenpflug-Lieder hätten ihm als Manuskriptsammlung vorgelegen, sind sie heute unauffindbar; es sei denn, persiflierende Reimereien wie die nachfolgenden seien visiert worden:

„Hassenpflug und Stift  
Haben's Land vergift“.  
„Wir wollen ihn nicht haben,  
Den Herrn von Hass und Fluch!  
Scheinheiliger Gespiele  
Im frommen Höflingstross  
Der Stolberg,, Gerlach, Thile,  
Der Radowitz und Voss“.\*

---

\* Marcel Noppeney gibt im zweiten Band seiner Serie: „... à Luxembourg, autrefois ... 1704-1860“ eine abweichende, aber vollständigere Version in dieser Form:

Genau so unzutreffend sind die Angaben über B i s c h o f  
L a u r e n t und dessen Ausweisung: hier ward der Richter  
zum Simplifikator, der seine Abneigung gegen die Kirche  
und deren Diener nicht zu bemänteln versuchte. Sogar gegen  
die Echternacher Springprozession verriet er seine Konträr-  
haltung in den Worten:

„Il y a dans ce spectacle quelque chose de grotesque et  
de triste qui fait venir les larmes aux yeux. Pauvre humanité!“

Doch weder die Schwächen in den Werkbewertungen  
noch die Intoleranzanwandlungen gegenüber der Kirche sind  
imstand, den guten Eindruck auszulöschen, den der Tonus  
der Darstellung, sowohl im energischen Behaupten wie im  
verbalen Dynamismus, dem heimatlichen Historiker, Alter-  
tumskundler und Idiomatiker aufdrängt. Keiner vor ihm hatte  
in weniger Sätzen mehr Sprachessenz und in scheinbar prosa-  
ischen Aussagen mehr Wohllaut und Gesang als er vergeben:  
diese contradictio in terminis war, sozusagen spielend, durch  
die Sondergabe aufgehoben worden, welche das gesegnete  
Verbum zugleich Fleisch und Geist, Gedankenkühle und Lie-  
beswärme, Melodie und Überton zu werden erlaubt. Besseres

„Wir wollen ihn nicht haben  
Den Hessen Hasenpfluch  
Das Heer der gierigen Raben  
Zum Adlerhorst ihn trug.  
Scheinheiliger Gespiele  
Im frommen Knechtlingstross  
Der Rochow, Stollberg, Thiele,  
Des Radowitz und Voss  
Den stets die Zwingherrn rufen  
Den stets das Volk verschmäht

. . . . .  
. . . . .

So lang statt andrer Wehre  
Ein Lied ist unser Schild,  
Gefühl für Recht und Ehre  
Uns für Verfassung gilt,  
Geschichte wird geschrieben  
Mit unentweihter Kraft

. . . . .  
. . . . .

So wollen wir nicht haben  
Den Herrn von Hass und Fluch  
Den Holland, Hessen, Schwaben  
Gebannt durch heiligen Fluch.“

hat seither in Luxemburg nicht besseren Ausdruck zu finden vermocht.

Ein Nachdruck der bestgelungenen Passagen dürfte, nach hundertfünfundzwanzig Jahren, noch die heutigen Literaturadepten und Poesieverehrer zur öffentlichen Bekundung ihrer Bewunderung verleiten. Gleich die Einleitungssätze verstehen stärker zu fesseln, als die Beschreibungen aller *Thyess'schen* Nachfolger es je vermocht haben.

„La population du Grand-Duché de Luxembourg possède encore de nos jours quelque chose de primitif qui lui donne un cachet singulièrement original. Au milieu des civilisations si diverses qui l'entourent, elle a conservé une langue, des moeurs, une nationalité propres. Deux causes ont surtout contribué à la préserver, jusqu'à un certain point, des influences étrangères: la configuration de son sol protégé, de toutes parts, par des montagnes, des forêts et de larges rivières, et le caractère du peuple même auquel la race saxonne a transmis cette vitalité indomptable qui survit encore à dix siècles de domination tour à tour franque, austro-espagnole, austro-allemande, française et néerlandaise.

Il y a toujours une frappante ressemblance de physionomie entre un peuple et la contrée qu'il habite. La nature extérieure réagit sur l'homme, et celui-ci, à son tour, par les transformations successives qu'il lui fait subir, lui communique l'empreinte particulière de son esprit. Peut-être n'y a-t-il pas une contrée au monde qui, sur une égale étendue de terrain, présente des aspects aussi pittoresquement variés que le Grand-Duché de Luxembourg, peut-être n'y a-t-il point de peuple aussi intéressant et aussi original sous tant de rapports à la fois que le peuple luxembourgeois. Les sites alpestres des Ardennes et son âpre climat, ses montagnes neigeuses et glacées pendant une grande partie de l'année, son pâle et brumeux soleil, ses landes de genêts aux horizons silencieux et désolés où l'on ne trouve de loin en loin qu'une hutte blottie dans une ravine, une croix au bord du chemin, un oiseau sur une branche rabougrie, offrent un merveilleux contraste avec les bords enchanteurs de l'Alzette, de la Sûre et de la Moselle. Au lieu de cette rude nature, ce sont ici des paysages frais et riants, gracieusement encadrés par les molles déclivités des coteaux; une population heureuse, qu'échauffe

le vin de ses collines, que berce le souffle des brises parfumées et le murmure caressant de ses rivières aux replis onduleux, y chante gaiement ses plaisirs et son travail. Rome et la féodalité, le paganisme et le monde chrétien du moyen âge ont parsemé ce pays de leurs vestiges, et c'est une chose curieuse, une chose d'un haut enseignement que ce mélange des ossements dispersés de ces différentes sociétés. Ce sont partout des camps romains, des voies romaines, des monuments rongés par la rouille du temps, des donjons à demi-écroulés perchés sur le sommet d'un roc comme le squelette géant d'un oiseau de proie, des églises gothiques ou romanes, des monastères ruinés, éparpillés sur les monts et dans les plaines, se dressant ici sur la cime des roches abruptes et chenues, dormant là dans des forêts ombreuses et sonores, tantôt s'enfouissant derrière les halliers et les bouquets de verdure, tantôt se penchant pour se mirer curieusement sur le bord des ruisseaux et des étangs. De jolis villages, aux toits mousseux, aux campaniles rustiques s'échelonnent sur le versant des collines, s'étalent paresseusement au fond des vertes et riantes vallées qu'arrosent des capricieux ruisseaux et le fleuve que chanta Ausone, animent et égayent cette nature d'un autre âge. Puis ce sont de charmantes villas, des moulins solitaires avec la chute d'eau, la haie et les grands peupliers, des sentiers fleuris, des vallées parfumées de fleurs, des sites gracieux et toujours inattendus; c'est à chaque pas quelque chose de nouveau et d'intéressant qu'on admire et qui fait rêver. Ces profondes forêts druidiques, ces vieux manoirs ruinés, ces bruyères gigantesques, ces groupes de joyeuses chaumières et d'élégantes maisonnettes présentent à l'imagination un tableau étincelant de grandeur et de poésie. Et, quand on réfléchit que toutes ces richesses de l'art, que toutes ces merveilles de la nature occupent à peine une étendue de terrain de cent lieues carrées; quand on songe que ce peuple de vigneron et de pêcheurs, de laboureurs et de bergers, d'artisans et de bourgeois, ce peuple tendre, brave, pauvre, joyeux, franc et jaloux de son indépendance compte à peine 185.000 habitants, on est pris d'un involontaire mouvement d'admiration et du désir d'explorer encore ce pittoresque et féerique pays qui s'appelle le Grand-Duché de Luxembourg".



Sich vorstellen, daß dieser scharfsichtige Dichter eine erschöpfende „Psychologie des luxemburgischen Volkes“ hätte schreiben können, läßt den Grund seiner Enthaltung mehr als bedauern, den er mit dem Willen rechtfertigte, alle Dinge nur so im Vorbeigehen skizzieren zu wollen:

„L'âme d'un peuple, dans sa manifestation la plus entière, c'est sa langue. Pour bien comprendre la littérature d'une nation, il faut être initié à ses moeurs, à son caractère, à son histoire, parce que la littérature n'est que l'expression de ces trois choses. Les proportions de cette simple esquisse ne comportent pas de développements aussi étendus; nous nous proposons seulement ici de reproduire les caractères généraux d'une langue inconnue comme on prend le croquis d'un bout de paysage, à la hâte, en passant. D'autres auront le loisir et le bonheur de parcourir ce beau pays, de recueillir ses merveilleuses légendes si fraîches et si colorées, de décrire ses moeurs simples, naïves, patriarcales, toutes empreintes du souvenir des siècles passés, de raconter son histoire admirable et grande en plus d'une page, curieuse et belle partout, de faire connaître et aimer ce bon peuple luxembourgeois qu'on a toujours renommé pour son hospitalité, sa bravoure et sa loyauté, et ils le feront mieux que nous sans doute. C'est à peine si nous pourrions profiler ici quelques traits de son esprit et de son caractère“.

Allein der Vorsatz, wichtige Wesenszüge kurz und bündig darzulegen, versagte vor dem, was seine Sprache sich von seinem Herzen reden wollte. Denn sein Herz lief über von Wörtern, die eine stille Leidenschaft zu entfesseln wünschten; der Mann, dem die Heimatsprache keine Lieder eingab, sang reimlos-lustvoll das Lob seines Idioms und bekannte dann in der Endphase, daß er eigentlich ein Belgier sei:

„Qu'est-ce que l'idiome luxembourgeois?

Et d'abord est-ce une langue, un dialecte ou simplement un patois? D'où dérive-t-il? Est-ce de l'allemand corrompu? Ou bien quelque chose d'hybride provenu du croisement du français et du tudesque? Est-il vrai, comme le prétendent l'abbé de Feller, de la compagnie de Jésus, et le géographe Vosgien, et comme paraissent le prouver de nombreuses analogies avec l'anglais, qu'il ait été originairement la langue

des soixante mille Saxons que Charlemagne transplanta en Austrasie? A tout cela nous répondrons que nous ne nous en sommes jamais enquis et que cela nous importe peu. Il nous suffit de savoir que c'est un langage suave et mâle, doux aux lèvres et au coeur, musical à l'oreille, souple et nerveux, intime et naïf, goguenard et réjoui, merveilleusement coloré et poétique, frais, harmonieux, et docile au rythme comme l'ancien grec; que ce n'est pas de l'allemand, puisqu'un Allemand n'est jamais parvenu à le parler ni même à le comprendre, ni du wallon, auquel il est souverainement antipathique, ni du français, bien qu'il s'en rapproche par la vivacité du tour, ni rien de ce qui s'est parlé, se parle ou se parlera; que c'est une langue qui possède des mots intraduisibles pour rendre certaines idées et certains sentiments particuliers au peuple qui l'emploie; une langue à part enfin qui s'arrête précisément aux limites de la France et de l'Allemagne, mais qui se parle dans une partie de la Belgique, parce que le Grand-Duché de Luxembourg n'est qu'une fraction du territoire belge injustement et indignement aliénée . . . "

In der Letztbehauptung manifestierte sich wieder nur einer der Th y e s ' schen Ausglitscher in historicis: er stellte sich gegen die öffentliche Meinung, um beiläufig die These der holländisch-belgischen Auswanderer zu unterstützen, und nährte doch in Geist und Seele eine Verliebtheit, welche, wie so oft in diesem „Essai“, das Wirkliche leicht nach oben hin verunwirklichte und dem Zutreffenden einen befremdenden Nachhall sicherte. Dafür entschleierte sein Charakterisierungsvermögen einen Sinn für das Wahrscheinliche, der, wortgerecht, das Wahre in den Teilen so hinter Schein hielt, daß die Konturen nur verschwommen sichtbar blieben. Wer aber wollte ihm zu widersprechen wagen, wenn er jeder Prädilektion für das Luxemburgische die günstigsten Voraussetzungen schaffte:

„Le luxembourgeois a tous les caractères d'une langue primitive et vierge: tout y est couleur et mouvement. Son indigence le revêt d'un splendide vêtement de poésie; il est naïvement simple et expressif, riche de tons et de nuances. S'il n'a pas l'imposante majesté, l'élégance étudiée, les périodes pleines et sonores des langues viriles, il ignore

aussi les artifices de forme et le fard dont usent toujours les langues décrépites. Précise et franche, pittoresque et gracieuse, la langue du Luxembourg a des affinités avec le provençal; comme celui-ci elle se plie admirablement au canzone et au sirvente; comme celui-ci encore elle ignore presque entièrement la prose; elle a le trait incisif et la clarté du français, la prosodie et le caractère synthétique de l'allemand.

Nous l'avons déjà dit, la langue est l'expression la plus caractéristique des peuples; elle les explique et peut servir à constater les rapports qui existent entre les différentes nations, les différentes tribus. A celles-là la gloire bruyante et les grandes entreprises, c'est-à-dire l'épopée, l'histoire, la philosophie, l'éloquence, la tragédie; à celles-ci les domaines plus restreints, mais tout aussi variés de la vie intime, le conte, la satire, l'apologue, l'élégie, la chanson, quelquefois la comédie, et plus tard le drame. La langue est ainsi dans d'intimes rapports avec l'esprit national; elle se développe et dépérit avec lui. Chez les petits peuples, qui reçoivent leur mouvement social du dehors, l'activité, tout intérieure, se concentre dans le sentiment. C'est là ce qui donne tant de charme et de mordant à leurs productions littéraires“.

Das Wahrscheinliche durfte sich, im Eifer der Beredtsamkeit, ins Prophetische kehren, um neuerdings einen Zustand zu erzeugen, welcher Zustimmung und Zweifel abzuwägen zwingt und dennoch immerzu, von der Anmut des Sagens her, der Affirmation das Wunschgewicht eines Vorzugs beifügt:

„Nous devons le dire pourtant, ce charme original et délicieux qu'on retrouve partout, dans les hommes et dans les choses, tend à disparaître de jour en jour. La tradition s'efface, la coutume s'oublie, les grands bruits du dehors troublent les veillées du hameau, la langue elle-même s'altère et perd son parfum de grâce et de virginité. Nous le disons avec un sentiment de tristesse et en même temps de joie. Sans doute, l'artiste, le poète, le rêveur y perdront, mais l'humanité y gagnera. L'homme peut bien résister à l'homme, mais rien ne peut résister à l'éternelle et immuable loi du progrès universel. Voilà pourquoi, dans quelques années d'ici, ces ruines majestueuses et sombres seront converties en filatures et en fermes-modèles, ces landes sauvages en carrés de choux et de betteraves; ces frais et doux paysages seront

attristés par les cheminées des usines et des locomotives; ce peuple se vulgarisera; ce pays perdra cette pure et naïve poésie de la nature: car ce sol, si brillant et si fécond à la surface, qui recèle dans son sein du marbre, du fer, de l'antimoine, du cuivre, est trop riche pour qu'il puisse rester longtemps encore en dehors du mouvement de l'industrie. Ce que la violence des hommes n'a pu produire après de nombreux siècles de luttes opiniâtres, la force des choses l'accomplit, à l'insu de tous, sans peine et presque sans travail."

Hier wird die Gegenüberstellung: Félix Thyes — Peter Klein unvermeidbar, da die beiden jungen Dichter im selben Jahre aus dem Leben scheiden mußten, der eine fünfundzwanzig, der andere dreißig Jahre alt, nachdem sie beide in der Wahl ihrer Schriftsprache geschieden, doch in der literarisch-platonischen Liebe zum Luxemburgischen einig waren: Félix Thyes, als Französischschreiber, im „Essai“, Peter Klein, als deutscher Barde, in der Abhandlung: „Die Sprache der Luxemburger“. Félix Thyes durfte diese im Manuskripte lesen und dazu in einer Randglosse bemerken:

„Nous regrettons de ne pouvoir insérer ici la note remarquable que Monsieur Klein a bien voulu nous communiquer sur l'origine de l'idiome luxembourgeois et sur les transformations successives qu'il a subies. Bien que nous ne puissions partager toutes ses opinions, nous croyons qu'il rendrait un véritable service à la littérature de son pays en publiant le fruit de ses recherches.“

War es nur ein Kuriosum der luxemburgischen Geschichte, daß der Anhänger des Deutschtums zwar dem luxemburgischen „Dialekte“ als Alltagssprecher anhing, ihm für das Literarische jedoch jede Eignung absprach, während der Liebhaber des Französischen der nie geschriebenen Sprache der Heimat die normalen Fakultäten eines poesieträchtigen und dichtungsfähigen Idioms zusprach? Oder illustrierten die Stellungnahmen dieser jungluxemburgischen Literaten von 1850 gemeinsam die oftmals viel zu sehr unterstrichene „Fluch“-Situation des schöpferischen Landmannes, der sich leidvoll und ruhlos für diese oder jene Ausdrucksweise zu entscheiden habe? Wie aber definierte sich dann die Haltung

der Thyès'schen und der Klein'schen Freunde Louis Marchand und Victor Klein, welche niemals contra verbum patriae waren, sondern in zwei, wenn nicht in drei Sprachen daheim zu sein beehrten? Weder Thyès noch Peter Klein haben sich jemals zur sogenannten „Tragik des Luxemburgers“ bekannt: beide hatten ohne Qual und ohne Zögern ihre Wahl getroffen: wenn der eine schrieb wie P. L. Courier und der andere dichtete wie Theodor Körner und wenn sie zu Hause sprachen wie jedermann, so wollten sie es in allen Fällen möglichst vollkommen tun.

Der Ausklang des Thyès'schen „Essai“ war ein Prachtappell „à son doux pays“ und war zugleich, in der Gedankenformung wie in der Ideenfassung, eine einzige Bestätigung seiner sprachschöpferischen Fertigkeit. Nicht viele seiner literarischen Nachkommen in Luxemburg haben in diesem ihn erreicht, geschweige denn übertroffen: ein Meister, der seine Resurrectio verdient!

Dem Allzufrühvollendeten entrichtete der zehn Jahre ältere Kollege aus dem andern Sprachbereiche, Michel Lentz, sola uniucaque voce cantans, den geschuldeten Immortalisierungs-tribut. Indem er „eng Blum op d'Grâf fum Félix Thyès“ legte, verriet er, als Einer-für-Alle, die Mitbetroffenheit des Volkes:

So, Gotteskand fun dem Parnass,  
O Musa so, dû huos e kant,  
Dén nu ferluor, dén net me as:  
E schleft am Grâf am frième Land.

Dû hâs em jo èng Bés op d'Stir,  
End fei'rég Bés op d'Stir em gin,  
An all sei Striéwen huot derfir  
Hien denger Left mat Fréde gin.

Def an dem Hierz huot hie gedro'n  
E Widderhal dén eweg schen:  
Dû hâs him reichlech dra gedo'n  
De Klank fun dénge Leierten.

An séngen Aen huot gelicht  
De Sonneschein fun dénger Sel,  
Dén huot ferkleert sei Gesicht,  
As wa fum Himmel Glanz drop fel.

Dú hâs him d'Hoffnonk zougeschéckt,  
De op sei Wé séch hi gesât,  
Sî as mat him dur'ch d'Wêlt geschréckt,  
Huot Mut a Krâft him zogeschwât.

Hètt d'Liewen hien 'wes dû 'so giér,  
'So mèchtég giér wes dû gehât,  
Nach net gebrach séng Fiéder wiér,  
A krèftég steng en nach um Pâd.

D'Stir as nu kal an d'Hierz dât stêt,  
D'A dât begêschtert huot geblénkt,  
Et ass geschloss fir d'Ewégkêt.  
An him net me déng Leier klénkt.

Gebrach de Gêscht, den eise Fleiss:  
Et wor him d'Frejor kaum ferfloss,  
Hât ongbarmhierzég scho sein Eis  
Den Dod an d'Odren him gegoss.

An d'Hèmecht de op hie gericht  
De Bléck 'so fro, 'so hoffnonksfoll,  
Hir fâlen d'Trene fum Gesicht,  
Wèll d'Grâf er d'Kand ewèch geholl.

So' Gotteskand fun dem Parnass,  
An d'Sête lé dû traurég d'Hand:  
Dei Schmierz him sang, dén net me as,  
Dé rot am Grâf am friéme Land.

Ech léen drop èng Hierzensblum,  
De kê Fergo'n heinide kénnt,  
D'Zeit brécht sî net an hîrer Strumm:  
Erenneronk de Mensch se nènnt.

## STAAT UND JOURNALE ALS WEGBEREITER

Der erstaunliche Aufschwung, den Presse, Wissenschaften, Kunst und Literatur seit 1821 genommen hatten, fand nach etlichen Lustren auch bei den öffentlichen Verwaltungen jene Aufmerksamkeit, welche die Zensur, zugunsten einer wachsenden Begünstigung, fast vergeßbar machte. Im Dezember 1856 unterzeichneten Statthalter Heinrich und der General-Administrator der auswärtigen Angelegenheiten, S i m o n s , eine Konvention mit Frankreich, die das Autorenrecht für Geistes- und Kunstwerke auf einer Gegenseitigkeitsgrundlage sichern sollte. Publikationen luxemburgischer Schöpfer genossen im größeren Nachbarlande denselben Schutz wie die Produkte einheimischer Künstler. Für französische „ouvrages d'esprit ou d'art“, die im Großherzogtum verlegt wurden, traf dasselbe zu. Allerdings hatte die Abmachung ihre nachteilige Auswirkung insofern, als die braven Luxemburger noch immer fleißig „frei nach dem Französischen“ produzierten und dadurch detektivische Anwendungen bei den ungenannten Vorbildern jenseits der Grenze provozierten.

Ein Unikum rechtlicher Art stellte zweifelsohne die Bestimmung dar, daß kopierte oder unerlaubt verlegte Werke aus den Jahren vor der Vertragsunterzeichnung weiter verkauft werden durften, wenn ihre Verbreiter bei der Regierung um einen kostenlosen Stempelaufdruck nachgesucht hatten. Versäumten sie diese Formalität, so verfielen sie den neuesten Bestrafungen, die für geistige Piraterie Geltung hatten.

Die Konvention sah eine Gültigkeitsdauer von zehn Jahren vor, doch konnte diese stillschweigend, nach Ablauf der Erstfrist, von Jahr zu Jahr verlängert werden.

Gewinn erbrachte der Vertrag wohl kaum, da die Franzosen im Großherzogtum keine Honorarberge zu erwarten hatten, und die Luxemburger sich meistens auf ihren näheren und wirksamen Logenschutz verließen. Denn merkwürdigerweise bekannten sich recht viele Künstler und Schriftsteller zur Freimaurerei, allen voran der Meister vom Stuhl, Mathieu-Lambert Schrobilgen, und dessen Zeitungsmitarbeiter, Professor Yves-Hippolyte Barreau. An Männern aus den Domänen der Graphik und der Musik gehörten ihr an: Wilhelm Ziller, Fr. Belfort, A. P. Jullien, J. Lamort, J. B. Fresez, Fr. B. F. Hoebig, Hubert Berg, Anton Zinnen, P. G. Grichaud.

Sogar ein Dichter machte sich, unter dem Namen Br\*\*\* Dertz, bei den Mitbrüdern durch „Maurerfragen“ beliebt:

Ein Lehrling frug in unserm Bunde,  
Sag' an, was ist die Maurerei?

Bist du ein Meister, gib mir Kunde,  
Und zeig,' wo sie zu finden sei!

Ist sie im Tempel eingeschlossen,  
Ruht sie nur in des Meisters Hand?

Ist sie im Bilde hingegossen,  
Wenn sich der Teppich hat gewandt?

Drei Säulen ragen in die Höhe,  
Seh' ich die Loge aufgethan,

Obgleich ich ihren Sinn verstehe,  
Bricht sich doch mancher Zweifel Bahn.

Wie kann ich ihr Geheimniß lösen,  
Was ist denn ihre höchste Pflicht?

Wo sitzt der Kern von ihrem Wesen,  
Wo tritt es ein, das volle Licht?

Halt! spricht der Meister; deinen Fragen  
Kann ich nur eine Antwort weih'n:

In deinem Innern muß sie tagen,  
Ein Herz voll Liebe schließt sie ein.

Br\*\*\* Dertz.



Dieser Träger eines unluxemburgischen Namens wirkte freilich kurz- und schwachatmig gegenüber dem Logensänger par excellence, Rechtsanwalt Florentin Schmit aus Diekirch (1848-1913), der das Organ des Maurerordens nicht nur mit Nachrufen auf Schrobilgen, sondern auch mit versifizierten Verherrlichungen der Dreipunktebrüder Karl und Alphonse München, mit Reimereien über Jugenderziehung nach Maurerart oder belgische Maurersiege und mit Bundesliedern anfüllte, die er in den Trauerlogen und an den Johannisfesten eigenmündig vortrug.

Offene und kluge Geister jener Jahre, die wohl dem Stammer'schen Bannkreise verfielen, wußten sich dennoch von Zeit zu Zeit mit andern Freunden in literarischen Zirkeln zu treffen. Das bewiesen die Zusammenkünfte um Ph. Graas, den späteren Dechanten von Diekirch, der den jungen Sprühgeistern sein stadtluxemburgisches Heim offenhielt und neben den reimfrohen Sangesbrüdern auch gerne besinnlichere Menschen um sich versammelte, wie den philosophisch veranlagten Nikolaus-Emil Tandel (1804-1850), späteren Professor für Deutschgrammatik, Psychologie und Moral an der Lütticher Universität, wo er, als hochgeachteter Gelehrter, mit sechsundvierzig Jahren starb; wie auch den praktischen ausgerichteten Karl-Gerhard Eyschen\*,

---

\* Dieser großartige Empfinder dessen, was im frühen Tode des Freundes Theodor Lenz der fleischlichen Familie an Substanz und der nationalen an Potenz verloren gegangen war, schien, als ein Ahnungsloser, von der Vorsehung ausersehen worden zu sein, den stärksten betäubenden Teil seines eigenen Schicksals voraus zu spüren, um es unbewußt in seinem Nachrufe als seelische Erschütterung auszusprechen: ein Sohn Karl, der ihm später geboren werden sollte, fiel, wie Theodor Lenz, als bewunderter Philosophiestudent und als erstaunlich schürfender Dichter, am Ruhm vorbei ins Grab. Was der Vater, als Professor, als Denker, als Rechtskenner, als Bildungsexperte, als Richter, als Justizverwalter, als Mitgründer des „Luxemburger Wort“, als Rhetor, als Patriot und als erster Unabhängigkeitsforderer der Heimat (1830 im „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“), ins Wort hätte schlagen müssen, wurde ihm vom intimsten Leide wohl deshalb versagt, weil es in der Amikalsphäre des ersten Schicksalsschlages bereits Wortträne und Satz dolor geworden war. Daß er selber vor dem eigentlichen Mannesalter (1800-1859) sterben mußte, paßte tragisch in die Existenzhärte einer Persönlichkeit, die vom Tode geradezu umschlossen war.

(1800-1859) nachmaligen General-Administrator, der dem frühzeitig sterbenden Freunde *Theodor Lenz* in Lüttich die Grabrede halten mußte. In Esch-Sauer gründete *André Schloesser* (1830-1909) sogenannte „Jeudis littéraires“.

Daß gute Gedanken sich auch im Luxemburgischen vortrefflich ausdrücken ließen, noch bevor die Regeln der Grammatik und der Rechtschreibung zur Diskussion gestellt waren, zeigten einzelne Zeitungsbeiträge aus den Vor- und Frühzeiten der Nationalliteratur. So hatte das „Luxemburger Wochenblatt“ zwischen 1821 und 1826 etliche dürftige Proben vorgelegt, die mit *Gangler* in Verbindung zu bringen jedoch schwer fällt (s. *Nik. Welter*: Dichtung in Luxemburg). Besseres bot der „Courrier du Grand-Duché de Luxembourg“ am 24. Oktober 1846 durch ein längeres Gedicht: „Zwo Kaatzen“, das ohne Signatur erschien (s. *P. Grégoire*: Drucker, Gazettisten und Zensoren, Band II), formal und inhaltlich aber stark an *Anton Meyer* anklang. „Der Volksfreund“ von *J. Seelhoff*, hinter dem, als treibender Motor, Professor *Marta* agierte, ließ seine Polemiken mit dem Arloner „Echo de Luxembourg“ gern in Versen und in Prosa luxemburgischer Faktur austragen. In seiner zwölften Nummer von 1848 brachte er eine längere Epistel aus dem „Pafendahl“ (s. *P. Grégoire*: Drucker, Gazettisten und Zensoren, Band III); ihr fügte er ein Gedicht: „Un den Echo vun Aarel“ bei, von dem *Nik. Welter* nur fünf umgeschriebene Verse anführte, die *Fernand Hoffmann* fehlerhaft kopierte (s. *F. Hoffmann*: Geschichte der Luxemburger Mundartdichtung), obschon es ebenbürtig neben dem (ganz zitierten) Poem: „Onst Lidchen“ hätte figurieren dürfen. Es lautete nämlich:

„Sakerdiès Echo, du brénns ob d' Lèppen,  
Du hois èng Maul, dé dem Deiwel ze schlècht;  
D'Hand ob d'Gewesse, so wells du dech schèppen,  
Dat as onnédeg, kee mecht dir 't gerècht.  
Du ho's gut maulen, wé welt mer dech kréhen,  
Echo, deen neischt as wé eidele Schall,  
Wé welt een dir èng Granat kennen zéhen,  
Echo, ob onst Deitsch, daat hescht Widderhall.  
Peift een, da peifs du, a sengt een, da sengs de,  
Rift een, da rifs du getrei et erem,  
Seet ower neischt mer, och Jeses da brengst de  
Neischt ons mat denger versongener Stem.

Du sees du géfs daat am Paafendall schreiwen,  
 An du mènss doirdurch mech roosen ze maa'n;  
 Du setz gewess do dir d'Póten ze reiwen,  
 An du dènks wé ass dee Volksfrend gehaa'n.  
 Ma gehs de 'rem 'lo, dat muss de net dènken,  
 Ech si scho laang jo eraus iwer daat,  
 Du wolls e Bièr denge Lièser obhenken,  
 Ech haet kèng Konnen um Land, an der Staats.  
 Du bass um Holzweh, ech ka' mech jo freen,  
 Frenn, a gut Frenn och zu Aarel ze hun,  
 Dé haemlech hannert de Spiegel dech lehen,  
 Komme gerannt mat der Malpost ech un.  
 Waas de do foibels vu Woll à vu Lièder,  
 A vun den Haame, vum Keitchen vun hei,  
 'T Zeiten dé ènnren, 't as haut aaner Wièder,  
 Ech well dovun der net schwètzen eiei,  
 Du méchs als Echo e Butek vum Deiwel,  
 Du géfs durch mech vleicht zum lèschten nach hees,  
 Echo séf du, glew mer, unne all Zweifel,  
 Mir gin net béss iwer daat waas de sees.  
 Du kanns haut bei ons ken Echo mé fannen,  
 Deng Théorien dé sin ons bekannt,  
 Sich déch ze zessen an dech z'iwerwannen,  
 D'Leit dé si froh wa bei Frenn Streit entbrannt.  
 Fir ob den deitsche Mechel ze kommen,  
 D'Freiheit dé hoit zu Berlin en erschoss,  
 Jidder Mensch wes, dat de Mechel, den dommen,  
 Leit nu fir éweg gestrèckt ob der Boss.  
 Du schwètz vu Maulkierw a vun de Ketten,  
 Wess dat der mé get as wé roosen Honn;  
 Dat hei onst Volek, du kanns derfir wetten,  
 Jo, wó ech schreiwen, elo an deer Stonn,  
 Gleklech a fróh drenkt seng gud Schèppche Graechen,  
 Net un dech dènkt mé a Frieden a Róh,  
 Dat iwer dech get verzièhlt moinech Seechen,  
 An een dem aanren dreckt d'Aa heemlech zó.  
 A wann et hoit dann èng Fèschchen, eng Hippchen,  
 Da sengt et fróh: Ob der Aareler Knippchen,  
 Do as den Echo net leschteg, net fróh,  
 Goir net welt schmachen sei Wengche, seng Schlippchen,  
 'T as hei keen Echo deen him mé rift zó.  
 Eppes nach kann ech der goir net verzeihen,  
 Dat sin um Enn do dé hennèscht drei Reihen,  
 Dé weisen, dass du ons fazzeg belu'hn,  
 Am Paffendahl jo sin d'Leit besser erzuh'n.  
 'T Haetschegaas, do ass et wós du logéers,  
 Wó's du den Tackt an d'Manére stodéers,  
 Wels du bon ton hun, e Schlaag comme il faut,  
 Komm an de Pafendahl, kuk emool no.

T'as wé et as, aus èngem Saak Koihlen,  
 Ka mer kee Weismièhl sei Lièwen net hoihlen.  
 Streid kréhe kee mer, gèll-du, 't hoit kèng Nóth?  
 (den Echo) Nóth!  
 Frei sin, du wees et, haut d'Meenong an d' Stem,  
 (den Echo) Tem!

Gewandter war und ergötzlicher wirkte eine Prosaskizze, die in der sechsundsechzigsten Nummer desselben „Volksfreund“ unter dem Titel: „E Bild vum 28. September 1848“, mit den beiden Abteilungen: „Moirges“ und „Oowes“, erschien und die Wahlenttäuschungen und Meinungsschwankungen einer Partei zu beschreiben unternahm: das war ebenso deftig wie ursprünglich und besaß den erzählerischen Schwung des Könners, der des Reichtums seiner Eigensprache sicher ist:

„Jes, soot, waat as de Mensch dach en drooleche Quantes, moirges esó, oowes aanescht, elo desen, derno deen. Den 28. daat woor en Daag, dee virun allen seng z w e e Gesiichter haat, moirges e frôh't, zum kranklaachen, oowes e schmotzecht, e motzecht, zum entlaafen, zum verauen. Do woore Leit, déi héch de Kap hu gedrohen, wé an èngem eise Koll, agespazéert sin ob d'Staadthaus, a bei d'Kescht sech gestallt, wó d'Stemme sollten aageloigt gin, mat Papeier a Krayong an der Hand, mat ènger héchgeléherter Min, am Schneppl wé deen aller fei gefiizten Complimenteschneider . . .“

Es war, auf sämtlichen Gebieten von Kunst und Wissenschaft, mit einem Mal ein eifervolles, fast begeistertes Sichbemühen um den Erfolg durch Mehrkönnen und Besserwissen. So wie Heinrich Stammer und Yves-Hippolyte Barreau die musisch veranlagten Schüler anzutreiben verstanden hatten, so ließen sich andere, wie Valentin Trausch, der spätere Philosophieprofessor, Hubert Berg, der nachmalige Zeichenlehrer, Eugen Tedesco, werdender Professor, August Fendius, der „Fridensrichter“-Sänger, und die Stammer-Söhne Wilhelm und Karl zum freiwilligen Besuche von Maler-, Zeichner- und Architektenkursen verleiten. So wie sie bei ihren klassischen Studien, in der nächsten Gefolgschaft der Engling, Marchand, Lenz, Pergameni, Klein, Lentz und Gloden, zu Auszeichnungen gelangt waren, so wollten sie

sich auch auf Nebengebieten ihre guten Preise erobern. Und so wie ihre jungbekränzten Vorgänger lebende oder tote Lehrer gepriesen hatten, so machte sich ein Jean Schneider zum schulfeierlichen Laudator des hochgeehrten Pädagogen Manternach, dem er, über den „Courrier“, 1843 ein postmortem-Liedchen widmete:

„Sie ist nun da, des hohen Festes hehre Stunde,  
Die uns in dieses Musentempels Hallen führt,  
Wo öffentlich ertönt der Dank aus unserm Munde,  
Der unsern Führern auf der Tugendbahn gebührt!  
Doch trübt den frohen Sinn, den mit dem Dank wir einen  
Ein schmerzhaftes Gefühl; denn, ach, des Herzens Drang  
Läßt unsrer theuren Lehrer einen uns beweinen:  
Ja, bange sehen wir der Lehrer Kreis entlang,  
Denn, ach, wir missen dort den treuen Hirt der Seelen,  
Der uns so liebevoll geleitet auf der Bahn  
Des Himmels, der gelehrt, das Beste stets zu wählen,  
Und sorglich abgeschreckt vor jedem falschen Wahn;  
Der mit dem Himmelsbrod der Jugend Seelen speis'te,  
Der als ein Ideal dem Jüngling vorgeschwebt.  
Der, bis er von uns weg zur Himmelsheimath reis'te,  
Zum Schönen, Wahren, Edlen, stets den Sinn belebt!  
O traure, Jüngling! Laß die Trauerharfe klingen,  
Und opf're, Barde, Blumen auf des Edeln Grab!  
Lass sich zu Manternach des Geistes Fitt'ge schwingen:  
Es trägt zu uns der Liebe Flügel ihn herab.  
Verklärter, sel'ger Geist! O Genius der Jugend!  
Zum Opfer brachtest du dein Leben für sie dar:  
Die Hülle trug es nicht, wie sehr der Geist für Tugend  
Entglüht', für's höchste Wohl der pflegbefohl'nen Schaar!  
So lange Luxemburg auf seinem Fels, den Feinden  
Ein Schrecken, fest dasteht, doch treuer Bürger Hort:  
So lang wird: „Manternach!“ des Vaterlandes Freunden  
Zum Dankeslied, zu edler That, das Losungswort. —  
Auch du vergisest nicht der hinterlass'nen Lieben;  
Du flehest dort für sie an des Erbarmers Thron,  
Damit durch Böses nie sie ihn und dich betrüben,  
Und froh dich wiederseh'n, dort, wo du thronest schon!“

Andere Journale hielten sich andere Hausliteraten, die sie gern zu Wort und Versen kommen ließen: so „Der Wächter an der Sauer“ einen C. A., der leicht als Charles André zu durchschauen war, am ersteh Januar 1851 mit der „Sylvesterfeier“:

„Zwölf Jünglinge sitzen im traurem Verein  
Am Abend Sylvester, bei perlendem Wein.

Der Zeiger zur letzten der Stunden bebt aus,  
 Da trinken sie fröhlich die Neigen aus.  
 Und füllen die Gläser auf's neu' bis zum Rand  
 Und halten sie hoch in der kräftigen Hand.  
 Es hallet vom Thurme die Mitternachtsstund,  
 Und herzliches Prosit durchwandert die Rund.  
 Da heißt es: noch fünfzig der Jahre wie heut!  
 Darauf trinke ein jeder der Zwölfe Bescheid.  
 Und geben für fünfzig der Jahre sich's Wort:  
 Sylvester zu feiern, am nämlichen Ort.  
 Bestimmen: lebt Einer der Zwölfe nicht mehr;  
 Sein Glas werd' gefüllet, sein Stuhl bleibe leer.  
 Versiegeln ein Fläschlein vom feurigen Wein:  
 Soll's leeren der letzte der Zwölfe, allein.  
 Zwölf waren's am nächsten Sylvester nicht mehr,  
 Ein Stuhl an der Tafel stand öde und leer.  
 Es wurde dem Todten ein Becher geweiht  
 Und thaten die Elfe in Thränen Bescheid.  
 Der Abend Sylvester zwei-, dreimal noch kam,  
 Der Tod keinen Freund aus dem Elferbund nahm.  
 Es sollte die Feier zum Zehnten gescheh'n,  
 Da blieben vier Stühle schon leer dabei stehn.  
 Wenn Thrän' sich auch mischen mit funkelndem Wein  
 Doch kann man sich herzlich und inniglich freu'n  
 Lang meinest Freund Hein mit den Achten es gut,  
 Verschonet die Freunde, heischt keinen Tribut.  
 Sylvester der dreißigste nahete sich,  
 Die Achte begehen ihn feierlich.  
 Nicht stürmisch mehr rollt in den Adern das Blut,  
 Und blitzt aus den Augen nicht feurige Glut.  
 Es hatte das Leben die Blüten gestreift  
 Die Jünglinge waren zu Männern gereift.  
 Drum war auch die Feier so ernst und so still,  
 Durchflochten die Freude mit Wehmuthsgefühl.  
 Zum vierzigsten kam die Sylvesternacht  
 War'n viere von ihnen zur Ruhe gebracht.  
 Zwölf Gläser, zwölf Stühle im Kreise umher.  
 Gefüllt sind die Becher — acht Stühle sind leer.  
 Nur viere der Freunde mit wankendem Fuß,  
 Sie feiern den vierzigsten Jahresschluß. —  
 Und leeren die Gläser mit unsteter Hand,  
 Auf's Wohl ihrer Brüder, im bessern Land.  
 Zum zweiten kommt drauf der Sylvester heran,  
 Da fehlt an der Tafel schon wieder ein Mann.

Es mischen sich Thränen dem perlenden Wein —  
 Wer wird von uns Dreien der Erste nun sein?  
 Nach Jahresfrist ruhte im kühlen Grund,  
 Der zehnte der Freunde vom Zwölferbund. —  
 Es halten die Letzten an ihrem Wort,  
 Und feiern Sylvester am nämlichen Ort.  
 Zwölf Gläser, zwölf Stühle im Kreise umher,  
 Gefüllt sind die Becher — zehn Stühle sind leer.  
 Sylvester erscheint zum fünfzigstenmal,  
 Es harren zwölf Gläser, zwölf Stühle im Saal.  
 Da nahet auf Krücken, und silberweiß,  
 Zur Feier des Abends, ein todmüder Greis.  
 Zwölf Gläser, zwölf Stühle im Kreise umher,  
 Gefüllt sind die Becher — elf Stühle sind leer.  
 Der Letzte nun wankt zum verschlossenen Schrein,  
 Der schließt die versiegelte Flasche ein.  
 Ein halbes Jahrhundert dazwischen liegt,  
 Als fröhliche Jugend es also gefügt.  
 Dem Schreine entnimmt er mit zitternder Hand,  
 Durch Freundschaft geheiligtes theures Pfand.  
 Entfesselt der Traube goldperlenden Saft,  
 Dem Greise versagt fast die schwindende Kraft.  
 Doch füllt er den Becher mit feurigem Wein —  
 Ein Schauer durchrieselt sein morsches Gebein.  
 Blickt hin auf die Stühle und Becher im Kreis —  
 Ein Roth überfliegt seine Wange so weiß.  
 Von jedem der Stühle so wie es ihm scheint,  
 Winkt freundlich entgegen ein schlummernder Freund.  
 In bebenden Händen den Becher er hält,  
 Und weiht ihn den Freunden in besserer Welt.  
 Kaum hat er gekostet vom goldenen Trank,  
 Erschöpft in den Sessel er niedersank.  
 Es schlossen die Augen, die müden, sich zu —  
 Sie öffnen sich nimmer — der Greis ging zur Ruh.

(C. A.)“

In „La Revue“ vom ersten Februar 1857 stellte sich der  
 Primaner N i k. T h o m a, der kommende Journalist, der 1866  
 die Wochenzeitung „Das Land“, 1868 als „candidat en phi-  
 losophie et lettres“ den „Inflexible“ und den „Vengeur“, 1871  
 die „Luxemburger Volks-Zeitung“ und 1893 „De Letzebur-  
 ger“ leiten sollte, als Dichter vor; einen „Soir à la cam-  
 pagne“ verstand er recht packend zu schildern:

„Le soleil, roi du jour, au bout de sa carrière,  
Disparaît à nos yeux et, saluant la terre,  
S'ensevelit dans ses rayons.

Le voile de la nuit sur les monts se déplie:  
C'est l'heure où la nature, un moment recueillie,  
S'élève au Roi des nations.

La lune, qui se penche au bord de la vallée,  
Envoie un jour douteux, une aurore voilée,  
Sur le penchant de nos coteaux.

Les accents prolongés des échos solitaires  
Répètent tour à tour, et le chant des bergères.  
Et le bêlement des troupeaux.

Les agneaux fatigués, revenant de la plaine,  
Vont se désaltérer, baigner leur blanche laine  
Dans le frais cristal du lavoir.

L'insecte par la fleur attiré vers la rive,  
Poursuit en bourdonnant sa course fugitive,  
Bercé par la brise du soir.

Le rossignol, caché sous l'ombre du feuillage,  
De ses chants cadencés anime le bocage:  
Soupirs d'amour ou de douleur.

Et par l'ombre du soir la perdrix rassurée  
Redemande aux échos sa compagne égarée  
Par la poursuite du chasseur.

Tout-à-coup s'élançant de la flèche gothique,  
Le son religieux de la cloche rustique  
Se répand dans l'air agité;

Ce son majestueux, sur l'aile du zéphire,  
S'éloigne par degrés, monte, descend, expire,  
Et se perd dans l'immensité.

Le villageois retourne à son paisible asile,  
Dont l'humble toit, caché sous un berceau fertile,  
Ressemble au nid sous les rameaux:

Lieux, séjour de la paix, dont les sacrés ombrages,  
Sous les touffes de fleurs et les tendres feuillages,  
Cachent l'amour des tourtereaux.

Puis, déliant le joug de ses taureaux superbes,  
Il répand devant eux l'or savoureux des gerbes,  
Doux prix de ses travaux du jour.

Comme aux temps de Jacob, la prière rustique  
Rassemble, devant Dieu, la tribu domestique  
Sur l'humble seuil de leur séjour.



De l'enfant prosterné la parole attendrie  
Invoque pour la nuit la grâce de Marie,  
Et fait la prière pour tous.

On y répond en chœur: la parole divine  
Elève vers le ciel, de la bouche enfantine,  
Son encens plus pur et plus doux:

„Espoirs des villageois! veillez sur nos prairies!  
„Protégez la semence et les gerbes mûries;  
„Des vents apaisez les fureurs!  
„Tempérez du soleil l'ardeur trop dévorante;  
„Remplissez les ruisseaux d'eau limpide et courante,  
„Et les champs de brillantes fleurs!

„Vous savez que le monde est une mer cruelle;  
„Astre divin, brillant! guidez notre nacelle  
„Au travers des dangers au port!  
„Quand l'enfer, dans sa rage, excite la tempête,  
„Terrassez le serpent dont vous brisiez la tête,  
„En vainquant l'horreur de la mort!“

Ainsi s'élève au ciel la voix de l'innocence,  
Accents du campagnard exempt de méfiance  
Et de tout savoir imposteur.

Les champs font ses trésors; il soigne leur culture,  
Aime Dieu, le prochain, jouit de la nature,  
Et vit du fruit de son labeur.

Mais la nuit entretemps, dans sa robe étoilée,  
Recouvrant l'univers de sa clarté voilée,  
Efface l'horizon lointain.

Le laboureur rentré dans son humble chaumière,  
Cherche le doux repos et ferme la paupière,  
Loin des soucis du lendemain.“

Und im Diekircher „Telegraph“ vom 16. November 1859 löste ein neuer W. den alten Zacharias Werner ab: der frühere Lehrer aus Vianden und damalige Professor in Diekirch Jean Weis (1818 in Consdorf geboren), der in zwei Gedichten, einem „Akrostichon“ und einer „Ghasele“, Schillers Säkularfest feierte:

1.

Feierlich ertönt die schöne Stunde,  
Rufet Deutschland zu dem hohen Feste;  
Ihrem Rufe folgen fromm die Gäste,  
Einen sich zum brüderlichen Bunde.

Dichters Lob schallt heut' aus jedem Munde,  
Rings die Hütten feiern, die Paläste  
Ihn, der Deutschland ist der Liebste, Beste,  
Chöre singen Preis ihm in die Runde.

Schönes Land, Dir will' mein Glas ich leeren  
Innig zart weißt Du Verdienst zu ehren,  
Liebewarm, und so ehrst Du Dich wieder.  
Lieb und Eintracht mög Dir Gott bescheeren,  
Ewig grünend; ewig fließe nieder,  
Rascher, reicher Dir der Quell der Lieder.“

2.

„Dichterkönig. Dir zu frohen  
Stehn bereit jetzt Millionen,  
In den Hütten, in Palästen,  
In der Werkstatt, auf den Thronen,  
In der Heimath, in der Fremde,  
Weit und breit in allen Zonen.  
Schiller's Name wird gefeiert  
Überall, wo Deutsche wohnen;  
Wer den hohen Dichter kennt,  
Kommt mit Huld'gung ihm zu lohnen,  
Den die allzustrenge Parze,  
Ach, zu früh' vergaß zu schonen.  
Ach, zu frühe muß er scheiden,  
Über Sternen dort zu thronen;  
Doch dem kurzen ird'schen Wirken  
Unverwelklich blüh'n die Kronen,  
Und es werden seine Lieder  
Fort noch tönen nach Aeonen,  
Und es werden dran erbauen  
Sich die spät'sten Epigonen.  
Stets mit Lieb und Ehrfurcht werden  
Ihn umschlingen Millionen.“

Das klang entschieden anders als eine Reimerei des am 15. Januar 1849 in Echternach naturalisierten Lehrers M. G. Z a c h a r i a s W e r n e r (1795-1861), dessen poetische Beiträge im „Diekircher Wochenblatt“ stark an die Gelegenheitsverse von F. G. W e i s s im „Luxemburger Wochenblatt“ anklangen. Etwa so, wie es ein Lied vom 30. Dezember 1843: „Glück zum neuen Jahr“ überzeugend illustrierte:

„Es wallen die Stunden,  
Es eilet die Zeit  
Im Kreislauf sich neu zu gestalten;  
Man hat es empfunden  
Zu jeglicher Zeit,

Nie blieb es beim stockenden | Alten.  
 Und wie sich die Stunden,  
 Die Zeiten erneu'n  
 Durch mächtiges höheres Walten,  
 So wird sich hierunten  
 Zu schönern Gedeih'n  
 Das Schicksal der Menschheit entfalten.  
 Schnell flohen die Stunden,  
 Die Tage, und bald  
 Die Monde an Monde sich schlossen —  
 Und wie sie geschwunden,  
 Das Jahr wurde alt,  
 Es hat seinen Lauf nun beschlossen.  
 Drum fröhlich dem neuen  
 Den herzlichen Gruß;  
 Mit ihm wollen treulich wir's halten,  
 In Unschuld uns freuen  
 Bei stillem Genuß  
 Und brüderlich schalten und walten.

W.“

Nach 1848 war selbstverständlich das „Luxemburger Wort“, dessen Hauptschriftleiter, Dr. E d u a r d M i c h e l i s, als Sänger der Westfalen-Lieder mit sämtlichen Versifexen seiner Wahlheimat sympathisierte, das Refugium aller Dichter geworden, denen wirklich hin und wieder gelang, gute und minder gute Reimspielereien, entweder anonym oder mit Namensangabe, über die Zeitung an die Leser zu bringen. So machten sich ab 1848 bemerkbar:

Ein K. a. N. (mit einem „Oktave-Gedicht“), Ein Volksfreund („An Luxemburg“), ein Namen- und Zeichenloser („Am Fronleichnamsfeste“, „Komm!“ und „Das Kindlein in der Krippe“), Ein Schüler des Athenäums („Des Luxemburgers Glaubenstreue“), A. H. M ü n c h e n („Die Kapelle am Klingel bei Gernsbach“, „An Oskar von Redwitz“), M. N. M ü l l e r (der Athenäumsdirektor mit deutschen, französischen und lateinischen Musenstücken), P. K. K l e i n mit „Marienliedern“), E. W o r m s (ein Athenäumsschüler), K - c h (der „Prinz-Rosa-Stramin“-Dichter E r n s t K o c h), H. A. R e u l a n d, V. N o p p e n e y (ein Onkel von M a r c e l N o p p e n e y, mit: „Die Hungersnot von Paris“), J. B. F a l l i z e (deutsche und französische Verse), T h. S c h a a c k (1849-1879; er war zeitweilig Schriftleiter im „Luxemburger Wort“, ein großer Kunstfreund und guter

Kunstkenner, dessen Poesien von Feinsinn und Gefühlstiefe zeugten), A. Liger („Ma Patrie“), Arthur Herchen („Apologie de la Poésie“), Jakob Molitor („An Victor Hugo, eine sapphische Ode“), Ludwig Housse (1829-1879; dieser geistliche Philosoph und Direktor des Diekircher Progymnasiums, der die Ernst-Koch'schen Gedichte herausgab, besaß zwar nicht den Schwung und die Wortgewalt des großen Dichters, allein er wußte ungewohnten Impressionen den Ausdruck der Innigkeit zu verleihen; seine größte, leider unverwirklicht gebliebene Idee galt der Gründung einer Universität in Luxemburg; um 1867 wurde diese Frage im „Luxemburger Wort“ stark debattiert), Wilhelm Zorn (der sich mehr und mehr zum katholischen Barden ohne nachhaltendes Echo durchmauserte), J. Paulus („Die Schlacht bei Wörringen“), C. Demuyser („Les richesses du pays de Luxembourg“), Michel Lentz (mit einer Reihe von Gedichten), N.S. Pierret, Joseph Schwickert, Josef Weber (dieser unermüdliche Förderer des Luxemburgischen schrieb französische Gedichte: „A ma soeur“), W. Capus (der Weltenbummeler verfaßte ein Gedicht: „Die Sage des Schlossbrunnens von Fels“), J. P. H(enrion), Ch. M(ersch), M. Grechen („An Sie“), M. Rodange, U.J. (wahrscheinlich Ulveling), Jan van Wyler (J.N. Moes), Nik. Bellwald („Der Waisenknabe“), Nik. Welter („Der Geiger von Echternach“; es war der Abdruck eines „von einem Schüler der Oberkurse verfaßten und vom Sekundaner Jacques Meyers“ bei der 1891er Athenäumsfeier vorgetragenen Gedichtes), Josephine Schmoll (die Musiklehrerin war auch eine ausgezeichnet verdichtende französisch schreibende Interpretin ihrer Gefühle), Gregor Spedener, Felix Gredt (Rechtsanwalt, Sohn des Athenäumsdirektors Dr. Nik. Gredt: „Das versunkene Schloss“), W. Rehlinger, J.B. Nau („Letzeburger Sonettekranz“), Nik. Welter („Oster-Hymnus“), W. Goergen (die Proben seiner Muse häuften sich).

Um 1891 setzte das Auftauchen der jüngsten Kräfte ein, von Nikolaus Welter über Willy Goergen und Theodor Witry bis zu Frantz Clement. Das war zur Zeit, als ein Anonymus, der aber bald als

Martin Blum bekannt wurde, in der Zeitung seinen berühmt gewordenen Artikel veröffentlichte: (Januar 1894):

„Warum laboriert die luxemburgische Schriftstellerei so sehr an der galoppierenden Schwindsucht? Oder: Ursachen des Verfalls derselben und Recepte zu deren Kräftigung und Wiederaufblühen. Ein ernstes Mahnwort an die Landesvertreter von — + —“.

Den rückschauenden Forscher aus dem zwanzigsten Jahrhundert muß eine solche Formulierung überraschen, da der Aufschwung, vor allem im poetischen Bereiche, klar erkennbar war und die Verheißungen der Jugendlichen, welche nachdrängten, nicht mehr überhört werden konnten. Wenn auch die Mathias Mongenast (Rechtsanwalt und Generaldirektor der Finanzen), Joh. Knaff (Altabgeordneter und Bürgermeister von Fels), J. R. Reuter (Lehrer u. Schwiegervater von Michel Lentz), Professor Prosper Johann-Karl Müllendorff (1830-1902), J. B. Merckels (Auswanderer nach den Vereinigten Staaten, Postbeamter und Redakteur), Johann-Jakob Ménard (Haarkünstler aus dem Pfaffenthal, aber in Arlon ansässig), Wilhelm Hülsemann (Koadjutor in Echternach), Josef Lelièvre (Postperzeptor in Luxemburg), Leo Mallinger (Professor in Löwen), Nikolaus Rewenig (Hauptlehrer in Vianden), Bernhard Kiesel (Schulinspektor in Echternach), Mathias Tresch (angehender Professor aus Lintgen, bekannt geworden durch das vielstrophige Gedicht: „Mort de Jean l'Aveugle à la bataille de Crécy“) und manche andere mehr guten Willen als geniale Fakultäten in ihren Versen durchleuchten ließen, so bestanden doch, neben ihnen, andere die Gnadenprobe, der jeder wahrhaft Auserwählte sich vor der Öffentlichkeit stellen muß.

Der Blum'sche Notschrei wirkte also, soweit es um den pluralen Einsatz von Talenten ging, wie ein spätzündender Warnruf. Der Appell an die publikten Gewalten freilich, welcher mehr die Wirkmöglichkeiten und die Standesbesserstellung der Künstler betraf, hatte seine Berechtigung umso mehr, als bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein der Traum von einer konsequent betriebenen öffentlichen Kulturförderung unerfüllt bleiben sollte.

Die Taten aber, welche in der Privatdomäne durch die Publikation von literarischen Zeitschriften („Das Vaterland“, „Das Luxemburger Land“, „Ons Hémecht“) gesetzt worden waren, hätten deshalb weniger ignoriert und höher eingeschätzt werden müssen. Schöpferische Geister, die sich weiterhin über eine zu schließende „Kulturlücke“ beklagten, konnten dieses schlimmsten Falles hypokritisch tun. Dennoch schien um die Jahrhundertwende das Reden und Sinnen in Versen weniger Ausdruck, wenn nicht Ausbruch der Begnadung als Manifestation einer Kulturmode zu sein: wer nur einigermaßen die Sprache seiner Wahl, Deutsch, Französisch oder Luxemburgisch, zu beherrschen glaubte, versuchte sich im „Dichten“, obschon das Ergebnis seiner — geistig genannten — Regsamkeit zumeist eine Verundichtung gängiger Empfindungshüllen war. Da aber die Unteren wie die Oberen und die Mittleren sich dem lyrischen Virus ergaben, mußte auch das Faktum selbstverständlich bleiben, daß Fürsten und Fürstinnen, gleich den andern Sterblichen, ihre Leier schlugen. So durfte denn, den nachmaligen Statthalter des holländischen Königs in Luxemburg, Herzog Adolf von Nassau betreffend, das Gesetz des Staunens außer Kraft bleiben, als der zukünftige Landesherrscher Ende Februar 1889 bekannt werden ließ, daß seine Gedichte — Landschaftsschilderungen und rheinische Sagen — recht bald als Manuskriptdruck der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. In dieser Öffentlichkeit gingen sie dann — sozusagen spurlos — unter.

Über die Frage, ob eine Vielzahl der Tages- und Wochenzeitungen, mit ihren nüancierten philosophischen und politischen Ansichten, das lesbare Zeichen geistiger Reife und kultureller Niveauhöhe sei, ließ sich seit jeher mit mehr Leidenschaft als mit probaten Nachweisen streiten. Hätten die Verteidiger der These: „Der Kulturstand ist dort optimal erreicht, wo die Forderung: Ein Organ für jede Meinung! Tat geworden ist“ recht, so wäre für das Großherzogtum dieses Pegelmaximum gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts Wirklichkeit gewesen. Denn im Mai des Jahres 1897 publizierte „De Letzeburger“ ein „Résumé der Luxemburger Zeitungen, in schöne Reime gebracht von Diogenes dem Jüngern“. Dieser zweite Diogenes, der im Zivilleben wahrscheinlich Nikolaus Thoma hieß, war ein ebenso mittelmäßiger Weiser

wie ungewöhnlicher Pegasusschinder, da er seinen Knüttelversen weder gedankliche Essenz noch sprachliche Fülle zu geben vermochte. Zudem ließ sein „Sang“ nicht nur den Humor, sondern auch die satirischen Einspritzer vermissen; in fast hundert Versen verfehlte dieser Spätgrieche, was er in vierzig besser getroffen hätte:

„Es sprach zu mir der Herr Gott,  
„Ich bring dir Hülff in der Nöth,  
Du sollst jetzt fleissig redaktiren  
Und alle Blätter kritisieren,  
Die jetzt man drucket hier zu Land,  
Und jedem Bürger sind bekannt!“

Drum fang ich mit der „Zeitung“ an,  
Die stellt gewisslich ihren Mann.  
Sie schreibt mit Eifer und mit Lust  
Und redigirt mit stolzer Brust,  
Von Wilhelm, Bismarck und noch mehr,  
Von Wien, Berlin und Rom gar sehr.  
Jedoch macht auch im Judenthum  
Sie bald zu viel, ihr nicht zum Ruhm.  
Die Redaktion, ihr Deutsch ist gut,  
Auch ist sie sehr auf ihrer Hut,  
Sie fürchtet sehr den grünen Tisch,  
Lässt lieber andre hauen sich.

„Indépendance“ in welscher Schrift,  
Mitunter auch das Rechte trifft;  
Sie schreibt viel mit der grossen Scheere,  
Sonst hätt' sie manchmal grosse Leere  
In ihrem schönen grossen Blatte,  
Das manchmal viele Leser hatte;  
Als „Avenir“ log es gar prächtig  
Vom Krieg und andern Sachen mächtig,  
Jetzt ist sie zahm als gutes Blatt,  
Auch prächt'ge Freund' gefunden hat,  
Die unterstützen sie jetzt gern,  
Sie bleibt auch dem Gerichte fern.

Das „Wort“, ein frommes Zeitungsblatt,  
Viel Freud' an deutschen Blättern hat,  
Sie kneipt nach links, sie kneipt nach rechts,  
Sie denkt dabei auch gar nichts Schlecht's.  
Ist christlich fromm nach alter Art,  
Auch seine Salbung gar nicht spart,  
Hat nichts mit dem Gericht zu thun;  
Ist auch vielleicht ein großer Ruhm.

O „Echo“, fein bist du heraus,  
Du machst ja jetzt ein grosses Haus,  
Dem Mars-Gott bist du zwar geweiht,  
Auch gross ist deine Herrlichkeit;  
Der Mars-Gott als ein grosser Held,  
Er reibt sich gern an aller Welt.  
Mitunter macht er's gar zu dumm,  
Dann geht ihm die Geschichte krumm.

Der „Pater Jott“ ist auch nicht faul,  
Er reisst schon auf ein grosses Maul,  
Passt auf Ihr Herrn, der Procureur  
Nimmt viele Sachen gar sehr schwer.

Die „Obermos'ler“, unbewusst,  
Ist manches Mal sehr schwarz berusst,  
Doch der Geschäfte macht sie viel,  
Denn sie verfolgt ein klingend Ziel.  
Der „Moselbote“ gleicht gar sehr  
Dem „Echternacher Anzeiger“,  
Die „Zeitung der Ardennen“ auch  
Schreibt tolles Zeug nach altem Brauch.  
In Esch man schreibt ein drollig Zeug,  
Man glaubt das, sein Gehirn ist weich,  
Doch weiss ich solches nicht genau,  
Da alle Theorie ist grau.

Der „Landwirth“ ist für Herrn geschrieben,  
Drum ist der Bauer auch gerieben  
In unserm Land der vielen Rommeln,  
Des sauren Weins und dicken Trommeln;  
Er schreibt viel ab aus Deutschlands Gauen,  
Man kann's in seinem Blatte schauen.

Nun kommt der „Letzeburger“ dran,  
Das könnt bald sein der rechte Mann.  
Er redigiert mit aller Kraft,  
Auch manchmal faule Witze schafft.  
Drum lasst uns tüchtig kritisieren,  
Wenn wir auch manchmal uns thun irren.

So glaubte ich im Augenblick,  
Dass fertig sei die Blattkritik,  
Allein mitunter kann man irren,  
Und unsre „Post“ nicht kritisieren,  
Sie schreibt so ziemlich farbenlos,  
Für gut und schlechten Bauertross.



Das „Volksblatt“ vom Siebeneck  
Steckt seine Nas' in jeden Dreck;  
Schulmeistert Vater, Mutter, Kind  
Und hängt den Mantel nach dem Wind,  
Sein „Spezial-Depeschendienst“  
Bringt jungen Leuten viel Gewinnst.“

Dieses Bäckerdutzend Zeitungen in schlechter Präsentation stellte nicht die Gesamtheit der Presse dar, welche zwischen 1889 und 1899 den Duft der Druckerfarbe im Großherzogtum verströmte. Denn ungenannt geblieben waren:

„Das Vaterland“ von A. d. Reiners; die „Escher Post“ von J. N. Moes; die „Freie Presse“; das „Echo an der Atter“; der „Luxemburger Bauer“; „Ons Hémecht“; der „Escher Courrier“ von Wiroth; die „Volksstimme“ von J. N. Moes; das „Luxemburger Volk“; die „Luxemburger Kleine Presse“ und nachher die „Escher kleine Presse“ von J. N. Moes; „Der Patriot“ von Nik. Wies; der „Kladderadatsch“ von J. N. Moes; das „Escher Volksblatt“ von Dr. Welter; „Der Volksbote“ von J. N. Moes; die „Bürger- und Beamtenzeitung“ von J. Guseburger, die „Luxemburger Post“ von Peter Brück und Michel Huss, „Geist und Schöpfung“ von P. Breithof; „Escher Volkszeitung“; „Ettelbrücker Zeitung“ von W. Schmidt; „Allgemeine Familien-Zeitung“; „Neues Witzblatt“ von Wirgil Burg; „Die Völker-Warte von Wirgil Burg und „Rümelinger Post“ von N. Rausch.

In der „Diogenes“-Aufzählung fesselt der ungewöhnliche Name „Pater Jott“. Unter dieser Bezeichnung agierte ein „Organ für die Interessen des Luxemburger Volkes“. Thoma hatte bald Gelegenheit, sich etwas eingehender mit dem „obsuren Hetzblättchen“ zu beschäftigen. In seiner achtundvierzigsten Nummer desselben Jahrganges ergänzte er sein „Résumé“ durch diese „Zeitungsrevue“:

„In unserm gesegneten Neutralien erscheint seit einiger Zeit unter dem hochtönenden Namen „Pater Jott“ ein feuerroth angestrichenes, hochsocialdemokratisches, obskures Hetzblättchen, gegen welches der berüchtigte Arizona-Kiker das reinste Wasser ist, und welches dreimal per Woche seinen Geifer über alles ihm Mißfällige ausschüttet.

Nachdem Regierung, Kammer, Staatsrath, Industrielle etc. in meisterhafter Weise heruntergekapitelt wurden, wendet sich das, allerdings sehr schäbige Revanchemäntelchen, auch unserer Wenigkeit zu. Hochwillkommenen Anlaß bietet dem gestrengen Herrn Weltverbesserer ein vorige Woche in unserer Offizin ausgebrochener Setzerstrike, über dessen angeblichen Verlauf derselbe seinen Lesern eine Geschichte auf-tischt, die an Insolenz und Wahrheitsverdrehung wirklich ihres Gleichen sucht.

Da über diese Angelegenheit eine gerichtliche Untersuchung im Gange ist, der wir nicht vorgreifen wollen, finden wir uns einstweilen nicht bemüßigt, die wissentlichen Unwahrheiten und Ungezogenheiten eines „Pater Jott“ auf ihren richtigen Werth zurück zu führen, behalten uns aber vor, seiner Zeit dem betreffenden Blatte, das es mit Wahrheit und Anstand wenig genau zu nehmen scheint, mit wahrheitsgetreuen Thatsachen aufzuwarten.“

Des „Letzeburger“ Hätschelkind war und blieb aber ein Kollege, den er **S i e b e n e c k** (nach dem Schriftkennzeichen des Schreibers) oder **B o n a p a r t e** (gemäß dem Spitznamen des Journalisten) nannte, sofern er nicht vorzog, ihn durch Zuschriften aus dem Päfendall „terribeler Mensch“ zu heißen: **A n d r e a s W e l t e r**, Herausgeber der „Luxemburger Volkszeitung“. So publizierte er einen „Offen gelassenen Brief an den berühmten patriotischen Redakteur von der luxemburgischen Klatschzeitung, Hrn. Siebeneck Bonaparte Welter, früherer Notarschreiber zu Redingen (wo die Milchkühler von Hrn. Moes gemacht werden), hochwohlgeboren zu Ulflange, dermalen zu Luxemburg seßhaft“ und ließ den Mann als Bakelschwinger zeichnen, der eine Strafpredigt „an seinen mißrathenen Schüler, den kleinen „Letzeburger“ hielt. Die druckschriftliche Verdeutlichung des Abkonterfeiten wurde so gegeben:

„Herr Andreas Welter, früherer Notarschreiber zu Redingen und Exlehrer, dermalen als wohlbestallter Redakteur und Weltverbesserer in unserer Haupt- und Residenzstadt Luxemburg seßhaft, scheint ein äußerst kitzliges Nervensystem zu haben.“

Nicht weniger übel wurde, auf politischem Terrain, dem Dr. **H e r r i g e s** mitgespielt, der als „gewesener Feuerwehr-

kommandant“ durch sämtliche Wasserpfützen gezogen und so sehr verulkt wurde, daß in dieser guten alten Zeit,

„Wé d'Städter Post beim Wirtge wor  
An engem klengen Eck,  
A wé se nach ké Caissier hât  
A net fir d'Bréwe Sëck...“

die Betrachtung des lieben Nächsten weniger zu einer Vergeistigung der Erkenntnisse als zu einer Verpöbelung des sprachlichen Verkehrs von Mensch zu Mensch war: Vulgärkultur statt Humankultur!

Die erste Nummer des „humoristisch-satirischen Wochenblattes“ „De Letzeburger“ begann am 1. Januar 1893 mit einer zweisprachigen „Standrede“:

„Standrede meines hochehrbaren Erzeugers, als er, mir den Segen auf's Haupt gebend, mich aus der trauten Redaktionsstube wohlgerüstet hinaussandte in's Land, um der heitern Muse Freunde zu werben und die Geistesfunken echt luxemburgischen Witzes denselben zugänglich zu machen.

„Méi léwe Jong!

Gé, t'ass héch Zeit, soss fergêt de Letzeburger d'Lâchen, an dât wâr dauere Schued, ewell t'geseit ên eso' fill fir ze lâchen an onsem klênge Lännchen, wann ên d'An opdêt an net op d'Nuos gefall ass.

Marsch mat dir an d'Welt a sich der iwwerall Frenn ze gewannen.

Du bass e letzeburger Kand fun echtem a rechtem Geblit, mat engem treie letzeburger Hierz dât fest un onser âler Scholl hält; weisz dass de wiert bass de Nûom Letzeburger ze droen!

Fir allem bleif brâf a ferstënneg, an hâl Môsz an allem wats d'ufênks: De Braven muss du enner allen Emstänn ûochten, fir dén hun ech der dei Renzel mat lauter gudde Sâche follgepâkt; mais wanns du engem iwele Patréner, engem Blutseffer, engem Menscheschenner oder Gefrtmescher begéns, da lôss d'Bâtsch, dé ech der bei all dé gutt Sachen agepâkt hun, onbarmhiêrzeg em hir Oeren dauschen, dass se sech resselen a schudderem ass wann se déten d'Kolléschmusek héeren!

Hauptsächlech, mei Jong, behirzeg dat éleft Gebot: „Du sollst dich nicht erwischen lassen!“ Dass de mer bei leiwen net mat déne beschéerte Bâbeldréer a' Conflict geréts, ewell dât si Leit, dé net mat sech spässe lÛssen; an haut zu Dâch ass et bei dèr Onmass Affekoten, dé mer hun, keng licht Sâch fir sech d'Dirwiéchter aus dem Haus ze behâlen; du muss der nie zefill zo'gin wann's du och schons éschte Noper fum Hèr Commissâr a fum Tribenal bass; an ech wetten den Hèr Brück am Gronn hêt nach ewell net wéneg Spâss un dir.

Nu sprang an d'Welt, mei Kand; mat Gottes Well a guder Leit Hellef solls du wuÛssen an dech opdu emmerzo'; mâch dech beléft bei Gro'ss a Kleng, Reich an Arem, Al a Jonk, a kuck dass de geschwenn e Gâscht gess dê gire gesin as fun all echten a rechte Letzeburger.

NB. Dem Wunsche meines hochehrbaren Erzeugers entsprechend, habe ich mich auf die Sohlen gemacht und erlaube mir hiermit mich dem geehrten Publikum ergebenst vorzustellen.

Meine Name ist: „De Letzeburger.“ Ich reise für die Firma C h . P r a u m aus Luxemburg und mache in Schnurren, lustigen Einfällen, humoristischen Erzählungen, guten und schlechten Witzen, buntem Allerlei und sonstigem Mumpitz alles echt luxemburgisches Fabrikat. Mein Haus empfiehlt sich durch die absolute Harmlosigkeit seiner Präparate und den billigen Preis seiner Waare. Nur 1 Mark per Quartal! Dürfte ich Ihnen vielleicht ein Abonnement (spr. Abonnement) offeriren? Fürs erste Quartal? für's Halbjahr? oder auch für's ganze? Ja? Schön, danke bestens! Empfehle mich allerseits mit den ergebensten Glückwünschen für's neue Jahr!

De Letzeburger“

In der zweiten Nummer ließ der Herausgeber-Redakteur Nikolaus Thoma ein „Schreiben seines hochachtbaren Erzeugers“ folgen, das neben der ersten Anerkennung auch weitere gute Ratschläge enthielt, die allerdings später nicht immer befolgt wurden, obschon die Schriftleitung sichtlich bestrebt blieb, ihre besten Hausrezepte der deutsch-luxemburgischen Mischung und der Alternanz von Vers und Prosa mit Effekt zu gebrauchen.

Seinen ersten scharfblütigen Gegner suchte — und fand — das neue Wochenblatt in J. N. M o e s und dessen Zeitungen. In Nummer sechs deckte es einen „Schandfleck im luxemburger Journalismus“ auf: „Was die Sicgegäss in unserm Straßenkomplex, der Hund im Kegelspiel, der Sackträger unter der Menschheit: das ist die „Freie Presse“ im luxemburger Journalismus . . . Auf die „Freie Presse“ paßt so recht jene Konklusion des Obergerichtshofes vom Jahre 1887 in einem Urtheil gegen den damals erscheinenden, im nämlichen Geiste wie die heutige „Freie Presse“, redigirten „Kladderdatsch.“ In diesem Urtheil heißt es: . . . il est utile de remarquer que . . . ce journal . . . ne vit que de diffamations et d'injures, ouvre ses colonnes à toutes les élucubrations produites par des rancunes inavouables ou inspirées par les envies malsaines . . .“

Allerdings nahm „De Letzeburger“ gegen die „Freie Presse“ den hauptstädtischen Dr. Herriges in Schutz, den er selber etwas später in der aggressivsten Form zu attackieren unternahm.

In seiner zwölften Nummer kündigte er das Erscheinen „eines neuen Blattes“ in Versen an:

„Den Bürgern unserer guten Stadt  
Wird wiederum ein neues Blatt;  
Des „Volkes Zeitung“ ist der Name,  
Das Wörtlein Volk dient zur Reklame.

Was die Tendenz, ist noch nicht klar;  
Ob Spiritus, ob Schnaps ob Fusel,  
Doch soll sie gleichen wunderbar  
Dem Landsmann von der Obermusel. —

Doch halt, gebt nur ein wenig acht,  
Vielleicht ist sie ein Echo nur  
Von dem was Joris hat gebracht.  
Ob sie nicht folgt bekannter Spur?

Wie dem auch sei, uns ist es gleich,  
Hier folget unser Segen;  
„Der Himmel der beschütze euch,  
Auf euren Dornenwegen!“

Die Zeitung ist kein Tageblatt,  
Sie braucht viel Zeit zum drucken,  
Sonst wäre man auch hurtig satt  
Von Neuigkeiten schlucken.

Ein neuer Wein schmeckt immer süß  
Kommt frisch er von der Kelter;  
So steht es mit dem Blatt präzis:  
Sein Redakteur heisst Welter.

Das Blatt erscheint frisch und warm  
Bei Befforts Jés auf dem Place d'armes."

Nun, den guten Ratschlägen des Erzeugers zum Trotz  
ließ sich „De Letzeburger“ mit den Gerichten ein und erlitt  
seine erste Verurteilung um die Mitte April.

Allzu nobel führte er sich wirklich nicht auf, da er  
vierzehn Tage nach seinem Abgange vom Tribunal einem  
„Doktor ins Stammbuch“ Verse ohne Reim schreiben ließ:

„Es gibt hier Leute ohne Zahl  
Die alles wollen wissen —  
Der Allerbeste bleibt nicht  
Von diesen unbesch—impft.

Der wird geschwärtzet wie ein Mohr,  
Der Andre rein zerhacket  
Und schließlich auch noch obendrein  
Von Allen ganz bek-lect.

Frage nicht warum die Sorte  
So arg mit Worten ist  
Sonst wirst du ob der Frage schon  
Von Allen angep-riesen.

Und möchten sie der Verse wegen  
Die langen Hälse recken —  
So möchten sie auf jeden Fall  
Des Dichters Rundheit l—oben."

In der vierzigsten Nummer seines ersten Jahrganges (1893)  
widmete „De Letzeburger“ dem verstorbenen Michel  
L e n t z einen dichterischen Nachruf, mit dem N . S . P i e r -  
r e t seine Mitarbeit am „humoristisch-satirischen Wochen-  
blatt“ einleitete. Unter dem Titel: „Fir emmer fort!? Onsem  
fillbetrauten Nationaldichter M i c h e l L e n t z , gestör-  
wen den 8. September 1893, zo'erkannt“ versuchte er, stärker  
im Wollen als im Können, dem Leben und der Dichtung des  
Sängers gerecht zu werden:

„Mei Bléck ass dréf, ma d'Tréne sin et schold,  
Dé o'né Halt mir iwer d'Bàke rënnen;  
Den Himmel hùot ons haut e Mann geholt,  
Dé' lång mat Stolz nach d'Letzeburger nënnen.  
Et wor e Mann mat èngem Hiérs fu Gold,  
E Genie, wé mir hei kën kënne.  
E Mann, dén trei un séngem Land gehängen,  
Ma nu' fir emmer fort fun ons ass gängen.

En Hiérs ass nu' gebracht, dât fir sei Land,  
Am Léd, an der Gefóhr mat ðem geliden;  
Séng Fiéder ass entfall dèr stærker Hand,  
Dé fir onst Recht, onst Wúol hùot kéng gestriden.  
Oh Letzeburg, et wor dein Hêmechtskand,  
So' gut an trei bleift dir kën zwët heiniden,  
Kënt mé, dât fèst wé dât, un dir gehängen,  
Ma nu' fir emmer fort fun ons ass gängen.

Séng Dichterstemm, dé lång mat freschem Schall,  
D'léf Hêmechtslieder ons hùot firgesongen;  
Séng leschtég Weisen, dé durch Biérg an Dall,  
Him nogejauchst hun d'letzeburger Zongen,  
Sin nu' ferstommt! an d'Volék kreischt iwerall:  
„D'lèscht Sèt fun senger Leier ass zersprongen!  
Fu' Grènz zu Grènz hu' mir un him gehängen,  
Um Dichter, dé fir emmer fort ass gängen.“

Sei' mide Kapp hùot séch zur Ro' gelúocht,  
Dén d'Zeit him hát geblécht, wé múncher Sûorgen;  
Ma wât hién ons geschriwen a' gedúocht,  
Fresch liéft et fort, 't leit net am Gráf gebúorgen.  
Den Immortelle-Kranz hùot d'Land him brúocht,  
An éwég wèrt ons Hêmecht dé fersûorgen!  
Un séngem Gráfstén get en opgehängen,  
Well onse Lentz fir emmer fort ass gängen.

Fir emmer? Nën! fällt och Dei Leif zu Stáf,  
Dei Gèscht wiérkt fort a wèrd ons trei emschwiéwen;  
Dein Dichterkranz behèllt sei grénge Láf,  
An d'Hêmechtslieder nach gént Himmel striéwen,  
Fill honnert Jòh'ren iwer Dèngem Gráf,  
Dés D'ons gesongen hùos an desém Liéwen.  
Un Dènger Hêmecht hùos Du trei gehängen,  
Hír bleifs Du emmer, wanns D'och fort bass gängen!

N.S. Pierret“





NIKOLAUS STEFFEN (1821-1874)  
ALS „VATERLANDS“-INSPIRATOR

Als der Stadtluxemburger Nikolaus Steffen am 6. Juni 1869 aus dem Verlag von M. Bourger das „Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur“: „Das Vaterland“ in die Öffentlichkeit schickte, zählte der 1821 geborene Kulturmacher achtundvierzig Jahre, hatte seine schöpferischen Sturmzeiten überwunden, war aus dem Lehrerstande ausgetreten, um als Hüttenbeamter nur noch haltloser in die Schulmeisterei hineinzuwachsen, und maßte sich ein schöngeistig-wissenschaftliches Kritikeramt an, in welchem er, auf Grund verblüffender Kritikasterkriterien, zu herrschen unternahm. Für ihn war, seit mehreren Dezennien schon, die Dichtung zum Toxikum geworden, dessen Geisteswirkung sich als Schreibefieber mit dramatischen Galleruptionen manifestierte, sobald er als gereizter Literaturexperte anfang, in foro artium unwiderrufliche Urteile zu fällen.

Er überhob sich nicht wenig, materiell wie spirituell, als er, mit beiden Augen auf die eigenen angehäuften Produktionen blickend, die namenlosen Mitläufer zum Einverständnis brachte, allwöchentlich vier Quartseiten mit kulturwürdigen Texten anfüllen zu lassen. Aber war die „im friedlichsten Sinne der Welt zusammengetretene Handvoll Leute“ als recht konstituiertes „Redaktions-Comité“ wirklich einstimmig für das inkonsistent geformte und blumig formulierte Programm gewesen?

„Wir werden uns nicht beschränken auf dieses oder jenes Gebiet der Literatur allein, sondern sind entschlossen, alle diese Gebiete ohne Ausnahme zu berücksichtigen. Die Wissenschaften: Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, die Mathematik, Pädagogik und Dydaktik, die Musik, usw. in sofern sich dieselben auf vaterländischem Boden bewegen, werden

wir ganz mit derselben Liebe und Zuvorkommenheit behandeln, als die Belletristik im engeren Sinne des Wortes.

Wir ersuchen daher ganz ergebenst die Träger und Verehrer dieser verschiedenen Wissenschaften bei uns, sowohl als diejenigen, welche sich lieber auf den blühenden Zauberfluren der Phantasie, der Poesie, ergehen, uns gütigst ihre hilfreiche Hand bei unserm Unternehmen reichen zu wollen.

Die Philosophie, welche in unserm Lande sehr tüchtige Vertreter und Träger gefunden hat, soll ebenfalls ihre rühmliche Stelle in unserm Blatte finden, wenn sie ja geneigt sein sollte, sich aus ihrer Höhe bis zu uns herabzulassen.

Jedes Streben ist uns heilig, jede Kraft willkommen. Wir suchen die Tugend, das Verdienst allenthalben auf, und ehren und preisen sie, wo wir sie finden . . .“

Vierzig Jahre nach dem Zerfall der ersten belgisch-niederländisch-luxemburgischen Union — vorzeitig konzipiertes Benelux unter einem einzigen Herrscher! — betonten die Landeseingeborenen, soweit sie noch orangistisch angehaucht waren, fast überlaut das Luxemburgische und das Nationale: von Titel und Untertitel über die verschiedenen Programmpunkte bis zum ersten Beitrag: „Unsere Stammverwandtschaft“ (mit der Hinterklammerdeutung: „Nationalität“!), der mit vollständig unzulänglichen Kenntnissen einen Vergleich zwischen englischen und luxemburgischen Vokabeln zu führen anfang, dann auf „Professor P e u l e n“ ablenkte und schließlich den deus maior der inländischen Sitten- und Bräuche-Forscher, nämlich N i k o l a u s S t e f f e n, aufrief, seine Entdeckung, daß das „Slipper“-Spiel in „Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ mit der einheimischen Spinnstubenunterhaltung „Schlëppchen“ identisch sei, auf seine meisterliche Art zu belegen:

„Irren wir nicht, so ist dieses Spiel schon einmal früher in einem Feuilleton des „Wächter an der Sauer“ beschrieben worden, und zwar von Hrn. S t e f f e n, unserm Nationaldichter, welchen wir, in diesem Falle, für unser Plagiat um Vergebung bitten . . .“

Das war natürlich ein journalistisches Blendmanöver, da der Schreiber nur sich selber, wenn auch drittpersönlich,

vorstellte, um nur ja nicht ab initio als „Nationaldichter“ übersehen zu werden. Zudem erlaubte ihm die „Redaktions“-Tarnung, ein erstaunlich deutsches Credo zu singen, welches ihm zuschlechterletzt die Variante eines „Luxemburg, Luxemburg über alles“ eingab:

„Endlich sind unsere Volkslieder alle ohne Ausnahme deutsche, was doch wohl gewiß ein sonnenklarer Beweis ist, daß wir ein deutscher Volksstamm sind. Wer uns deshalb zu Romanen, Belgiern, Franzosen, stempeln will, der muß wohl mehr, oder weniger, als ein Sophist sein, der es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt. Er muß überdies auf den Ruf der Gelehrsamkeit gar wenig geben. Und wenn er wirklich im Wahne ist, durch seine Sophismen irgend Jemanden zu überzeugen, dann ist er ein Thor sogar noch obendrein. Der Erste Beste kann ihm zurufen: Wie! du sprichst deutsch, dein ganzes Land spricht deutsch; du singst — oder dein ganzes Volk singt deutsch — und dennoch willst du ein Romane sein?! —

Und, wahrlich! wir haben uns unserer Abstammung nicht zu schämen. Wir gehören einer Rasse an, die von der Vorsehung bezeichnet ist, noch einmal die ganze Welt zu regieren. Unsere Abstammung ist die nämliche, wie die unserer Brüder im eigentlichen Deutschland, in England, in Holland, in den flämischen Provinzen Belgiens, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — und wir haben daher gewiss keine Ursache unsere Herkunft vor der Welt zu verbergen und zu verläugnen“.

Von diesem freimütigen Bekenntnis bis zur nächsten Drohung war es nur ein Patriotenschritt: Nikolaus Steffen machte ihn bedenkenlos und stellte sich den Betreuern des „städtischen Theaters“, die ihm zu frankophil in der Auswahl aufzuführender Werke waren, als Obermeister entgegen:

„Nur dann, wenn es sich wirklich herausstellen sollte, dass die Herrn, statt durch unser Theater, anregend, bildend, veredelnd, erhebend auf das luxemburger Volk einzuwirken, dasselbe bloß dem Franzosenthum in die Arme führen, und fremden Zwecken zugänglich machen wollten, — ja, dann müssten wir auf das Energischste protestiren, und sowohl unsern Stadtrath als selbst die Regierung laut und eindring-

lich auffordern, ja noch lieber das ganze Theater fallen, als Stadt und Land auf eine solche unzuqualifizierende Weise der Fremdherrschaft in den Rachen fallen zu lassen . . .“

Diese Courage überraschte ihn selber so sehr, daß er, gegen alle Regeln der Kunst, die captatio benevolentiae nachträglich vorbrachte:

„Doch nein, hundertmal ein! wir können ruhig sein. Keiner denkt auch nur an dergleichen. Dazu sind die Herren alle ohne Ausnahme viel zu edeldenkende Menschen und viel zu gute Patrioten.“

Der Initialblick auf das Stadttheater blieb nur ein Seitenblick. Mehr als andere faszinierte Steffen die Einschau in „Unsere Volkssagen, Volksmärchen und Volkslieder“. An ihnen durfte er neuerdings, wenn auch von der „Redaktion“ mehr enthüllt als verborgen, seine literarische Betriebsamkeit offenbaren:

„Herr Steffen war der erste, der es bei uns verstanden hat, die Volkssagen ganz im Sinne und in dem Tone unseres Volkes wiederzugeben. Es gibt gewiss nur wenige Luxemburger, welche das Buch des Herrn Steffen nicht gelesen, ja sagen wir, mit tiefem, wahren Genuß gelesen haben. Seine Märchen und Sagen sind in unsern Augen das Beste, was er bis diesen Tag, wir wollen nicht sagen, geschrieben — jedenfalls aber, herausgegeben hat. Eine so kindliche, naive, hin und wieder auch wohl schauerige Poesie herrscht durch diese kleinen Darstellungen, wie man sie kaum in den Sagenbüchern anderer Länder wiederfindet. Ob diese Poesie wirklich ursprünglich in den Sagen selbst gelegen, oder ob wir sie mehr in der heitern, glühenden Phantasie des Dichters zu suchen haben, das wollen wir dahin gestellt sein lassen. Ubrigens wollen wir hier keine Rezension schreiben. In Menzels Literaturblatt ist eine solche längst erschienen, die wir schwerlich besser machen könnten“.

Und dann — nach einer erschlagenden Verwechslung von Jakob Diederhoven mit den „HH. Gebrüder Altenhofen“ — redete der „Folklore“-Amateur sich wieder selber an:

„Wir ersuchen hiermit Herrn Steffen, welcher, wie man uns sagt, sich ganz besonders mit diesem Gegenstande,

seit langen Jahren schon, beschäftigt, und dessen Freundlichkeit wir bis jetzt schon mehrere sehr schätzenswerthe Beiträge verdanken, uns gütigst auch in dieser Hinsicht mit Beiträgen zu unterstützen. Im „Wächter an der Sauer“ ist früher eine ganze Reihe von alten Volksliedern von ihm mitgetheilt worden. Wollte er nicht für uns, und aus Liebe zu unserm schönen Unternehmen, dieselbe Güte haben. Wir wagen diese Bitte um so eher, als wir ja glauben, dass der „Wächter“ nur Bruchstücke von einer größeren Arbeit von ihm über unsere Sitten und Bräuche publizirt hat. —“

Da die Anfangsnummern — gleich vielen andern, die noch folgen sollten — in sämtlichen Beiträgen dieselbe Verfasserschaft, offen oder unter Visier, bekannten, mußten etliche Auffüllsel auch den wahren Autor beim Namen nennen. Dessen Signatur deckte dann gleichzeitig den Poeten, der drei Proben seiner Tüchtigkeit vorlegte, und den Kritiker, von dem sich, als allererster, der Priesterdichter **F r a n z J o s e f F e r d i n a n d H o c h m u t h** gute Lorbeeren durfte zusprechen lassen:

„Wir können jedoch nicht umhin, dem jungen Dichter schließlich noch ein lautes, herzliches ermuthigendes „Vorwärts!“ und „Glück auf!“ zuzurufen. Gedanken und Form seiner Gedichte sind fast durchgängig zart, rein und edel. Wenn wir auch gewünscht hätten, dass er bisweilen mit kräftigerer Hand die Saiten geschlagen und in schwungvolleren, erhabeneren, und, vor Allem, ureigeneren Weisen gesungen habe, dass seine Form oft weniger gedehnt und verschwimmend gewesen sein möchte, so war dieses doch nur bei den wenigeren seiner Lieder der Fall. Bei den meisten sind wir genöthigt der jugendlichen, rothwangigen Muse von kaum zwanzig Lenzen unsern Beifall fast unbedingt zu zollen.“

**S t e f f e n**, der Lyriker, sang dann vom „Trauernden Knaben“ das tödliche Lied:

Was zieht so weh, so bange  
Im kühlen Abendwind,  
Wo klar am Feldenhange  
Ein stilles Bächlein rinnt?  
Es tönt wie leise Klagen  
Vom Winde fortgetragen,  
Wie Seufzen tief und schwer,  
Vom stillen Felsen her.

Am Felsen sitzt der Knabe,  
Sein Herz ist tiefbetrübt:  
Sie ruht im kühlen Grabe,  
Die er so warm geliebt.  
Im hoffnungslosen Sehnen,  
Das Auge schwer von Thränen,  
Blickt er im tiefen Schmerz  
Und trostlos himmelwärts.

Er liebte sie so innig,  
Die nun im Grabe ruht;  
Sie war so sanft, so sinnig,  
So unschuldsvoll, so gut.  
Er hätte gern sein Leben  
Für sie dahin gegeben;  
Doch, ach! sie sank hinab  
Ins kalte frühe Grab.

Nun sitzt der Knab alleine,  
Wo stumm der Felsen ragt,  
Im gleichen Mondenscheine  
Und trauert still und klagt . . .  
Doch sieh, da naht der Schlummer,  
Verscheucht den Schmerz, den Kummer,  
Entrückt ihn aller Noth:  
Der Schlummer war der Tod.

Den eigentlichen Wert bezog der Sang vom nachfolgenden  
„D.R.“-Erguß:

„Dieses kleine Lied zeichnet sich aus durch seine anspruchlose, stille, naive, und dennoch tief ergreifende Wehmuth. Es ist so recht im eigentlichen Ton des Volksliedes geschrieben, und dürfte, passend componirt, leicht zum Volksliede werden.“

D. R. war nur eines der Steffen'schen Pseudonyme; im usurpierten Namen D(er) R(edaktion) durfte er sich mit Rosenblättern berieseln und die Andern mit Dornen bedecken: Experte in allem und Pfiffikus noch obendrein!

Allein der Alleskönner beließ es nicht bei Goethes Sprache; er stürzte sich auf die Dickens'sche und konnte auch dort nur groß und weit sehen in dem, was ihn geistig zu peinigen schien. Die Vier Jahreszeiten, wie später die Vier Tageszeiten, verlockten ihn zu einer wort-, reim-, versen- und blumenreichen Sonderschöpfung. „D'Fréjor“ setzte ein wie folgt:

De Frélénk as dol  
 De Schné as geschmolt!  
 Den Himmel as blo!  
 D'Sonn blénkt ewé Gold!  
 Scho fâlen  
 Hir Strâlen  
 Mé warm an den Dal!  
 Neit Liéwen  
 A' Striéwen  
 Entstêt iweral.  
 Kuckt d'Griéschen  
 Am Wiéschen,  
 Wé strèckt et séng Niéschen  
 Fol Firwetz eraus,  
 As wan et welt froen:  
 As d'Kélt nu gedoen?  
 An d'Fréeren aus?  
 D'Schnéklêckelcher hun séch am éschte getraut:  
 Si stin do fol Onscholt, gebotzt wé eng Braut.  
 Schon hun s'iweral,  
 Durch Biéréch an Dal,  
 De Blimercher allen zur Hôchzeit gelaut.  
 O kuck dach! wé kommen se, prèschteg gerescht,  
 Mat dausent an dausent erbei scho gewescht!  
 D'Mâgrédercher waren am éschte gebotzt:  
 Och si hun dem Frascht an dem Schné scho getrotzt.  
 D'Figélecher sténge wuol d'fischt an der Rei: —  
 Si sin eso' léw — ma si sin zerfil schei...

Und der persönliche „D. R.“-Kommentar dazu?:

„Wer muß nicht nach der Lektüre dieses kindlich naiven, anmuthsvollen tief empfundenen, und so rein nationalen Gedichtes, mit uns froh in die Hände klatschen und ausrufen: Bravo! anch' io sono pittore! — d.h. auch unsere Sprache hat Worte und Töne, das Schöne, Liebliche, Anmuthsvolle auszudrücken, in anmuthsvoller Lieblichkeit. — Wir beneiden wahrlich den Dichter um sein schönes, reiches Talent, das ihn befähigt, selbst in unserer unvollkommenen, ungebildeten Sprache, solche Schönheiten wiederzugeben. Welchen tiefen Blick muß er in die Zauberwelt der Frühlingsnatur gethan haben, um seine Eindrücke mit einer solchen Leichtigkeit und Zierlichkeit in einer Sprache wie die unsrige, seinen Lesern vorzuführen!

Und wie oft ist uns schon gesagt worden, der Verfasser gegenwärtigen Gedichtes sei gänzlich unvermögend, etwas

Rechtes in seiner Muttersprache zu leisten. Nur im Hochdeutschen, hieß es, könne er mit Hrn. Lentz und Dicks den Wettstreit eingehen. — Nachdem wir obiges Gedicht gelesen, sind wir bekehrt, und wahrscheinlich sind es unsere Leser mit uns.“

In der dritten Nummer stellte sich Steffen als Literaturhistoriker vor, der nichts weniger plante, als „Die Träger unserer vaterländischen Literatur“ als gute, bessere oder schlechtere Kollegen zu legitimieren. Was er dann in bunter Folge präsentierte, bald kurz, bald lang, bald kennerisch und bald vom minderen Wissen beschwert, lief, vom „Blannen Theis“ bis zum musizierenden Dicks, über die Gebrüder Altenhofen (die ihm keiner abnehmen wollte), Anton Meyer, Viktor Klein, J. F. Gangler, Michel Lentz, Dicks, (den Sänger), Madame François, Th. C. André, Hochmuth, Nik. Steffen, Peter Klein, Ernst Koch, Michel Rodange, M. Mongenast, Inspektor Kiesel, J. Knaff, Karl Becker, K. Küntgen, André Duchscher, Gebrüder Gloden, de Hontheim, Louis Marchand, J. D(iedenhoven, den er noch immer nicht erkannt hatte), Félix Thyes, Nik. Steffen, Engelhardt, Kirsch (Buchfeld), Edouard Pesch und den Operettendicks.

Wie sehr der Beurteiler, als Autodidakt, nicht nur seinen Glauben an die eigene Entdeckung längst gekannter Dinge, sondern auch seiner sturgewordenen Voreingenommenheit gegenüber den Mitbrüdern in litteris Ausdruck geben mußte, bewiesen seine Werturteile, welche stets sub specie optimaes sapientiae gefällt wurden. So sagte er vom „Blannen Theis“:

„Wir kennen nichts von diesem alten blinden Kauz, wenn nicht einige wenige, für den Verfasser nicht eben sehr rühmliche Sächelchen, die weit eher rohen und gemeinen Zoten, als wirklichen Volksliedern glichen . . . Schreiber dieses weiß aus den Erzählungen eines Greises, der noch den blinden Geiger gekannt haben wollte, daß dieser auf den Kirmessen weit und breit im Lande herumzog, und hier dem jungen, und wohl auch dem alten Volke seine — ungewaschenen Lieder sang, und sich dabei auf seiner Geige, die kaum weniger



unharmonisch und ohrzerreißend kreischte, als der gute Alte selbst, begleitete . . .“

„De Bittgank no Conter“ galt ihm als „Satyre der Gebrüder Altenhofen“, denen er allerdings nicht mehr das köstliche Lied: „Ofscheet vu Letzeburg“ zusprach. Anton Meyer fand nur wenig Gnade vor seiner strengen Sicht:

„Seine Gedichte sind das erste Stammeln der vaterländischen, rein nationalen Muse. Hr. Meyer hat durch seine Arbeiten Hrn. Gangler, Hrn. M. Lentz, Dick's, Steffen, u.a. den Weg zum vaterländischen Parnassus, wenn auch nicht gebahnt, so doch gezeigt. Hr. Meyer ist mehr Philosoph als Dichter. Sogar als Philosoph verfolgt er eine engherzige und — wenig philosophische Richtung. Wir zweifeln sehr ob Bachus, den er anzubeten schien, ihm bei seinen Gedichten viel guten Rath ertheilt habe. Wir sind geneigt, noch eher das Gegentheil zu glauben. Überhaupt kann Hr. Meyer, der Form seiner Gedichte nach, kaum als rein nationaler Poet betrachtet werden. Er schreibt zwar seine Verse in luxemburgischen — Lettern, aber kaum in luxemburgischen Worten . . .“

Daraus ergab sich ohne weiteren die Steffen'sche Erkenntnis:

„Ein weit besserer Dichter als A. Meyer ist Herr J. F. Gangler. Jedenfalls ist seine Ausdrucksweise rein nationaler; die Form seiner Gedichte ist viel schöner und fließender, mehr abgerundet, mehr den Anforderungen der Dichtkunst entsprechend. Dagegen dürfte er weniger tief, weniger ursprünglich sein, als Hr. Meyer. Die besten, und, sagen wir es offen heraus, die meisten der Stücke des Hrn. Gangler sind Nachahmungen, ja Übertragungen aus deutschen und französischen Dichtern . . .“

Dann fand sich aber doch ein Ausgleich über Michel Lentz:

„Herr Lentz, welcher sich anfänglich Herrn A. Meyer zum Vorbild genommen hatte, und diesem Vorbilde lange — wohl zu lange — treu geblieben ist, hat sich nicht immer frei von den Fehlern desselben zu halten gewußt. Das Ge-

zierte, Geschraubte, Hochdeutsche, und — sagen wir das Wort, Prätentiose des Hrn. Meyer findet sich häufig bei Hrn. Lenz wieder . . .“

Dem humorlosen Begutachter war Dicks ein „witziger Kopf“:

„Mit Hrn. Lenz, ist Dicks der populärste von allen unsern rein nationalen Dichtern. Wenn Lenz sich in seinen Gedichten und Liedern mehr als warmer Vaterlandsfreund und als Philosoph darstellt, so gibt sich Dicks in seinen poetischen Erzeugnissen mehr als witziger Kopf. Der Witz ist die Hauptstärke von Dicks. Aber er weiß es auch — vielleicht nur zu sehr. Dicks hat eine ungemeine Gewandtheit sich der Gedanken, Einfälle, der bons-mots Anderer zu bemächtigen, und sie in seinen witzsprudelnden, launigen Produktionen zur Geltung zu bringen . . .“

Den dichtenden Polizeikommissar Gangler betrachtete Steffen „als den eigentlichen Pfadfinder unserer reinnationalen Dichtkunst“. Karl Küntgen, der junge Romanzeitungsherausgeber, war schon gerichtet, bevor der Literaturjude ihn untersucht hatte:

„Es ist der Fluch der Mittelmäßigkeit, sich zu überschätzen.“ In den Augen des Arbiters litterarum war Küntgen nämlich ein verbummeltes Geniechen, unfähig, die Steffen'sche Mittelmäßigkeit als Identität der eigenen zurückzuspiegeln. Warum? Wohl weil der „Wochenblatt“-Herausgeber in der persönlichen Reflexionsmanier sich die hübschere Image zuerkannte! Denn von ihm gestand die „Redaktion“ — als Kollektivtarnungsattrappe für den Hauptmacher —, daß er „der fruchtbarste und gedankenreichste von allen unseren Dichtern“ sei, der von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet werden müßte, nämlich vom „reinnationalen“ und vom „Hochdeutschen“. Und so vollzog sich denn, im Angesicht einer immerhin interessierten, wenn auch mehr und mehr verblüfften Leser- und Kulturgemeinschaft, die kurioseste Selbstbespiegelung der inländischen Nummer-Eins in litteris. Die erste Regung des Analysators war ein Protest gegen jede üble Nachrede in einer klaren Angelegenheit:

„Obgleich man uns schon von gewisser Seite her den Vorwurf gemacht hat, als seien wir Lobhudler des Hrn. Steffen

f e n, vielleicht weil derselbe so gefällig gewesen ist, uns schon von vornherein mit seinen Beiträgen zu unterstützen, so kann uns das doch keineswegs verhindern, hier von ihm zu sprechen, wie wir von ihm denken. Die Wahrheit steht erhaben über jede kleinliche Scheelsucht, jeden erbärmlichen Neid, jede hämische Mißgunst, und ihre Aussagen brauchen das Licht nicht zu scheuen, indem sie unwiderleglich sind . . .“

Und so wurde denn von der „Redaktion“ die Wahrheit bekannt:

„Hr. S t e f f e n, das weiß ein Jeder, hat sich aus eigenen Kräften, mit eigener Anstrengung aus tiefster Tiefe emporarbeiten müssen. Die Mittel seiner Eltern erlaubten ihnen nicht, ihm das, was man eine liberale Erziehung nennt, zu geben. Alle Erziehung, die ihm geworden, hat er sich selbst geben müssen, was Wunder also, wenn ihm das Feine, der Schliff der vornehmen Welt abgeht. Im niedern Volke geboren und auferzogen, wird er wohl Zeitlebens an den Nachtheilen seiner frühern Umgebung tragen müssen. Doch nichts von dem was Hr. S t e f f e n ist, sondern von dem was er geleistet und gewirkt hat, ist hier die Rede. Leicht ist diesem Manne nichts, nicht ein einziger Schritt seines Lebens, gemacht worden. Er hat sich Schritt für Schritt, Stufe um Stufe emporringen müssen. Es muß ihn eine unendliche Liebe zu den Wissenschaften, zum Guten, Schönen und Wahren beseelt haben, er muß eine eiserne Willenskraft besitzen, um trotz der ungünstigen Verhältnisse, in welchen er sich sein ganzes Leben hindurch befunden hat, soweit zu kommen, als er in der That gekommen ist. Unzählig sind die feindseligen Gewalten, die er zu bekämpfen hatte und die er besiegen mußte, wenn er nicht selbst zu Grunde gehen wollte in all dem Schmutz, den die Verhältnisse um ihn herum geschaffen hatten. Aber bis in's äußerste Elend ist dieser Mann seinen bessern Überzeugungen treu geblieben; auch noch im grimmigsten Kampfe mit der Noth um das tägliche Brod hat er bisweilen eine Stunde gefunden, wo er das Schöne, Gute, Wahre, das in seinem Innern lebte, im Gewande der Dichtung darstellen konnte . . .“

Diese Glorifikation schrie, sozusagen, nach einem mäßigen Dämpfer. Und es fand sich ohne weiteres eine Stimme,

welche vorgab, nicht aus S t e f f e n heraus zu reden, sondern in seine Bescheidenheit hinab zu sagen:

„Wir waren, wir gestehen es offen ein, nicht immer die Freunde des Hrn. S t e f f e n. Wir theilten lange die Meinung derer, welche ihn für einen unruhigen, ambitiösen, dünkelfaften, ja, sagen wir das Wort, überspannten Kopf hielten, der mit seinen Publicationen weiter nichts bezwecke, als von sich sprechen zu machen. Die letzte Zeit hat uns von dem Gegentheil überzeugt. Wir sind heute der festen Überzeugung, daß dieser Mann weit edlere, höhere Zwecke verfolgt, als ihm seine Feinde nachsagen; und daß er weit solidere Kenntnisse und Fertigkeiten besitzt, als manche sogar, die von ihren Eltern eine Erziehung erhalten haben, die Tausende und Tausende gekostet hat. Wer das Gegentheil zu wissen glaubt, der trete auf und bewaise es: unsere Spalten steh'n ihm bereitwilligst offen. — —“

Diese Stimme goß dann Scheingold über die Werke: „Sagen und Märchen des Luxemburger Landes“, „Epigramme“, „Vögellieder“, über die Opern: „Euphrosine von Falkenstein“ und „Kitzele“, über die Stückchen: „Meister Hobel“, „Gidwiderengem sei Gu“, „De Spirit“ und „De Méschter Uedem“ aus, um dann sich selber zu gestehen:

„Wir begreifen nicht, wie man, nachdem man die beiden angeführten Werke des Verfassers gelesen, diesen noch als einen gewöhnlichen, dünkelfaften, seiner unbegrenzten Ambition fröhnenden Menschen betrachten, und darstellen kann. Aber was thut nicht die Scheelsucht und die Mißgunst?“

Darüber kam N i k o l a u s S t e f f e n, wenn auch nicht mit Witz und Humor, so doch mit Sarkasmen und „geharischten Sonetten“ hinweg. Niemals ließ er sich beirren, sondern dichtete erstaunliche Poeme und noch kuriosere Theaterspiele zusammen: in den zweiundfünfzig Nummern der ersten Serie des „Vaterlandes“ (1869/1870) aus der B o u r g e r - Druckerei und den dreizehn der zweiten (1870) aus der B e f f o r t - Offizin veröffentlichte er nicht weniger als dreißig, zum Teil sehr lange Gedichte, vier Sagen, drei Bühnenwerke, Gedankenblitze, Korrespondenzen, Leitartikel, Polemiken, vielleicht auch die zehn Folgen der Abhandlung: „Vergleichung unseres Dialectes, unserer Volkslieder, Sprich-

wörter, Spiele, Sagen und Märchen, Sitten und Bräuche usw. usw. mit denen des Siebenbürgisch-Sächsischen Volksstammes“ sowie eine Unmenge kritischer Bewertungen zu eingesandten Gedichten — wie sie an Michel Rodange wohl den Maximalgrad der Absonderlichkeit erreicht haben mochten. Der Mann war solchermaßen von sich eingenommen, daß er, anstatt den eigenen Namen zu vergessen — aus Bescheidenheit oder aus Berechnung —, ihn dauernd aus der Feder tröpfeln lassen mußte, ohne freilich den gleichklingenden des jüngeren Bruders — N. S. Pierrret — in der Aufzählung aller einheimischen Dichtungsträger mit ausfließen zu lassen. Für ihn war der Bruder auch in litteris, genau wie im Zivilstandsregister, der nachgeborene, dem eine Führungsstelle schriftstellerischen Charakters nur am Rande der hauptbrüderlichen zukommen durfte. Aus diesem Grunde wohl erfolgte die Aufnahme der N. S. Pierrret'schen Gedichte unter die minderen Versemacher-Proben, wo auch M. R. (Michel Rodange) und viele andere Initialenzeichner neben den präferierten Sängern J. P. Pastoret, Heinrich Weber (Prag), M. Stroesser, Ad. May, J. Knaff, M. Follmann, J. Schlick (Chicago), A. Kolbach und L. Schulhof zur Leserschau gestellt wurden.

Zu Recht sprach der Deuter des Steffen'schen Charakters von der Bitterkeit, der Herbheit und der Tadelsucht, vom satirischen, beißenden und ätzenden Zuge seines Wesens: immer wieder brach die Galle auf und brach auch durch, sobald die Kulturdinge in der Heimat wider seinen Dichter- und Denkerstachel löckten.

Schrieb eine Zeitung gegen seine Publikationen, so verfaßte er „Geharnischte Sonette“, „An die Tante“:

Dein Kläffen könnt' uns fast mit dir versöhnen,  
 O ekligste von allen eklen Tanten!  
 Du hirnverbrannteste der hirnverbrannten!  
 Nimm unsern Dank für dein ergrimmtes Höhnen. —

Willst du dein Werk, das ehrenvolle krönen —  
 Geh an die Strassenecken, die bekannten,  
 Und schlag es an, für deine Stammverwandten:  
 „Hier spricht man Hohn des Landes treusten Söhnen!“

Du schmälst — wir danken für die hohe Ehre!  
 Nichts ehret besser, Tante, als dein Hassen;  
 Man ruft es laut dir zu auf allen Gassen.

Doch ob ein Wicht der Achtung auch entbehre,  
Er ist fidel „wie hunderttausend Säue“,  
Bezahlt man ihm die Schmach nur stets auf's Neue.

Gefiel ihm die Konkurrenz eines Kollegen nicht, so machte sich der reimfreudige Schulmeister zum wohlratenden Kulturdrescher:

„Herr K ü n t g e n möchte ärndten, bevor er gesät, oder doch, bevor seine Saat noch gereift ist. Das aber ist für Jeden zu früh, nicht für ihn allein. Nur wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig werden, lehrt das Evangelium, worin Hr. K ü n t g e n, für einen Laien, sehr bewandert sein soll. Ohne Arbeit, ohne Müh, Gott noch Keinem viel verlieh, lehrt die Weisheit der Nationen . . .“

Äußerte er seine Ansichten über Geschichte und über Geschichtsschreibung, so eiferte er:

„Das Alles (Kriege und Parteihader) möchten wir aus der Geschichte verbannt wissen. Denn so lange sich in derselben noch die Lüge im Mantel der Wahrheit zeigen darf, gibt sie keine, oder doch nur sehr geringe Gewähr. Der rücksichts- und gewissenlose Schelm hat denn noch immer alle Hoffnung, vorausgesetzt, daß ihm seine schlaunen Pläne gelingen, als ein großer, verdienstvoller Mann in ihren Annalen zu glänzen. Wahrheit, reine, klare, spiegelhelle, lautre Wahrheit suchen wir in der Geschichte. Wir suchen darin noch mehr, wir suchen die ganze Wahrheit, und nicht blos einen kleinen Theil derselben. Wer uns diese nicht gibt, der ist für uns gerichtet. Die Unwissenheit ist für uns kein mildernder Umstand. Wer nicht die erforderlichen Kenntnisse besitzt, der lasse ja nur die Hand von der Geschichtsschreibung! Hier ist es vor Allem, wo die Unwahrheit tödtet; denn hier schöpfen die Völker ihre falschen Weltansichten, ihre falschen Begriffe von Gott und seinen Gesetzen, von der Würde, den Rechten und den Pflichten der Staatsbürger. Hier ist es eben am Leichtesten, die Völker durch Sophismen, und falsche Vorspiegelungen irre zu leiten; hier wird dem mörderischen Kriege, den blutigen Menschenmetzeleien, am sichersten und erfolgreichsten das Wort gesprochen und grausames Vergießen des Bruderblutes zur Heldenthat gestempelt. Das ist, was wir bei der Geschichte nicht wollen, weil es der Vernunft, aller Logik, dem Geiste

der ewigen Wahrheit, den ewigen Gesetzen der Natur widerspricht.“

Wollte er ein Talent erheben, so mußte er andere erniedrigen:

„Aber auch soll, neben dem Lohn für das Verdienst, die Strafe, der Tadel für das Unverdienst, den Neid, die Mißgunst, die Scheelsucht arroganter, ohnmächtiger Dümmlinge ihren Platz in unserm Blatte stets finden. Wir werden rücksichtslos und mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen (perfade Waffen ausgenommen) die gemeinen Seelen bekämpfen, welche da das Genie unterdrücken möchten, bloß weil es ihnen, ihrer Eitelkeit, ihrer Anmaßung, ihrem maßlosen Dünkel, der sich durch nichts rechtfertigt, vielleicht im Wege steht. Diese gemeinen Selbstlinge sind die Plage der menschlichen Gesellschaft, indem sie in ihrem dummdreisten und anmaßenden Stolze gern überall das große Wort führen, überall die Ersten sein, überall dominieren möchten, und so Jeden hassen und verfolgen, der ihnen dabei mit besser begründeten Ansprüchen in den Weg tritt. Für diese giftigen Schmeißfliegen der Gesellschaft haben wir unsere Peitsche der Satyre, und wahrlich, sie sollen dieselbe kosten, überall wo sie uns entgegenzutreten wagen. Aus ihren Drohungen machen wir uns eben so wenig, als aus ihrem Schmutz, den sie nach uns werfen. Sie können sich nur selbst beschmutzen, nicht uns.“

Versuchte ein *Lorenz Menger*, die Kenntnisse des Experten über Musik und Komposition auseinander zu breiten, so fühlte *Steffen* sich in seinem Genius verkannt und klagte:

„Herr *Menger* hat nun einmal einen Zahn auf Hr. *Steffen*, das ist klar . . . Das ist wieder solch ein Seitenhieb nach Hr. *Steffen* . . . Herr *Menger*! wissen Sie nicht, daß allzuscharf schartigmacht, und daß man sich zuweilen bloß gibt, ohne es zu ahnen . . .“

Wünschte *Michel Rodange* das Wesen der Poesie zu deuten, so fuhr der „Vaterlands“-Prophet dem werdenden „*Rénert*“-Sänger mit groben Prosasätzen dazwischen.

Ging es um die Definition „der Pflichten und der Rechte der freien Presse“, so warnte er:

„Doch nicht an euch, meine Herren! an denen in dieser Hinsicht Hopfen und Malz längst verloren ist, wenden wir uns hier, sondern an unsere Leser. Diese wollen wir über unsere Ansichten aufklären, nicht euch. Ihr seid uns dafür viel zu gleichgiltig, fast ebenso gleichgiltig wie euer faules Gewäsch und eure Drohungen. Lassen Sie sich dieses nur ein für allemal gesagt sein. Wir streben nicht nach Popularität, wenigstens nicht nach eurem Sinne. Uns ist es ganz gleichgiltig, was ihr und der sonstige Janhagel täglich und stündlich in den Kneipen der Stadt wider uns deklamirt.“

Mißfiel ihm das Theater, so wurde er pathetisch frech:

„Wenn wir albern und geistlos sind — so ist das noch keine Ursache, daß wir es laut von den Dächern schreien sollen. — Der Vernünftige, sei derselbe ein Deutscher, sei er ein Franzose, lacht uns schon so zur Genüge aus — und wahrlich! er hat Recht. Du lieber Gott! In welche Hände ist das Geschick unserer Stadt gelegt! — Also auch bei uns sollen die Zustände von Paris eingeführt werden? Auch wir sollen mit der Zeit unsern demimonde, unsere Damen mit dem pariser chic und chien, besitzen! Auch bei uns soll das Theater in eine Anstalt des höheren Blödsinns — wir wollen nicht sagen, der Unsittlichkeit — verwandelt werden. Wahrlich eine schöne Aussicht für Eltern, welche Töchter haben, an deren Reinheit und Sittlichkeit ihnen gelegen ist! — Und wenn die ganze Stadt uns Thoren, und unsere Kritiken Blödsinn schimpft, was liegt uns dran? Wir streben nicht nach Popularität, nicht nach dem Beifall des hohen und niedern Pöbels, nicht nach Geld und Titel — nein! wir streben darnach, der höhern Stimme, die in unserm Innern spricht, genug zu thun, weiter nicht...“

Gab er sich der „Tonkunst und unsern Tonkünstlern“ hin, so beutete er das Kapitel zur kritischen Abschachtung — in fünf Fortsetzungen — des besten Theaterdichters aus:

„Die Theaterstücke, die Charaktere von Dicks sind überhaupt nicht durchdacht, nicht klar genug vom Dichter vorher angeschaut. Die meisten seiner Personen sind weit mehr abstrakte Personifikationen von gewissen abgeschlossenen Begriffen, als wirklich lebende und wesende Charaktere und Gestalten.“



So war Pâpschossel ein Zerrbild, De Koseng charakterlos, ohne besonderen Wert und verfehlt, D'Mum Sés immerhin das am besten durchdachte Vaudeville; Sprôchmates und Hexentommes gaben sich geradenwegs läppisch; und das Lied: „Ech sin e gro'ssen Hexemêschter“, — ja, hier lag der Hase im Pfeffer, bitte, nein, hier liegt die Faust auf dem Auge:

„Dieses Lied, mit dem Texte eines ausgebildeten Idioms und hervorgegangen aus einer anderen, ernsteren Situation, würde als ein gelungenes Stück höherer Musik gepriesen werden müssen. Die Musik an und für sich ist wirklich tief, eindrucksvoll und ergreifend. Wie Schade also, daß die Situation so überaus komisch und humoristisch ist. Die Musik paßt zu dieser Situation just wie die Faust auf's Auge, und eben sowenig eignet sich der Text zu derselben. Hier, wir wiederholen es, liegt die Klippe, an der fast nothwendig unsere Tondichter scheitern müssen, welche es versuchen, höhere Musik auf Texte in unserer Landessprache zu machen. D i c k s scheint durch diese Musik, bei derselben direkt entgegenstehenden Situation, das Publikum in seinem übermüthigen Humor persifliren und sagen zu wollen: „Je ne me moque pas mal de vos cinq cens, et je mets franchement votre vue en opposition avec votre ouïe.“ Die Musik sucht Grauen zu erwecken, während die Situation die Lachmuskeln unwiderstehlich erschüttert. — Diese Scene als dramatische Scene betrachtet, ist wohl die gelungenste von allen. Komischer und voller an echt nationalem Humor kann man sich nichts denken, wenn auch leicht Wahrscheinlicheres.“

Bei den Kirmesgèscht sind die Motive „null, kindisch, ja, sie streifen nicht selten an's Läppische“; sie „wären besser nicht geschrieben worden“; im Ramplassang erscheinen die Situationen als „steif, forciert, prolix an sehr vielen Stellen, und streifen sogar an einigen andern an's Gemeine“.

Wo lag die Schuld? Wo kam das Ubel auf? Nun, N i k o l a u s S t e f f e n, der es wußte, sprach es offen aus:

„Der Krebschaden der Literatur sind jene seichten, unwissenden und eben darum so dummdreisten Gesellen, welche es sich in ihrem Dünkel überall herausnehmen, den Ton anzugeben, ohne mehr dazu berufen zu sein, als das Maulthier, das die Säcke des Müllers im Orte herumträgt. Wir selbst

hatten die Ehre, bei der Lektüre des „Ramplassang“ im Lokale unseres Turnvereins gegenwärtig zu sein. Himmel, welch ein Enthusiasmus da zur Schau getragen wurde! Welch ein Beifallklatschen! Welch ein Gelobhudel! Doch galt dasselbe weit weniger dem Stück selbst, als dem Namen des Autors. Wäre das Vaudeville von einem Andern diesen Leuten angeboten worden, sie hätten es eben so laut und geräuschvoll ausgezischt und ausgepiffen, als sie es hier gelobt haben. Die so höchst proluxe Beschreibung der Schobermesse, und der hierher gehörige eben so unwahrscheinliche als lächerliche Dialog der beiden Liebenden, wurde als das nec plus ultra aller witzigen und geistreichen Schilderungen bis in den Himmel erhoben. Wer hier hätte wagen wollen, Protest einzulegen, wäre schön angekommen. Man hätte ihm ohne Weiters die Thüre gewiesen. Arme Kunst, durch wen wirst du bei uns gelästert und geläugnet! durch Leute, die auch nicht den geringsten Begriff von deiner Würde, deiner Hoheit, deiner überirdischen Schönheit haben.

Wenn D i c k s, seit der Aufführung seiner beiden Meisterwerke nur gesunken ist, so hat er es in erster Reihe diesen Leuten zu verdanken. Nur hätte er sich nicht von solchen seichten und unwissenden Gesellen beirren lassen, sondern er hätte seinem eigenen besseren Gefühle folgen sollen, das ihn so richtig bei dem „Scholtschein“ und der „Mum Sés“ geleitet hat.“

An diesen „Krebsschäden“, das war S t e f f e n s Überzeugung, mußte auch sein eigenes Unternehmen eines Tages scheitern. Er gestand es in der ersten Nummer der neuen Serie, am 5. April 1870, durch den Leitartikel: „An den geehrten Leser“ ein:

„Unserm Programm, wie wir dasselbe in der ersten Nummer des „Vaterland“ veröffentlicht haben, sind wir unerschütterlich treu geblieben, und werden ihm auch in der Folge treu bleiben, sogar auf die Gefahr hin, unser Unternehmen an der Seichtigkeit des Publikums, dem Partheigeiste unserer Fransquillon's und unserer Annexionisten, der Gleichgültigkeit unserer Spießbürger, scheitern zu sehen. Wir persönlich wollen nichts bei diesem Unternehmen gewinnen. Unsere Arbeit, unsere Mühe geben wir bereitwilligst umsonst. Wir arbeiten aus Liebe zur Sache: unsere Arbeit selbst

ist unser schönster Lohn. Alle unsere Mitarbeiter denken wie wir.“

Parteigelist, Fransquillons und patriotische Zeitungen! An diesen Mächten ginge die *Steffen'sche* Welt zugrunde: weil er keiner Partei pflichtig sei, werde er von allen geächtet; weil er die Fransquillons bekämpfe, werde er von ihnen boykottiert; weil die patriotischen Journale ihn ignorierten, werde er in ein geistiges Ghetto abgedrängt!

Allerdings waren ihm nicht alle Blätter schlecht gesinnt. Die liberale „Luxemburger Zeitung“, beispielsweise, erwies ihm dann und wann die besten Zitationsehren. Auch das „Luxemburger Wort“ betrieb eine Erwähnungspolitik, allein die widerte den Herausgeber an. Das Katholikenorgan erklärte nämlich ohne jede lyrische Floskel:

„Der letzte Sonnabend brachte uns die erste Nummer des zweiten Jahrgangs von *Nik. Steffen's* Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur, das Vaterland“.

Der Herausgeber beklagt sich darüber, daß seinem „löblichen, echt patriotischen Unternehmen“ so wenig Aufmunterung zu Theil geworden und spricht dann gegen seine Landesgenossen den bitteren Tadel aus: „Ein Land, wo ein Unternehmen wie das unsrige nicht allgemein Beifall und Aufmunterung findet, muß entweder sehr tief stehen in Betreff der geistigen Bildung, oder der Patriotismus muß in den Herzen der Massen erstorben sein“.

Gewiß, die Idee eine national-literarische Zeitung zu gründen, die der Stapelplatz für alle besseren heimischen Produktionen werden sollte, den deutschen Ursprung und Charakter unseres Volkes durch seine Sprache, seine Sagen und Sitten zu dokumentieren, die Nationalität und deutsche Kultur des Landes gegenüber dem verderblichen Sprachzwitter, der uns zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilt, und gegenüber der systematisch angelegten Französisirung eines durchaus deutschen Volksstammes zu schützen — gewiß ist eine solche Idee vernünftig, löblich und aner kennenswerth.

Aber diese Idee mußte von einem andern als Herrn *N. Steffen* ausgeführt werden. Der Name *N. Steffen* hat nun einmal keinen guten Klang mehr. Anstatt ein solches Blatt zu leiten, bedürfte Hr. *Steffen* selbst eines Leiters

und Censors, um seinem wildschäumenden Flügelrosse die Zügel anzulegen. Wären die vielen poetischen Machwerke, die er geschrieben, ungedruckt geblieben, er hätte sich manchen Thaler erspart und sich als Poet und Schriftsteller nicht selber ruiniert. Dann leidet Herr N. Steffen an einer wahrhaft lächerlichen Eitelkeit und Selbsteingenommenheit, die ihm alles verdirbt. Das wahre Verdienst ist bescheiden, und findet, wenn auch nicht immer gleich, die ihm gebührende Anerkennung. Achtung und Anerkennung aber meint Hr. Steffen die müßten erzwungen werden. Daher der Unmuth, der bittere Groll gegen das Publikum, das ihn so grausam enttäuscht und ihm alle Kränze des Ruhmes vorenthält, die es „vielleicht einem glücklicheren und höhergestellten Dichter“ an seiner Stelle spenden würde. Armer Dichter!

Endlich begeht Hr. N. Steffen den thörichten Mißgriff, daß er seinem Programm „das Vaterland allein“ untreu wird und neben der nationalen Literatur religiöse Polemik treibt . . .“

Diese Ablehnung hatte ihren Urgrund wohl in den sekretan Handlangerdiensten, die der Hüttenbeamte Steffen dem hüttenherrischen Politiker Metz in Deutschland leistete, wo er gegen Luxemburg hetzte und wofür er in der Heimat hochgenommen wurde, selbst dann noch, als Herr Metz durch die Presse verbreiten ließ, Herr Steffen sei nicht sein Privatsekretär, sondern lediglich einer seiner Angestellten.

Leider trafen die Steffen'schen Herausgeberattacken auch die eigenen Mitarbeiter. Erst als der wertvollste unter ihnen, der über Theater und Dramatik ebenso tiefgründige Untersuchungen wie über „Die Charakteristik der Frauen“ anzustellen vermochte, unter dem Initialenpaar W. P. schriftlich gegen den rüden Ton zu protestieren wagte, versprach der Schriftleiter eine Selbstbesserung, — was aber nicht verhinderte, daß er dem Gelöbniß sofort Polemiken gegen „Indépendant“, „Union“, den „Schwindel in Neutralien“ und die Becker'sche „Wäschfra“ folgen ließ. Zwar erschienen die Angriffe im Dreß poetischer Gestaltungen, allein der Schein trog, denn es waren in Ätzbad getauchte Reimereien, welche

weniger Esprit als Plumpheit oder Ungeschicktheit verrieten.  
Etwa so:

„Ihr, Fransquillons! ihr feigen, feilen Memmen,  
Die, Gimpeln gleich, ihr nach das Fremde äffet,  
Und über bessre Leute hündisch kläffet,  
Wenn muthig sie sich euch entgegenstemmen.

Euch soll hinweg die neue Sündfluth schwemmen,  
Wenn ihr bei Zeit nicht bessre Vorsicht treffet.  
Zieht eure Segel ein, lasst sie gereffet! —  
Wollt ihr den Flug der Schicksalsgöttin hemmen?

Wollt ihr dem Vaterland, das euch geboren,  
Nicht Liebe Weih'n, vom fremden Glanz geblendet?  
Ist euer Herz der Mutter abgewendet? —

Wohlan! so seid ihr heute schon verloren.  
Ihr schmäht und höhnt des Herzens reinste Triebe. —  
Wer soll euch Achtung Weih'n und treue Liebe?“

Und dennoch war „Das Vaterland“ ein gut begonnenes, literarisch notwendiges und im Nachhall fruchtbares Wagnis gewesen: kurz von Dauer, irritierend in seiner Immediatwirkung, post interitum aber aufrüttelnder durch die Lücke, die es hinterließ, als durch die Mängel, welche sich an ihm offenbart hatten. Seine Existenz hatte, viel mehr als das „Organ des Vereins für christliche Kunst“ und Oberhoffsers Musikzeitschrift „Cäcilia“, den schöpferischen Inlandskräften wohl zum ersten Male bewußt gemacht, was Peter Klein gemeint hatte, als von ihm, der jung verscheidenden parsprototo, ein wirkliches Seminarium, ein kulturogener Saatgrund für alle Schaffensmitbrüder und deren Jünger beschworen worden war. Nikolaus Steffen war dem Drange zur Verwirklichung erlegen, ohne die unerläßlichen Leit- und Scheidkräfte zur Ausübung des Führungsamtes zu besitzen. Das Druckwerk brach entzwei, allein sein geistiger Appell ging so lange untergründig weiter, bis ein anderer Abenteurer in litteris, Johann Nikolaus Moes, ihn vernahm, ihm hörig wurde und dann kühnlich das Echo in die Neutat übertrug.

Wohl liebte der „Vaterlands“-Pfleger genialische Allüren; allein er war kein Genie, wenn auch ein merkwürdig rapider Angleicher seiner jeweiligen Stimmungstöne an die poetische

Färbung seiner Vorbilder. Die literarische Mimikry war bei ihm sozusagen perfekt, so weit sie eben auf dem beschränkten Geistesterrain, das sein eigen war, zu spielen vermochte. Das erforderte insbesondere eine verbale Beweglichkeit und eine syntaktische Dexterität, welche über die durchgängigen Heimatnormen hinausreichten. Von Steffen war nicht zu sagen: „Er besitzt einen immensen Sprachschatz“, nein, sein Aussagetrieb hatte die Gewalt der Besessenheit. Seine Lust zu fabulieren war nicht gering, allein sie wurde überboten von seiner Passion für das, was klang, was schwang, was aufprunkte, was schillerte und was er Widerschein vom besten Glorienglanze glaubte. Weder sein Widmungsspiel „Melusina, der Schutzgeist Luxemburgs“, noch sein „dramatisches Gedicht mit Gesang in fünf Aufzügen: Hermann“, noch sein „bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen: Die Äbtissin“ sind in Potenz das, was ihre Untertitel verheißen: wuchtige Begebenheiten, tragische Substanz, explosiv geballte Atmosphäre, in die das Überweltliche, sinnlos, scheint es, und erbarmungslos hineinfunkte! Nicht Charaktere, die, im Widerspruch zu ihren Vokationen, das Ideal verrieten und dem Übel dienten, das sie schlagen würde; nicht Allerweltsgestalten, die, sich selbst verkennend, plötzlich von den Dämonen der Zeit gemartert und von den neu aus sich für sich gewonnenen Kräften so sublimiert würden, daß sie die gläserne Klarheit ihres Wesens an einer teuflischen Nichtigkeit zerschellen sähen! Wörter, Worte, Phrasen, Satzperioden noch und noch! Das tröpfelte und rann, das floß und strömte und fügte sich glatt in jedes Versbett hinein. Das sprudelte und glitt, das drängte und trieb und fing mit sich selber zu spielen an: so im Chor der Najaden aus der „Melusina“:

„Aus den hellen  
Silberwellen  
Eilen wir beglückt herbei,  
Deinen Willen  
Zu erfüllen:  
Sprich nur, Herrin, was es sei!

Willst du trinken?  
Lieblich blinken  
Quellen dort, wie Silber rein;  
Freundlich laden,  
Willst du baden,  
Dich die kühlen Fluthen ein.

Willst die Wogen  
Hoch im Bogen  
Du zum Äther streben sehn?  
Dem Giesel  
Über Kiesel  
Unsrer Bächlein lauschen geh'n?

Alle Gaben  
Sollst du haben,  
Die das Reich der Wellen beut.  
Herrin, wähle! —  
Sprich, befehle!  
Alle sind wir gern bereit.“

Der Tanz der Wörter wurde zur Turbulenz der Wortspielereien, wie im sechsten Auftritt derselben „Melusina“:

„Strahlende,  
Malende,  
Sonnige Gluth!  
Winkende  
Blinkende  
Silberne Fluth!  
Singender,  
Klingender,  
Säuselnder Hain!  
Glühende,  
Blühende  
Blumen am Rain!  
Schmiegende,  
Wiegende  
Zweige am Baum!  
Luftiger,  
Duftiger,  
Tönender Raum!  
Sonnige,  
Wonnige,  
Duftige Flur!  
Lebende,  
Webende  
Heil'ge Natur!  
Fröhliches,  
Seliges,  
Ewiges All!  
Sei uns auf's Neue  
Willkommen im Thal!

Amusettchen dieser Art gestattete sich der Autor auch in jenen Gedichten, die er „reinnational“ nannte. So im „Wanter“:

„Do fêlt scho Schnê!  
An emmer mê! —  
Mei Gott an d'Hèr! wat sol  
Dât gin? — d'ganz Wêlt as fol!  
Millione Flacke fléen  
Licht ewé eng Plaum,  
Déck ewé en Daum,  
Trendelen dréen  
Sech ronderemmer,  
Bonz enne, bonz uowen,  
Heiniden, douowen ! . . .

Scho leit e Schongshég iweral  
Op der Biérger an am Dal.  
An dach nach emmer fléen  
Trendelen dréen  
Scheiwen,  
Schwênken,  
Dreiwen,  
Fênken  
Sech d'Flaken an der Lûcht eremmer . . .“

Derartige Lyrismen nährten allerdings des Dichters Klang-  
hunger nach deftigeren Tiraden, die er in seinem „Hermann“  
und in seiner „Äbtissin“ zusammenwuchtete. Das ging dann  
so:

„Mir ist so wohl in diesen dunkeln Hainen,  
Die ich als Jüngling an Thusneldens Seite,  
Das Ellen jagend, glücklich einst durchzog.  
An dieser Stelle, Horst! traf ich den Bären,  
Als er Thusnelden eben fassen wollte,  
Die kühn den Spiess ihm durch das Fell gerannt.  
Willkommen mir, ihr hochgethürmten Felsen!  
Willkommen Thal mit deinem klaren Bache,  
In welchem sich der Ur, der Eber badet,  
Und wo auch mir der frische kühle Trunk  
Oft bass gemundet, war ich müd' vom Jagen.  
Willkommen mir, ihr wohlbekanntten Matten!  
Wo ich so oft in schatt'ger Kühle ruhte,  
Dem frohen Sang der Waldesvögel horchend,  
In welchen oft des Ures mächtig Brüllen,  
Des Bären Brummen aus der Ferne scholl.  
Willkommen mir, ihr stolzen, mächt'gen Eichen,  
Die ahnungsvoll oft über mir gerauscht,  
Bevor ich noch das Rauschen deuten konnte!  
Heut' deut' ich mir's: es ist der Freiheit Rauschen,  
Das Rauschen niegebrochener Heldenkraft,  
Der hehre Hauch der Götter meines Volkes. —



In diesem Rauschen zürnt der Genius,  
 Der mächtige, des tapfern Volkes heut,  
 Das sich dem Joch des tück'schen Römers beugt.  
 O Schimpf! o Schmach! Thuisko's Volk, es zahlt  
 Dem Römer Zins, der es in Ketten schmiedet!  
 O wendet! starke Götter dieses Volkes!  
 Den Blick doch ab von seiner herben Schmach!  
 Da ihr's erlaubtet, dass sie unser Haupt,  
 Das einst sich stolz erheben durfte, treffe!  
 Doch nein! nicht wendet ab den Zornesblick!  
 Lasst ihn vielmehr dem Flammenblitze gleich  
 Herniederzucken in das Herz des Volkes,  
 Das so gelassen seine Schmach erträgt!  
 Hier brenne, glühe, nage er so lange,  
 Bis alles sich in Schmerz und Wuth erhebt,  
 Den herben Schimpf in Römerblut zu tilgen,  
 Und so den Zorn der Götter zu versöhnen.“

In solchen Ausbrüchen waren sämtliche Streichelstellen der dichterischen Eloquenz berührt, die in ihrer Entzündung zuerst wohl der Deklamation ein wenig Leuchtkraft verlieh, doch später, in der Akzentermattung, den Zustand ihrer Fiebrigkeit nicht zu überdecken vermochte. Auf Anhieb hatte es unleugbar die Gewalt, im Auftrieb irgendwo zu transzendieren und in seelisches Neuland vorzudringen; mittwegs jedoch erwies sich die sogenannte Stoßmacht als ein rasch verpuffendes Energetikum, das mehr der Künstlichkeit als der Ursprünglichkeit, mehr dem Anempfindungsvermögen als der inneren Aufgewühltheit und mehr der sedentär gehaltenen Imagination als der stürmisch erlebten Weltwirklichkeit verdankte. Phantasie wirkte freilich immer mit, und der Einbildung war, ihrer genuinen Funktion entsprechend, fort und fort gegeben, Metaphern am endlos tätigen Rhythmisier- und Skandierdrange erzeugen zu lassen.

N i k . S t e f f e n s Gestaltungsvermögen war zwar seinem Gestalterwillen unterlegen, doch immerhin bedeutsamer als dem „Vaterlands“-Gründer zugetraut und nachgesagt wurde. Den Tod seines besten Literaturproduktes überlebte der Verbitterte nicht mehr als vier Jahre; dann starb er (1874) und blieb ein Vierteljahrhundert lang im forthallenden Namen des Bruders N. S. P i e r r e t nur ein schwach und schwächer werdendes Echo.



## GLEICHE KAPPEN, DOCH UNGLEICHE BRUDER

Heinrich Stammer (1785-1859), Mathieu-Lambert Schrobilgen (1789-1883) und Yves-Hippolyte Barreau (1798-1877) bildeten im luxemburgischen Kulturleben eine seltsame Troika, die ihre Wesensverbundenheit weniger offen als untergründig, weniger verbal als aktiv manifestierte: eine Dreiheit, an der das eigentliche Geistesluxemburgertum sich auf das vortrefflichste hätte illustrieren dürfen, wenn den Gliedern, vereinzelt oder getrennt, der rechte Spürsinn für das nationalsprachige Schöpfertum zueigen gewesen wäre. Die Schriftleiter des „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ begegneten den Primärversuchen der Diederhoven, Meyer und Gangler bestenfalls mit Hohn und schlimmstenfalls mit Schweigen, während Stammer in den dialektalen Offenbarungen seiner früheren Schüler kaum mehr als poetische Verirrungen zu sehen vermochte.

Das Triumvirat fand sich überall brüderlich, in der Regel logenbrüderlich, zusammen und beherrschte auf sämtlichen Ebenen das geistige Dominium: Stammer und Barreau im Athenäum, Schrobilgen und Barreau in der Presse, Stammer und Barreau in der Sonderschule der preußischen Besatzung, wo sie ebenfalls als Lehrer wirkten, Schrobilgen allein, doch für die andern mit, in Staats- und Stadtverwaltung, und alle drei gemeinsam als Wilderer in theologischen Bereichen, als Drahtzieher hinter den Theaterkulissen und als sprachsichere Dilettanten in der Poesie.

In der eigentlichen Dichtung freilich verrieten sie mehr Hirn- als Herzarbeit und vergaben mehr Kopfschweiß als Seelenwärme. Kreative war wohl Stammer der mindere Geber und Schrobilgen der prolixere Produzent: Bar-

r e a u hielt zwischen beiden, ohne sonderliche Gloria, die Mitte. Zu Recht wurden die raren S t a m m e r verse von den Lyrismen seiner bestgezüchteten Klassenbarden ins Vergessen abgedrängt. B a r r e a u blieb allezeit ein flüchtig schreibender Gelegenheitsdichter, der bei Vereinsfesten, Brückeneinweihungen (Martelingen) oder Königsbesuchen ziemlich glatt zu reinen Reimen kam; etwa so (1842):

„ . . . Mais sur son front si la fière Bellone  
A déposé les lauriers du Héros,  
Minerve aussi lui donne la couronne  
Du Sage, ami des arts et du repos.  
A ce beau nom, vois ton peuple en ivresse  
Te présenter son hommage et sa foi,  
Et dire: en guerre, aux beaux-arts, en sagesse  
Il est Roi. Vive le Roi!“

In solchen Versen hatte wohl der Weihrauch seine Wirkberechtigung, aber nicht mehr die Galle, welche noch 1825, bei der Schaffung des „Collège philosophique de Louvain“, mit ausgeflossen war:

„Déjà par ce chemin nouveau  
Nos enfants vont en ivresse  
Mériter le sacré bandeau  
Dans le temple de la sagesse.  
En vain, le fanatisme adroit  
Les trahit et les abandonne,  
Ailleurs, ils recevront le droit  
De prier Dieu pour ta couronne.“

Ein ebenso heftiger Angreifer auf Bischof und Kirche konnte auch der Voltairianer und Meister vom Stuhl S c h r o - b i l g e n sein, obschon er in der Regel, außer dem Briefeschreiben, Stanzen und Couplets, wenn nicht Parodien und Pamphlete vorzog. Und selbst er, der seelisch heimatlose Kumulant von Ämtern, Ansichten und Freimaurereien, wußte, wenn es galt, seine Majestätsverherrlichungen wahrzunehmen. So besang er Wilhelm II. (1842):

„ . . . Guillaume a franchi nos remparts  
Et la joie en nos coeurs pétille;  
Le cri d'amour de toutes parts  
L'avertit qu'il est en famille.  
„Ici tous les coeurs sont à moi“,  
A-t-il dit, „point de haliebardes!  
Je suis et leur Père et leur Roi;  
Mes enfants seuls seront mes gardes“.

De notre pays le destin  
Dépend de ta noble tutelle;  
Son bonheur sera, dans tes mains,  
L'oeuvre d'une gloire nouvelle.  
Il t'invoque comme un sauveur,  
Et te dit, aux pieds de ton trône:  
Roi soldat, Roi législateur,  
Qu'un double laurier te couronne!"

Dagegen widmete er dem Prinzen Heinrich, der sich gegen die Schaffung einer luxemburgischen Universität stellte, weil er eine „École polytechnique“ zu gründen plante, dadurch weniger Rosen als Dornen, daß er den Finanzverwalter, F. de Colnet d'Huart, visierte, um über diesen den eigentlichen Gegner zu treffen:

„... Traitant d'illusion un si noble projet,  
Une voix rétrograde invoque le budget,  
D'un chiffre inexorable expose l'exigence  
Et l'État sans crédit pour soudoyer la science.  
Ne prêtez pas l'oreille à cet industriel,  
Qui n'attache de prix qu'au seul matériel.  
C'est lui qui de l'État jette l'or sur la route  
Où ne passe jamais que la chèvre qui broute;  
C'est lui dont l'oeil borné veut voir le seul trafic  
Puiser à larges mains dans le Trésor public.“

Von den vielen tausend Versen, die Schrobilgen verfaßte — vor allem während seines längeren Aufenthaltes in Diekirch — wurden nur die allerwenigsten veröffentlicht. So teilen sie das Schicksal jener zahlreichen Briefe, aus denen unbezweifelbar die erregendste Zeitgeschichte Luxemburgs herauszulesen wäre.

Formal gehören jene wie diese zu den erfreulichsten Prägnungen einheimischen Literaturschaffens, obschon nicht alle Teile das widerzuspiegeln vermögen, was der lyrische Autobiograph 1886 in seiner „Macédoine poétique“ als absolute Dicht- und Daseinsregel hatte vorstellen wollen:

„Je veux, maître de moi jusqu'au bord du tombeau,  
Maintenant mes esprits dans un juste niveau,  
Voir couler librement, comme une onde limpide,  
Le flot pur et fécond d'une raison solide,  
Jouer dans mes vieux jours d'une virile ardeur,  
Sentir les traits du temps s'émousser sur mon coeur,  
Et libre des terreurs qu'enfante l'ignorance,  
Rentrer dans la nature et dans la providence...“

Zusprechen muß man ihm den Genuß der langen Lebenszeit, weniger jedoch den langen Genuß dieser vielen Jahre, welche ihm die Ignoranz der kommenden Dinge wohl kaum zu nehmen vermochten. Ob er dann so qualenlos an den „terreurs“ vorbeikam? Bestimmt nicht wie sein direkter Zeitgenosse und philosophischer Gegenspieler A b b é O l i n g e r aus Bettborn (1794-1874), Professor am Athenäum in Luxemburg, dann Direktor einer Brüsseler Mittelschule und belgischer Prinzenerzieher, der, außer dem Standardwerk „Nouveau Dictionnaire Hollandais-Français“ und dem „Eucologe à l'usage des Élèves de l'Athénée“, die „Maximes de l'honnête homme“ in nüchternen Versen hinterließ, gemäß welchen Ruhe und Zuversicht im Endleben nur die Folgen einer metaphysisch sicheren Verankerung sein können.

DAS EXEMPEL ANTON MEYER  
(1803-1857)

Der Name, welcher nun des öfteren angeführt, der Mann, von dem in einer Rückschau ausgegangen und auf den sich alles beziehen wird, der Dichter, dessen Werke der Vergessenheit zu entreißen sind, scheint keine Verherrlichung im eigentlichen Sinne des Wortes zu verdienen. Er soll nicht mehr sein als ein Exempel oder eine Realität von gestern, in welcher die Heutigen den Urgrund ihrer Reflexionen suchen; ein Punkt nur in der Geschichte, der das sicht- und greifbare Zentrum aller Gedanken bleiben wird; und dann ein Vertreter des nationalen Wesens; das körperhafte Symbol der luxemburgischen Sonderart; die Kristallisation dessen, was Viele auszusagen wünschen; die Inkarnation ihrer eigenen Gefühle und kurzhin der unerwartetste, aber dankbarste Introdutor an der Schwelle der nationalen Literaturgeschichte: **A n t o n M e y e r**! Ein Wanderer in excelsa, welcher mittwegs stehen blieb! Die Präfiguration so vieler Landsleute, die in media via anhalten und die selva oscura nicht zu durchschreiten wagen!

Zeugen seiner Fakultäten geben Zeugnis von der kulturellen Struktur seiner Heimat. Dennoch ist die Enttäuschung seines Lebens nicht ihre Enttäuschung, wiewohl das liebe Vaterland, als kleines Rabenvaterland im Geistigen, den schöpferischen Menschen noch niedriger hält als das Ausland, welches künstlerische Gestalter von Wert und literarische Schöpfer mit Verdiensten in Luxemburg einfach inexistent glaubt.

Was ist im Grunde gewollt? Etwa einen Mann wie **A n t o n M e y e r** der Vergessenheit entreißen? Nicht ganz, obschon das eine Nebenabsicht dieser Untersuchung sein könnte. Hauptabsicht ist, den Luxemburger zu erfassen zu versuchen, den Luxemburger vielleicht begreifen zu lassen,

den Luxemburger dem Verständnis Derer zu erschließen, die mit einem Beischuß von Verachtung zu fragen pflegen:

„Kann aus diesem Krähwinkel der Kultur denn etwas Gutes kommen?“

Vor dem eigenen Forum zuerst und dann in den Arenen der Welt wird Gerechtigkeit gefordert für ein Völkchen, dessen geistige Potenz in der Regel mit der geographischen Ausdehnung proportionaliter belächelt und mensuraliter verspottet wird. Es ist nicht Zorn, der dieses sagt, keiner gegen die Fremden und keiner wider die Eingeborenen. Schlimmstenfalls überkommt von Zeit zu Zeit den Wissenden, wenn er die Indifferenz aus Faulheit oder die Ignoranz aus Überheblichkeit der näheren und der ferneren Umwelt ins Auge faßt, eine unsagbare Bitterkeit.

Dennoch fängt jede wahrhaftige Betrachtung mit einem Staunen an — und das scheint der rechte Beginn zu sein. Denn ist nicht ab initio, wenn das Meyer'sche Wirken betrachtet wird, ein grandioser Widerspruch aufzudecken? Ein Dichter aus Berufung drängt sich auf als Mathematiker von Beruf! Der begeisterte Poet betätigt sich als ein Antipode der Poesie! Weniger sein Dichten freilich als sein Dasein ist ein einziger Protest gegen die satte Bourgeoisie gewesen, welche er doch mit zu unterhalten bereit war, und gegen die komfortabel eingerichtete Mediokrität, deren Generalität er zu leugnen unternahm. Hat er nicht immerfort versucht, die Zeit zu halten, ach, die Zeit zu fassen, um sie als erfaßte zu gestalten und, in ihr daheim, sie so weit zu vergessen, daß er sich nicht einmal in ihr fortleben spürte?

Bevor die Frage ihre Antwort habe, seien, in einer möglichst nüchternen Zusammenstellung, die Fakten angegeben, welche nach außenhin den unruhigen Ablauf seines Lebens in mehr als zwanzig Stationen zu illustrieren vermögen.

Geboren wurde er am 31. Mai 1803 in Luxemburg als das Kind einer unbemittelten Schusterfamilie. Seine Lernjahre in der Primärschule und seine Studienzeiten im Athenäum, noch unter Heinrich Stammer, erlaubten die Feststellung, daß er ein glänzend begabter Mensch war. An der Universität in Lüttich wurde er von guten Kameraden unterstützt, mußte sich aber die meisten Studiengelder durch



Stundengeben verdienen. Zudem katalogisierte er die wissenschaftliche Bibliothek. Sechs Jahre lang, von 1818 bis 1824, führte er dieses aufreibende Leben, schrieb seine These: „De maximis et minimis“, die 1830 von L a m o r t in Luxemburg ediert wurde, stellte sich nicht zum Examen, sondern wanderte nach Paris aus, um dort seine Spezialstudien fortzusetzen, hungerte, litt und verrichtete die gewöhnlichsten Arbeiten, um den Körper zu erhalten und die Intelligenz zu nähren. Als Professor kam er 1827 nach Echternach, wo er, als eine der beiden Lehrkräfte, Unterricht in Mathematik, Latein, Griechisch, Deutsch, Holländisch und Linearzeichnen erteilte.

Während seines Aufenthaltes im Sauerstädtchen protestierte er, in einer satirischen Schrift „Fragments d'une lettre trouvée à l'ermitage d'Echternach“, gegen die hauptstädtischen Zentralisierungsbestrebungen in der Unterrichtsdomäne.

Zwei Jahre nach seinem Lehrbeginn, also 1828, verließ er die Stätte seines Wirkens, dessen Werte nicht anerkannt worden waren. An der Militärschule von Breda erhielt er eine Anstellung als Mathematiker.

Unter dem Titel „E' Schrek ob de' Letzeburger Parnassus“ gab er 1829 bei J. L a m o r t in Luxemburg seine ersten Verse mit einem Vorwort heraus („Ja et get fennef Auer, ech muss an d'Dilignenz laafen; en aner Jahr, léve' Lïeser, sohn ech der Alles; elo sohn ech der Aédé, a' bïeden dech alt e' wéneg Matleiden mat dezer Schreft zu hoiën.“)

1831 lehrte er am Kolleg in Löwen, da die belgische Revolution 1830 seiner Aktivität ein Ende bereitet hatte. 1832 kam er an das Institut Gaggia in Brüssel, während er in seiner Freizeit Schüler auf die militärische Schule vorbereitete.

Im selben Jahre veröffentlichte er in Löwen („bei M a s s a r - M e y e r“) seine zweite Verssammlung „Jong vum Schrek op de' Letzeburger Parnassus“ mit einer Nachricht an die Unterzeichner („Do et eerer nur etlech sen, so' dat d'zoiel vun de' bestalten Exemplaren net iver 37 ausgeht, musst ech, fir d'kaeschte vum Drock klenger ze maan, an net vun eerer woielgesenntheed een ivele' Gebrauch bis dohin ze maachen, ïech eng Bagatell, iver moosen deier dun ze bezoïelen musst ech aus deen ursachen, e' poier vun den oiëgekennegte'“)

stecker eweglose' well se ze lang woren, an zugleich, do et nemmen ofress aus groessere' stecker, Z.B. aus dem Olominza sen, se, weent hirer onvolstaennegkeet, dach wéneg interesse fir vil, oder goierbaal fir all Lieser gehoiët haetten . . .“).

Am 16. Juni 1832 erst wurde er zum Doktor ernannt, obschon seine These längst im Druck erschienen war.

Zwei Jahre später, nach der definitiven Organisation des Institutes Gaggia, erhielt er seine Ernennung zum Professor. Die Professur wurde ihm dadurch zur Hölle gemacht, daß er nach einem Lehrbuche dozieren mußte, welches, seiner maßgeblichen Meinung nach, die größten Irrtümer enthielt. Sein offenes Wesen trieb ihn an, den Schülern zu sagen, was er von diesem gelehrten Schmarren hielt. Selbstverständlich beeilten sich die lieben Gegner, den Skandal nach obenhin weiterzutragen und den Autor des beanstandeten Werkes, der eine hochgestellte Persönlichkeit war, in jenen Zustand zu bringen, der Entschuldigungen von Anton Meyer fordern ließ. Anton Meyer hatte seinen Dickkopf, demissionierte, verzichtete auf ein gutes Einkommen und erklärte, lieber unterm Sternenzelte schlafen zu wollen — es sei übrigens nicht das erste Mal, — als sich vor einem Nichtskönner zu erniedrigen.

Zwischen 1837 und 1838 privatisierte er, bis ihm die Berufung an die Brüsseler Universität zuzuging, wo er höhere Mathematik lehrte. Gleichzeitig versah er den Posten eines Rechners im Kriegsministerium und zwischendurch schrieb und dichtete er.

Im Jahre 1839 verließ er amtlich die luxemburgische Volksfamilie und nahm die belgische Staatsbürgerschaft an. Das hielt ihn keineswegs ab, dem luxemburgischen Schrifttum sein Herz und seine Seele zu erhalten.

1845 erschien im Verlage Delevigne, in Brüssel, ein Buch, das den Titel trug: „Luxemburgische Gedichte und Fabeln von A. Meyer; nebst einer grammatischen Einleitung und einer Worterklärung der dem Dialekte mehr oder weniger eigenartigen Ausdrücke, von Gloden.“

Dann, 1849, nach dem Tode des Professors Lemaire, kam an ihn der Ruf, an der Lütticher Universität den Lehrstuhl

für Differential- und Integralrechnen sowie für höhere Analyse und Probabilitätsrechnen zu besetzen. Das ging natürlich ohne Reibereien nicht ab; liebe Feinde widersetzten sich seiner Ernennung, die nur durch den persönlichen Einsatz des Innenministers R o g i e r zustande kommen konnte. („Meyer ist ein von der Krankheit gezeichneter Mann“, sagten jene; und dieser erwiderte: „Mag sein, aber dann hat er den Posten verdient“.)

Sein Weiterleben in der neuen Stellung war ein einziges fieberhaftes Schaffen, das von Krankheitspausen unterbrochen und dann von übereifrigen Rattrapierungsbemühungen durchgesetzt wurde.

Bei D e s s a i n , in Lüttich, erschien 1853 seine „Oilzegt-Klaeng“.

Ein Jahr später, also 1854, gab der gleiche Verlag D e s s a i n in Lüttich heraus: „Regelbüchelchen vum Lezeburger Orthögraf, en Uress, als pröv, d’Fraechen aus dem Hâ, a Versen vum A . M e y e r .“

In einem unheimlichen Produktionsrhythmus vollendete er, als korrespondierendes Mitglied der „Académie Royale de Belgique“ und als Zierde der „Société des Sciences“, wissenschaftliche Berichte, Memoranda und Abhandlungen in großer Zahl.

Die Studenten liebten seine klaren und gediegenen Kurse, sodaß sich ein musterhaftes Verhältnis zwischen dem Lehrer und den Lernenden anspann. Leider wurde es am 29. April 1857 durch den Tod M e y e r s gelöst.

Was noch zu sagen war, sprach U l y s s e C a p i t a i n e in der Totenansprache folgendermaßen aus:

„Dieser Mann, der sein ganzes Leben damit zubrachte, mathematischen Abstraktionen nachzuspüren, hatte sich die ganze Gefühlsmacht einer im Enthusiasmus brennenden Seele bewahrt: er begriff das Schöne und liebte es so sehr, daß ihn der Anblick eines Raffael-Gemäldes eines Tages bis zu den Tränen rührte. Er beschränkte sich nicht darauf, das Schöne zu lieben, er realisierte es. Seinem Pinsel sind anziehende Schöpfungen zu verdanken, und mehr als einmal rief seine dichterische Inspiration die Bewunderung seiner Landsleute hervor.“

So war der Mann, und so sein Leben. In der Aufzählung äußerer Ereignisse erhält und behält die Gelehrtenexistenz den wertbestimmenden Akzent. Besonders aber fesselt die professorale und pädagogische Eigentümlichkeit nur in zweiter Linie, denn im Anfang und am Ende steht die Frage nach dem kreaturischen Dasein dieses ebenso eigensinnigen wie zwiespältigen Auswanderers, welcher von der Vorsehung aus-erkoren worden war, als erster Sänger von Bedeutung die wärmste Sprache, die der Luxemburger kennt, für seinen Geist und für sein Volk Zeugnis geben zu lassen. Wenn auch der Satzbau und die Denkweise, der Rhythmus und das Pathos, der Ausdruck und das Sentiment den deutschen Born, aus welchem sie getränkt wurden, nicht zu verheimlichen wußten, so verrieten sie doch die erstaunlichste Schaffenslust aus der Erkenntnis, daß ein Dichter wesentlich von den Gaben — von den Wiedergaben — der eingegossenen Sprache lebt.

Hier freilich wird der Leser seiner Werke bereits zum kritischen Forscher, welcher zu erfahren trachtet, ob Anton Meyer ein Kreativeur in der natürlichsten Bedeutung des Wortes hatte sein und also die Tribulationen seines Erdenlebens im blutdurchpulsten Fleische des Verbiums hatte inkarnieren dürfen, weil andernfalls ein Anrecht auf den Ehrentitel eines nationalen Sängers nicht hätte erhoben werden können. Beunruhigte ihn tatsächlich der Drang zur Expression seiner innersten Erhebungen in einer Weise, daß er, unmißverständlich und unwiderstehlich, gezwungen war, die emotionellen Erschütterungen seines Wesens möglichst vollkommen faßbar zu machen und dadurch die Transmutation der Realität ins Irreale solange zu verwirklichen, bis die Folge der Umwandlung nichts als Staunen über Staunen zu erregen vermochte?

Was ist Kunst denn anders als dieser fortgesetzte Prozeß der Veränderung, welcher Wasser in Wein und Fakten in Gefühle, wenn nicht Gefühle in Ideen umzugestalten erlaubt? Die Grund- und Untergrundessenz, aus der ein Dichter wirken muß, kommt aus der Rührung, die sowohl ein Angerührtsein von außen- und von obenher wie auch eine interne Bewegtheit meint. Mit einem Male überträgt das Sensorium seine Wellen, welche eher Fließungen des Mysteriösen als deutbare Flutungen sind, auf die Seele, die beweglich wird, und aus

der Freude, welche immerfort am stärksten nur dem Lautersten in seiner reinsten Stunde beschieden wird, zu klingen anhebt, um schließlich die schöpferischen Mächte auszulösen.

Ist somit das Lied beschworen? Nun, so muß gesagt werden, daß der Begnadete zwei Stimmen ertönen lassen kann: die einfache vox hominis, der er ist und bleiben wird, und die „voix du désir“, den er nicht abzulegen vermag, weil er, jeden Tag aufs neue, Furcht empfindet vor dem Schlechteren, der er werden könnte, und Sehnsucht hat nach jenem Besseren, der er, Nacht um Nacht, zu werden begehrt. Die Signatur seines Lebens ist ein stetes Unbefriedigtsein. Hier wühlt die Erinnerung alte und vergangene Misere auf und dort schaut das Prophetenauge in eine Zeit hinüber, die der Seher eigenmächtig ausgestalten möchte. Macht die Memoria, welche im unentwegten Rememorieren satt und müde wird, allmählich den klugen Philosophen oder den schlichten Weisen, so kehrt die Kraft des Dichters die Erinnerung um und läßt die ausgetragenen Leiden zu griffbereiten Baustoffen einer Welt aus Traum und Schaum werden. Diese aber ist nichts mehr als die Wiederauferstehung, in der Glorie des Erfreunden, abgestoßener Gestrigkeiten. Was damals zu Fall gekommen war, fängt jählings zu gefallen an. Lust entsteht im Konstruieren kleiner Herrlichkeiten, jede körperliche Zuckung von früher fängt sich in einer geistigen Entzückung, und alles will, das Lächeln und die Schönheit, sich gehalten sehen in der Form des Verses, in der Fassung des Gedichtes, wie ein Wunder, welches überrascht.

Sitzt Anton Meyer, als ein Sänger dieser Art, auf dem nationalen Verwunderungsstuhle, den Sören Kierkegaard für jeden aparten Dichter wie für jeden eigenwilligen Denker en dehors de la société gefordert hat? Die Frage läßt sich nur verneinen, denn so wenig der Primarius unserer Lyriker die Entschleierung seines Innern und die Entblößung seines Leidens vorzunehmen trachtete, so wenig hatte er die genuine Fähigkeit, durch die Einmaligkeit poetischer Explosionen das andauernde Aufsehen seiner Landsleute zu erregen. Primarius? Zu Recht hat hier das Wort den Platz gefunden, den eine Absicht ihm erwählen mußte: in ihm soll das Primäre des Meyer'schen Naturells anklingen, welches den nüchternen Rechner mit romantischen Komplexen zu forschen Reimer-

taten antrieb, die nicht samt und sonders als Ruhmestaten hinterlassen wurden. Die Erstheit des literarischen Unternehmens und die Primitivität der Aussagemittel brachten Werke zuwege, vor denen der gute Wille des Autors zwar als mildern-der Umstand gewertet werden durfte, aber nicht zu allen Zeiten die verzeihliche Gesinnung des Hörers zu wecken vermochte. Das war eckig, schwerfällig und dörperhaft, — im groben ganzen die treffendste Illustration der Verse aus der Fabel „D’Flo an de Pierzkrecher“, so wie „E’ Schreck op de Letzeburger Parnassus“ sie festhält:

„Er Plomphet könnt ze Paass  
Iech hei am steiwe Naass;  
An dat op Ierde keng Talenten  
Net hun hir égen Elementen.“

Hier, vor der Schwerfälligkeit der Formulierung mehr als vor der Fehlerhaftigkeit der Form, wird der Kritiker zur Untersuchung der Frage aufgefordert, ob die Unsicherheit in sämtlichen Gebieten der Darstellung und der Verhaltensweise ein Charakteristikum *Anton Meyers* im besonderen oder des schöpferischen Luxemburgers im allgemeinen sei, also daß der eine für die Gesamtheit seiner und kommender Zeitgenossen zeugen dürfe.

Wiewohl damit über syntaktische und grammatikalische Vergehen des poetisierenden Mathematikers hinweg gesehen wird, der sich denkerische Mängel im eigentlichen Fache strengstens versagen mußte, kann man doch nicht, die Totalität seines dichterischen Schaffens ins Auge fassend, jene hintergründigen Merkmale verschweigen, welche das Wesen talentierter Landsleute auszumachen scheinen. Denn der Luxemburger sieht sich, als Gestalter seiner Träume und als Baumeister seiner metaphysischen Welten, vor eine permanente Geisteserforschung gestellt, die seinen besten Elan in den Überlegungen zu brechen vermag: Wem gleiche ich am Ende, wenn ich, noch im engen eigenen Idiom die größeren Sprachen meiner Nachbarn mitverwertend, wie die andern Volksvertreter auszusingen wage, was mich innerlich bewegt? Bin ich wirklich etwas Eigenes? Darf ich einen Anspruch auf die Gewißheit erheben, daß auch ich, wie der französische Dichter oder wie der deutsche Dramatiker, etwas Besonderes

sei? Habe ich das Recht, sobald ich mich als Sprecher des ganzen Volkes aufführe, mich als die Inkarnation einer Nationlichkeit zu fühlen, so wie ich, als redendes, fühlendes, mich regendes und mich ausdrückendes Individuum, eine geschlossene Persönlichkeit verkörpere?

Spürt der Forscher an den M e y e r ' schen Werken solchen Themen der Selbstprüfung nach, so stellt er, außer der manifesten Unstärke des Vagabunden, der sich nicht zu halten weiß, weil er gleichzeitig in drei spirituellen Sphären daheim sein möchte, eine erschreckende Instabilität des Denkens und des Empfindens fest, in welcher die Linkischkeit in der Reflexion und das Zögern vor dem Schlußfolgern wohl die stärkstbefremdenden Elemente sind. Und mit einem Male, mitten im Bedauern darüber, daß die Luxemburger der natürlichsten Spontaneität ermangeln, hält der Kritiker vor dem Dilemma, das sich ineinemfort als Zwang zur Entscheidung präsentiert: Sind die Heimatdichter, als Privilegierte, in der dauernden Kommunion mit dem Universellen oder schließen sie sich allzu gerne ab, um ein unscheinbares, wenn auch absolutes Sondersein zu leben? Nein, noch tragischer: Hat sie das Schicksal eingeschlossen in den winzigen Zirkel dessen, was sie ihr Volkstum nennen, und dennoch ihnen die Sehnsucht gegeben, aus der Gewöhnlichkeit des Bodenständigen auszubrechen, um in die Größe des Weltbürgertums emporzufliehen, und dieses ist ihnen unmöglich gemacht, weil jenes seine Fesseln unzerreißbar und unlösbar hält?

Fehlt ihnen auch nicht die großartige Imagination, welche dann und wann, in einer klaren Stunde der Trostlosigkeit, sich ihrer geistigen Lage bewußt wird, so haben sie doch genügend kritisches Vermögen, um sich der aufkommenden Verzweiflung zu entheben und das geltend zu machen, was allezeit die Stärke A n t o n M e y e r s ausgemacht hat: nämlich den Humor. Immer ist der Humor gegenwärtig als Ausfluß eines Aktes, durch welchen sich der Dichter weniger selbst bedauert als belächelt. Eine Feuchtigkeit glänzt über alles Sagen hinweg und vermittelt dem Menschlich-Allzumenschlichen einen Schimmer, der verklärt. In der Einöde der Gefühle, ja, in der Wüste der Gedanken fängt ein Tau zu funkeln an, und etwas wie das Licht des Herrn gießt Gemüt-

lichkeit in die Abgeschlossenheit der Wörter- und der Ideenräume.

Doch unvermittelt äußert sich die eingeborene Ungeduld des Luxemburgers; sie tut es in jener Nachhaltigkeit, die das wärmende und versöhnliche Gut entwertet, welches der Humor in schlichten Gesten ausgegeben hatte, und versucht, in einer brutalen Explosion der Kräfte, eine neue und vergebliche Sprengung der nationalen Enge. In diesen endlos wiederholten Aufsprüngen „impatientiae actoris“ offenbart sich am sichersten der Mangel an Genie. Denn nur der Mann des beruhigten Abwartens in einer immerwährenden Bereitschaft, zu empfangen, zu erdulden, hinzunehmen, auszureifen und dahinzugeben, wird die geheimnisvollen Enthüllungsfeiern an den Dingen und um die Menschen erleben dürfen, durch die der große Weltdichter zum Vates und also zum Auserwählten seines Volkes zu werden vermag. Nur die Geduld wird ihn befähigen, auf einer Stelle, die der locus ingenii und der Ort der Segnung sein wird, so lange auszuharren, bis er imstande, ach, bis er im Stande der Gnade ist, das auszujubeln in die Dunkelheit der Zeit, was er im Lichte der Inspiration hat schauen dürfen.

Hatte dieser eigengeartete A n t o n M e y e r auch Vieles und Beträchtliches geleistet, so war ihm doch das Wichtigste vorenthalten geblieben. Wohl lebte seine sogenannte Dichtung von der Tatsache, daß der Mensch mit seinen Lehren sich tagein und -aus im offenen Kriegszustande befindet, wohl bemühte er sich, die Kreatur in ihren Stärken wie in ihren Schwächen zu erfassen und das Humane — oder auch das Inhumane —, das Lächerliche und das Verkehrte als Fabelzüge in den Tieren zu spiegeln, um dadurch das Widermenschliche nur noch härter zu treffen, allein ihm stieß in diesen Transpositionen das Mißgeschick des Mannes zu, der sich nicht in Achtung und in Ehrfurcht zu bescheiden weiß. Ihm fehlte, was eine solche Ehrfurcht nährt und was die Achtung auffordert, jedem Spotte seine Grenzen zu ziehen: der Glaube des Geschöpfes, das sich abhängig, schuldig und verantwortlich spürt vor einer unwandelbaren Gewalt. In seinen Liedern wurde alles offenbar. Ihre Kleinheit und ihre Weihelosigkeit entlarvten seinen Widerwillen vor dem Aufblick in das Jenseitige und vor seinem Eintritt in die metaphysischen Bereiche.



Wenn irgendwo, so eröffnete der Dichter des „Schreck ob de Letzeburger Parnassus“ hier den Reigen Derer, die aus Gründen einer schlechtverstandenen Objektivität nicht minder als einer übel praktizierten Poeterei die religiösen Motive fliehen und sich des offenen Eingeständnisses, christlichen Erwägungen und göttlichen Einflüsterungen zugänglich zu sein, bis zur Selbstpeinigung, wenn nicht bis zur Pauperisation ihres Innern schämen.

Nun ist aber das Seelenleben eine Realität, die in der Domäne der Dichtung Prioritätsrechte genießen muß. Man dürfte sich, um nicht der Voreingenommenheit geziehen zu werden, auf ein Wort des Franzosen J o u b e r t berufen, der geschrieben hat:

„Il y a une sorte de génie qui semble tenir de la terre: c'est la force. Une autre qui tient de la terre et du ciel: c'est l'élévation. Une autre, enfin, qui tient de Dieu: c'est la lumière et la sagesse, ou la lumière de l'esprit. Toute lumière d'en Haut.“

Was soll die pure Phantasiedichtung, wenn es hienieden Zeugnis zu geben gilt? Was bedeutet ein Naturgedicht gegenüber einem aufrüttelnden Situationsberichte, in welchem die anima naturaliter christiana Heldin ist und Opfer, Geliebte und Gekrönte, Gejagte und Eroberte? Hier kommt die wahre Dichtung ihrem Ursinn nahe auf der Wanderung zum Ich und in der Äußerung des unbändigen Triebes, sich fortgesetzt von seinen bleibenden und weiterwirkenden Daseinswerten zu überzeugen. Der Sänger sucht das Reich des eigenen Geistes, und alles Ubrige wird ihm nachgeworfen werden: das rechte Maß im Lautgeben, die keusche Haltung in der Selbstenthüllung, die schlichte Menschlichkeit im Ausdruck und die edle Größe in einer anheimelnden Leuchtung, die ihre Quelle in excelsis besitzt. Licht vom Überlichte! Denn das Licht ist ein Attribut des Allerhöchsten, Der Sich dem Demütigen mitsamt Seinen Gaben ausliefert, auf daß der Beschenkte sich zum Vermittler dieser reichen Dona mache. Mehr als er empfangen will, vermag er nicht zu geben. Die Magnifizienz der dichterischen Erzeugnisse ist die angepaßte Folge der religiösen Rezeptionshaltung Dessen, der sich auserkoren weiß und darum alles tut, um seine Berufung ehrlich zu erfüllen.

An dieser großen und erhabenen Aufgabe freilich scheitert der poetisierende Luxemburger allzu oft. Ist er, als Dichter, naturgemäß ein Inselwesen, das sich gegen die Macht der Mediokrität und wider die verstumpfende Gewalt der amüsischen Majorität zu schützen hat, so muß es doch auch, um im Gesetze der Wechselwirkung zu bleiben, sich dem anonymen Gesprächspartner in irgendeiner Weise stellen. Wie sehr der Schöpfer sich auch abriegeln mag gegen alles, was ihn niederziehen oder was seine Emotionen entweihen könnte, immer dringt das Alltägliche durch sämtliche Poren der Sätze, die er lebendig werden läßt, in seine Kreationen mit hinein. Wo er den Menschen schlechthin als ein Monstrum oder als ein wirkendes Chaos, als eine fleischgewordene Summe von Widersprüchen oder als ein Wunder vorstellt, fühlt sich Dieser oder Jener aus dem weiten Publikum visiert, gemeint und angerufen. Der Angesprochene fängt zu widersprechen an, Andere reden nach einer Weile des Zuhorchens mit, und so sieht der Einsame sich plötzlich vor ein Publikum und dadurch vor die Frage hingestellt, warum er eigentlich die Feder führe, ob er dauernd eine Hörschaft im Sinne gehabt habe, ob er gar ein bestimmtes Publikum präferiere, ob er sich nackt und seltsam zeige, um seine Präsenz durch eigentümliche Umstände fühlbarer werden zu lassen und ob er etwa vorhabe, sich selber, vor dem Nächsten, zu überzeugen, daß er da sei als eine Kuriosität des Herrn?

Ja, wendet er sich, sobald er zur Stimme des Ungreifbaren oder des Unbegreifbaren geworden ist und dem Befehle ungenannter Mächte folgt, die ihn zu reden zwingen, an die Menschen seiner näheren und seiner ferneren Umwelt, um die Unergriffenen, so wie sie sind, an seinen seelischen Erschauerungen teilnehmen zu lassen? Wohl kaum, denn seine allerbesten Erkenntnisse gibt er, sich selber opfernd, da er sich zuerst und nichts als sich seziert, den Idealwesen hin, die er in den heutigen und in den kommenden Menschen sehen möchte. Er sucht Geschöpfe, die ihn, als die im Wunsche verwirklichte Verkörperung der Vollkommenheit, zu lieben und zu stärken wüßten, — so zu stärken, daß er seine absolute Unabhängigkeit gegen die tausendundsieben Empirien des Lebens mit Erfolg zu verteidigen vermöchte. Denn das, was er in erster Linie braucht, ist die Sicherung seiner

leiblichen Existenz, damit in ihr die höhere Vokation vollständig garantiert sei.

Nun aber lebt, wie Anton Meyer in der leidvollsten Form zu beweisen hatte, der Luxemburger nur von einem Berufe für die Berufung, von einem Handwerke, sozusagen, für die Kunst. Man greife blind hinein ins volle Bücherleben und stoße überall auf Seufzer, wie sie Martin Blum in einem Artikel „Zur Litteratur unseres heimathlichen Dialektes“ am 1. Juli 1895 auf den Blättern seiner Zeitschrift „Ous Hémecht, Organ des Vereines für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst“ ausgestoßen hat:

„Es gibt vielleicht kein Land in der Welt, wo dem litterarischen Streben solche Hemmschuhe angepreßt werden, als eben in dem unserigen. Unsere inländischen litterarischen Produkte werden als Makulatur verkauft, der fremde Schund hingegen wird mit theuerem Gelde von unsern gebildet sein wollenden Luxemburgern angeschafft.“

Anton Meyer selber war vorsichtiger in seinen Attacken; sogar dort, wo er die Absenz und die Abstinenz der Subskribenten feststellen mußte — die Zahl der Unterzeichner erreichte mit Müh und Not das vierte Zehnt —, versagte er sich die Bitterkeit der Aussage und die Reaktion des ressentimentalen Geschöpfes. Freilich wußte er, daß seine Umwelt ein kleinbourgeois und kleinmerkantiles Dasein führte, er kannte die Erbärmlichkeit der Gebräuche und verspürte am eigenen Schicksal, wie wenig seine Zeitgenossen für künstlerische und für schöngeistige Belange übrig hatten.

Wohl hat der sogenannte Fortschritt inzwischen das spirituelle Niveau der Allgemeinheit gehoben, wohl surren in den Druckereien die Rotationsmaschinen emsiger als je, wohl müssen die letzten Urwälder fallen, damit Papierschlangen lebendig werden, um den Letterndrang des Schundes und der Dummheit aufzufangen, allein in der Einstellung des Durchschnittsmenschen zur heimatlichen Dichtung hat sich nichts geändert: eine Subskription findet, nach wie vor, ihre sieben- unddreißig Liebhaber, die Verleger werden nur noch verlegener vor gewichtigen Werken, die ihnen zur Edition unterbreitet werden, und das liebe Publikum, welches stolz auf den Besitz eines glänzenden Reifezeugnisses ist — wohlverstan-

den: nur der Stoff des Zertifikates hat Glanz — bemüht sich mit Erfolg, an den höchsten Forderungen des Lebens unberührt vorbeizukommen. **A n t o n M e y e r** ist durchaus nicht der unglücklichste Sänger gewesen, denn heutzutage hat das Volk, von dem die Rede geht, zweifellos den Höchststandard an geistlosem Gutleben überschritten: niemals ist ein Publikum unfähiger gewesen, als das luxemburgische, die positiven Werte des Buchhandels von den negativen zu unterscheiden, ach, zu keiner Zeit hat es sich offener für die hübsch gesetzten Sinnlosigkeiten und also gegen die schlicht gedruckten Fakten der Intelligenz entschieden.

In einer Epoche, die den Automatismus aller Dinge als Lebenszweck betreibt und schon bereit ist, der Automation die außerordentlichen Qualitäten ungewöhnlicher Geschöpfe zu opfern, kann die mediokre Kreatur nur automatenhaft dem Mittelmaße ergeben sein. Die Sorge des Einzelnen wird kaum noch dem gelten, was wichtig und was ewig ist, sondern dem, was immer nebensächlich bleiben wird. Für einmal dürfte die Auffassung des Franzosen **B e r t r a n d d' A s t o r g** stimmen, der in seiner Abhandlung über die „Aspects de la Littérature Européenne depuis 1945“ geschrieben hat:

„Certes, le spectacle qu'offre nombre de nos contemporains est assez dérisoire. Je songe à tous ceux qui manifestent un consentement sans défaillance de soi et de leur vie: leurs affaires prospèrent, leurs loisirs sont coûteux et variés, ils parlent de leur auto (ils en ont une, très belle), de leurs femmes (plusieurs), de leur tailleur, de leur foie, de leur chasse, de leur appartement, de leurs relations, et il est vrai qu'ils en ont puisque la bonne fortune multiplie à leur égard les coups de sa faveur. Les décorations, les missions officielles, les marchés lucratifs ne les épargnent guère. Ils sont nés pour les carrières rapides, le luxe endémique, le succès permanent. S'ils ne sont pas les maîtres du monde, ils servent ceux-ci, quels qu'ils soient, avec diligence et les maîtres du monde leur en sont reconnaissants. Ils ont leur petite philosophie mi-sceptique, mi-cynique dont les aphorismes profonds sont connus: on ne vit qu'une fois; une conscience, ça s'achète sans qu'on le voie; si je ne l'avais pas fait, c'est lui qui l'aurait fait à ma place, n'est-ce pas? Mon cher, j'ai

été bon une fois dans ma vie, on ne m'y reprendra plus, où encore, croyez-moi, toutes les femmes se valent. . . Ils n'ont jamais une défaillance devant leur image dans la glace, jamais un doute, une interrogation. Ils ignorent par grâce d'état que les blessures de guerre ne sont pas refermées; qu'ils côtoient quotidiennement des gens qui ont enduré la souillure, la torture, la concentration, que les balances du monde cèdent sous le poids des victimes, invisibles et multipliées, des fous, des idiots, des criminels, des miséreux, des désespérés qu'une guerre traîne derrière elle. Ils ignorent, par une grâce du second degré, que les délires et les rêves ou les projets de ces désespérés, de ces criminels, de ces idiots trouvent une expression chaque jour plus approchée dans les grands événements qui constituent notre histoire, dans cette heureuse réalité officielle dont ils estiment être les modestes mais efficaces instruments."

So leben und so wirken die Philister, durch deren Schuld das Verderben über alle Völker kommen muß. Denn ihre Schuld ist, daß sie die einstmals blühenden Landschaften des Geistes zur Wüste werden lassen, weil sie den Betreuern der spirituellen Domäne die Existenzmöglichkeiten vorenthalten. Einige Bessergesinnte werden solche Worte zur Kenntnis nehmen und sich gegenseitig zurufen: Gewiß, es wird viel gesündigt hierzulande, allein er übertreibt!

Sie haben recht, denn übermäßig akzentuiert ist eine Erscheinung, die den spirituellen Sonderraum Luxemburgs deserter und trostloser macht mit jedem Tage. Das fernste Ziel dieser Untersuchung ist ein Appell an die Öffentlichkeit, für eine Weile die Blicke von den materiellen Prosperitäten abzuwenden, um sie den vernachlässigten Gebieten des Geistes zuzulenken.

Nach der Betonung der geistigen Indifferenz, wie sie die Mehrheit der Intellektuellen immer ausgesprochener bekundet, und nach der Anprangerung einer Krämermentalität, die das Volk bis in die besseren Kreise hinauf zu infizieren droht, dürfte man mit der gleichen Vehemenz eine Reihe lang erhaltener und zu lang genährter Mißverständnisse aus dem Wege räumen, der die Laufbahn schöpferischer Menschen darzustellen hat. Das Wagnis zwingt zur skrupellosen Erledi-

gung — welche freilich nur verbaliter erfolgen darf — jener Freibeuter des Schrifttums, die, als Rezensenten hier und als Skribenten dort getarnt, mit Fleiß die Legende von der naturhaft gewollten und aus der Enge unseres Territoriums heraus erklärbaren Unfruchtbarkeit des Luxemburgers nicht nur in Allewigkeit zu erhalten, sondern auch in allen Ländern Europas zu verbreiten gedenken.

Rezensenten sind in der Regel jene parasitären Erscheinungen des modernen Journalismus, welche in Sekunden-schnelle, mit den Schneiderellen ihres Unwitzes, die Mont-blanc-Größen des Geistes abzumetern pflegen, um nach einem raschen Maßnehmen die Zu-Klein-Befundenen in lauter Riesen-hohlphrasen zu entwürdigen, während die elenden Skribler, deren sichtbare Erzeugnisse in einer Welt, die druckt, wie sie lügt, und lügt, wie sie druckt, gleich abertausend Fliegen-drecklein wirken, schon von J o h a n n G e o r g H a m a n n in der „Hamburgischen Nachricht“ für immer gekennzeichnet worden sind:

„Die erste und vornehmste Absicht eines Skribenten ist, gedruckt, hierauf von Hunderten gelesen und endlich von drei oder vier rezensiert zu werden. Hierin besteht die Geburt, der Lebenslauf und der Tod eines Skribenten.“

Und das ist noch heute eine perfekte Definition, weil sie im gleichen circulus vitiosus die beiden Pestträger der Dichtung festhält, um sie nach Verdienst als auszutreibende und stets zu meidende Korruptoren der Literatur zu behandeln.

Leider sind diese Faulbazillen des luxemburgischen Schrifttums dort in der Mehrheit, wo Könner die Pflege der Kultur weniger aus materiellen als aus spirituellen Existenzgründen zu betreiben wünschen. So wie zwanzig Sousstücke auf einen Franken, gehen zwanzig Zeilenschinder gut und gerne auf einen halbwegs berufenen Schreiber. Und an jenen erfüllt sich tagtäglich das Naturgesetz, welches will, daß die leersten Tonnen am lautesten tönen, während den vom wahren Geiste erfüllten Dichtern jeder Zugang zu den Klangräumen der Kunst verwehrt wird.

An A n t o n M e y e r erfüllte sich diese Tragik — die keine spezifische Tragik des Luxemburgers, sondern die Tragik aller kreatorkischen Außergewöhnlichkeiten ist — wenigstens

zum Teile, obschon er in der Hauptsache zu den *dii minores* der einheimischen Literatur zählte und als solcher weniger als ein *Dicks*, ein *Michel Lentz* oder ein *Michel Rodange* bedauert zu werden verdient. Und doch gilt er hier als das Symptom oder, wenn man will, als das Symbol jener sehr geringen Zahl gesegneter Schriftsteller, denen die Muse niemals käuflich ist, weil sie, als echte Literaten, den Kommerz mit Büchern um des geldlichen Ertrages willen hassen. Er war einer aus der Schar der Vielzuseeltenen, welche aus Erfahrung — die ja auch eine Folge innerer Leiden ist und äußerer Bitterkeiten — wissen, daß die Menge guter Leser in der Proportion dem Haufen guter Schriftsteller entspricht. Dem Prozesse der Identifikation — drei, vier, fünf Werkbezieher (*Kierkegaard* hatte Mühe, sich den Glauben an einen einzigen zu bewahren) fühlen sich in den Personen einer packenden Dichtung so visiert, daß sie ihre eigene Heroisierung zu erleben vermeinen und dem Gestalter für die unerwartete Sublimierung durch Verehrung danken — stellen sich nur die Allerbesten. Nur die Allerbesten haben zum Mute auch die Kraft des Willens, dem liberalistischen oder dem marxistischen Drucke zur Kretinisation des Daseins im Anfang wie am Ende zu widerstehen. Nur die Allerbesten bringen fertig, aus ihrer Betrachtung des politischen Lebens eine alte Wahrheit neu zu ziehen und den Zweiflern um sich zu verkünden, daß die Alltagsgeschichte zumeist von Mediokren und von Imbezillen gemacht wird, dieweil die Geschichtten, die ein auserlesener Schreiber präsentiert, durchweht sind vom *flatus spiritus*, unter dessen Wärme alle Kühlen der Zeit und der Furcht vergehen können.

Behende Statistiker wären nun im Nu bereit, scheinbar *ad nutum* zu sein und den stauenden Kunstbanausen vorzurechnen, daß dreihunderttausend Einwohner unsern Dichtern selbstverständlich nicht dieselben Lesermassen zu liefern vermöchten wie vierzig oder fünfzig Millionen, so daß die Reichweite eines luxemburgischen *Anton Meyer* erschreckend tief unter dem Greifraume eines deutschen *Fritz Reuter* liegen müsse. Habe dieser dreitausendsiebenhundert Freunde, so dürfe jener bestenfalls siebenunddreißig zählen; das Verhältnis hundert zu eins benachteilige

den Schlechtestgestellten so, daß er zu Recht an seinen Erfolgen verzweifeln dürfe.

Wiewohl Alle von der Tatsache überzeugt sind, daß die siebenunddreißig Subskribenten nicht die Zahl der wirklichen Buchkäufer ausmachten, sei doch, um einer hypokriten Klage beizukommen, die lächerliche Ziffer, welche jetzt noch der gesamten Nation siebenunddreißig Backenstreiche zu versetzen scheint, um des Beweises willen beibehalten, daß die Proportion noch immer zu Gunsten des Luxemburgers wäre, da Anton Meyer wenigstens jeden siebentausendsten, wenn Fritz Reuter herrlichsten Falles jeden sechzehntausendsten Landsmann hätte beeindrucken dürfen.

Das Faktum könnte natürlich nicht jene Kettenhändler der Heimat zufriedenstellen, denen nur aus der Kumulierung mehrerer Einkünfte die Beruhigung darüber zu kommen pflegt, daß ihre kleinen Geistesanstrengungen genügend honoriert worden seien. Die Zahl dieser Rechenmeister ist nicht gering, und ebenso zahlreich sind die Vorteile, von denen sie unausgesetzt, in den Räumen des Geistes wie auf den Gründen, wo Banknoten, Ehren und Dekorationen ausgetauscht werden, zu profitieren gedenken. Ihre gegendichterische Einstellung manifestiert sich in der auffallenden Flucht vor den angehäuften Qualen, Lasten und Nachteilen, deren Anhäufung seit jeher das Privileg der schöpferischen Naturen gewesen ist. Schöpferische Naturen beziehen das Maximum ihrer Anreize oder ihrer Anregungen aus dem Torte, der ihnen geschieht, und aus den Ungerechtigkeiten, die ihren Leid- und Zeitgenossen wie ihnen zugefügt werden. Anton Meyer besaß, in conspectu infortunii, jenen festen Halt und jene unerschütterliche Geduld, welche zur tätigen Humanität nicht minder als zum tatwerdenden Humanismus gehören, obwohl er sich in der Zuweisung der gewonnenen Nährkräfte versah und über Nebendingen zu stammeln anhub, anstatt in den Bezirken des Ewig-Unvergänglichen zu singen oder zu beten.

In solchen Augenblicken der Verwechslung des Subsidiarischen mit dem Prinzipiellen äußerte er, trotz einer gewissen Tolpatschigkeit im Gebrauche grober Wörter, eine zweideutige Impressionabilität, die zwar ein Wesensteil des Lyrikers ist,



aber in etlichen Wendungen den Ausdruck eines femininen Zuges, ja, einer furchtsamen Weiblichkeit anzunehmen und den Köhner von dem herzhaft männlichen Sprung in medias res poeticas zurückzuhalten schien. Ist auch diese Ängstlichkeit ein Charakteristikum des luxemburgischen Menschen, der sich selber ausdeuten müßte und wohl die Neugier einer Frau, aber nicht den Mut zur totalen Entschleierung der Herzens- und der Seelengeheimnisse walten läßt? Man könnte an den Meyer'schen Nachfolgern, an Jakob Diedenhoven, Johann Franz Gangler, Michel Lentz, Nikolaus Steffen oder N. S. Pierret nachweisen, daß sich eine unleugbare Effeminierung in den schwächsten Teilen ihrer Dichtungen bemerkbar macht. Freilich könnten auf der andern Seite, etwa bei Amélie Picard, auch Anzeichen einer Virilisierung aufgezeigt werden, welche bestenfalls für die Sucht der Dichterinnen zeugen dürften, die natürliche Ergänzung ihres Wesens dort zu erstreben, wo sie geistig kreatorisches sind. Diese beiläufige Erwähnung des Femininen hat natürlich nicht zum Zwecke, eine Minimierung des Frauenschrifttums auf seltsamen Umwegen zu betreiben, ganz im Gegenteil: man dürfte lange zögern, um schließlich die Allusion auf Schwächen und Mittelmäßigkeiten zu unterdrücken, bevor man von den Frauen in der Literatur zu sagen wagte, was Maurice Barrès gemeint hat:

„Petites âmes, esclaves frémissantes de la sensation!“

Denn durch derartige Formulierungen würde man keineswegs den Blaustrümpfen der Heimat gerecht, die in der Literaturgeschichte Luxemburgs keine geringe Rolle spielen sollten.

Auffallend will höchstens die Besessenheit der schreibenden Damen erscheinen, sich zwar mit allen Feder-, Wort- und Sprachmitteln zur Schau zu stellen, aber gleichzeitig in ihren Schöpfungen ein seltsames Versteckspiel des Herzens zu inszenieren. Die Signatur der Werke ist weiblich, doch in den Darstellungen des sogenannten Lebens möchte das Frauliche mehr und mehr unterschlagen oder bemäntelt werden, genau so wie auf der Gegenseite der Wille zur Entblößung aller Männergrößen und Männerunvollkommenheiten vor dem definitiven Zugriff in einer frauenhaften Geste der Entsagung

verhalten wird. Dann freilich offenbart sich ein anderes Phänomen, welches, gleichen Umfangs, in sämtlichen Gestaltern auftritt. Es ist nicht leicht zu entdecken und noch schwerer auszudeuten, da es in der Regel sich in das Kleid der Qualität zu hüllen wagt und erst nach einer längeren Prüfung sich als Schwäche in der Uniform der Stärke eingesteht. In Anton Meyer manifestierte es sich dort, wo die Form jählings aufzuprotzen begann und das Schlichtgemeinte in einer großartig gewollten Sprache zu erheben versuchte. Etwa wie im Gedichte „Uen T Kristin“:

. . . . .  
 Kristin, ass d Sonn da vu Gold,  
 A vu Samet dê Wieschen,  
 D Schiädpläts verneist haut getrolt  
 Ob dat Griäschen,  
 Dê Wieschen?  
 D Engle mam Kränzchen dei Kapp  
 Oemgerengelt,  
 Seide blo Bänn öm dê Schapp  
 Dên do klengelt  
 Gespengelt?  
 Schmank wé t Griäschen dei Leiv  
 Mat dem Gurtband,  
 Blenkeg wé selvereg Reif  
 Ob dem Wisland  
 Oemrant?  
 . . . . . “

In dieser scheinbaren Besonderheit stellt sich Anton Meyer unzweifelhaft als die Präfiguration einer allgemeinen Haltung vor, in welcher sich eine seltsame *Coincidentia oppositorum*, eine Einheit der Gegensätze, wie sie Nikolaus von Kues wahrscheinlich nie gemeint und nicht gedacht hat, als das eigentliche Geheimnis unserer sogenannten schöpferischen Unwirksamkeit zu äußern begehrt. Die verwunderlich anmutende Abreise aus Echternach und die Fahrt nach Holland, welche zwar einer Wanderung ins Ungewisse, doch auch einem Sprung in die Abenteuerlichkeit der breiteren und weiteren Existenz entsprachen, hatten alle Merkmale einer Flucht vor der Kleinzahl der Schüler, der Winzigkeit des Lehrmilieus, der Philisterhaftigkeit des Kulturkreises und der Abgeschlossenheit eines resonanzlosen Wirkraumes in die Großartigkeit

des europäischen Spatiums und in die wahre Größe der Geisteswelt.

Indem er einen solchen Schritt unternahm, bezeugte er wohl einen außerordentlichen Willen zum bürgerlichen ebenso wie zum spirituellen Wagnis, allein er verriet auch zugleich eine besondere Ängstlichkeit vor dem, was der Luxemburger gedankenlos, um ein natürliches Unvermögen zu entschuldigen, gerne die intellektuelle Enge seiner Heimat nennt. Der Zellenhaftigkeit eines solchen Daseins wollte er entgehen, damit er „außen“, in der „Ungehaltenheit“ des „Universums“ seine besseren Träume verwirklichen könnte. „Draußen!“ In diesem einen Worte, das wie ein steter, wenn auch stummer Notschrei durch die Werke der luxemburgischen Dichter zu gehen scheint, drückt sich der maßloseste Traum als eine Sehnsucht nach der Maßlosigkeit im Sein und im Schaffen aus.

Die Sucht nach dem Größeren freilich oder die Gier nach dem Ewig-Großen ist nichts weniger als die verderbte Form eines legitimen Wunsches, eines überdeckten Heimwehs nach der Rückkehr in die eigentliche Patria des geistigen Schöpfers: wie jeder andere Europäer, so möchte auch der Luxemburger, in welchem noch die Gnade des okzidentalischen und also des christlichen Menschen irrlüchtet, in die Wärme eines Vaterlandes heimeilen, das der Geburts- und Segensort aller großen Gestalten gewesen ist. Leider geht es den meisten Landsleuten wie dem Stürmer Anton Meyer, in dem sich das Verlangen nach dem Imperium des Geistes und der Drang zur Beherrschung des eroberten Raumes nicht zu decken vermochten: sie verharren, ohne sich des Faktums bewußt zu werden, in der Zwiespältigkeit einer Situation, die sie das physische Auge — und mit diesem das Denken — auf die Grenzenlosigkeit des Abendlandes werfen, aber den geistigen Blick — und mit diesem das gesamte Fühlen — auf die peinigende Beschränktheit weniger ihres nationalen Besitztums als ihrer persönlichen Furcht heften läßt. Die Beklemmung, als Folge einer Auffassung, die sie das geographische Ausmaß ihres Vaterlandes mit einer kreaturischen Unzulänglichkeit gleichstellen läßt, hemmt den geraden Ausfluß ihrer unbezweifelbaren Kräfte oder verleiht ihnen dort, wo sie zum Ausdruck ihrer Gedanken und Gesichte drängen, den Anschein einer Verkrampfung, in welcher die vitalsten

Ideen aussehen, als seien sie gleich bei der Geburt stranguliert worden.

Die sogenannte Tragik *Anton Meyers* war kaum mehr als die Konsequenz einer fix gewordenen seelischen Distorsion, die den reinen Intellekt wohl kaum berührte — denn der reine Intellekt ließ den Wissenschaftler *Anton Meyer* sich genialisch in einer Weise ausreifen, die noch heute die Bewunderung der Mathematiker zu wecken vermag — aber in jenen Sphären den Zustrom der Gnade abriegelte, wo die erwartungsfrohe Welterschlossenheit des auserwählten Sängers Voraussetzung des hinreißenden Schaffens unter dem Drucke der Inspiration wie unter dem Eindrucke des Geschöpfes ist, das sich unverhofft als die Inkarnation der Gesamtheit zu spüren und plötzlich jedes Gefühl für die eine oder für die andere Raumgehaltenheit zu verlieren beginnt.

Hierin versagte *Anton Meyer*; hierin versagte ihm die Furcht vor dem Satze aus der Furcht den letzten und allerhöchsten Gewinn: er blieb der Gefangene nicht nur eines Idioms, dessen Unfertigkeit ihn zu tasten, zu experimentieren und über dem Experimentieren sich zu vergreifen zwang, sondern auch jener ungelösten Stimmung des Eingekerkerten, welche er, zu seiner definitiven Erlösung, nicht in einer jubelhaften Bejahung des Eigentlichen zu lösen wußte.

Das Eigentliche aber ist das Bewußtsein in der Gewißheit, daß die Dichter der Ganzheit verbunden sind, wo sie auch stehen und wohin sie sich auch wenden mögen: es gibt nur ein Königsland des Geistes, und in diesem sind sie Untertanen, wie der Engländer *Aldous Huxley* und wie der Isländer *Jon Stefan Svensson*; es gibt nur eine Größe, die sie erwartet, so wie sie den Dänen *Sören Kierkegaard* und den Belgier *Emile Verhaeren* erwartet hat. Und diese ist zumeist die unsagbare, die unausschöpfbare, die unausdeutbare Magnitudo des Kleinen, welches ganz zu spiegeln nicht das kindische, sondern immerfort das urkindliche Wort berufen ist, berufen nur, weil es gleichzeitig die Fülle der Schlichtheit und das Höchstmaß der Lauterkeit verkörpert.

Die Luxemburger aber, Bewohner eines verkannten Liliputanerlandes, Berufene dennoch in allen spirituellen Bezirken,

erkühnen sich, an einem entsetzlichen, fast unheilbar erscheinenden Petitessenkomplex zu leiden, der sie lieber das Überdimensionierte zu schildern als das Bescheidenste zu achten und zu beachten zwingt. Warum?

Warum tragen sie einen uneingestanden Haß in sich, der sie zu Blinden vor den Werten des Winzigen und zu Verächtern der entscheidenden Alltagsqualitäten macht? Warum bauschen sie auf? Etwa um vor sich selber groß zu wirken? Größer als sie sind?

Ach, was tun sie, sobald sie vor dem Publikum Welt eine schöpferische Rolle zu spielen haben? Sie stellen sich auf Kothurne und legen Masken vor das Gesicht, mimen die Erhabenen und leugnen öffentlich, was sie im Herzen und im Geiste wirklich darstellen. Sie sind die Patentillustratoren dessen, was der Österreicher Friedrich Heer in seinem blendend geschriebenen Buche: „Experiment des Lebens“ folgendermaßen geschildert hat:

„Früh jedoch wird im römischen Raum etwas sichtbar, was später, in der Zeit der Kaiser, Diktatoren, der Welt Herrschaft und der Massen Keime aller künftigen Katastrophen in sich trägt: Die Angst vor dem Kleinen, vor der eigenen Kleinheit, und der Versuch, diese Angst zu übertäuben durch eine äußere Größe der Zahl, der Quantität — der Verlust damit des Sinnes für Qualität und für das spezifisch Personhafte, das immer an ein Kleines gebunden ist . . .“

Nun aber ist es in Luxemburg so — und jeder aufrichtige Gesellschaftskenner wird bestätigen müssen, daß die Deutung dieses Verhaltens richtig ist: Als Mittelmaß oder als Durchschnittsware will, sucht und findet der Luxemburger sein Glück in der Behaglichkeit der Mediokrität, in der Saftfülle des Egoismus und in der Süffisanz des Menschen, der sich täglich dreimal zu krönen versteht, um Wohlgefallen vor sich selber zu erregen. Je mehr der Berufene sich von dieser Norm entfernt, umso isolierter wird er sich fühlen, umso verkannter seine Schöpfungen wissen und umso nachdrücklicher dem offenen Spotte und der mörderischen Indifferenz seiner Landsleute verfallen.

Einer aufkommenden Entmutigung wird natürlich nicht jeder Wille gewachsen sein; etliche Dichter werden, wie

Anton Meyer, den Fluchtweg in das Ausland wählen, einige wenige werden das Schweigen vor den Banausen zur einzigen Waffe ihres Leides machen, und die meisten werden bereit sein, dem Massengeschmacke sozusagen alles zu konzederen und in der unterhaltsamsten Gewöhnlichkeit, hin und wieder vom Beifall der Philister umrauscht, dem nahen Meere der Trivialität entgegentreiben.

Anton Meyer besaß, wenn auch nicht die Genialität, so doch den Urtrieb des Schöpfers, der sich, den höheren Zwecken zuliebe, jedem Ostrazismus ausliefert. Er litt im Tale der Verfeimten, wo, wie Keats erkannt hatte, die guten Seelen geformt werden: Einzelseelen, die an sich selber die Größe des Kammers und die Erhabenheit der Not erleben, um zur Einsicht für Alle zu gelangen, daß sie eine Welt — *il piccolo mondo* der Bewährung — brauchen, in welcher die Intelligenz der Auserwählten gebrannt und geläutert wird, damit auch die *anima naturaliter christiana* ihre Gaben und ihre Tugenden der Auserkoretheit empfangen. Erst dann wird das Wort des Dichters zu einem Akte, der Eroberungen zu machen vermag. Erst dann wird der Begnadete zu sagen imstande sein:

„Nur wenn ich mich, demütig und bescheiden, in die Kleinheit hineinknie, kann ich die Größe der Welt erkennen und, plötzlich vom Stolze des Wissenden geschwellt, gehoben und erweitert, ausrufen: Luxemburg ist, ja, sogar das gering scheinende Luxemburg ist das große Abendland. Und wo ich meine sogenannten — meine so verhöhnten — Winzigkeiten darstelle, ergreife ich das Grandiose mit, gebe es weiter und weiß, daß es die Besten des Volkes so lange beunruhigen wird, bis sie, ergriffen auch, ihm Einlaß gewähren müssen!“

Anton Meyer war in Lüttich allerdings kein absolut vereinsamer Mensch, da er Männer um sich sah, die ihm den Hauch der Heimat und die Wärme des Vaterlandes vermittelten: Mathieu-Georges-Joseph Fiess, den Freund aus Luxemburg, Jean-Baptiste Brasseur, den Landmesser aus Esch an der Alzette, Ignace-Antoine Ruth, den Zivilrechtskundigen aus Luxemburg, Mathias Schar, den Mathematiker aus Luxemburg, der sein Nachfolger wurde, Nicolas-Emile Tandel,

den Philosophen und Philologen aus Luxemburg, Michel Gloesener, den Physiker aus Oberkerschen, Jean-François-Xavier Würth, den Historiker aus Luxemburg, Pierre Bourgraff, den Orientalisten aus Trotten, Jean-Pierre Schmit, den Architekten aus Luxemburg, und manche andere, deren Namen noch nicht aus der Memoria der Nation verschwunden sind. Vielleicht war das der Grund dafür, daß er nicht die allertiefste Verlassenheit der Entwurzelten zu empfinden vermochte, die von den Gründen der Bitterkeit die tragischen Nährsäfte der Poesie bis zu jener Trunkenheit des Geistes schöpfen müssen, aus welcher die unsterblichen Gesänge als Alarmrufe der Verzweiflung geboren werden.

Deshalb mag er das unrechte Objekt dieser Untersuchung gewesen sein. Es wäre wahrscheinlich besser gewesen, aus der langen Reihe unvollendeter Gestalter, die das Anfangsstadium einer dreisprachigen Nationalliteratur beherrschten, einen charakteristischeren Schöpfer auszuwählen.

Freilich hätte das gleiche Experiment auch an Pierre Alexandre Cyprien Merjai vorgenommen werden können, der, im Jahre 1760, als Sohn eines reichen Rechtsanwalts geboren und 1822 familienlos und halb umnachtet in der Armut des Ausgestoßenen verschieden, die Tribulationen der französischen Revolution erlebte und in kuriosen Schriften beschrieb. Oder, wenn man will, an Peter Klein, dem enthusiastierten Lyriker, der, in einem einzigen Rausche des Lernen- und des Wissenwollens dahinlebend, sämtliche Stufen der Geruhsamkeit übersprang, als Schüler in Diekirch zu dozieren begann, in Lüttich als Student Bewunderung erregte, in Bonn sich ehrenvoll auszeichnete, in Diekirch Französisch lehrte, die „Sprache der Luxemburger“ studierte, deutschen Versen seine brausende Seele eingoß und mit dreißig Jahren so ausgesungen wie ausgerungen hatte.

Vielleicht auch wäre das Beispiel eines Malers oder eines Skulptors, wie Ferdinand Meyers aus Berburg, schlagender für die These gewesen, wer weiß das schon, obwohl zu wissen ist, daß das Schicksal dieses jungen Künstlers, der im Jahre 1836 geboren worden und bereits im Jahre 1858 gestorben war, erschütternd über alle Maßen in der Unerfüllt-

heit seiner kreatorigen Bestrebungen nachzuwirken vermag. Allein zu Beginn hat nichts mehr gefesselt als die Frage nach den Durchbruchsmöglichkeiten, die dem luxemburgischen Literaten offenstehen; nicht der Artist einfachhin ist, in den Offenbarungen seiner Muse, visiert worden, sondern der Dichter als Sänger vor einem Publikum, der Sprecher als Gehörter und der Wirkungssucher als Erhörter. In der Hauptsache jedoch hat man der Frage eine Antwort finden wollen, ob nicht vorteilhafter sei, mit Kierkegaard die Schweine zu hüten, als die Innenregungen eines außerordentlichen Herzens vor die Säue zu werfen, welche immerfort darüber hinwegzugrunzen pflegen.

Vieles andere hätte, en passant wie en insistant, dabei berührt werden müssen: manches von dem, was dem holden Dilettantentum Ruhm- und Goldesstraßen ebnet und die Verwechslung der Unberufenen mit den Berufenen als Passe-temps einer Kritik betreibt, die zwischen Wert und Unwert nur dann zu unterscheiden weiß, wenn Weine, Zigarren und Kalbshaxen über dem Genießen zur Diskussion gestellt werden; einiges von der Gewohnheit halbgelehrter, wenn auch ganz beredter Trottel, ihrer speifähigen Dummheit anonyme testimonia indigentiae auszustellen; mehr dann von den kuriosen Sitten impotenter Journaldiener, die auf den Zinnen der Partei herumtänzeln, wenn sie Ausschau nach künstlerischen Auffälligkeiten halten sollen, und nur die plumpsten Amortisiersäcke sehen, die von gutgesinnten Genossen zum Besten der Fallhänse hingehäuft worden sind. Anton Meyer hätte, zu allen andern Versstücken, ein Liedlein von der Kurzgeistigkeit jener Männer singen dürfen, die, weil sie eine Feder zu halten wissen und das Alphabet zu kennen scheinen, alle besseren Schreiber der Unfähigkeit oder der Narretei zu zeihen pflegen. Er selber war, wenn auch oft belächelt und verworfen, weder nährisch noch unfähig. Er besaß durchaus, was den Gestalter auszeichnet, obschon es nicht immer und in jedem Falle überraschend, ausbrechend und hinreißend sein kann: in der Gesellschaft seiner Zeit den Wunsch, als Formengeber der Geistesströmungen zu wirken und als Richtungsweiser die Kulturträger zu beraten!

Und das ist doch wohl der wichtigste Teil in der Ausübung eines Berufes, welcher unaufhörlich, sobald er als verpflich-



tende Berufung erkannt worden ist, die Frage nach dem Leben und dessen Wesen zu stellen treibt. Gewiß, Anton Meyer kam nur bis an jene Grenze hinan, wo sich Profession und Vokation noch scharf zu scheiden und als Gegensätze zu fliehen schienen, allein er wußte doch von Zeit zu Zeit, vor allem in den heimatssprachlichen Angelegenheiten, die Rolle des Dichters als das Spiel eines vocati zu absolvieren, dem nicht erlaubt war, sich das Erdendasein zu einem dolce far niente auszugestalten. Aus der richtigen Empfindung zog er freilich nicht die Schlußfolgerung, daß er gezwungen wäre, das bewußt und täglich erkämpfte Leben als eine gegen sich selbst erlittene Teilhabe am Corpus mysticum Christi hinzunehmen. Er versagte sich die herrlichste Erkenntnis und damit auch das Betreten eines Weges, der zur höchsten Wahrheit, weil zur Wahrheit im Allerhöchsten leiten muß.

Auf diese Weise hatte er, wieder als das trefflichste Vorbild nachkommender Poeten, sich den Zugang zur hohen Literatur für immer versperrt. Denn die eindeutige Literatur ist, nach einer Definition von Charles du Bos, nichts weniger als das Leben, welches sich seiner bewußt wird, sobald es in der Seele eines genialen Menschen die Fülle des Ausdrucks zu finden vermag. Nur dann und nur so weiß sie, als Trägerin und als Deuterin der Existenz, sich zu fangen und zu halten in Gedankenbildern, die in Glanz und Strahlen der Schönheit nahekommen: in einem Lichte, das die äußerste Manifestation der Herzenswärme darstellt, aus welcher die eigentliche Klarheit ihren Ausgang nimmt.

Die Klarheit gibt sich allerdings dem Wissenden zu erkennen als die Folge eines martervollen Daseins, das sich bescheiden will. Bescheiden nur in der Überzeugung, daß die Menschen als Geschöpfe, als rebellierende Kreaturen des Herrn, von Millionen und Abermillionen Märtyrern umgeben sind: Märtyrern des Hasses und der Ungerechtigkeit, Märtyrern des Zornes und der Unfreiheit, Märtyrern der Feigheit und der Bestialität, Märtyrern des Unsinnns und des Wahnsinns! Ihr tiefster Schmerz ist kaum mehr als ein Tropfen aus dem See der Allerweltsqualen. Nein, sie haben kein Recht, sich als verfolgte Unschuld selber zu bemitleiden; doch haben sie, als Gestalter, die Pflicht, ihre Leidpartikel-

chen als die parsprototo der Menschheitsschmerzen vorzustellen.

Dichter sein, heißt: sich an die Stelle der Allgemeinheit setzen, um, als ein freiwilliges Sühneopfer der Masse, das alte große Urweh neu zu empfinden. Was der Fühlende empfangen hat, das gibt er wieder aus; was er verschenkt, kehrt ihm als Gabe bald zurück. Einmal ist er Geber und einmal Nehmer: immer steht, unsicht-, aber fühl- und ahnbar, der Nächste vor ihm, der Nächste in ihm. Zwei sind eins geworden durch die Dichtung. Dichtung bindet. Selbst der Luxemburger fühlt, so schwach es auch sein mag, sich dem singenden Mathematiker, wie gering auch dessen poetische Fähigkeit zu schätzen ist, seit Jahren und für Jahrzehnte noch verbunden. In ihm hat, auf nationaler Ebene, eine Vergemeinschaftung begonnen, die jeder Heimatsänger der Vollendung näher treiben müßte.

Principium amandum. Laudetur princeps!

Einer aus der Stammer-Schule hat es schon getan: Louis Marchand, der dem „Freunde A. Meyer“ seine Lieder schenkte und sie, als rechter Dichter, mit Gesang übermittelte; er tat es kurz vor seinem Tode (1843), als er bereits die „Himmelskerzen der Abenddämmerung“ für sich und seine Heimkehr zu den Quellen des Lichtes leuchten sah:

„Meinem Freunde A. Meyer

Schwieg auch lang des Sängers Leier,  
Schwieg doch nimmer sein Gefühl.  
Durch des Lebens Wellenspiel  
Zog er hin in stiller Feier;  
Und den Menschen bot er nicht,  
Was ihr Spott so gern besudelt —  
Götterfluth, die himmlisch sprudelt,  
Strahlen von dem ew'gen Licht!

Hoffend hat er ausgegossen  
Seine Lieder durch den Hain;  
Wenn in falbem Vollmondschein  
Abendweste ihn umflossen:  
In der lieben Einsamkeit  
Nur die Nachtigall gesungen,  
Und die Seele ihm durchdrungen  
Träume der Unsterblichkeit.

Auf der Dichtung Adlerschwingen  
Konnten dann aus voller Brust,  
Ihres Ursprungs unbewußt,  
Hymnen durch den Aether dringen;  
Denn es kann die kalte Welt,  
Mit des Neides Tygerblicken,  
Nicht die Sterne niederrücken  
Aus dem hohen Himmelszelt.

Und so schwebten sie verkläret,  
Meine Töne, engelrein,  
Wo in lichtem Strahlenschein  
Alles Schöne ewig währet;  
Keiner Schlange beißend Gift  
Konnte ihre Farben tödten,  
Wo in hehren Morgenröthen  
Liebe durch die Wolken schifft.

Darum wogten unbeflecket  
Zu der Erde sie herab;  
Als Natur aus seinem Grab  
Den ersehnten Lenz gewecket.  
Mit der Blumen Zauberflor  
Haben sie sich bunt vermengt,  
Und das Unkraut weggedrängt  
In melodischschönem Chor.

Und so hast du sie gefunden  
In dem heimathlichen Land,  
Durch der Freundschaft treue Hand  
Knosp' und Blüthe eng verbunden;  
Und so bietest du sie dar,  
Alle schuldlos und bescheiden,  
Bruder, der auf unsern Haiden  
Unser erster Sänger war!

Möchten sie in reinen Herzen  
Blüh'n, wie Veilchen auf der Au,  
Flimmern, wie im Aetherblau  
Abenddämm'rungs Himmelskerzen!  
Möchten sie, wenn meinen Blick  
Keine Strahlen mehr verklären,  
Mit der Seele wiederkehren  
Zu dem Quell des Lichts zurück!“



Zu den 1841 erschienenen „Koirblumen um Lamperbiè-reg geplekt“ von Johann Franz Gangler (geboren in Luxemburg am 4. Juli 1788, ebendort gestorben am 13. März 1856) schrieb Nik. Steffen, als erster „Literaturhistoriker“, 1869 in seinem „Vaterland“ diese Worte nieder:

„Wir sind fast geneigt Hrn Gangler als den eigentlichen Pfadfinder unserer reinnationalen Dichtkunst zu betrachten. Die Gebrüder Didenhoven (die eine Steffen'sche „Entdeckung“ waren), die Verfasser des „Bitgank no Conter“, haben leider nicht genug geschrieben, um diesen Titel beanspruchen zu dürfen, und Hr. A. Meyer, der allerdings früher als Gangler in unserm Dialekte geschrieben und seine Schriften im Druck herausgegeben hat, ist viel zu hochdeutsch, um als wirklich reinnationaler Dichter gelten zu können. Seine Gedichte haben nur das nationale, daß sie in luxemburgischen Worten geschrieben — sein sollen. Nur einige wenige von diesen Gedichten machen eine wirkliche Ausnahme von der Regel . . .“

Gangler, der 1804 Lyzealstudien in Metz gemacht hatte und 1808 konskribiert worden war, gehörte eine Zeitlang dem napoleonischen Expeditionsheere an, machte den Feldzug in Portugal mit, erlitt in der Schlacht bei Vimeiro eine Verwundung, wurde 1809 als Leutnant reformiert, amtete von 1810 bis 1813 als Sprachlehrer in Prag, kehrte 1814 in die Heimat zurück, trat in die Polizei ein und wurde 1831 Polizeikommissar in der Hauptstadt. In dieser Eigenschaft war er, vor allem bei den Unruhen um Bischof Laurent, ein guter Diener seiner Herren. Nicht einmal die revolutionäre Bewegung von 1848 vermochte ihn seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Verkehr mit den Musen, zu entziehen: seine

Versammlung von 1841 hatte ihm den Anstoß zu (unzulänglichen) Untersuchungen über die Heimatsprache gegeben.

Er zählte also über fünfzig Jahre, als er in plumpen Versuchen sein Redeinstrument auf die Versprobe zu stellen begann. Das Beginnen mißlang nicht und gelang auch nicht. Es schien ihm mühsam zu sein, stets und noch und immer wieder den normalen Aussagesätzen Wohl laut, Deftigkeit und Gelockertsein zu vermitteln, sobald der gehobeneren Ton eine geschmeidigere Form verlangte; noch schwieriger war es, bei Übertragungen aus fremden Idiomen die ursprünglichen Begriffe zu vergessen und für das Heimatliche angepaßte, aus der nationalen Sonderart geborene Eigenprägungen zu finden. Das Original ließ zu leicht bei ihm Klang- und Sinnfäden als Geburtsfasern zurück, die dem „Vaterländischen“ als Fremdplätzchen anhafteten. Hörte es sich auch volksmäßig an, so war es doch wie abgekühlt zu fühlen. Es hatte, neben einem empfindlichen Mangel, ein Zuviel an Mitschwang, das verstimmte:

„Moinecher Wichtelchen mëngt séch e gro'sse Man,  
Wann en an èngem Ries séngem Schiaed wandle kan.“

Und es fehlte immer wieder, für den Sänger selber, an einer lautlichen Kulanz, die er, fortschreitend, zu erwerben trachtete, um durch eine verbale Ent-Eckung auch dem Humor ein leichteres Abfließen zu sichern. Noch störte Etliches in den „Maart-Schong“:

„O haet dach nemen d'Pèschtelenz  
Daat Schongemensch vù Pirmasens!  
Ech haat mer fir de Kiirmesbaal  
(Zum Danz' wor' meng Schong z'aal)  
E Poir fonkelnoleneier kaaft  
A' mat fil Mè d'Gèld oigeschaaft.  
Waat gescho'ch? Ech haat s'eemol oin  
Du wor och scho këng Soihl mé droin.  
Ronderem neischt wé Hud'l a Fatz:  
Ech wor chausséert wé eng Latz.  
Ech doicht: Mé ward! — Daat Johr doirnoh  
Wor och mei Schongemensch erem do,  
An 't haat, ewé allzeit, sein Woir  
Ob't Ièrd rangéert Poir fir Poir.  
Do sot éch Héhl! hois d'et gehéert?  
Waat hois de mech 'so' oi'geféert?“

As daat erlabt? Woren daat Schong fun Dauer?  
 Se hoi gehale' grad vu Metteg bis zwiëlf Auer.  
 Hei fong daat Framensch oi' ganz haart ze laachen  
 Du brauchts nach woihl, sot ech, de Geck mat mer ze mâchen,  
 Glaat net, sot hat: an de Schoid, jo mei Kant!  
 Bas d'elèng Schold: Hès de geholt deng Schong an d'Hand,  
 Du hès se kennen ewech droën,  
 So' gewess as ech der et 'lo soën.  
 Dé se gemaacht fir ze verkaafen  
 An net fir dran erem ze laafen. —

Im „Scheiwegespréich teschent dem Haré an dem Batté“  
 war das etwas abgeebbt:

Zackertjess! wé dee Polfer knaalt,  
 'T hoit mer greilech am Oer geschaalt.  
 En hoit èng famés Kraaft;  
 A wo' hois de dee kaaft?

. . . . .  
 Klaatschdeg! deen 'lo as dran. Mengs de net e wir noh?  
 Mei Maennche', waat as daat do' fi èng corjòs Fro!  
 Geso'chs de net, de Weisert hoit dreimohl gedréht:  
 Daat get gewess namohl e Preis fir ons Mum Gréth.  
 Waat wèrd dé nees den Owent laachen  
 Wann ech er brengen dé sché Saachen.  
 Mein Ale' wèrd se zo' mer so'n.  
 Ech ka mech denger net beklo'n.  
 Du wors erem ferflemmt gedicht.  
 Komm hier a kess mech am Gesicht.  
 A propos, wé staecht er mam Nol?  
 As deen der ze weit fun der Mohl?  
 Ech doicht du d'hés en haut geroden:  
 En Hiaenchen hëtt ech der gebroden . . .

Spürbar wurde schon, daß die wahre Nationalsprache, bei  
 einem andauernden Schleifprozesse, zu Biagsamkeit und  
 Formgefälligkeit empor zu treiben war:

. . . De Piaeschter stéssst s'op d'Seit  
 A reecht dem 't Selwerstéck, dee nach ro'hég do leit.  
 De Kiérel réhert séch och net méh wé èng Fësch:  
 E' schmotzlèchelt a' sét: Stiaecht mer dat Gèld an 't Tèsch.

Freilich erlebte Gangler, der sich intensiv dem gesamten  
 Sprachenfragenkomplex in seinem „Lexicon der Luxemburger  
 Umgangssprache“ (1847) zugewandt hatte, die Anmut der  
 Dicks'schen Lieder und die Durchheiterung der  
 Rodange'schen „Rénert“-Strophen nicht mehr, wenn ihm

auch noch gegeben war, die ersten Verse des überdreißigjährigen *Michel Lentz* in sich abzuhorchen und so die Zeit der Erfüllung herannahen zu spüren.

*Michel Lentz*, der Funktionär, (nach zwei Jahren Universität in Brüssel wurde er Beamter, 1869 Bürochef und dann Conseiller à la Chambre des Comptes, als literarischer Nachfolger der *Meyer* und *Gangler*, die beide Funktionäre waren und das sogenannte Berufsbeamtenpedantentum bestenfalls an ihren theoretischen Erörterungen über inländische Sprachenprobleme offenbarten) genoß noch die Renommée, ein etwas rigider, wenn auch wandlungsfähiger Heimatsprachenbeherrscher zu sein und seine Gedichte fast unbekannt oder ungewollt mit einer liedsamen Gewandung zu bedenken.

Als er, der am 21. Mai 1820 in der Hauptstadt geborene und dort am 8. September 1893 verstorbene Bürger, 1873 seine erste Verssammlung: „Späss an Ierscht“ und 1887, als Siebenundzweizigjähriger, die zweite: „Hiërschtblumen, Liddercher a Gedichter“ in die luxemburgische Öffentlichkeit schickte, lieferte er nur lyrischen Senf nach poetischen Festmählern. Denn die in Zeitungen und Zeitschriften zuvor veröffentlichten Teilstücke hatten längst die Herzens- und Erinnerungswege zu den Volksmassen gefunden, weil ihre unwiderstehlichen „vires mobiles“ mithilfe einführender und nachspürender Komponisten zu melodischen Deklamationen und gesanglichen Wiederholungen getrieben hatten.

Um das *Lentz*'sche Wesen zu erfassen, und zwar aus Geist, Gemüt und Seele, genügte die hörige Hingabe an die unglaublich vielen Lieder, die nicht nur Tonsetzer zu Klangfeiern gereizt, sondern auch Volksgemeinschaften zu freudigen Mitgesängen verführt hatten. Stille Einfachheit und schlichte Größe mußten, wo sie an gleichgeartete und ähnlich gestimmte Spannsaiten schlugen, jene äußeren Vibrationen erzeugen, aus denen jedem Volksliede die Macht der Verzauerung entsteht.

Und es genügte immerfort, die ersten Silben und Wörter eines einzigen auszusprechen, um den Vorgang zu entfesseln, der in sämtlichen Hörern alles gleich „cantabile“ zu machen



schien. Hat sich das in einem Jahrhundert stark gewandelt?  
Die Probe aufs Exempel:

„T ass Fre'jor an d'Vullen de' sin 'rem erwächt,  
An d'Margre'tchen huet sech eraus och gemächt;  
Si huet d'weiss Kollrettchen 'rem frösch ugedon,  
so'bäl si de Po'fank gehe'ert huet schlön ...“

Weiter dann!:

„Aus der Kannerzeit, aus der Kannerzeit  
Te'nt e Liddche mir entge'nt,  
So' en hierzegt, so' e sche'nt,  
Dät meng Mamm mir huet gesongen,  
Wann ech em se si gesprongen  
An der Kannerzeit, an der Kannerzeit ...“

Und so fort und immer fort:

„Vu mengem Dueref gong ech hier,  
Dät frösch am Grénge leit,  
Do hannen iwrem gro'sse Mier,  
So' weit vu mir, so' weit ...“

Melodiemacher waren nicht immer Edmond Lentz, Lorenz Menager, Dicks und A. Zinnen, sondern auch der Dichter selber, dem ja die Musik mit in das corpus verbi hineingeflossen war: so durfte er sie auch eigenmächtig wieder heben, um sie nach außenhin läuten zu lassen.

Über der melodischen Strömung machte sich dann ein leichtes Mitklingen bemerkbar, das an keinem Heimatmenschen ungehört verhallte. Nicht nur die nostalgisch angetauten Verse sandten es aus, sondern auch die fester aufschlagenden und fast triumphalisch skandierenden der hymnischen Nationallieder führten es mit als das Scheinecho eines patriotischen Anrufes. So wurde für einen Jeden das Entstehen von: „D'Letzeburger (De Feierwon)“, „Wo' d'Uelzecht durecht d'Wisen ze't“ und „Wat d'Hémecht ass, dät froen s'oft“ nachträglich verständlich.

In Wirklichkeit war und ist dieses Nachschwingen eines Hinterläutens nichts mehr als ein Gedächtnishinweis auf die Ballung der geheimnisvoll natürlichen Wald- und Wiesentöne, die das unverfälschte Volksverbum eingefangen hatte in den süchtigsten Augenblicken eines Betroffenen, der pars pro

toto spielen mußte, um in die Reihe der Begnadeten (die auch Belastete sein konnten) hinaufzusteigen. Michel Lentz war einer ihrer Vorläufer. Dicks sollte ihr Erfüller werden, Dicks, der in seiner liebsten Art hätte sagen dürfen:

„De Mechel Lentz war kån Dante a kã Goethe, wann en och vun alle schéine Verse begaachelt gouf. De J. A. Zinnen haat nit den Eiergäiz engem Mozart gläich ze stouen, wann en och fir säi Lidd „Ous Hémecht“ den „Ave verum“ vum gréissere Musiker dälweis iwerholl hõt. Allen zwéin awer haate se, än ewéi deen aner, wann och jidferän op seng Manéier, déi äussergewöhnlich Gof, aus hirem Härz d’Gemitt vun hire Mattbirger eräuswössen ze din, an hirer Séil, déi gespijelt gouf an hire Weerker, den Ennersénn vum Volliksewen z’ erkennen, an daat, wat Drank an Driff no enger perfekter Hämichtsexistänz ass, esou liddméisseg einfach matt ze dälén, dat d’Sprooch vun deem engen, déi äis begléckt, hire sēchersten Akzent an der Musik vun deem anere fount hõt, grad esou, wéi d’Musik vun deem engen den Text vun deem aneren zum allerschéinsten Äusbléie bringe kount.

Gewäss, d’Wuurt vum M e c h e l L e n t z ass äinkfaassig: wat dra läit, gräift nit iwer d’Gränze vum klenge Launt ewech. Awer d’Hämicht, mat senge feinste Kalitéiten a mat sengen hämlichste Schéinhäten ass gaunz gepaak, an allen Téinonken licht s’äis entgéint, vu „Mei Land ass mei Liewen“ iwer „Wat d’Hémecht ass“, „Iwer mir net e Stírchen“, „Fu mengem Dueref gung ech hier“, „Mir si glecklech“, „D’Mamm déi mech géliert bieten“ bis zum „Feierwôn“ an zer „Hémecht“.

An dem Z i n n e n seng Weisen verhale méi Glaunz wéi se durchblénke lossen. A grad an hirer verhalener Glouss weerme se Stēmmonken un, déi äis lös a lös zou Gefiller entflamen, äus denen Doten zougonschte vun der Hämicht eräusprange müssen.

Äfach, verhale, stéil, bescheiden, härzig an allem an ugehäucht vum Verlangeren no eppes, daat absolut am Genoss vum Fridden, an der Fräd fir d’Frähät an an der Verbonnenhät mat der Wält a mat dem Hãrgott wiir: esou diirft än „Ous Hémecht“ äusdäiten an d’Beschafen-

hät vum Lentz a vum Zinnen no de Biller vun hire Weerker ëmschreiw. Si schaffen äus engem klenge Milieu a séien alles, waat s'erschafen, erem an de schmöle Bödem aun. An et ass ewéi ä Wonner, dat den Effekt vun hirem affene Gesaunk déi allerlescht Gränze vun der Méinschhät beréiert. Hirt Lëtzebuurgertem wäss sech erhalen a gedroen vum Wältbirgertem a senger kultivéierter Verwirklichung. „Ons Hémecht“ gët esou mat Nodrock bejoot a mat Schéinhät äusgerëscht, dat jidfer Kreatur sech mat Loscht, wa nit mat Léift, wéilt dra verléieren. Oder ween zitt et nit un a wee räisst et nit fort, wann do gesot gët:

„A sengem donkle Böscherkranz,  
Vum Fridde stëll bewächt,  
So' uni Pronk an deire Glanz  
Gemittlech le'f et lächt;  
Sei Vollek fro' sech soe kann,  
An 't si keng eidel Drém:  
We' wunnt et sech 'so' hémlech dran,  
Wé' ass 't so' gut dohém.“

Doheem! Doheem an deem, wat erheeft, wat tréischt, wat hält, wat besser mëcht a wat all Iwwel ënnerbënnt oder vergeesse léisst! Doheem an der Méinschlechkat, déi dem Änzelen erlabt, sech selwer gaunz z' erföllen am Bound mam Himmel! Wéi kéint, bei deer Erkäntnis, dat lescht Wuurt anischer lauden ewéi eng Kirckelack:

„O du do uewen ...“

All Feierakt ëm déi zwéi Määchtere féiert äis esou wäit an esou déif. An dem Räum, deen dördurch dem gudde Gääsch eruwert gouf, stin a liichten ze recht zesammen déi zwéi Nimm: **M e c h e l L e n t z a J . A . Z i n n e n .**“

## KARL JOSEF PHILIPP KNAFF (1822-1899)

Im Jahre 1843 gab der Drucker und Buchhändler J. L a m o r t in Luxemburg „D'Geschicht vum Letzeburger Collège. De Studenten gewidmet vun P.K\*\*\*.“ heraus, die mehr Interesse für die Ausdeutung der Verfasserinitialen als für die Würdigung des Inhaltes fand. Wer verbarg sich hinter dem Initialenpaar mit seiner Sternchendreihheit? Welchen Sinn hatten die Asterisken? Entsprach jeder einzelne einem Namensbuchstaben? Und was ergab sich aus dem letztbesten Kombinationsspielchen um luxemburgische Dichter?

Nun, es ergab sich, daß eine vierletterige Familienbezeichnung keinen der bekannten Schreiber decken wollte. So meinte man schließlich, die drei Druckzeichen seien zu übersehen und die beiden Initialen zu P ( e t e r ) K ( l e i n ) zu ergänzen. Doch dieser Kenner des nationalen Schrifttums schien die Fehllektüre protestlos zu belächeln, da der eigentliche Autor später seine Alleinrechte auf das Werk geltend machen mußte: K a r l J o s e f P h i l i p p K n a f f aus Grevenmacher.

Man wäre freilich nicht überrascht gewesen, wenn P e t e r K l e i n coram publico die hundertachtzig Vers- mit den hundertvierzig Prosazeilen zurückgewiesen hätte, da sie so gar nicht seines geistigen Wesens und noch weniger seines poetischen Vermögens waren. Sein auffallender Ernst, den ein hintergründig aufquellender Melancholismus zu betonen schien, versagte sich nachdrücklich Studentenuлке K n a f f 'scher Art. Seine schreiberischen Fähigkeiten erschlossen sich nur im Deutschen, und sein gestalterischer Sinn offenbarte sich am sichersten in der Fessel bestbeachteter Prosodiegesetze. Diese werthhaften Besonderheiten gingen dem Verfasser der „Geschicht vum Letzeburger Collège“ zum größten

Teile ab; dessen praktizierte ars poetica kam so weit ohne dichterische Intensität und ohne gefällige Bildsprache aus, daß sie nichts anderes als eine Anhäufung von reimenden Prosazeilen produzieren konnte, für die Peter Klein, trotz seinem Interesse für das Luxemburgische, keine Bewunderung aufzubringen vermochte.

Als Philipp Knaff seine ersten Verse — wahrscheinlich als siebzehnjähriger „Kolléisch“-Schüler — zusammenschrieb, um sie dann nach den belgischen Wirren als sechzehnseitiges Opus zu veröffentlichen, hatte er kaum die Verhaltensweisen und die Leitideen der Jungmännlichkeit angenommen; seiner primären Ausdrucksweise haftete noch ein Nachhauch von kindlicher Naivität an, und die Unfertigkeit seines menschlichen Wesens fand sich wohl am besten in der Unvollkommenheit einer Sprache gespiegelt, die mehr nach Anton Meyer und J. F. Gangler als nach Dicks und Rodan geklang. Und dennoch war sein Werkchen für den Sprachhistoriker umso charakteristischer, je weniger die Literaturgeschichtler es als Glanzstück in den allgemeinen Entwicklungsgang der Nationaldichtung einordnen wollten.

„D'Geschicht vum Letzeburger Collège“ war nämlich nicht die Geschichte des „Kolléisch“, sondern, in der Prosa-einleitung, ein Versuch, die im Collège vermittelten Bildungswerte zu betonen, in der Verserzählung zuerst eine Verstümmelung und Verfälschung der historischen Tatsachen, dann, in drei Einschiebseln, ein studentisches Verulkungsunternehmen, fast die Vorwegnahme der Landmann'schen „Hirschiade“ in luxemburgischer Minuspotenz, und zum Schluß eine Anspielung auf die belgische Revolution und deren schulische Konsequenzen.

Die „Vir-Rièd iver d'Wiichtegkeet vum Collège“ sagte dieses aus :

„Wann een, deen d'Saache' blo's no hirem äussere' Schein beurtheelt, daat aalt, schmotzegt Gemaeuer vum Collège betroicht, da' kann en sech kaum denken, waat e' kostbare' Schaatz dooan opbewahrt get. — An der Dood, de Collège as eng Noss mat enger batterer Schiël, dé over e' sésse' Kier an sech enthaelt. — Over der froht, waat as woil dee' Schaatz an dee' Kier? — De Collège, deen as:

1. Den Centralpunkt vun der Civilisation vum Letzeburger Land; d'as e' Bour, vun deem noh alle Seiten d'Bildung an d'Land ausflészt, an deem de Schmotz vun der Onwessenheet oofgwaescht get, an dodurch den aechte' Mensche-Wierth sech a klichwider Letzeburger Hierz fille' lészt.

2. As de Letzeburger Collège nach e' Gesondheitsbour, a welchem moineg Menschen sech vum Bigotisme, Fanatisme an nach moinchen aanere' Krankheeten heele' kénne' loszen . . .“

Im Hauptteil der „Geschicht“ heißt es zu Beginn:

„Hoit net jidver Land bei séngem Entstohen,  
Zum éschte seng Diichter, daat musz ech iech frohen?  
Gesi' mer daat net an alle Geschichten,  
Besonnesch oim Homer senge Gedichten;  
Over waat as geschit an allen de Laenner?  
Do hoit ee' besongen dé vreeschterlechst Maenner;  
Mais loszt mir et hoilen e wéneg mé kleng;  
'Well daat wir ons och e bés'chen ze reng;  
Doifir ech nure' ganz simplement soh'n  
D'Geschicht vum Collège seit sengem Entstoh'n.

De Collège, 'wé der wést, vun enne' bis oiven,  
Zum wénegsten d'Haus go'w praechteg erhoiven,  
Erhoive', soh'n ech, vun zwo' frumme' Frahen,  
Dé doifir am Himmel och Bisquite' knahen;  
A kaum war et fierdeg, dir Mensche' bedenkt!  
Do' hoin s'hirt gro'szt Wierk de Gesuichter geschenkt:  
An déne' Gesuichter si' mir den Dank schéllég,  
Dasz haut deer Geléhrtér gin eso' vélég.

Nuu' bong, d'Gesuichter dé haaten dann d'Haus,  
Do sohten se drop, waat mache' mer draus? —  
E Collège, soht een, dasz mer d'Jengelcher léhren,  
E béselche' besser ons Stemmen ze héhren;  
Waat soht der doirzo', dir Here' Confratern?  
De Roht as net schlecht, sohten allegoir d'Patern:  
Mer wellen also e' Collège draus maachen,  
Da' kenne' mer léhren dé allerschénst Saachen. —  
Nuu' bong, e Collège go'w hierop gemaacht  
(D'as hinnen eendun op der kreischt oder laacht);  
Do léerten se d'Physek an och d'Aalchimey,  
An d'Grékescht desgleichen, d'Latein nach derbei,  
Och Philosophie, kurzem all der deivel;  
Do kont et woil gooh'n, do oin as keen Zweivel;  
Hir Méh go'w och drop gut recompenséert,  
'Well dichteg Subjecten hoin sie geforméert. —

Daat go'ng eso' vieroin vun Haennen zu Haenn,  
 'Lei mecht d'Republique onsem Spilchen en Enn.  
 D'Gesuiichter, de mussten nuu' laafen hirt baescht,  
 'Well dé hoit vun allem hir Haenn sech gewaescht. —  
 En aaner System go'w nuu' aa'gefo'hert!  
 En aaner System, waat hoin ech geho'hert!  
 Statt Geschlech waren nuu' Leit vun der Welt,  
 Dé alles gier dun, over nure' (fir d'Geld),  
 Dé all hir sché' Saachen elei hoi' geléhert,  
 A' moincher Kaepchen domat hoi' bekéhert.  
 Nuu' waren d'Elève mat Tromme' versin,  
 Wé Conscri'en dé an d'Campagnien gin;  
 D'Studenten hoin over och gut's hei gedoohn,  
 An Ièrbel voll Preiszer all Jahr hemgedroohn. —

D'war over am Ganzen net vill mat der Saach,  
 Bes noh'm grosze' Keeser seng'm grausamen Daag;  
 Do go'w erém alles ganz nei reforméert,  
 An onse' Collège frésch organiséert. —  
 Aus Deitschland, aus Frankreich kommen d'Gelehrten erbei,  
 Dé zum Woil onses Lands och wollten droh' bei;  
 Kuurzemm de Collège go'w nuu' eppes méh:  
 E Kinneklecht Grossherzogs Land-Athénée!!  
 Keng kleng Saach, ma foi, daat musz ech gestoo'h'n;  
 Mais loost et sein Train 'mol é wéneg 'so' goohn. —

Nuu' go'wen 't Studenten, dé Schnorréen haaten,  
 Dobei den Ovid a' Virgil iversaaten,  
 Denen 't fauschtendeck hanner'm Ohr residéert;  
 Do hoit sech woil moincher Faers'che passéert.  
 Enner aanere' lauschttert en etlech mer noh: . . .“

Die eingeschobenen Humorigkeiten: „D'Marjongelé an sein Ongleck“ (siebzehn Verse), „De Mettes mat der Dun“ (achtzehn Verse) und „D'Geschicht vum Ièsel“ (zweiunddrei-ßig Verse) wirken heute wie Erstprodukte der Knaff'schen Phantasie, welche nachträglich mit etwas Gewalt an- und eingepaßt worden wären; sie waren ohne Esprit- und ohne Pointe-Effekt erzählt.

Die Fortsetzung der sogenannten „Kolléisch“-Geschichte erwähnte die belgisch-holländischen Ereignisse:

„Lei brecht jo net aus d'belsch Révolution. —  
 Nu geseit mer éréscht, wièn haett et gedoicht,  
 Waat sie gro'sz Subjecten erfir hoi' gebroicht!  
 'Lei leeft, waat nemen e Sabel kont drohen,  
 Fir d'Hollaenner aus der Belgique ze verjohen.  
 Et war Politik, mer solt et kaum denken;

Der Freihéet, deer wollten hiirt Lièven se schenken;  
 Over moincher Kaepchen, 'so' stolz an eso' gro'sz,  
 Am Enn vun dem Spilchen am Drekelche' so'sz;  
 Dé aaner, dé dichteg erdurch sech geschlohn,  
 Geseit mer e Kreiz'che' ganz stolz dohier droohn — ..."

„De Collège“ mußte die bitteren Nachfolgen der belgisch-holländischen Auseinandersetzung erst langsam überwinden, um dann berufen zu sein, als System eine Republik und als Institution eine Académie zu werden: in diesem sah Knaff den Kulminationspunkt seiner „Collège“-Vision.

Die kleine Spitze im Ausklang gegen die Wahrer der Schülerdisziplin war äußerst harmlos. Es hieß nämlich:

„Nu' bong, e Pedell, dee' sollt d'Jengelcher hidden,  
 Fir hinnen den Aagang vum Niersch zu verbidden.  
 — Dé Handlong do as woil nobel a gro'sz,  
 Well hei bezilt ee' mat Florengen d'Bo'sz. —  
 (Daat Geldchen, daat musz woil dem Portier gefaalen,  
 Well d'gin e poir Scheppcher fir onsen Aalen) ...“

Das Nachwort „Oin d'geéert Here Lièser“ versuchte, den „Zweck“ der meisten Bücherschreiber im Egoismus der einen und in der Gewinnsucht der andern zu entdecken. Zuvor aber meinte es von der luxemburgischen Literatur im allgemeinen:

„Bes heihin hoit ee' gesin, dasz dé meescht litteraresch Producten vun de letzeburger Fièlzen, enner de letzeburger Here' Compatrioten nuur wéneg Stullgang fond hoin, so' dasz dé meescht vun de Laandsleiden, dé et eemol gewoot hoin, e Kapstékelchen enner d'geéert Publicum ze gin, an der Zo'konft daat gerengst net mé vun der Aart probéert hoin.“

Nun, Philipp Knaff war vielleicht ein großer Freund der Dichtung, doch ein Dichter, der sich hätte durchsetzen können, war er nicht. Der mit Vorurteilen belastete und mit Illusionen erfüllte Jüngling, für den der Weg zur Besserung der Welt durch den auf Bildung ausgerichteten Unterricht führte, erschien, bei zunehmendem Alter, weniger als Revolutionär denn als erwartungsvoller Evolutionist, obschon er die sprachlichen Herz- und Hirnbrenner der Franzosenführer von 1789 nicht abzuwerfen vermochte. Zuguterletzt fügte er sich doch in den allgemeinen Ordnungsrahmen der Heimat ein und wurde, als Mann der Feder, ein sehr brauchbarer Lokalhistoriker.



## DICKS (1823-1891)

Dicks als Dichter! Ein Mensch voller Melodien hat nur zwei Meere, in welche diese sich ergießen können: die Sprache und die Musik. Zudem besitzt er das Schönste, was im Sichverschenken ihm Gefallen verschafft: die immerwache Kindlichkeit, Stigma der Volksseele, welche Freude hat am Heiteren und am Fröhlichen, am Leichterem und am Lockeren, am Märchenhaften und am Tollen, am Melancholischen und am Grausig-Gruseligen. Das alles liegt in seinen Werken doppelt eingeschlossen, weil in Wort und Klang stets neu geboren.

Gewiß, die Dicks'schen Geschichten sind allbekannt, allein man kann und darf sie immer wieder vortragen, um sie immer wieder anders zu vernehmen. Beispielsweise so:

In der Weltliteratur spielt der Schornstein keine kleine Rolle, und es scheint von Bedeutung für das schwarze Elend unserer dramatischen Dichtkunst zu sein, daß diese, sozusagen, aus dem Herd gehoben wurde, dessen Zuleitung kein schlechtes Versteck für einen verliebten Rußfeger ist. Zudem erlaubt sie dem, der sich gewandt zu biegen und zu krümmen weiß, die Möglichkeit zu einem Spiel des Schabernacks, das, symbolhaft, den Leibhaftigen aus dem Kamin hüpfen und den alten Pamperletsch von Pâpschossel zum heimischen Kleisterpinsel jagen läßt, damit er in sich gehe, um sich als bekleister-ten Pinsel zu erkennen. Pâpschossel, der ein Herz aus Dür- stock und einen Kopf aus Trockenstroh besitzt, brennt, in den Flammen des Johannestriebes, lichterloh, so wie die alten Scheuern des Sprichwortes zu tun pflegen. Mit einer pompös verzierten Häßlichkeit ohne Maßen freit er die junge Tochter seiner einstigen, doch damals durch- und heute abgebrannten Liebe, gebraucht — der grau gewordene Gauner! — einen

längst bezahlten Schuldschein als Liebesdruckmittel, das der Schornsteinklettermaxe dem greisen Unikum aus der Brieftasche zaubert, und muß dann vor den vereinten Gemüts- und Heiterkeitsexplosionen der Mutter und der Tochter und des kleinen Gelegenheitsteufels die Flucht aus der Lächerlichkeit in den Spott der Welt ergreifen.

Das ist, im groben Ganzen, Molière'sche Lust- und Spielessenz im Espritwasser einer gutluxemburgischen Fontaine verdünnt. Es schmeckt nach Simplizität und Unverfälschtheit und hat den Nebengoût von Volkswitz und Dörperausgelassenheit. Im aristophanischen Behälter sähe es nach mehr aus, allein wir ziehen, da wir keine Literaturprotzen sind, den schlichtesten Dialektbecher vor: es liegt über der liquid gemachten Wortsubstanz eine spirituelle Schicht aus Traulichkeit und Heimatodem, an deren Mitinhalierung die nüchternste Seele trunken werden kann.

„D'Mumm Se's“ dagegen gewinnt das fluide Element aus einem Balladenbodensatz, dem gleichfalls Dickgeist zugegossen ward; eine Grotteske, geboren aus Aberglauben, Leichtgläubigkeit, Schelmerei und Herdfeuerstimmung. Die geistige Landschaft, in der sich alles zuträgt, sinnt im Dämmer. Irgendwo im mysteriösen Dunkel hockt eine Lauerung und wartet auf ihr Opfer. Und wen ergreift sie? Zu Recht den schleicherischen Hexentommes, der sich in der eigenen Schlinge fängt und an den Fürchtegeist, den er zur Beängstigung der Muhme und zum Profit der fein gewickelten Selbstsucht hatte beschwören wollen, am Ende selber glauben muß. Den Hurra Gottlieb, den er gerufen hat, wird er nicht wieder los. Der Sprochmates hat im entscheidenden Moment den Mund zu halten, andernfalls er zu erklären nicht verfehlt hätte: „Wer andern den Bösen auf den Buckel setzt, der muß ihn selbst nach Hause tragen!“

Man mag ein großer Hexenmeister sein, es gibt noch immer einen größeren über dem größten. Und den mächtigsten Hokuspokus macht doch stets die Liebe: die Kitty kriegt ihren Peter, und der Gottlieb Hurra wird solange seine Ruhe haben, bis ein blässereres dramatisches Dickes'schen der Heimat ihn aus dem Grab des Liedes „Et wor emol e Kanone'er“ so retroagieren läßt, daß es wieder den Hexentommes unter die Erde des Grausens und des Vergessens bringen muß.

Dicks, der wahre, hat es nicht vorausgeahnt und deshalb einen Humor sich ausbreiten lassen, dessen Feuchtigkeit wie eine Transpirationerscheinung der Unbeschwertheit und der Herzensheiterkeit über allen leichten, aber tragisch angehauchten Ereignissen empfunden wird. Das unterscheidet ihn von sämtlichen Epigönchen, deren Auchhumor nach dem Schweiß dessen riecht, der an mühsam aufgebauten Witz- und Kitschkonstruktionen schließlich heißgelaufen ist. Wo jener also an den Gemütsfelsen des Volkes schlägt, daß unter seinem Dichterstab die echten Stimmungswellen zu fließen beginnen, da zwängen diese sich in Sentimentsantiquariate ein und halten nichts als Gefühlskuriosa feil. Dicks macht aus der Sprache selber ein Problem der klingenden und singenden Vergnüglichkeit, die eine natürliche Überwindung des mörderischen Alltagsernstes durch die gewollte Erhebung in den Zustand der Parodie und der Autoridikülisierung bedeutet. Seine literarischen Nachkommen aber, die, im Gegensatz zu seinem Deck- und Necknamen, als Dünnes'schen verewigt werden müßten, tragen die Sprache als Ballast, der ihnen den stoßhaften Aufstieg in die Sphäre des Beschwingten durch die Verproblematisierung des Unternehmens, wie man an recht vielen Steinen des Anstoßes vorbei in den besseren Profithimmel gelange, einfach unmöglich macht. Jener rührt das Zeitkolorit nur an, und es leuchten die Farben der dauernden Frische in einer steten Erfrischung auf, und diese mixen es so frenetisch, daß es unversehens ausschaut wie alle andern Malerkubistereien der Gegenwart.

Dix contemporains pour un de la Fontaine!  
Dicks für ihrer zehne!

Freilich, ganz erfassen läßt es sich nur in der Dicks'schen Sprache. Etwa so:

Aisen Dicks!

De Nationaldichter ernimmen, vum Edmond de la Fontaine erzeelen an iwer hee sech äusloossen, ka nēmen hääschen: a senger léifster Sprooch den Himmel vu Lëtzeburg, de Bödem vun der Hämecht, ais äge Méenschlichkät an d'Leewesloscht nach iwerem Leewesläd vum fräie Birger beschweeren! Kän anert Wuurt verméich seng Art erēm ze gin, kän anere Klaunk, am Däitsche nit a nit am

Franséischen, wéisst daat Allerläscht vu senger Persoun esou ze faassen, dat bei der Virstellunk schon eppes an äis ging ufänken, nom Rhythem vu senge schéinste Lidder ze vibréieren. Sâi Gesiicht, daat an de Nimm vu sengen Dichtereien oplîcht, ass nit äuszeläschen; et géif äis awer a senge rengsten Zich verwèscht gin durch de freeme Wuurtstech, den äis d'Weermt vu senge Schrëften ermeesse wéilt. Leeweg geblîwen ass et nênnen an de Wirder, déi äus sengem Gefillsklima eräusgebör goufen. Wou sâin Talânt eleng, wéi kâint vir-drun, ze bléie wouss, do duurf heen operstouen an der änziger Mëtt, déi hee mat senge Schwächten a mat senge Stärkten miwliéert hôt.

Den Edmond de la Fontaine!

E Pommelche vu Gestault, mat roudem Hoer a mat Spächelen am Gesiicht, gung wéi ä verméinschlicht Jamben-oder Trochäuszächen durch d'Leewen: op - af, op - af oder och af - op, af - op, e schlamme Määchter, dee seng Versen op eng natirlech Manéier, mam gaunze Keerper hôt betounen dirfen; en haat Weesselrhythmen am Gaunk a Schwounk an de Gedanken, op - af, af - op, eng Natur, déi hir Kraaft vun bannenheer hêlt an déi et fârdig kritt hôt, op eng Kéier alles daat, waat bäussewennig war a waat an d'Ae gestach hôt, durch ä kurzen Uutznumm opzeheewen an an allen Éiere vergeessen ze lossen: e Numm, dee poulricht, ewéi higeschoss, d'Ouer vum Neeweméinsch, d'Gehéier vum Vollek an d'Hârz vun der Loscht am Lâuschtere getraff hôt:

Dicks!

En Äklaunk war et, dee fir 't éischt wéi ä Schalleksruff an dôrno wéi eng Brauntgiisch an d'Land geflunn ass, fir do engem Jong vu seechzing Joer a sengem „Wëlleschen a Fiischen“ e Schmounzeldaunk äus alle Minen ze schlouen, iir „D'Vulleparlement am Grengewald“ dem Maun vu fënnfanzwaanzig Joer eng Follich vu Batterlaachen aubrenge soult. Awer déi Brauntgiisch soutz geschwënn am Vollk fest an hôt do, än halleft Joerhonnert lang, déi schéinste Frädefeier ugefang.

Dicks!

En helle Mooltoun ass et ëmmer nach, deen an engem änzigen Zéistrech den aparte Lâut vum Fixspoun op dem graffe

Reifbödem erëmgët: et rëtscht, et kléckt, et flamt an et liicht! E klengen Tuppert, an alles schingt ze änneren! Waat beschwéiert hôt, ass ewäch. Saachen a Méinsche stin op ämol ugehämelt am Verblëtze vun der Wuurtkugel. An de Klaunk léisst d'Mänunk nowirken, e wiir esou eppes ewéi de kategorischen Imperativ, deen d'Verfrädigung vum Leewen am Sangen an d'Erlichterung vum Streewen am Spille ver-lange géif.

Dicks!

Schonns am Numm gät äis d'Ägewält vu sengem Wuurt op, mat Héichten, déi mer kämols geoont haaten, mat Déiften, an déi, lichtflackeméissig, eppes vun äis selwer afzefale schingt, a mat enger Atmosphär vu Sënn a vun Hannersënn, déi och déi klengst Begrëffer mat Facetten opléinke léisst, an dene sech zugudderläscht di gewéinlichst Bedäitungen wéi Verréiderwirder entbléissen. An déi wëssen durch jidder guttgetéinte Méinscheklack ze verlaude, wat an äis verlör, verstoppt, vergeess oder och mat siwe Wölen emgin, wa nit ma siwe Sigele verschlass war. An et gët kä Wältgeléierten, deen daat färdig brengt; et ass en äfache Reimriffer an e klenge Wuurthexer, deem vun der Wéi äus gin ass, d'Aeusflëss vun honnerttausend onverdörwene Séilen an e pör Versen anzefänken.

Dicks dixit! A wat hee gesot hôt, leewt fir ëmmer virun, an et ass e Määschterweerk vun Eierlichkät, vu Kiiirtz, vu Verständlichkät a vu Lichtigkät.

Geböre gouf den Dicks de 24. Juli 1823 am Härz vum Land, an der Haptstad an do och nach um Nöbel vu Lëtzeburg, deen d'Wöllemsplaatze esou gär dörstellt. Als Kaund kount e spilles de Sproochschatz vun de Firkäfeschen, vun de Martfraen a vun de Pärds-kneecht a sech op-hölen. Ouni Uweisung gouf e geléiert, dem Pafendauler an dem Grënnescher op de Mount ze kucken. D'Grënnescher, d'Pafendauler, d'Föschmarter an och déi äus der Grouss-gaass hun him keng iwel Virlöchte gin fir all déi Fraleit an all déi Maanskärelen, déi hautdesdags ewéi Apebiller am lëtzebuurger Schrëfem abgeknäipt gin. Awer och d'Märei, d'Chamber an de Kolléisch haat en esou am Aa, dat déi Heiser mat hire villen Aeus- an Augänk bal wéi Häm- an Drämplaatze fir seng spéider Kounscht hu bleiwe missen.

Nodeem e Léck an Heidelberg als noutwennig Léierstatiounen hannen u sich bröcht haat, gouf en, e wéinig äus Traditioun, 1850 Affekot, an daat an enger Zäit, wou d’Affekote, schingt et, nit vill Arbicht haaten, et séif daun, si hätten, wéi de Papp de la Fontaine, sech dem ägentlichen Affekotestaund vun deemols, der Politik, äusgeliewert, D’Politik vum Edmond war nu gôr nit déi vum Ignace: de Fiss hôt um Schreifdësch méi Satisfaktioun fount ewéi de Papp um Gouverneurstroun. Erëmfount a geglach, wann nit äusgeglauch, hu si sech awer an der Passioun fir daat, wat aal a vergaangen an dach als Werter aunzescheffele war: fir déi gellich Méinzen den än, a fir d’Ideendaaleren den aneren!

Dem éiwege Simmeler, dee Volleksméinsche wéi Volleksprëch a Volleksidder agescheiert hôt, dem groussartigen Zesummesetzer, deen an enger konzentréierter Form säi gääschtigen, säi literarischen, säi musikalischen a säi folkloristische Schaatz an honnert Kulturpärelen un déi verschéinke kount, déi him de Grundstoff zu senge Weerker geliewert haaten, dem Dicks demno, ass dat besonnescht Wonner vun Hand gaangen, äus dem Méinschestroum vun der Hämmecht än Dauergesaunk eräus ze héiren, deen ëmmer anescht gât, wann en och ëmmervirun déi selwicht Follig vun Téin ervirzebrenge schingt, fir en a Wirder an a Weisen z’erléisen, déi mir elo hinhölen, ewéi wa se, vun äis selwer erfount, ais äge Gefiller gefaangen an ais äge Stëmmonken an hire schéinste, well an hiren hämlichste Glécksmomenter gespijelt hätten. Mir spiren äis mat schëllich — un enger Schould, déi de Latenger „felix culpa“ nennt, an déi mir selwer als eng Schëlligkät verstin, un ais Kanner virun ze rächen, wat äis geschéinkt gin as — a mir otmen än Doft vu Verlangeren aun, wa mer sangen: „t si vill schéi Rousen an der Staat“, an et sin ais Tréinen, déi wi Noute falen, wann et hääscht: „Du brauchst mer neischt ze schwieren“.

Wat den Dicks mat vill Gedould gesammelt haat, Sooen a Lejenden, sprëchwiertlech Redensarten, Kannerreier, Volleksliddere äus aler Zäit, Gebräicher vu fréier, fir daat alles zem Fëllement vu senge Koméidistëcker ze maen, hôt nëmmen e kurze Schreiwerothem fount, fir Spill a Musik ze gin: dem Dichter do ass et kämols em d’Vergääschtingung vum graffe Material gaangen, nit an de Méinschen, déi

en nom Alldagsleewen nogezächent, nit an de Situatiounen, déi hee sich ouni Ustrengung äusgedöcht, an nit an de Liddercher, déi e wéi sproochlich a melodisch Diamanten a seng natirlich Prosatexter augesat hôt; wéi Auere mat vill ze klenge Federe lafe seng Operetten af, äusgeholl den Zwéinakter „Op der Juecht“ an en etlich Szenen, déi „Um Friddensgeriicht“ an „De Feianner Waissert“ genaunt goufen.

Den Antoine Meyer an den Henri Gloden hate scho versicht, am Aeusmoss vun hirer grousser Léift zur Hämechtssprooch, der Fräd um gudde Wuurtklaunk an un der richtiger Schreifweis ä wëssenschaftliche Fong ze gin. Déi ägentlech Verléifthät awer an den Aeusdrock vun der lëtzebuurger Volliksséil, déi op vill Manéieren an an alle Farwenënnertéin sech ëmmer openeis wäss virzustellen, ouni d'Nimm vun Denen unze gin, déi matgewirkt hun un enger Weis, déi paakt, un engem Lidd, daat d'Härzer wäit an d'Aae fiicht mecht, un enger Soo, déi Leewen äus engem Stän a Gemittlichkät äus engem Owend schléit, hôt den Dicks eleng säi ganzt Leewe lang durch direkt Kontakter mat dem gudde Gääschit vun der Natioun bewisen: de gudde Gääschit ass an alle Kulturwéinkelen doheem an en dat äus alle Kulturstécker an alle Jooreszäiten gääschitig Frichten zéien.

Haat en och keng grouss Virbiller am Lëtzeburgischen, do, wou Koméidistécker an der Art vun engem Molière entworfen gin, dann haat en dach am Éisträichischen e besonneschen Här, no deem e sech a seng Kounscht, seng Sprooch a seng Spillmännercher a -frächercher, seng Musik an seng Lëschtigkät äusriichte kount. De Jhang Nestroy äus Wien duurf rouig als än Ustiwweler vu munichem Dick sweerk ugekuckt gin\*, wöl nit esou wéi wann de „Lumpazivagabundus“ oder „Verléift Geschichten a Besteednissaachen“ oder „E Jux wëllt e sech maen“ an de „Scholtschein“ oder an „D'Mumm Séis“, an „D'Kirmesgescht“ oder an „De Ramplasang“ iwerdroen an zer gläicher Zäit an d'Zoustänn vun aiser Hämecht, an ais deftig Klengwält an an de Sonnerklima vun

\* Et duurf ä rouig unhölen, dat den Dicks derbäi war, wéi än däitsche Spillensemble no Lëtzebuurg kouw, fir d'Stécker vum Nestroy op d'Theaterbreeder ze bréngen.

aiser Nationalexistenz augebaut gi wiren. Hir séilisch Beschafenhät awer hôt déi zwéin Theatermecher éirens verbriddert. Wat téschend hinne loug, war, no der geographischer Distaunz, än Ènnerschäd vun zwäanzwaunzig Joer zugounschte vum Nestroy; eng Differänz am méigliche Publikum vu foffzig Millioune Leit zu ongounschte vum Dicks; en onermésslichen Afstaund an de Spill- a Schreiftraditiounen zugounschte vum Nestroy; e potenzierten Aufloss vu bräden Zentralstréimungen zu ongounschte vum Dicks. Esou war de Wiener an allem de gréissere Schaffert; aise Lëtzeburger awer ass dörduurch gôr nit veröchtber an deem, wat hee vläicht nestroyméisseg hôt erzeele missen. Engem Schouster Knéirimm, engem Schneider Zwiir, engem Schräiner Läim, engem Metzeler Fett, engem Schlessler Glousshummer, déi an der éisträichischer Loft äus Witz a Frouseñn geböre gi waren, kounte Fraen a Männer entgéintreden, déi den Otem vun enger dickslëtzeburgischer Schüssigkät nit méi verlächnen dirften: e Buchbënner Paapschosel, am „Scholtschein“, e Schräiner Houlzknöt an de „Kirmesgesch“, e Bauere-Schöppestill am „Ramplassang“, e Geschäfts-Pefferkär am „Grengor“, e Gemeingeschreiwier Federnaz an „Eng Stëmmonk“, en Dokter „Mierréidech“, e Burgermäschter Ponktom, e Véihändler Kéijhang an e Bréifdréier Liichtfouss an „En ass rosen“, en Offizéer Sabel an „Nondikass“, e Grenadéier Cheverong am „Ramplassang“, e Sprochmates an en Hexentommes an der „Mumm Séis“, e Krauselhennes an e Schmantjekel an „Eng Stëmmonk“, Kosenge Ficelle, Schleifsteen, Klabis an eng Kusin Laangfësch an de „Kirmesgesch“, eng Brachschossel, eng Babbeltréin; eng Kaffisliss, e Krellesuss, e Wibbelkettchen an eng Mumm Aneleis an „Eng Stëmmonck“, e Schouster Boubou, en Här an eng Madame Tullepant an de „Spiichten“. Am Allersächten ewéi am Allerbäschte sin déi eng an déi aner äus dem selwichte Flääsch gemät a leewe virun an der Theatergeschicht vun hei a vun do, well de gläiche Blutstrom si ëmmer weider erfrëscht: e gesounte Muttwëll, deen den Ongeschéck, d’Geckerei an d’Dommhät ugräift, wou e kaun; eng kloer Loscht, déi gäre mat de Schwächte vun den Anere spillt; eng säfdig Komik, fir déi d’Ongdugende vum Vollek geféierlich Founkefäinkerte sin, soubal engem geschéckte



Luussert aufällt, si mat engem Aa, daat laacht, a mat engem, daat kräischt, unzekucken, fir äus dem drechene Blëtzer an äus dem naasse Läschréinen äusfléissen ze lossen; eng Guddmiddigkät, déi frou ass, all dat Kompliziert mam Bléck vum naive Versimpeler ze betroechten, daat, waat nit echt ass, satirisch ze beliichten, awer esou, dat an allem, wat iwerdriwwe gouf, den Toun vun der Wourecht moderéiert durchklenke kann. Deen Toun ass gedroen a gehale vun enger Musik, déi äus dem natirliche Buur vom Volliksgesank no bäusse läft. Esou wéi de N e s t r o y selwer seng Liddercher vun doheem, esou wéi de Raimund sein: „Do streide sech nun d'Leid erēm“, a Noute gesaat hôt, esou sin dem D i c k s seng määscht a seng bescht äus engem versounkene Séi vu Groussmammemusik an d'Feder gelaf: bal graff a bal doftig, bal liichterkloer a bal verdrämt, bal haart a bal härzig, bal lädlich a bal fräsch drop lass.

Esou hôt en am lëtzebuurger Schrëftleewen den Aeinter gezunn. An dach kount déi gewéinlech Existänz am Alldag hie vun Zäit zu Zäit mat Nulle ploen. Sâi Gääscht ouni Rou hôt sech am Ursënn vum Wuurt als „Ingenium“ erweisen, als en Instrumânt, daat, nit ze gräifen, ëmmerzou a sengem Kapp Konstruktione geschaf hôt, bal um dramatische Plang, bal an der lyrischer Kounscht, bal um technische Gebitt, wou se vun engem Apparat fir Nouten ze notéieren, bis zem „Perpetuum mobile“ räche kounten. Fir seng Leit war et kâ Wonner, wéi se 1859 héiren hun, dat en zou Réimech eng Wewerei am Grousse bedreiwe wéilt, nodeem en 1856 mat senger Kusinn Elisabeth eng Familje gegrënnt haat. D'Duchfabrik hôt um Enn méi Suen ewéi Woll geschléckt, an dem Anterprëner, deen 1893 Schlasshär vu Brédemes gouf, ass nëmme méi iwrig bliwen, amplaatz farwig Fédem, méi oder wéiniger entfêrwt Méinschen ze riichten. E „juge suppléant“ oder e „juge de paix“ ouni Zoulaaf, op nun den än zéinter 1879 zu Réimich sëtzt oder den aneren no 1881 zu Veianen uurtelt, ka wöl méi sin ewéi ä Fabrikshär ouni Kanounen, ä Burgermääschter vu Brédemes ouni Ambitiounen (vun 1867 bis 1870), ä Member vum Eisebunnsverwaltungsrot ouni genä Arbechtslaaschten (1857), awer daat, waat beim D i c k s änzeg zeelen darf, sin zwéi kleng Ateliën: ä fir Dréibänken an ä fir Schreifdëscher.

Brengen déi och nit vill aun, da gelöschten 's och nit no iwermhéisseg Zomme Gäld. Ä Gutts hu se allebéid: dem hämliche Spunnes maache se Lächer op, a vun deem profi-  
tíert den D i c k s bei jidfer Krunnesträäch.

Wéi en zu Réimich seng Fabrik ënnerem Héil haat, stung him ä Gemittskärel vu Maschinnemääschter bái, deen ä Fuuss no sengem Härz war an deen ä fréie Mörjen zum frësch gebaakenen Industriehär sot:

„t ging alles laafe, wa mer Wappes fir d'Maschinnen hätten, Wéi wiir et, wa mer de Schëffernéckel op Akaaf no Tréier ginge schécken? E pör Balle kéinte mer fir den Ufaunk gutt gebräuchen!“

Den D i c k s war mat Eescht derbái, wéi de seriéise Schëffernéckel instruéiert gin ass. Den alen treie Kommis-  
sionsmëcher hôt zu Tréier all Buteker no senge siwe Balle Wappes afgeklappt a nit enöcht geholl, dat zwi Schäusser-  
ten doheem an zwelef Geschäftsleit zu Tréier sech op seng Käschten amuséiert hun.

Aeus deergläiche Situatioune koum aistem Dichter d'Va-  
peur fir seng Aufäll, an et war de kloere Sprit vum echte  
Vollikswitz, deen heen a seng ägen Spillméinschen aunze-  
sprétze wouss.

D'Vollik, daat heen a jidder Änzeldäl gären haat, hôt him am Änzelen nit ëmmer Daunk gewosst fir de Rächtem, deen e wuurt- an akteweis vergin hôt. 1879 gouf em esou-  
gôr gestöl, wat dach bestëmmt war, fir ënner dem Numm  
„Den Här an d'Madamm Tulepant“ der Hämecht zer Ple-  
séier verschänkt ze gin. Dem Burgermääschter-Depetéierte  
K n a f f äus der Feels, deen Zougank zur stadlëtzebuurger  
Dréckerei haat, wou d'Bleeder an der Korrektur lougen, hôt  
d'Koméidistéck esou gutt gefaul, dat heen ouni Erlaapnis  
seng äge Steedchen an dörno Ettelbréck mat Opféierronke  
begléckt hôt. Déi hun him gutt Recetten, vill Eier a, spéider,  
an engem Pressprozess zu Lëtzebuurg, nëmme fënnfasiwen-  
zig Frang Bouss zugounschte vum Autor abröcht. Méi  
schlëmm awer wéi an deem Faul seng Riichterkollegen, hun  
d'Aeusdäiter vum Lëtzebuurger Autoreprotektiounsgesetz e  
pör Joer derno geuertelt: durch de Mount vum Justizgene-

roldirektor hu se dem D i c k s wéint enger äfälliger Ënnerschrëftsprozedur d'Aeusnotzprivilegien u sengen ägene Produkter kalbliddig afgesprach. De Maun, dee kā Krösus virum Fiskus, wann och e räichen Här virun de Kéinschte war, ass domat vun öwenheer em de Besëtz vu sengem schéinsten Aagentom bröcht gin, obschonns hee selwer der „Gym“ fir gutt Zwecker iwer siwendausend Frang vum Theaterspill-Erléis haat zukomme geloss. Viru sengem Dout si seng Stécker fräi gin: wat bestëmmt war, fir en natirlichen Zousatz vun de Vollikskulturwerter ze gin, ass duurch en Autoritéitsdrock a sengem Prozess onhämlech ugedriwe gin. An den D i c k s hôt misse materleewen, ir heen den zwäanzwanzigste Juni 1891 gestörwen ass, dat alles daat, wat en am Vollik geraaf haat, no engem Läiterungsakt a sengem Härz an a sengem Gääscht, an deer rengster Form erëm Volliksgutt a Voliksblutt hôt dirfe gin. U sengem Schaffe léisst sech de Kräslaaf vun den Hämichtskulturelementer verfollichen, déi duurch leewig Transformatoren, op Plangen, déi ëmmer méi héich leien, a nei Werter ëmgemat gin.

Iwer d'Verschäde vum D i c k s ewech gāt sāi Wiirken an enger laanger Rei vun Aeusswiirkungen a vu Nowiirkunge virun: waat hee geschaaf hôt a waat sech erhält a Wiirker, schingt ëmmer openeis déi jénger Generatiounen aunzelöden, dat si den än oder deen anere vun hinne virschécken an um Exämpel vum D i c k s zu guttgelaunten an zu sproochverléiften Nomecher gi lossen: sou erlabe se dem Volliksschellem, am beschte Sënn vum Wuurt, sech a Schrëften iwer Schrëften an a Lidder ouni Enn äuszesangen. Esou gewönnt de Numm vum éischte Määschter op ämol eng Bedäitung, déi onerwaart kéint, an hōlt e Bäcklaunk un, dee Gnod a Kraaft zougläich an engem klengen Zouschlag ass: de gudde Gääscht, deen d'Talänter bléie léisst, hôt en allegörte keng Kleng gedickst!

Wéi all gutt dramatisch Kreatioun ass dem D i c k s seng Theatermecherei de Kounträr vun engem getreien Apsebild vum Leewen. Do wou se Tragik ass, konzentréiert se eppes ewéi d'Essänz vu Séilenout an en Extrakt vun Dausenddeegaktiounen an e pör Minuttendrëpsen; ouni Präntioun versicht se dann awer an der Komik e lëschtege Kuurzsprouk an honnert Kaprioulen äus Witz an äus Esprit opzeléisen an

äus enger änziger Schnook drei Dose Späitzmännercher äus Fräd an äus Loscht äuszedreiwen, déi op heer Manéier d'Härgotskanner an alle Verdréithäte noaafen, fir dann déi Aeusgelaacht, déi nach matzelaache wössen, op e bessre Wee ze féieren.

Géif am Lëtzeburgischen de nationale Sproochverkéier no deem Dicks do gericht, da wiir eise groussen Dicks-zionär näischt aaneschter ewéi eng onggewéinlech Lees vun dene rengsten Hämechtswiirder, Hämechtssprech an Hämichts-redensarten, déi vum Edmond de la Fontaine a jidder Regionswaasser gewäsch an a jidder Kantongswaund gedrechent gouwen.

Da sting och elo am Härz vum Launt den Eierestän mat dem Broschtbild vum Dichter a mat Illustratiounen äus senge mäaschtbekaunte Komédistécker. An alles géif, vum Stän äus an zum Stän hin, op de Vollikssänger, op sai Wuurt an op sai Weerk bezéien, wat hee selwer an der „Mumm Séis“ gesoot hôt, ouni u seng Kalitéiten als Sproochmagier ze déinken:

„Ech sin e groussen Hexemäaschter . . .“

Hee war et an en ass et bliwwen.

## DICKSIANA POLITICA

Als Dichter und Politiker war Karl Theodor André, allen späteren Bindungen über Vianden zum Trotze, wohl das Gegenteil eines Dicksverehrers; er hatte nach den achtundvierziger Märzunruhen, bei denen seine Schläue als Volkstribun von hellersichtig gewordenen Manifestanten aus dem Lager der Widersacher etwas strapaziert worden war, und nach den September-Oktoberwahlen, die ihn zum Mitgesetzesgeber gemacht hatten, das „Vulleparlament am Grengewald“ vor den Parlamentskollegen schärfstens angegriffen.

Am 11. und am 25. Oktober 1848 war nämlich, zum Besten des Regierungspräsidenten de la Fontaine und dessen Kabinettsfreunden, im jungen reaktionären, liberalen, freimaurerischen und antiklerikalen „Volksfreund“ ein gereimtes Propagandastück: „E Letzeburger oi' seng Matbierger“ erschienen, durch das ein Anonymus ebenso scharfzünftig wie versfähig alles attackiert hatte, was gegen die vorherrschende Führungsschicht als klerikal, metzfreundlich oder autoritärfeindlich aufzufallen pflegte. Die poetische Kritik war weder durch eine Einleitung charakterisiert noch durch eine Verfassererklärung situiert worden: unter der Allerweltsparte „Miscelle“ hatte sie, gegenüber den normalen Prosatexten, die Wirkung einer Irritation für das Auge gehabt, da heimatssprachliche Trochäen auf dem Druckgrunde des „Volksfreund“-Blattes als Kuriosa hatten erscheinen müssen.

Das politische Liedchen begann nicht weniger wortschlicht als formgewandt:

„Los't mech ièch emol erzièlen  
 Eppes klenges vun de Wièlen,  
 A vun allen de Partheien,  
 Dé sech fir eert Woil geheien;  
 Vun dé Geeschtlech', vun zwee Bridder,  
 Och velleicht vu' Beidelschnidder,  
 Dé fir ièch sech stompech laafen,  
 Gélteg Stemmen opzekaafen  
 A' vun de Republicanern,  
 Dé het Gléck nur vun den aanern  
 Déf an hirem Hierzen droh'n  
 An op d'Lèscht sech d'Kepp zerschloh'n;  
 Eppes vun de Communisten,  
 Dé recht gièren, wann se wisten  
 Eppes dobei ze gewinnen,  
 Ièch mam Delen déten fannen.“

Nach den Introitus-Hinweisen auf besondere Angriffs-  
 offer ließ der fünfundzwanzigjährige Propagandameister, in  
 welchem noch die Heidelberger Studentenspässe nachtönen  
 mochten, seinen beweglichen Stachel wider Gegner löcken,  
 die er weniger nach dem wahren Leben als nach den Karika-  
 turen aus einem ältlichen Requisitenbestande zu zeichnen  
 unternahm:

„Wann der daat Gewull's gesit,  
 Dat zu eerem Woil geschit,  
 Musst der ganz verwonnert stoh'n  
 An ièch selwer dach befroh'n,  
 Waat dach all dé Männer wellen,  
 Dé versprièchen eere Wèllen  
 Ganz noh Wénschen ze erfüllen  
 An eer Wéhen och ze stellen!  
 Wat hoin dach dé Geeschtlech fir,  
 Iverall vun Dir zo' Dir?  
 Neischt dir Leit als wé eert Gléck,  
 Over hannerzech zeréck. —  
 — Bis zeréck an d'glécklech Zeit,  
 Wo' ké Mensch sech méh geheit,  
 Over nuren an de Kléschter,  
 Wo' ée, gleich de léwe Béschter,  
 Mésseg Patren hoet gemaescht. —  
 Gelt dir Leit daat woor jo d'baescht!

Do' eleng hoit ée geléert,  
 Alles waat nur d'Menschhet éhrt,  
 Naemlech all daatjénecht gléven  
 Waat nur d'Geeschtlech kont erheven. —  
 Aarmut an Onwessenheet  
 Wooren iverall verbreed,  
 Well daat woren d'Mettel graad,  
 Dé gebraucht de Kirche'staat  
 Fir seng Moicht weit ze verbreed  
 D'Leit am Narreseel ze leeden.“

Fehlte es dem Autor, bei solchen Rückblicken aus dem Unterstande, auch an historischer Logik, so ging dem werdenden Satiriker schon nicht mehr ganz der genuine Sprit des sachsicheren Anwaltes eines zweideutigen Unternehmens ab: sein Appell an die Visierten entbehrte noch der rechten Zündgewalt:

„Neen dir Herren, all dat Dengen  
 Werd ièch haut nit méh gelengen,  
 Neierdengs'rem aanzeféhren  
 Los't hieriver ièch beléhren. —  
 D'as haut eng ganz aaner Moicht,  
 Hoilt ièch daat ganz gut an Oicht;  
 Nur mat der ként dir regéeren,  
 Iverall ièch du veréhren. —  
 Dat ass d'einfach sché Moral  
 Dé geschätzt ass iverall. —

Also bleibt bei eere Kranken,  
 Dé ièch fir eer Soirgen danken;  
 Helft dem Aarme mat der Doht,  
 An dem Top'gen mat dem Roht.  
 Dann, dir Herren, get ons Léft  
 Fir ièch goir nit méh gedréft.“

Dieser Aufforderung an einen Stand, dem der Sänger nur beiläufig Sympathie für karitative Aktionen zu bekunden vermochte, folgte das Versprechen: „Spéderhi' weider“. Tatsächlich kam am 25. Oktober, wieder auf der letzten Zeitungsseite und sozusagen als Auffüllsel, eine Ergänzung zur bisherigen Ein-Opfer-Kampagne; sie zwickte die Liberalen, nur so en passant, und spritzte ihre Hauptsäure über das „Luxemburger Wort“, den „Courier“, das „Diekircher Wochenblatt“ mitsamt dem „Bulletin des Ackerbauvereins“ und den Echternacher „Grenzboten“ hin. Die Anspielungen auf Advokaten, Friedensrichter und Notare bei je zwei, vier und sechs Ver-

tretern unter einundtünzig Deputierten war eher dürttig; wahrscheinlich hatte der Spötter mehr die früheren Ständekammerverhältnisse im Sinn, als er sagte:

„Nun los't mer vu Liberalen,  
Dé et staark ma'm Beidel haalen,  
Vum Notar, vum Affekot,  
Dé et hoi' ma'm booren Droht,  
De Verstand noh Dahle' schätzen,  
Och emol e' Würtge' schwätzen!

Eppes vun de' Gesuichter,  
— idem etlech Friedensrüchter;  
Vun dem „Letzeburger Wuurt“,  
Dat mer virkennt we' eng Huurt,  
Wo' erduurchen d'Wo'érecht dreivt,  
An dem Onroth sétze' bleivt. —

Vun dem „Courier“ — As dee Leefer  
Nit am Hierz e' Féschverkeefer,  
Den dohin sei' Geel ausspreed,  
Woir hiè' sein Intressé leed. —  
Erlaabt dir woil, dir Heren... (Metzen)  
Och e' Wuurt vun Deem ze schwätzen? —

Nach e' Blaad daat d'Véhzucht dreivt,  
Iver d'Aakerwiése schreivt,  
Over dat d'Carotten zéht  
Eschter we' hièn se geséht;  
Op d'Granaten hält et mächtig,  
Well de' Blumen sin och prächtig. —

D'woar emoal zo' Echternoaach  
Ouch e' Blad doat d'riichtig soach  
Ousgesproacht hoat voan der Brost,  
D'woar de' „Grenzbo't“, mein gréist Lost.“

Auch diese Reimattacke, die im Ausklang etliches in der Schwebel hielt, ließ eine Fortsetzung durch den Zusatz „Spéderhi' weider“ erwarten. Dann erschien jedoch am 27. Oktober nur eine Zuschrift in luxemburgischer Prachtprosa, „Herr Redacter“, die das literarisch-politische Freiwild jener Tage, nämlich die Klerisei und das „Luxemburger Wort“, auf ihre Art, wenn auch mit den Phrasenfechtmitteln des Verse-machers, anging und sich als „En aale Stack vun hei“ mas-kierte. War es nicht D i c k s selber, so klang es doch dicksi-anisch und leitete nicht übel die nächste Überraschung ein.



Am 5. November, also knapp eine Woche nach der ungewöhnlichen Kammerouvertüre, veröffentlichte der „Volksfreund“ das spritzige und stachelichte Opus „D’Vulleparlament am Grengewald (ob d’Weis vun der Vullenhochzeit)“. Und neuerdings erschien der Beitrag, als Ausklang der Zeitungsnummer, unter dem üblichen „Miscellen“-Schildchen namenlos. Weder sprachlich noch darstellerisch hielt er sich in der farblosen Zwangsjacke des bisherigen Polemikers, sondern brach in Breiten und Höhen aus, die das Exerzierfeld des echten Ironikers und hexerischen Gestalters sind. Der Sang ging so (in Urtext und Erstschreibweise):

Dé Kréh als de gescheitste Vull  
Dé setzt um Présidentestull,  
Dé Rehren (bis)  
Dé spillen d’Secretären.

A wé geso’ch de Président  
Dat Deputé’rten all present,  
Ho’scht hièn: hoem (bis)  
A seet mat ènger starker Stemm:

„Dir Herre Vullen hoilt ièch Still,  
„Dir sit heih beruf, fir vill  
„Ze schwätzen (bis)  
„Eer Kloon aus’nen ze sèzen.

En aale Koib fèngt un a seet:  
„Wé d’Welt haut steht, ’t deet èngem leed  
„Kiriee! (bis)  
„O Jesesmarja Jeminé!!

Jo, seet eng Eil, waat obgeklé’irt  
„Daat woor zu aller Zeit verké’rt,  
„Ze vill Liicht (bis)  
„Verdrohe mir net am Gesücht.

Dé Noichtegall fèngt nun och un,  
Welt, dat all Vull eng Stemm soll hun,  
Dei Gesank (bis)  
Noichtegall, fent nach wéneg Klank.

E Mierhong waat drét eng Pareck,  
Seet: fort mat alle Vullestreck!  
Meng ganz Klik (bis)  
An ech, mir wellen d’Republik.

De Schnautzvull steht dem Mierhong bei,  
A rift: t’ as glaad këng Gekerei!  
Mir aner (bis)  
Si ro’t h Republikaner.

De Vugel-Greif steht ob, a bièd  
 Em d'Wuurt, an hält de folgend Riéd:  
 „Dir Herren (bis)  
 „T geht iwer d'Fonctionnären!  
  
 „Daat si verfluchte Kièrelen:  
 „Sin ho'ffrech wé d'Goldmièrelen,  
 „Dé Bro'ddéf (bis)  
 „Den Deiw'l en Tractemente géw!  
  
 Bravo, soon d'hongrescht Vullen, d'Genz  
 A reiwen sech vu Freed hir Penz,  
 Saperment (bis)  
 Mir peifen en e Tractement.  
  
 Drob d'Mièrel blech vu Roserei:  
 „Du solls dach, Vugel-Greif elei  
 „Begreifen. (bis)  
 „Stell, wann all Vulle peifen.“  
  
 De Miitock jeitzt: „keng Steire méh,  
 „Keng Scho'll, kee Weirecht, keng Schossé,  
 „Keng Mären (bis)  
 „A fort mat allen Herren!  
  
 „Ja, rift de Schnudliro'derack,  
 „Erow och mat der Lompeklack!  
 „d'Gendarmen (bis)  
 „An d'Gesetz iwer d'Aarmen.  
  
 Derzweschen emmerfort d'Schièlmees  
 Zerschwätzt sech iwer alles hees,  
 Dé Graasmeck (bis)  
 As hei ant do och mächtig fleck.  
  
 „T'geht aanescht, rift een Kukrukoin,  
 „Ech sin iwer ièch all den Hoin;  
 „Get gut oicht, (bis)  
 „Ech hun d'Constitutio'n geloigt!  
  
 „Ma daat as lang nach net genug,  
 „O wièr ech nemmen Herr èng Woch,  
 „Get mir èng Platz (bis)  
 „Soss sit dir all e Vull fir d'Kaatz!  
  
 „T' as wo'her seet de President,  
 „T'as d'Schold all vum Gouvernement;  
 „Dé Cola'n (bis)  
 „Dé sollen d'Gleck vum Land haut maa'n.  
  
 „Hurra! jeitzt alles; Viv la Belsch,  
 „Lo gin dé Deitsch och nammel Welsch,  
 „Président (bis)  
 „Erow mat dem Gouvernement.

A wé se alles emgeheit,  
Ko'm enner se vill Neid a Streid,  
Si scheimen, (bis)  
Ee welt deen aanre pleimen.

Si wooren nach um Rappen drun,  
Du ko'm en Aadler ugefluhn,  
Deen deet s'aan (bis)  
Fir all dem Spaas en Enn ze maa'n.

Die nachdicks'schen Generationen verstehen kaum noch die zeit- und situationsbedingten Spitzen, an denen die damals getroffenen Parlamentarier zu leiden hatten. Wer sich heutzutage dem Entschlüsselungsspiele hingeben möchte, müßte sich vorerst die einundfünfzig Mitglieder des hohen Hauses vergegenwärtigen können; ihm gehörten gegen Ende des Jahres 1848 an: K. Th. André, J. P. Arens, Fr. G. Pr. de Blochausen, J. A. Brassel, André Brücher, M. C. Clément, Aug. Collart, P. E. Dams, Hub. Dasselborn, J. P. Dicktus, K. G. Eyschen, Eug. Fischer, J. B. Funck, Fr. L. Gras, Heinr. Greisch, Math. Hardt, D. Heldenstein, C. Hemmer, Math. Hertert, J. P. Heuardt, Jos. Heynen, J. P. Hoffmann, R. G. Jacques, Mich. Jonas, Jean Juttel, J. B. Krack, Aug. Lampach, Ant. Lefort, J. Ch. Mathieu, Aug. Metz, K. Metz, Norb. Metz, Abbé Fr. Müller, Dom. Peckels, Th. Pescatore, Bern. Pondrom, Ant. Pütz, Luc. Richard, Jos. Ritter, August Schlinck, Nic. Schroeder, Math. Spanier, Dom. Stiff, M. M. Tibesart, Victor de Tornaco, J. P. Toutsch, Jos. Tschiderer, Math. Ulrich, Wilh. Velter und H. Witry.

Unter diesen Männern die Vogelnamensträger mit Sicherheit bestimmen zu wollen, hält umso schwerer, je weniger der Verulker auf Spezifizierungen aus war; wenn auch manche der Visierten direkt ins Auge fielen, so bezeichneten doch verschiedene Tierarten mehr Gruppen, Cliques oder Parteien als starke Individualitäten oder, profilierte Persönlichkeiten. Der Historiker wird, aus der genauen Kenntnis der Verhältnisse heraus, noch in etwa zu bestimmen vermögen: Karl Metz als Kréih, Aug. Collart und Michel Jonas als Rehren, K. G. Eyschen als aale Kueb, J. P. Toutsch als Eil, Math. Hardt als Nuechtegail, P. E. Dams als Mierhong, Ch. Th. André als Schnautzvull, Heinrich Greisch als Vogel-Greif, V.

Jurion als Mierel, Math. Spanier als Miitock, Wilh. Velter als Schnudlirouderack, Lucien Richard als Schielmees, Fr. L. Gras als Grasmack, Norb. Metz als „Kukruker“ und die Cola'n als „Daboen“. Ob mit dem Adler wirklich, wie Jules Mersch darlegt, Deutschland gemeint war, darf umso stärker bezweifelt werden, je mehr sich das Gefühl verstärkt, der Dichter habe den starken Mann des Augenblicks — und also den eigenen Vater — als Überwinder aller Schwierigkeiten im Auge gehabt.

Es war „de Schnautzvull“ K. Th. André, der am 7. November die Regierung über die Schritte interpellierte, die sie gegen eine derartige Ridikülisierung der höchsten Staatsinstitution zu tun gedächte. Der Regierungschef de la Fontaine, durch dessen Vermittlung dem Leibblatt der Minister-Aktionäre Subsidien zugekommen waren, half sich und dem Filius dadurch aus der Klemme, daß er die Pressefreiheit beschwor und alles unternahm, um den politisierenden Dichter unter der Larve zu halten. K. Th. André und die mitprovozierten Volksvertreter M. Jonas, P. E. Dams, Math. Spanier und Wilhelm Velter blieben, als Autoren einer Tagesordnung zur Rückweisung der Budgetvorlage, dem Regierungssprecher überlegen: Zwei Tage später mußte der „starke Mann“ mitsamt seiner Mannschaft fallen, da die Union der Freimaurer plötzlich in die Brüche gegangen war.

Dennoch gelang dem Hand- und Wortlanger eines erledigten Vaters am 15. November eine gute Wiederholung des literarischen Überfalls auf ungeliebte Gegner, obschon er in der Tarnung ausharrte und nur satirisch, wenn nicht sardonisch, über die „neue“ Regierung lachte. Denn da präsentierte er seine politischen Türkenköpfe Eyschen, Toutsch, Dams, Velter, Spanier, Greisch und André als Außen-, Innen-, Kommunal-, Polizei-, Bauverwaltungs-, Finanzminister und Ressortleiter ohne Portefeuille. Nur legte er ihnen Namen zu, die im staatsbürgerlichen Leben wenig, in der Ornithologie aber manches galten: Raabe, Eule, Pute, Puter, Wiedehopf, Geier und Neuling oder Gelbschnabel!

Die Entstehungsgeschichte der dramatisch bewegten Spötereie, welche Félix Thyès „une parodie admirable“,

Nikolaus Welter Ausdruck eines „gutdemokratischen Sinnes“ und Batty Weber genau so fälschlich „ênzegt politescht Gedicht“ von Dicks nannte, erzählte der Autor des Buches „Erënnerongen un den Dicks“ später in dieser Form:

„Vill me' spe'd as ere'scht eraus komm, wien et gemât hât. Den Dicks huet erzielt, en hätt 't Vulleparlament eng Ke'er murges an engem Siess nidergeschriwen, we' e grad e schwe're Katzejammer hat. Wat beweist, dass de Katzejammer net vun haut a gëscht ass, an dass ên oft am Katzejammer de' bescht Idie kritt. 't Gedicht ass fir 't e'scht an enger Zeidong, dem „Volksfreund“, erschienen. An de Landstänn ass de Spanier vun der Waldbriedemesser Millen an den Norbert Metz den 7. November derwe'nt un d'Regerong gângen, well se gesot hun, de „Volksfreund“ wâr 't Organ vum de la Fontaine. De Charles Metz, de Präsident vun de Landstänn wor, hat owes en Iessen, an en hat Humor genug, fir jidwer Deputé'erten en Exemplar vum Vulleparlament ênnert d'Zerwe't lëen ze lossen.“

Manchmal konnte auch Batty Weber ein unsicherer Berichterstatter sein: zur Zeit des „Vulleparlament“ waren die alten Landstände durch die direkt gewählte Kammer ersetzt worden; Hauptangreifer in diesem Hause waren nicht Mathias Spanier und Norbert Metz, sondern K. Th. André, P. E. Dams und Konsorten; am 7. November gab es noch kein Exemplar des Gedichtes, so daß nur Zeitungsnummern unter die Servietten gelegt werden konnten; und die Attacken zielten mehr auf offizielle Unterstützungen des „Volksfreund“ und Direktimplikationen von Regierungsmitgliedern als auf das bloße „Organ des Herrn de la Fontaine“ hin.

August Collart wollte später, in seinem Buche: „Am Wege zur Unabhängigkeit Luxemburgs“, die Öffentlichkeit überzeugen, dieses ganze landbewegende Theater mit all seinen Geistreichigkeiten, die auf manchen Lebensflächen wie feine Geißelhiebe aus Dicks'scher Hand wirkten, sei „ohne Vorwissen seines Vaters“ inszeniert und aufgeführt worden. Möglich, ja, wahrscheinlich dürfte die Annahme sein, daß der Autor ein ebenso intensiver Schweiger vor seinem Erzeuger wie ein undurchsichtiger Spötter vor seinen Lesern

gewesen wäre. Undenkbar aber ist der Glaube an die Totalverschwiegenheit der „volksfreundlichen“ Hintermänner Hirsch, Martha, Schrobilgen, Schön, Seelhof und Schoemann, welche in einem Journal oder um ein Organ agierten, dem K. Th. André des öfteren seine aktive Feindschaft bezeugt hatte.

Unrecht geschah diesem genuinen Unruhestifter André später im Buche von Christian Calmes: „1867. L’Affaire du Luxembourg“ durch die — übernommene — Verdächtigung, er habe, im Zusammenhang mit einer Denunziation des heimattreuen Luxemburgertums, der Geheimkorrespondent des deutschen Nationalvereins und des Vorsitzenden der preußischen nationalliberalen Partei, Benningsen, sein können; die Supposition entbehrte jeder Grundlage, seitdem bekannt geworden war, daß Nikolaus Steffen in Norbert Metzens Diensten etliche Briefe politischen Inhalts moselüber gesandt hatte.

Nun gehörte das „Vulleparlament am Grengewald“ wirklich in die Reihe jener werthafter Schöpfungen hinein, welche ebenso leicht zu verreißen wie überhoch zu loben sind. Machten sich’s dabei die Tadler leicht, so die Verherrlicher nicht schwer; galten bei jenen politische, so bei diesen unkritische Gründe: auf beiden Seiten stand das Übermaß anstelle des wahrhaften „modus“ und das Unmaß anstelle des Taktes.

K. Th. André und P. E. Dams, Norbert Metz und Michel Jonas fanden, daß die Verse eine demokratische Fundamenteinrichtung erschütterten, und identifizierten sich, als Getroffene, mit der Staatserregung als Idee. Dickstreue Laudatoren sahen gerne in den Reimvögeln die besten Verheiterer ihrer bürgerlichen Langeweile, übersahen noch lieber die poetischen Vorbilder des Sängers und machten aus dem Schreiber mit brillanten Einfällen ein Genie, welches sie über die Normalgesetze des Spießbürgers hinaus hoben. Realiter lag die Wahrheit halbwegs zwischen den Brennzonen der diminuierenden Verulkung und den Lichtbreiten einer gloriosen Könnerschaft. Was Dick’s, in einer direkten Fortentwicklung der „Wöllefchen-a-Fiisschen“-Fabeln, mit seinem literarischen Ausrutscher auf politischem

Boden eigentlich wollte, war nichts mehr als der — gelingende — Nachweis, daß in Zeiten oragöser oder revolutionärer Weltstimmungen der berufene Deuter ungewöhnlicher Dinge gegen die Schwermut der Menschenmehrheit mit den entlastenden Mitteln der Verfröhhlichung aufzukommen vermag. Indem er seine Fähigkeiten zur Verleichtigung des Geistes und zur Erleichterung der Sinne wirken ließ, bewirkte er, noch in der Diskrepanz seiner Schöpfung zur allgemeinen Spannung der Gemüter und zur hartmachenden Verkrampfung der Mitbürger, eine implosive Entladung, die zum mindesten ein innerliches Mitlächeln, zum meisten aber ein verhaltenes Mitlachen im Einzelnen aufzukommen und fortzudauern zwang.





## N. S. PIERRET (1823-1899)

Im Hinblick auf die Blutsverwandtschaft wäre die literarische Partnerschaft der beiden Steffen, vor allem in der Leitung der Zeitschrift „Das Vaterland“, wohl eine Selbstverständlichkeit gewesen. Allein in der Steffen'schen Familie schien diese Zusammenarbeit weniger natürlich als in der Gloden'schen gewesen zu sein, obschon die ungleichen Brüder mindestens ein Jahrzehnt lang in derselben Ortschaft Strassen zusammen wohnten, Nikolaus als Lehrer und N.S. Pierret (der in eine Familie P i e r r e t hineingeheiratet hatte) als Schreinermeister. Um seine Beiträge zum „Vaterland“ an den älteren Bruder zu bringen, mußte der jüngere denselben Postweg, wie jeder andere Mitarbeiter, benutzen. Dann auch durfte er sich die gleiche Behandlung — vom höheren Olymp hernieder — über den „Korrespondenz“-Kasten gefallen lassen, in welchem Zensuren, Fleißbildchen und Pfötchenschläge ad libitum des Oberdichters ausgeteilt wurden. Selbst ihm wurden die Manuskripteinläufe öffentlich aktiert und für kommende Nummern mit der Aufforderung zur Geduld zurückgelegt. Und N. S. P i e r r e t machte bis zum bitteren Ende, bis zur Agonie des „Vaterland“, die beinahe mit der Bedrohung des rechten Vaterlandes durch den Bismarck-Krieg von 1870 zusammenfiel, das unwürdige Spielchen mit, um nur seine deutschsprachigen Verse an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Denn merkwürdigerweise traf sich der abgedrängte und darum rein decknamentlich auftretende N i k o l a u s S t e f f e n junior in dieser Sucht mit dem größeren Heimatdichter M i c h e l R o d a n g e, der zu eben dieser Zeit die gleiche Zwangsmentorschaft des „Vaterland“-Direktors hinzunehmen gesonnen war, — vielleicht in einem noch stärkeren

Ausmaße, da der „Rénert“-Sänger für die Aufnahme von dreiunddreißig Gedichten — darunter nur eines mundartlichen —, N. S. Pierrret aber nur von fünfundzwanzig plädieren mußte. Dabei war der lyrische Diktator in der Redaktion besonders darauf bedacht, daß die Proportionen seiner Forderung nicht durcheinander kamen; für ihn galt selbstverständlich die höhere Zahl der aufzunehmenden Poemata: wenn fünfundzwanzig für den frater minor und dreiunddreißig für einen erwachenden M i c h e l R o d a n g e, dann vierundvierzig für ihn, — ungezählt die vier dramatischen „Groß“-Leistungen und die unzähligen Prosaarbeiten!

In der Auswahl seiner Themen verriet N. S. Pierrret eine absonderliche Vorliebe für Räume der Unwirklichkeit und düstere Atmosphären: Verlassenheit, Grabesstimmung, Tod, Armut, Hoffnungslosigkeit, Stummheit, Blindheit, enttäuschte oder verlorene Liebe! Ausnahmsweise durfte er sich — aber auch dann nur didaktisch — an „Zwei Engeln“ erfreuen:

„Als auf das Schöpferwort: Es werde!  
Das Weltall rings entstanden war,  
Da sandte Gott herab zur Erde  
Ein freundliches Schutzengelpaar.  
Und was der Fluch von Gott geschieden,  
Das führen sie zu Gott zurück;  
Der erste Engel heißt der Frieden,  
Der andre aber heißt das Glück.

Die Menschen, die sich schnell vermehrten,  
Erbauten Hütte und Palast.  
Die himmlischen Genossen kehrten  
Bei guten Menschen ein zu Gast.  
Und wo man freundlich sie empfingen,  
Der hohen Gunst sich klar bewußt,  
Da sah man reichen Segen prangen,  
Da blühte reinste Himmelslust.

Wo Brüder sich im wilden Grimme  
Entgegensteh'n, zum Kampf bereit,  
Da mahnt gar ernst des Friedens Stimme  
Zur Eintracht und zur Einigkeit.  
Und wird mißkannt sein treues Mahnen,  
Dann geht der Engel trauernd fort;  
Mit ihm entweicht das Glück von dannen,  
Nur Noth und Elend bleiben dort.

Das Glück ist überall willkommen,  
Der Friede mit dem ernstem Blick  
Wird nicht so willig aufgenommen,  
Ihn weist die Zwietracht oft zurück!  
Die Leidenschaft will stets mißkennen  
Wie nah die beiden sich verwandt; —  
Nie wird sich Glück vom Frieden trennen,  
Sie gehen ewig Hand in Hand.

Sie wallen still mit ihren Gaben  
Von Ort zu Ort, von Haus zu Haus,  
Und theilen freundlich, was sie haben,  
Dem Armen und dem Reichen aus.  
In dem Palast wie in der Hütte  
Verdrängen sie das Mißgeschick. —  
Der ist der Strauch und der die Blüthe:  
Nur bei dem Frieden blüht das Glück.“

Entsagte er einmal der angeborenen Schwermut, so verzichtete er gleichzeitig auf die Prolixität in der Ausführung seines Gedankens, um sich vor der Hoffnung zu verneigen und dem Schein des Glückes eine echte Menschlichkeit zu erschließen. Im „Briefe“ wurde er schlicht und direkt im Ausdruck:

„Horch! es klopft! — Wer steht da draußen?  
Stille öffnet sich die Tür —  
Und herein tritt nun der Bote  
Und er reicht ein Brieflein mir.

Ach! der kommt von dem Geliebten!  
Herz mein Herz, o freue dich!  
Birgt er doch in seinen Falten  
Eine ganze Welt für mich.

Grüße bringt er mir und Küsse  
Aus der Ferne heimathwärts.  
Ja, das fühlt mit stillem Beben  
Froh mein ahnungsvolles Herz.

Vöglein draußen auf dem Zweige,  
Wie dein Sang in's Herz mir lacht!  
Ward auch dir ein Gruß vom Liebchen,  
Liebes Vöglein, heut gebracht?

O, dann singe, Vöglein, singe,  
Deines Glückes dir bewußt!  
Ach! es zieht auch mir so selig  
Himmelsahnung in die Brust, —

Zitternd brech' ich dieses Siegel...  
Wonne! niegeahntes Glück —  
Morgen schon kehrt der Geliebte  
An mein sehnd Herz zurück!“

Gefühlsintensität kannte er genau so wenig wie Gedankenkonzentration. Wo er Liebeslieder formte, kam er nur mühsam über angelesene Schäferinnenpoesie hinaus, um sofort wieder in eine Sphäre der Trauer und der Dumpfheit hinüber zu gleiten. „Das verlassene Grab“ zeigt es auf:

„Dort an der Kirchhofsmauer  
Steht ein bemostes Kreuz;  
Tief neigt es, wie in Trauer,  
Zur Erde sich bereits.

Doch keine Inschrift deutet  
Wem, nach des Lebens Schluß,  
Man hier ein Grab bereitet,  
Tief unter seinem Fuß.

Dies Grab deckt eine Linde  
Mit ihrer Zweige Grün,  
Drin nächtlich leis die Winde  
Wie traurig klagend zieh'n.

Es klingt wie Wehgeflüster  
Von tiefem Herzeleid,  
Und wie ein Märlein düster  
Aus längst vergang'ner Zeit.

Es spricht von menschlich Irren,  
Von Lieb' und bitterm Schmerz;  
Von Trug und falschen Schwüren  
Und von gebrochnem Herz...“

Dem falschen Ausklang in diesem Poem zum Trotz war N. S. Pierrret durchwegs formbewußt; nur selten tat er seiner Sprache Zwang an. Wohl mochte seine Poesie in der Regel skandierte und gereimte Prosa genannt werden, allein ihre Autodidaktenwerte besitzen auch heute noch eine Qualität, die sie denjenigen des Bruders eher über- als unterordnet. Sie wollen nicht Größe, Tiefe, Genialität, Wucht oder Über-talent vortäuschen, wo sie schlimmsten Falles sich bemühen, eine geistige Redlichkeit so schlicht wie klar zu spiegeln. „Schwere Tage“ illustrieren es gut:

Was brauset und stürmt so die Fluren entlang?  
Zum Kriege gewaffnete Trosse!  
Die Erde gewaltig erbebt von dem Klang'  
Der Schwerter, dem Stampfen der Rosse.  
Ha Frankreich, ha Deutschland, auf seid ihr gewacht,  
Die Fackel des Krieges habt an ihr gefacht.  
Grell leuchtet und roth sie hernieder  
Auf Haufen ermordeter Brüder.

An Luxemburg's Grenze, am Rhein bis zur Schweiz  
Steh'n beide sich kämpfend entgegen,  
Dumpf grollt die Kanone ihr Schlachtlied bereits  
Zündnadel und Chassepot's sich regen.  
Auch die Mitrailleuse stimmt ein in den Chor.  
Ihr rasselnder Ton dringt gar grausig an's Ohr.  
Und Bomben und Kugeln sie wettern  
Als wollten sie Welten zerschmettern.

Verstümmelte Glieder, zerschmettert Gebein  
Deckt weithin die Felder, die Auen,  
Wo kürzlich die Saat noch zur Ernte lud ein  
Und rings nur war Segen zu schauen.  
Sie kamen, die Schnitter, das Schwert in der Hand  
Die Dörfer und Städte verschwinden durch Brand,  
Was Mühe und Fleiß sich errungen,  
Ist bald durch die Flammen verschlungen.

Die Mutter, die Gattin in ängstlicher Noth,  
Wie denken sie trostlos der Lieben —  
Die weit von dem Herzen, hinaus in den Tod  
Das Wort des Tyrannen getrieben.  
Hier Frankreich, dort Deutschland, der Haß ist erwacht,  
Doch weh' den Barbaren, die an ihn gefacht,  
Sie hetzen zum Kampfe die Brüder  
Fluch wirft einst die Schuldigen nieder.

Mein Luxemburg gleicht noch der Insel im Meer  
Die grimmig die Wogen umbrausen.  
Rings toset die Brandung, der Donner grollt schwer  
Die schütternden Lüfte ersausen.  
Fest steh'n unsre Felsen so nach wie zuvor  
Ihr Scheitel ragt hoch ob der Brandung empor...  
So möge vor Sturm und Gefahren  
Der Himmel uns ewig bewahren!"

Am ehrlichsten und wohl auch am anziehendsten manifestierte sich diese natürliche Poetenseele freilich nur im heimatlichen Ausdruck. Sobald der Dichter das Luxemburgische den gewöhnlichen Prosodiegesetzen unterwarf, ergaben

sich ihm die Laute wie die Lieder sozusagen ungezwungen, wiewohl die Tat im Fazit eine seltsame Kontradiktion darstellte. Michel Lentz hatte seinen Geistesbruder wohl durchschaut, als er ihm zurief:

„Dei Lidchen hu'es du gut gereimt,  
Deng Verse ganz korrekt geleimt:  
Gehuwelt sin se fein a glât  
An an dem Wenkel oppesât.

Le'st d'Arbecht hei an do dir Zeit,  
Da lé du Sé a Bu'er op d'Seit,  
An hu'el deng Fie'der dann an d'Hand,  
Du Sänger aus dem Schreinerstand.

Nun war der Mann doch etwas mehr als ein „simpler Sänger aus dem Schreinerstand“. Das Wort visiert nur nebenbei den Theatermenschen N. S. Pierré, der sich leider allzu lang darauf versteifte, ein Bühnenunterhalter wie Dickens zu werden: nicht nur, daß er sich berufen glaubte, einen Entwurf des Viandener Altmeisters im „Scho'ster Bo'bo“ als „Komédéstéck mat Gesank an engem Akt“ auf das allerbeste ausführen zu können, nein, er schnitt und leimte auch fünf andere Stücke zusammen („Den Invalid“, „Engel an Deiwel“, „De Méschter Neiman“, „De Wiérwolf“, „Op Peischtméndeg“), die er von G. Kahnt musikalisch unterbauen ließ, um seinen zäh fließenden Humor tragfähiger und zugfester zu machen. Diese Spielbretter bedeuteten am allerwenigsten seine Welt.

Gewiß war N. S. Pierré im Leben kein Spielverderber, trotz seinen mit Tragik übertupften Versen. Spaß verstand er wie kein zweiter, und an seinen guten „Spichten“ und Ulkeereien durften seine Mitbürger zu billigen Lachstunden kommen.

Eine der seltenen Abhandlungen in deutscher Sprache von Math. Tresch (s. „Jonghémecht“ 1928/1929), „Wie unsere Großväter sangen und sich vergnügten, als sie noch jung waren“, verriet, auf Grund einer privaten Liedersammlung von Jean Schmit und Clementine Witry-Schmit aus Strassen, die folgenden Fakten:

„In der Ortschaft Strassen lebten um 1860-1875 die beiden Brüder Steffen: der ältere, mit Vornamen Nikolaus

(† 1874), als Lehrer tätig und bekannt als Verfasser der Sagen und Märchen des Luxemburger Landes, sowie verschiedener Theaterstücke; der Jüngere, Schreiner von Beruf, hatte in Strassen eingeheiratet und nannte sich zum Unterschied von seinem Bruder N(i k o l a u s) S(t e f f e n) — P i e r r e t († 1899). Er dichtete besonders in Luxemburger Platt. Ein in der Sammlung verzeichnetes Lied mit dem Titel „Dem Här Beissel seng Hausleit“ gibt eine ulkige Aufzählung all der zum frohen Sängerkreis Gehörenden, welcher offenbar in einer Strassener Wirtschaft seine Sitzungen abhielt. Das Ganze ist komponiert auf den Rhythmus des „Ieselslid“, des Friedensrichter von Fendius sowie des „Komper Kueb“ und wurde demnach auf diese beliebte Weise gesungen. Die letzte der 21 Strophen aber ist unterzeichnet „Vum Hennes alias N. S. Pierret“.

Da saß an der Tafel oben an, wohl als Präsident und Vorsänger, der schlichte Volksdichter Pierret selber im saubern Arbeitskittel. Dann kamen: „de Letsche Klesgen mat sengem gro'hse Bart“; de Méschter Kaiser; de Bu'ede Nekel als ein Sparsamer unter den Verschwendern bezeichnet; sein Bruder „Mechel“, dessen Frau Hebamme war; de Pitche Jampir mit seiner Glatze und einer Judennase; der Damis Thommes, der sich gerne heimlich und unbemerkt von seiner Frau in einem Winkel eine hinter die Binde goß; der „Koppleschter Jo'sep“, dessen Lieblingsspeise Molken gewesen sein soll, (was sich zwar schlecht mit den Gaben des Bacchus oder des Gambrinus verträgt) der sich aber wenigstens einmal im Jahre, zur Kirmes, einen Hammelskopf als Leckerbissen leistete, der „dicke Jacques“, ein Zimmermannslehrling, dann ein Meister Zimmermann, dem eine phänomenale Nase das Gesicht verschönerte; ferner „de sche'ne Frèrese Néckel“, von dem böse Zungen behaupteten, er habe mehr Spiritus in seinem Topf als in seinem Kopf; desgleichen sein Mamer Freund, „de Merler Pauly“, von Liebebssehn sucht hergenommen; dann der Hausherr und seine Frau; endlich de „ro'de Jo'sep“ und seine „Annemarei“; ganz am untern Ende verschiedene unbärtige Semester, in globo als Junggesellen bezeichnet, die wie Kiebitze ins Leben schauten. Es war eine bunte Gesellschaft, welche des Humors nicht entbehrte und welche die Liebe zum Gesang und zu einem guten Glas

einte. Jeder hatte sein Leiblied und zu den mancherlei Schnurren und Liedern, welche er abwechselnd aus seiner Wanderburschenzeit wie zu einem geistigen Pique-nique beisteuerte, kam dann die überlegene Art des Vorsitzenden, der überall ermunternd und ergänzend eingriff, ja manchmal sich schaffend betätigte. Plötzlich ertönt das helle Klingen eines halbleeren Glases; eine Pause tritt ein, und es steigt als erster Cantus das Leiblied des Präsidenten: „Prinz Eugenius, der edle Ritter . . .“

Nur blieb der dichtende Spaßvogel nicht dauernd in Strassen. So wie der ältere Bruder das Lehrfach verließ, um sich der aufkommenden Großindustrie bei den Brüdern Metz auszuliefern, so gab N. S. Pierrret die Tischlerei auf und verschrieb sich in Wecker den auchdichtenden Eisenkonstruktoren André Duchscher und C. M. Spoo. Bei ihnen entdeckte er nicht nur eine neue Außen-, sondern auch eine andere Innenwelt; er fand sein soziales Herz. Von 1874 bis 1883 gab er ein Wochenblatt zur Hebung des Handwerkerstandes: „Der Arbeiter“ heraus — der Titel wurde ihm regelrecht von einem „Organ der Arbeiterbevölkerung Luxemburg's“ aus der Druckerei Schamburger gestohlen; doch schien eine scharfe Scheidelinie zwischen den beiden nicht zu bestehen, da N. S. Pierrret für zwei Sprachen Poesie- und Prosamitarbeiter in beiden war — und belieferte die Wochenschrift ununterbrochen mit unluxemburgischen Beiträgen. Als 1888, unter der Leitung von Abbé Bernhard Hal, Arbeiter und Handwerker ihr fünfundzwanzigjähriges Innungsfest feierten und zu diesem Jubiläumsjahre das „Luxemburger Volks-Blättchen für Haus, Werkstatt und Fabrik unter Mitwirkung mehrerer Freunde des Handwerker- und Arbeiterstandes“ durch das „Präsidium des Luxemburger Gesellenvereins“ herausgeben ließen, wurde er, gleich den Schriftkollegen H. A. Reuland, M. N. Müller, J. B. Fallize, Wilhelm Zorn u.a., Gelegenheitsmitarbeiter, so wie er zuvor an dem — seit dem Untergang des „Vaterland“ erscheinenden — „Luxemburger Sonntagsblatt für Erbauung, Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben von mehreren Priestern der Diözese“ nicht tatenlos vorbeigegangen war.



Sein Bestes gab er, als er auf das Theatermachen und auf das Versifizieren verzichtete, um in Zeitungen und Kalendern höchst selbständige Prosageschichten zu erzählen. Seine „Geschichten aus der Ucht“, die in ihrer Lebensnähe wie in ihrer Gemütswärme über die Sagensammlung des Bruders emporragen, sind bis zur Stunde lesbar geblieben. Denn in ihnen ist, wie in den Mundartdichtungen, die Sprache das Element, welches mitzeugt, mitschafft, mitbelebt und miterhält.

Obwohl er in der lyrischen Domäne ein ernster, eher für schwermütige Stimmungen anfälliger Mensch war, versagte er seiner zeitweilig vorherrschenden Frohnatur nicht die Mitarbeit an einem humoristisch-satirischen Wochenblatte, wie es „De Letzeburger“ darstellte, der zwischen 1893 und 1900 vom Verlage des Druckers Charles Praum-Valentini, Luxemburg aus, seine teils mäßigen, teils derben Späße vertrieb. Ihr Leiter war, obschon die Angabe von Namen kaum die Stärke der Zeitung ausmachte, welche ihre Freude immerhin an kuriosen Pseudonymen — von Jack the Ripper bis zu Rinaldo Rinaldini, Jangharé, de Jacquélé, Barbara Freimund und ähnlichen Phantasiegebilden — zu entzünden wußte, der junge Journalist Nikolaus Thoma, der schon zwanzig Jahre zuvor einen andern „Letzeburger“ mit derselben Akkuratessie wie einen „Inflexible“ redigiert hatte. Als bester Mitarbeiter galt wohl der Inspektor der Enregistrementsverwaltung Paul Clemen, während seine frechsten „Humoristen“ und „Satiriker“ aus der alten „Wäschfra“-Garde zu stammen schienen. Karl Beckers Beziehungen zum „Witzeblatt“ dürften kaum bezweifelt werden, da einzelne Beiträge, in der Mehrzahl Reimereien, den geschickten Versmanipulierer verraten.

Das lachträchtige Unternehmen spielte in der Geschichte der luxemburgischen Schriftspracheverbreitung eine führende Rolle, weniger durch die Beflissenheit, mit der es im vierten und fünften Jahrgang den gesamten „Réneré“ von Michel Rodange nachdruckte und aus Anton Meyers Schriften manche Gedichte kopierte, als durch die Konsequenz, mit der es die „Spiichten“, „Schnooken“, Witze und Humoresken in den Heimatlauten zu fixieren versuchte. Dabei hatte der Herausgeber nicht selten eine glückliche

Hand, welche unter sehr viel Literaturspreu dann und wann auch eine nahrhaftere Dichtung aufspürte. Es konnte sogar geschehen, daß das Substantiellere unter — oder über — dem Namen N.S.P. erschien, der mit Poesie und Prosa aufwartete und so im Jahre 1897 seine bis dahin verborgen gehaltene „Ro's am Däll“ an die Öffentlichkeit verriet:

„Wô d'Millrâd flénk durch d'Wässer gêt  
An d'Millen tick tack schlêt;  
Am Wiesegrônd d'weist Lämmche wêd,  
Eng Blimche' frendlêch blêt.  
„Schê“ Ro's'lé get dé Blum genannt,  
Dem Möller do sein énzégt Kand:  
Am déwen Hierz hun éch se gier,  
Wann dach dé Blum méng êge' wir.

Méng Angel lo'g am Millendeich,  
T' beist och e Fösch'chen un,  
Zu méngem Ierger flêt zugleich  
E Stêngchen niéwen drun.  
Ech kuken op; do iwer stêt  
D'Ro's aus dem Däll: Oh Sélégkêt!  
Meng Angel, Alles gêt ech hier,  
Wann dach dé Blum meng êge wir.

Sonst war éch glécklêch op der Wêlt,  
Frei d'Hierz a ménger Broscht!  
Mei' Wonsch sto'ng net op Gut a Gêld,  
Meng Freihêt war meng Loscht.  
Kaum hât éch d'Ro's am Däll gesin,  
War Freihêt, Ro' a Friden hin;  
Beim éschte Bléck hât ech se gier,  
Wann dach dé Blum méng êge wir.

Nun hun éch Dâg a Nûocht kèng Ro.  
Ech wêss net wât gêt gin!  
Am Millendäll blo's sin éch fro',  
Wann éch d'léf Blum gesin.  
D'ârmt Hierz ass mir wé emgedrêt,  
Dât emmer tick, tack, tick, tack schlêt.  
Dén ûorgen Ticktack weicht och net,  
Bis d'Ro's am Däll méng êge get.  
Am Januar 1897.

N. S. Pierret“

Weniger ansprechend, wenn auch mit viel Wort- und Reimaufwand in siebzehn Strophen zum Blitzen und zum Donnern gebracht, war „Ën Drâm, oder den Hexesabat um Zolverknapp“, von dem die Eingangsverse lauteten:

„Iwer d'Héd dauscht hûol de Wand,  
 Grauleg hault d'Nûochtseil derzweschen;  
 D'Nûocht zêt deischer iwer d'Land,  
 D'Weld ferkraucht sech an de Böschen  
 Op dem Biësem d'Hêxe reiden,  
 Hin zum Zolverknapp  
 Hu! e ganzen Trapp:  
 T'ass de Schrêcke vun de Leiden,  
 An nach mé  
 Fun dem Fé.

Hannert d'Wolken hûot de Mo'nd  
 Ängstéch sei Gesicht ferbûorgen.  
 Do, um Knapp de Bésen tro'nt,  
 Greilég Flamen d'Licht besûorgen.  
 D'Loft durchrôsen d'hëllesch Gêschter.  
 Hu! wé haulen s'op  
 Dêr ferwönschter Kopp!  
 Em den Tro'n fun hirem Méschter;  
 Krâch op Krâch,  
 Donnerschlag.“

Aus derselben „Letzeburger“-Zeit stammte auch die Erzählung: „Eng kuragéert Letzeburgerin, e' Stéckelchen aus ènger trau'reger Zeit“. Traurig nannte der Dichter die Kampfmonate der „Tornako“-Bande und die Tage des belgischen Interregnums 1830-1839; in ihnen trug sich zu, was der behäbig ausspinnende und gemütvoll berichtende N. S. P i e r r e t vorzutragen wünschte: ein Geschichtchen in der Art seiner Herdfeuerphantasien, die ihn Wortwärme, schien es, aus den realen Flammen der Umwelt beziehen ließ.

Seine Mitwirkung am „Letzeburger“ währte nicht lange, da der lebensmüd gewordene Dichter nur etliche Monate vor dem Untergang des „humoristisch-satirischen Wochenblattes“ (1899) verschied.



## ULK, SPOTT, IRONIE UND SATIRE

Der geistige Maturationsprozeß einer Nation wird nicht zuletzt bewiesen durch die Fähigkeit der Bürger, mit mehr oder weniger Gelassenheit die spöttische Darstellung ihrer Lebensgewohnheiten hinzunehmen. Was Dicks und Rodange für die politisch-soziale Domäne in Epen oder Komödien wagen und nicht ohne Schwierigkeiten gewinnen sollten, durfte, nach den temporären „Arlequinaden“ des Echternacher Rechtsanwaltes und späteren Abgeordneten und Staatsrates Charles München (1813-1882), auch der zum Echternacher Bürger gewordene Karl-Johann-Gaspar Müller aus Montabaur (1771-1880), der Professor an der Zentralschule gewesen war, bereits 1797 die antiklerikale Schrift: „Auch das Volk darf und soll die Wahrheit wissen“ veröffentlicht hatte, nach dem Umschwung, 1814, Gastgeber und Informant des berühmten Görres, dann nacheinander Steuereinnahmer, Friedensrichter, Faïenceriefabrikant und Schwager des Abteiaufkäufer Dondelinger hatte sein dürfen, mit den vitriolsatirischen Versen einer „Allerweltpfaffenharlekinade“ versuchen, die aber bald der Beschlagnahme verfiel.\* Selbst dem naturalisierten Trierer Karl Becker stand frei, dasselbe Experiment auf andern Ebenen zu wiederholen. Leider zog er vor, die junge Pressehalbfreiheit durch Witz und Sarkasmus zu strapazieren, anstatt sie durch Humor zu unterhalten. Als er 1866 seine „Wäschfra“ und, in deren Gefolge, ähnliche Lach- und Bleuel-

---

\* Zu leicht wurde dieser rabiate K. J. G. Müller mit dem aus Trier stammenden Michel-Franz-Josef Müller (1762-1848) verwechselt, der in Echternach als Schöffe wirkte und als Lokalhistoriker eine äußerst fruchtbare Tätigkeit entwickelte. Sein temporäres Amt als Friedensrichter übernahm der Namensvetter Karl-Johann-Gaspar.

tanten in die luxemburgische Öffentlichkeit entließ, wurde ihm gar bald bewußt, daß die Amtsträger nur wenig Spaß verstanden und, anstelle der Heiterkeitsfibern, lieber die Gerichtsdienner in Bewegung setzten. J. N. M o e s, Schreiber und Schwimmer auf allen Zeitgewässern, hatte es noch mäßig mit seinem „Letzeburger Kladderadatsch“ (1886-1888) erfahren, bevor ihm, nach dem gefälligen Zwischenspiel von N i c o l a s T h o m a im „Letzeburger“ (1893-1900), der „Luxemburger Kladderadatsch“ (April bis August 1898) etliche Peinlichkeiten einbrachte, ohne freilich die kirchlichen und die staatlichen Eingriffe zu provozieren, welche das bittere Los der „Kleinen Presse“ und des „Volksboten“ werden sollten.

Allein die Publikation der unschuldigen „Hirschiade“ von Franz Landmann, dem Athenäumsstudenten, wurde zu einem Musterfall für die Justiz, welche dann und welche dort noch ernst blieb, wenn und wo etliche Fröhlichkeitsergüsse dem Ansehen der Schul- und der Landesherren weniger geschadet hätten als die behördlichen Ehrenrettungsversuche am befremdlichsten Objekte. „Die Hirschiade, frei nach Homer, von einem Studenten der keltischen Theologie“, ist ein köstlicher Pennäler-Ulk, der in vollendeten Hexametern den Direktor de Colnet d'Huart, die Professoren Nikolaus Müller, Johann Schoetter, Charles Müllendorff, Nikolaus Wies, Hyazinth Schaack, J. Fr. Reuter, Nikolaus Gredt und J. P. Henrion sowie den Schuldiener karikiert, ohne allerdings die körperlichen und die geistigen Defektlinien der Spottopfer bis zur Verletzung auszuziehen. Der Stadt- und Schulskandal, den das vergessene Prachtwerk hervorrief (1930 wiederveröffentlicht in der „Jonghémecht“, wahrscheinlich nach einer Kopie des Originals, die beweist, daß Karl Becker für die „Wäschfra“ Korrekturen vorgenommen hatte; der Text weicht nämlich vielfach von der im fünften Bande der Grégoire'schen Pressegeschichte: „Drucker, Gazettisten und Zensoren“ nachgedruckten ab; merkwürdig ist, beispielsweise, daß die „Wäschfra“-Fassung die griechischen Untertitel beibehielt, während die „Jonghémecht“-Vorlage deutsche Übersetzungen bot), stand auf jeden Fall im umgekehrten Verhältnis zur wirklichen Ätze, die den Langversen innewohnte. Der junge Autor (geboren am

17. Februar 1856 in Luxemburg, gestorben ebendort am 16. Mai 1881 als Rechtsanwalt — Martin Blum sagt: als Bankkommissar — kaum fünfundzwanzig Jahre alt; sein Bruder August war Distriktskommissar in Diekirch und verschied ebenfalls jung, mit vierzig Jahren) mußte für seine außergewöhnliche Talentprobe eine kurzwährende Ausweisung aus dem Athenäum hinnehmen. Dennoch brachte er es zu einer ehrenhaften Lebensstellung, während er in der Literatur sich mit der Produktion einer unscheinbaren gereimten „Sage vom Burgfräulein auf Johannisberg“ zufrieden gab. In der langen Reihe frühzeitig verstorbener Schöpferkräfte stellte er eine der sichersten Verheißungen dar. Leider werden die besten Wechsel auf Schreiber- und Gestaltertum nur selten von der späteren Wirklichkeit eingelöst.

Nun gehörte die Verulkung von Personen, Institutionen und Gemeinschaften jeder Art seit jeher zu den Privilegien der singenden, dichtenden, malenden und judizierenden Populärkünstler, gegen deren Scharfblicke keine auffallende Erscheinung humaner und gesellschaftlicher Natur gesichert war. In der Heimatsprache begann es sicherlich mit dem Arelers Lied von der „Knippchen“, in dem das ewige Thema der Mann-Frau-Spannung auf eine dörperisch-launige Weise abgewandelt wurde:

„Zu Arel op der Knippchen,  
Do sin de' Weiber fro',  
Si huele gār eng Schlippchen,  
Eng drénkt der āner zo'.

Et so'tzen drei Gefuedeschen  
Am Wirtshaus bis an d'Nuecht  
Mat hirem Parlatintchen,  
An dronken eng Mōss er uecht.

De' eng hōlt hire Mantel  
A schleicht verbuergen hēm  
Si gēt an d'Bett séch léen  
Klōt iwer Arm a Bén.

A we' de Mann erémko'm,  
Frōt hie: „Wo' ass mei Weib?“  
„Sie leit am Bett douewen,  
Huet We' an enger Treip.“

De Mann, dé rennt op d'Kummer.  
Setzt séch bei d'Bett op d'Bank.  
„O, du méng ârem Frächen!  
Wât félt der, bass de krank?“

„Ech hun der e'nscht ganz wârem  
Vum kâle Buer gedronk;  
Hätt éch eng Schâppchen Alen,  
Wâr éch erôm um Spronck!“

Gleich ass de Mann bekômmert:  
„Hei, Môd, schwenk du e Glâs  
An huel de' zônne Kännchen  
An zâp vum beschte Fâss.“

„Setz alles bei dât Feier  
A mâch et gliddeg he'ss,  
Donk Zocker dran a Geimer,  
Da könnt se an de Schwéss.“

We' sie de Wei gedronken,  
Dre't sie sech òm a lâcht:  
„Eso' kann én de' Männer  
Beluxen datt et krâcht!“

De Mann hätt dât soll' wössen!  
Hien hätt geholl e Scheit,  
Fir d'Rôpper hir ze schmieren,  
Dât wâr de' he'chsten Zeit.“

Der zehnstrophische Text läßt eine mehrfältige Verfasser-  
schaft fühlbar werden. Wenn das Volk auch nicht ursprüng-  
lich Autor sein konnte — was bei keinem Volkslied der Fall  
ist, da ein Einzelner immer der Auslöser eines Urtextes sein  
muß — so dichtete es doch am Stoffe, der ihm aus dem All-  
tage sehr geläufig war, so lange mit, bis der Abschluß gefun-  
den war, der seinen spöttischen Gerechtigkeitssinn befrie-  
digte.

Weniger offensichtlich ist die völkische Mitwirkung an der  
tragikomischen Anekdote, die das Liebesleben eines „Médche  
vu Götzen“ in guten Versen schildert und der Erzählung  
gleich den Schreckschuß einer Lehre folgen läßt: das hört sich  
an wie das treffliche Gedicht eines unbekannt gebliebenen  
Moralisten, dem das Volk die bestmögliche An- und Auf-  
nahme bereitet hätte:



„Et war e Médchen zu Götzen, oho!  
'T hát Äen we' feiereg Blötzen, oho!  
'T wollt ale Männer gefälen,  
Fir mat sénge Freier ze brälen, oho! oho!

'T huet nömme gedantz a gesprongen, oho!  
Gekickelt, gerolzt a gesongen, oho!  
Et duecht, mat Spässen a Lächen  
Sei Gléck émól sécher ze máchen, oho! oho!

Mä, we' et ho'sch vum Bestueden, oho!  
Wolt kén sech dät Médchen oplueden, oho!  
'T ass zwéerlé: Männer a Freier;  
Haut sötzt et um Affener Weier, oho, oho!

Dir Médercher, löst iech bele'ren, oho!  
A kommt hier e gudde Röt he'ren, oho!  
Mächt et nôt we' d'Médche vu Götzen,  
Soss bleiwt der nach alleguer sötzen, oho, oho!"

Allerdings läßt sich nicht übersehen, daß die eigentliche Energiequelle aller Spottlieder, seien sie nun person- oder gemeinschafts-, geschlechts- oder institutionsbezogen, mehr der Neid als die Lachlust ist. Wo der Verfasser anonym zu bleiben oder sich gar vom Volke gedeckt und bestätigt zu sehen vermag, sind die Reaktionen der Betroffenen und Getroffenen ebenso ziel- wie schmerzlos. Als Beispiel gelte das Lied von der „Fielser Eisebunn“ (oder auch der „Réide-ner“):

„De' Fielzer hun eng Eisebunn, schnell we' de Schlék, juchhé,  
De' ko'm all Däg e puer Stonnen ze spe't, schnell ewe' de  
Schlék, juchhé  
Se hiewen, drécken, 't gét nôt un, schnell ewe' de Schlék,  
juchhéirassa.  
Du gi se jo mat Klöpplén hannendrun, schnell ewe' de Schlék,  
juchhé.  
Dät raut se so', dät raut se so',  
Si gi sei Liewen nôt me' fro',  
Dät raut se so', dät raut se so',  
Si gin och nôt me' fro'.

Hir Kuelen hun se an der Tubåksblöss;  
Sie denken: Mir hun eis e'erlech Mòss!  
An d'Wässer an der Kaffiståss;  
Dann denke sie: Mir hun nach Damp a Mass.

Et gött én hin an hir geschmass,  
'T lèscht hât bâl en sech d'Zong ofgebass;  
Et göt én hin an hir geröselt,  
Et se'tz é besser op eng Ko', de' bösel.

An hun se en Décken op enger Seit,  
Da fûeren si och guer nôt weit.  
De Waggo fänkt sech un ze hiewen:  
Setzt iech eriwir, soss gét et fir d'Liewen!

De' Peif vum Zuch, de' ass schons he'ss,  
Vu lauter Jeitzen, dat si bleiwen am Gleis.  
Fir schnell ze fûeren sin se nôt gewass,  
Sie hâten e schonns e puer Mól ömgeschmass.

Zu Medernach op der gro'sser Gâr,  
Do wârden d'Leit beim Birebâm,  
De Chef, dé klômmt wuel uewendrop,  
Geheit de Leit dann d'Biljéen rôf op d'Kopp.

Zu Cruchten ass emól eng sche' geschitt:  
Do hât jo e Mann den Zuch verspitt;  
„Gôt mer eng Kârt, ech lâfen öm noi!“  
An hie war zwo' Stonnen virum Zuch do!

Sie sollte jo mól e Kand iwerrennen,  
An duerfir hâten s'an der Hell misst brennen.  
De Schaffner léft, hõlt d'Kand aus der Bunn,  
An d'Mamm vum Kand, de schenkt him dun en Hunn.

Et ass nach én, dén ech nôt nennen duerf,  
Dén hât gehollef streichen, ma nôt an e Kuerf.  
Dén hõlleft all krank Sâche mâchen,  
Fir dat herno sech d'Leit kromm lâchen.“

Ganz anders wirkten sich die Rückstöße der Visierten dort aus, wo die Autoren bekannt und vielleicht Mitglieder derselben Dorf- oder Standesgemeinschaft waren. Das mußten Nikolaus Pfeffer aus Ettelbrück und Wilhelm Courte aus Mörsdorf erfahren, als sie durch geistige Scherbengerichte mit der Auswanderung bestraft wurden.

Nikolaus Pfeffer dichtete „Dat neit Iesels-Lidd“. In einer Abschrift seiner Verse nannte ihn J. B. Fallize Pfeffer: in dieser Verschreibung wurde ungewollt die trefflichste Charakterisierung der vielen Strophen angesprochen. Der Sänger war ein Pfefferer und bediente sich der krudesten Bauernsprache, um darin seinen Hohn zu betten. Wenn der Mann auch besser als Kunstschreiner denn als Kunstschreiber

wirkte, so kam seine ungehobelte Holterdipolterreimerei doch zu einem Ruhme, der den Diekirchern nicht gefiel. Ihr Mißfallen lieferte den kühnen Autor einem allzu harten Ostrazismus aus. Das Lied ging nämlich so:

„Ech louch emol am Bett, ech hun d'Ieselslid gedreht,  
Ech sin doriwer erwecht, et war mer guer net leht,  
Et huet mer gutt gefal, ech sangen et uechtert d'Land,  
Den eppes duergengt huet, dat as en Ongverstand.  
Op d'Weis vum Ieselsgesank (zweemol),  
Op d'Weis vum dickerecher Ieselsgesank.

Zu Koutebâch do gouf emol de Spott gemâcht,  
Iwert d'Ieselen hu alleguerten sech bal dout gelâcht.  
An der Republik du sen se fortgelâft,  
De Moax de left e no, en huet s'an den Aasch gekrâcht.

D'Ieselen alleguerten aus dem Bamerdal  
De waren an den Hecken op dem grouse Bal,  
Se mâchen aus dem Sall e groussen Ieselsstal,  
Dé Musek de' se hâten, huet e gutt gefal.

Den allergre'ssten Iesel vun en, dé spillt d'Bass,  
Mat den heneschte Fe'ssen schlét en d'Tromm op engem Fass.  
En aner blést d'Trompett, en dreten dé Klarnett.  
Dé Ieselen hu gedantz as wé eng Marionett.

Dé Klarnettmusek an den Ieselsgesank  
Dat mecht am grouse Sal esou en erschreckleche Klank,  
Dat Fürtzen alleguert, dat gouv esou e Gestank,  
Bis op emol kruch dat Ieselsgepeff den Hank.

Dé Musek huet den Ieselen esou gutt gefalt,  
Si hun sech eng Dréhuergel zu Schedel bestalt.  
Véer Ieselen ugespannt sên si do ugelangt;  
Wé si fuere sollten, do brecht der Kar engt Râd.

An der Iesels-Stâd geschouch en Onggeleck,  
Si komme mat den Ieselen bis op dé nei Breck;  
Dé Klenge klemmt dem groussen Iesel op de Reck,  
Den Iesel werft en eraf, e brecht sengt Halsgenek.

Si hun eng Breck gebaut zu hiner Gemêchlichkêt,  
Dat as fir wan en no Gelsderöf an Uedemes gëht.  
Dat as elo e Johr, dat d'Mausel anescht war;  
Dat war gewess de grouse mat de langen Har.

Bei der Kritz-Kappell hanert der Krêngels-Heck  
Do ass dem schlamme Moax sein allerbeschten Iesel frèckt.  
En ass an d'Krênkt gefal, en huet net mé geschlohn,  
De Moax dé luot en op, en huet en hehm gedrohn.

An dem Bamerdal, an der Iesels-Schoul,  
Do schreibe se hir Themen mat engem Poul.  
Si stemmen och é Gesank an der Grousser Schoul,  
Et kléngt, as schlét en op e' Stack mat enger Moul.

D'Ieselen alleguerte waren op d'Klappjuegd,  
Do huet de steiwen Iesel an anerniddergeluegt.  
Et war em esou léht, en huet em d'Wonn geléckt,  
Awer t war ze spét, den Iesel dé war fréckt.

De frimmen Iesel as esou e gescheite Fûs,  
E neien Dauwe-Schläg huet hé gebaut zu Bous,  
En huet esou eng Strass, en huet der vill erbass,  
E rehft dé Schanken op, domat baut hen engt Schlass.

De franséschen Iesel mat der Gieve-Nues  
Huet en Ieselsstal gebaut op de Lorenz-Wues:  
En ass esou schén gebaut, en ass esou éschtlech grouss,  
Wann hien e muss bezuelen, da krit den Iesel d'Rous.

De rouen Iesel léft den aner aus der Rei,  
E léft bis no Erpelding bei Dengens Mrei;  
Op de Kröschsák sech geluogt, huet hé bei sech geduogt:  
Hei bleiwst du brav leien bis noh Hålefnuecht.

De schwärzen Iesel mat senger geschörner Kopp  
Dé quôm emol getrappt durch d'Ieselsstad erop,  
Mat der Dun am vischte Fouss bis enert d'Ieselsklick,  
D'Ieselen danzen a jeitzen: Vive la République!

Enert den Ieselen ass emol eng bosseg geschit,  
Et war èn Iesel senges domme Liewe mit,  
Et huet den dommen Iesel esouguer verdross,  
En huet sech wider sein dommen Ieselskapp geschoss.

Op dem Wochemårt, op der grousser Fouer  
Do helt de schlamme Moax sein Iesel mam Ouer.  
E sét: Har Hans, eraus, et geht de Bâmerdal aus;  
Hei as net Fudder genug fir eng grouss Wässermaus."

Dem Verfasser des „Wolleflidd“, dem Lehrer *W i l h e l m*  
*C o u r t e* — „de schlamme Kurt“ geheissen — aus Greven-  
macher, zahlten die Mörsdorfer 1851 dadurch heim, daß sie  
ihn aus der Ortschaft jagten und zu einem „Fahrenden  
Sänger“ machten. *C o u r t e*'s Verse flossen zwar leichter als  
die *P e f f e r*'schen dahin, allein sie schwammen auf Gift-  
wellen, die den einzelnen Bewohnern des Sauerdorfes sozusa-  
gen ins Gesicht gespritzt wurden:

„Zu Méischtref op dem Sauerfloss  
Do hun s'elo e Wollef geschoss.  
Huhu, huhu, hoho,  
De Wollef, dén ass do.

De Goarde Klos, de gescheite Man,  
Dé schläft de Wollef de Schweinsbiereg eran.

Hei, Pittesch Jängel, de Bresedent,  
E laut all Glooken an aller Geschwend.

Dau kommen de Bauern wol all zesam,  
'T wollt jidverän dem Wolef seng Ham.

Den Treinebauer setzt op de Poert  
A kuckt wou d'Kugel de Wollef durchboert.

De Stéwes Bärend, de schreiwet sech Säler,  
He sét: De Wollef den hott ké Fehler.

Den Auselter do an dem Goart  
Dir wesst, dass hien de Wollef erwoert.

A matzen am Duerf woont Haanze Crëst,  
Dé lét de Wollef net op d'Mëst.

Den Hénze Pitter stét op der Dir  
Betruucht de Wollef hanen a vir.

An Hoppe Mätz, dien dire Beschéd,  
Hott de Wollef a Gärgen hiirt Döppe geléd.

Kuck, Millesch Sus do op der Prék,  
Se hott sech gint de Wollef gebékt.

Mat Trinnen am A hält Thiessen déi Gruss  
De bludige Wollef op hirem Schuss.

A Kloosse Schäng de Vitrinär,  
Dén össt dat Wollefsflësch esu gäer.

De Kiefer Theis stong op dem Hiwel,  
E sét: De Wollef schmaacht net iwel.

Do sutzen d'Häre wol op dem Schlooss,  
Se fron, wat d'Pond vum Wollef koost.

An durop äntweren dan Scheier:  
'T ass billig, 't koost jo nemen en Dreier.

Ma Wergesleit sin all su fein,  
Se essen de Wollef a verkafen hir Schwein.

A Peifesch Pitter, dé stodéierte Man,  
Dé mëscht sech vill Gekreider dran.

An Hénze Kättchen spréngt iwer de Bur,  
Et hätt gär vum Wollef dér Hamen e puer.

Schmitz Lisi ass su fein an nett,  
Dat ass vun elauter Wollefsfett.

Ma Rappen, déi al Flantermaus,  
Se fléi nach haut öm Gärgen hirt Haus.

De Branntweinskloos, genannt „däck Panz“,  
Dé kréit vum Wollef dat Stéck beim Schwanz.

Den Här Pestuer könnt och erbei,  
En hätt jo gär der Treipen drei.

Wien haut nach wëllt durch Méischdref goen,  
Dien doarf ké groe Rack undoen.“

Wie anheimelnd und unsagbar humaner nahmen sich, gegenüber solch brutalen Derb- und Grobheiten ohne lyrische Essenz und ohne jeden Levitationsgeist, die Zeugen eines heiteren und besinnlichen Menschen, die spirituellen und lokalduftigen Verse des Echternacher Professors **J o s e p h S p e c k** (1834-1901) im „Hämelmaoûs-Lied pro 1884“ aus:

„O Hämelmaous, wi léwst daou dach  
esou ongeschor'n em d'Hool;  
Wäs näist voa Koappgeld a voa Steieren,  
Liss d'Schépgen, Fläsch an Tubak sich verdeieren,  
Wäs näist voan eiser Polizei.

'T séf Rén, 't séf Schni, 't séf Dâg, 't séf Noacht,  
Dât ass dir alles Worscht;  
Daou gä's am Summer wi am Wanter  
Esu ganz pommadisich one Lanter  
Spaze'ren mat dem Hämelsgoadt.

A wann d'Staadtheiren i's obléen  
Esu schrecklech vill Prozent:  
A mir daa laang Gesichter maachen,  
Da réits daou: Deih dir mir den Aachen,  
Mir gäht et besser a meim Taack.

A wann s'am Spidol sich d'Kép zerplon,  
Wât mâche mat dem ville Geld,  
Daan denkst daou: O dir boazig Häieren,  
Lösst emol éis Hämelmais gewäieren,  
Wât gélt, eier Dubbele kre'e Bän.

A wèren d'Staadtquislen noach esu verbroadt,  
Daou bre'chs si schunns an d'Reil  
Daou giws si e feinen Dänzche le'eren,  
A gratis och noach Anstand a Mane'eren,  
Esu goud wi de Gehaaenes voan der Saar.

Voan Näid a Sträit, Verdross a Läd,  
Dovoa wösse mir kä Fatz;  
Kömmren is net em d'Politise'ren,  
Doûn is ganz hêrzech amus'eren  
A ro'ufen: „Vive d'Staadt Echternoch!“

Die Urfassung kannte diese Schluß-Strophe nicht, die, nach einem Einspruch der Staatsanwaltschaft gegen die drei vorausgehenden Strophen, 1885 hinzugefügt wurde. Die damals gestrichenen Verse lauteten:

„A schwétze mer vill voà Kroom a Fabrèck,  
Daa réfs daou aous em frummen Taack;  
„Well dir Echternocher liéren,  
Watt voà Fabrèck sich kan rentéeren,  
Da frogt emool d'Häéren aous dem Nasst.“

Wuhin esu hurtig daou Hämelmaous,  
Aich ges'in, daou bass bewächt;  
Hoóss daou daan e Verbréche begängen,  
Dat mer däich fort féert man Jandarmen,  
Daou war's dach kàs esu schlecht.

A wat hoôn sie daa' begängen  
De' schrecklich Hämelmais?  
Sie sein aûs dem Täck eraûs gesprongen  
An sie hoôn e klân Léedche gesongen:  
Dat ass d'ganz schrecklich Moritat.

Daoû bass dach noôch net esu veraôcht  
Durch dâi Geschirps an der Naôcht;  
Well daou gess von éise Bürger wormgehâlen,  
A jiderâ list sich och e Witz von dir gefâlen,  
Aûs laûter Lost zum Carneval.“

Daß auch dieser harmlose Fastnachtsulk seinem Urheber — und dessen Mitsängern — eine Zitation vor den Kadi einbringen konnte, ist für die heutigen Generationen nicht mehr faßbar. Umso ungezwungener dürften sie beim Heimchen am Herd — und sogar bei vollen Bechern — dem Joseph Speck im besonderen und den Echternachern im allgemeinen die einstmals verpönten Strophen als Prost- und Dankeslied nachsingen.

Auch Jakob Dieenhovens (1809-1868) „Bidgang no Conter“ war im Grunde nichts anderes als die mit mehr Humor als Satire gewürzte Verkehrung einer Wallfahrt ins Gegenteil: die sogenannten Walburga-Pilger entlarvten sich am Ende als tanz- und streitsüchtige Gesellen, die sich ihre Augen weniger heilen als blau schlagen ließen:

„... Wé se sech rappen,  
Wé se sech klappen!  
Hei fléht e Glaas,  
Do koemt d'deck Baas.  
Se beissen a kraatzen,  
Wé d'Honn an d'Kaatzten,  
De fannen am Gank  
Eng Haameschank.  
A' mat de Fleschen,  
Wé wa' se dreschen,  
Schlooen se drob,  
Ob Nois a Kob.

Nu mid mat Schlooen,  
Ka' kee' mé gohen;  
Desem blud d'Nois,  
Dee leiht um Wois,  
Ka' sech net ré'ren,  
Ka' sech net ké'ren.  
An hei am Eck,  
An do am Dreck,  
Leiht en zu wémren,  
Leiht en ze jémren;  
Den hoit kée Schap  
Ob sengem Kap ...“

Nicht einmal in „Ofscheet vu' Letzeburg“ vermochte sich diese humorig veranlagte und leichtlich satirisierende Natur zu verheimlichen:

„Jènné! nach eng Zockerbees,  
Wers de mer dach schenken,  
Fir ze hoile mat op d'Rees,  
Dass ech oin dech denken ...“

Bedauerlich war, daß der Dichter den Ausklang des Sechzehn-Strophen-Liedes Wirklichkeit werden ließ und in der Fremde verschwand:



„Eddé dann, dir Frenn, kent ech  
 Ewech bei ie'ch liewen!  
 Iewel neen! ech muss ewech,  
 Ech muss d'Welt durchstriéwen.“

Ließ er seinem Vaterlande auch nichts mehr zurück als die etlichen hundert Verse von „De Bidgank no Conter“, „Gude Noicht“, „Um Tribenaal zu Letzeburg“ und „Ofscheet vu' Letzeburg“, so brachte er es doch in Belgien zu Krieger- und Obristenehren, die nur schwach auf seine eigentliche Heimat zurückstrahlten. 1839 wirkte er als Sekretär der Demarkationskommission für die Landverkleinerung.

In unserer Sprache sang er nicht mehr.

Bei Lambert-August Fendius, dem Merscher Enregistrementseinnehmer (1829-1862) war es mehr die Verspottung eines Standes oder einer öffentlichen Einrichtung als die Ironisierung eines einzelnen Gerichtsbeamten. Sein „Fridensrichter“ läßt zwar gewisse Menschlichkeiten der Hauptperson belächeln, aber im Wesentlichen versucht er, über den Weg der Institutionsillustrierung, eine fesselnde Milieuschilderung, in welcher Ordinäres und Außergewöhnliches aufeinandertreffen. Ein Richter, eine Frau, eine Verkäuferin, ein Herr, eine Bäuerin, eine Dame, ein Greffier und ein Mädchen führen das köstlichste Mehrgespräch, das sich denken läßt:

*De Richter:* „Hem! hem, et as nun Zeit ze klenglen zur Audienz.  
 Ze richten iwer 't Crimmen a' menger Kompetenz.

As alles an der Reih, den Timber net ze ficht?

Da rufft eran de Kromm, de gin hei all gericht. Op d'Weis...

*Eng Fra:* Her Juge, mein Noper kiert sein Dreck mer firun Dir,

'T as net me auszema'n, ech dreh'n em gescht derfir,

Du brengt en en an d'Plaetz, wat gin ech nu wuol ma'n;

De beschte Moyeng as, dir selver let iech dra'n. Op d'Weis...

*De Richter:* Hem! hem! hem! hem! hem! hem! dat 'lo dat as net schen,  
 Do'river sprecht sech aus Artikel honnert zwen

Hem! hem! hem! hem! hem! hem! eso fil as gewess,

Wan hien nach emol kent, geheit em eng op d'Schness. Op d'Weis...

*Eng Firkefesch:* 'T as net me auszema'n, ech komme mech beklo'n,

We Kremesch Batte gent mech sech huot bedro'n.

„Al Tulipant“ rift hien, ganz hart op heller Stros

Huolt dir et iwer iech, a' peffert him seng Zos. Op d'Weis...

\* Fernand Hoffmann setzt in seiner „Geschichte der Luxemburger Mundartdichtung“ die Endstrophe irrtümlich als elfte ein.

*De Richter:* Hem! hem! hem! hem! hem! hem! dat 'lo dat as net recht,  
De' Mensch de get all Dag me uøreg a' me schlecht;  
Mat Muordthat, Dewerei, as rempeleert d'Land,  
Wer 't Holz net grad 'so deier, de Batte gef verbrannt.

*En Herr:* As t' hei dir Herren all, wo wunt d'Gerechtekget?  
Da' kommen ech erbei ze kloen iech mei' Led;  
E Kniecht hun ech geschaesst, de net ferdengt sei' Lohn;  
Du tret e' gent mech op a' steft Revolution.

*De Richter:* Hem! hem! hem! hem! hem! hem! dat 'lo dat as ze keng.  
Duoriver sprecht sech aus Artikel honnert neng.  
Eng Ensel musse' mir, an op dem Mier placeert,  
Ons kafen, an da' get hien dohin deportteert.

*Eng Baurefra:* Bojour! Bojour! Bojour! denkt eisem Hirt seng Ges,  
De hat ja romp a stomp eis jong Heck afgefes,  
D'Standare gin net acht, 't as keng me Polizei,  
Her Richter schlot se dutt, well dofir si derr hei.

*De Richter:* Hem! hem! hem! hem! hem! hem! Dat 'lo dat get ze bont.  
De Ges dat schengt ze sin e rechte Vagabond.  
'T as ken, den haut me schafft, 't geseit en dat ze dack,  
Wir 't net ze voll am Gronn, de Ges geng an de' Back.

*Eng Madamm:* Mei Mann dat as eg Lomp, e' mecht mer alles drop,  
E' spillt, en trellt a' seift, geheit mer d'Haus op d'Kop.  
Her Fridensrichter denkt, e' schlet mech hol a' blo,  
Am Himmel wier e gud, ech lef hem duer net no.

*De Richter:* Hem! hem! hem! hem! hem! hem! wat hu' der do gesot.  
Ma foi, dat muss mer sin en delicate Stot.  
Hem! hem! hem! hem! hem! hem! ech welt dir haett de Kraetz.  
Kuk du 'mol Greffier, ob duoriver sprecht d'Gesetz.

*De Grefier:* Hem! hem!hem! hem! hem! ech hun en Hong'r am Leif  
A' schessen och net gieren haut meng Zop an d'Scheif.  
La femme à son mari doit obéir... dabal!  
De Damme' liese' rar am Code pénal.

*De Richter:* Gelt Frechen, 't ass mer led, me ere Mann huot recht,  
De Wirt huot neischt ze dun, wa' ke' me lompt an zecht.  
Hem! hem! hem! hem! hem! hem! we sin ech schon' so mid;  
As 't net bal Mettech? Greffie, 't krit en Appetit.

*E' Medgen:* A' soten, huot gesot, a' sot en du erem,  
Ech sot em och, wat hie' gesoten du geschwenn,  
A' sot hen, as gesot, a' sot en, wolt ech so'n,  
Dat as Her Juge, fir wat dat ech mech hei beklo'n.

*De Richter:* A' sot, en huet gesot, a' klot, en huot geklot,  
Der Deiwel ge'f gescheit an dem, wat dir gesot.  
'T Audienz as aus mei Kant, de Mettech huot gelaut,  
Komm Greffie mir zwe gin, ech hu' mech hes gejaut. Op d'Weis...

Nachdem Dicks und Rodange das Niveau dieser wohl gutmütig gemeinten, doch nicht immer brandlos verlaufenden Spöttereien gehoben hatten, verlagerte sich der Schwerpunkt witzelnder, humoriger, ironisierender und satirisierender Dichtungen auf das Gebiet der sogenannten Jahresrevuen, die mit den „Flautereien“ von Lex Brassieur und den Aufführungen der „Gym“ eine bis ins zwanzigste Jahrhundert anhaltende Sonderentwicklung einleiteten.



DAS „LUXEMBURGER LAND“,  
JOH. NIK. MOES UND KARL MERSCH

Wohl übte der (am 29. August 1857) in Weiler-zum-Turm geborene (und am 8. August 1907 in Luxemburg verstorbene) Johann Nikolaus Moes sich besonders frühzeitig, um auf der journalistisch-literarischen Schaubühne, die für das Großherzogtum charakteristisch zu sein scheint, seine Meisterschaft zu erringen; allein er sollte, bis zum frühzeitigen Ende, nur ein dauernd gehetzter, immer gärender, nie ausgegorener, stets versprechender und für die schöpferischen Bereiche der Heimat ungewöhnlicher Geist bleiben. Mit vierundzwanzig Jahren begann er das, was man als Karriere zu betrachten pflegte, nicht in der Landeshauptstadt, sondern in der Provinz — wobei Echternach als Vorzugsprovinz der Kultur zu gelten hatte —, nicht auf dem „Hic Rhodus, hic salta!“ der Dichtung, sondern auf dem natürlichen Boden der Reiselust und der Wanderfreude. Ende Mai 1882 erschien: „Der Tourist, ein Führer durch das historische und romantische Luxemburger Land und dessen nächste Umgegend“, der die Entladung des lyrischen Atmosphärendrucks in guter Bädereyprosa gestattete. Diese vermochte freilich ihren Autor so wenig zu befriedigen, daß er vier Monate später nicht nur einen editorischen Hochsprung, sondern auch eine geistige Umsiedlung seines Unternehmens nach Luxemburg wagte und die Herausgabe eines „Organs zunächst für inländische Alterthumskunde und Geschichte, Kunst und Literatur, Verschönerungswesen und Touristik“ unter dem Titel: „Das Luxemburger Land“ ankündigte. Die „im Selbstverlag des Herausgebers“ erscheinende und von Peter Brück gedruckte Wochenschrift berief sich auf die „Mitwirkung bewährter Fachmänner“, deren Aufgabe die Umfassung eines Riesengebietes, auch ohne die Beachtung der politischen

Domäne, war. J. N. M o e s, der gleich in der ersten Nummer unter den beiden Decknamen Jan van Wyler und Jehan L a t o u r auftrat, zweifelte weder an den eigenen Fähigkeiten noch am besten Kollaborationswillen fremder Könner. In einer Mitteilung: „An unsere Leser“ versprach er:

Der seit Mai dieses Jahres in Echternach erschienene „Tourist, ein Führer durch das historische und romantische Luxemburger Land und dessen nächste Umgegend“ geht, weil die diesjährige Saison zu Ende, ein, und an dessen Stelle tritt „Das Luxemburger Land“. Der Titel, den wir für unser neues Blatt gewählt haben, bezeichnet die Tendenz und die Richtung desselben: es soll ein nationales Blatt werden, aus dessen Spalten alle Politik und Polemik grundsätzlich ausgeschlossen sind.

Das „Luxemburger Land“ umfaßt ein reichhaltiges Programm: jede Nummer bringt alle inländischen Ereignisse und Lokalneuigkeiten, eine spezielle Rubrik Von der Landesgrenze, die im Laufe der Woche im „Memorial“ veröffentlichten Amtlichen Nachrichten, eine Wochenchronik, stenographische Originalberichte über die Gemeinderathssitzungen der Stadt Luxemburg, über die Kammerverhandlungen, die Sitzungen des Staatsrathes und der Handelskammer, eine Originalcorrespondenz aus dem Gerichtssaal, die Civilstandsregister der Städte des Landes, die Marktnotizen, die Marktberichte, Börsencursus, u.s.w.

In Nr. 2 beginnen wir mit der Veröffentlichung der überaus spannenden, novellenartigen Bretagner Sage: „Das hübsche Schlößlein“ (Einzig autorisirte Übersetzung) einer köstlichen Perle der Sagendichtung aus den wunderlieblichen, duftigen „Contes de Bretagne“ des berühmten französischen Romanciers Paul Féval.

Im Ubrigen wird das Programm des „Tourist“ unverändert beibehalten und bringen wir in mannigfaltiger Abwechslung: historische Essays, Beschreibung von Alterthümern und Kunstdenkmälern, Schilderungen reizender Punkte, Berichte über Verschönerungswesen, neue Anlagen, inländische Kunst und Literatur, Poesien in deutscher Sprache und Luxemburger Mundart, Luxemburger Sagen und Legenden, Luxemburger

## Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten und Sitten und Bräuche des Luxemburger Landes . . .“

Außer dem Einleitungsgedichte: „Wiën as dät Kand?“ von **M i c h e l L e n t z**, trugen sämtliche Beiträge Verschleierungssignaturen. „Le Pays Natal“ war von einem Verse-macher **A. T.**; ein Gedichtchen: „Gute Nacht“, eine „Mosel- und Rheinfahrt, Reisebilder“ und ein Essay: „Shakspere“ ver-bargen sich unter einem Dreikreuzer (+ + +); zu den „Bil-dern aus München“ bekannte sich ein **M i g u e l**; ein Einsied-ler vom Kapellewuos sagte aus: „Wie man vor Alters zu Berdorf Hochzeit hielt“; und die „Theaterchronik“ führte **J e h a n L a t o u r**. Diese Pseudonymitäts- oder Teilanonymi-tätssucht schien mehr einer Redaktionsorder als einem Mangel an Offenheit oder einer Unzulänglichkeit im Selbstvertrauen zu entspringen, denn in den folgenden Nummern setzte sich das schreiberische Versteckspiel fort: ein **Dr. S.J.** referierte über „Die Echternacher Programmdissertation“ von **J o s. B r e i t h o f**; ein **Noël** studierte das Problem „Du salaire“ aus der Sicht der „économie politique“; ein **P.W.** berief „Die Gespenster von Berdorf“; ein **V a n M o l e n a e r** vertiefte sich in „Die Geschichte der Volksvergnügungen“; ein **C.S.I.** lobte in Versen die „sténographie à Duployé“; **J e a n L a t o u r** sang, in Nachahmung des Neugriechischen, ein „Schlachtlied aus den griechischen Freiheitskämpfen“; ein **E g o** gedachte liedsam der „Enfance“; „Aus dem Nahethal“ ließ sich ein **V i a t o r** vernehmen; **Ch. A.** läutete „Die Glocken von Niederkerschen“; **Dr. N. v. W.** zeigte die „Vita S. Willibrordi“ an; und für eine Sammlung von „Sagen, Sitten und Bräuchen“ appellierte **J e h a n L a t o u r** an das Publi-kum, nachdem er dichterisch sich selber angesprochen hatte in der Poesie: „Für Mich“. Die Serie ging noch eine Weile weiter, bis endlich **M i c h e l E n g e l s**, **K a r l M e r s c h** (**Ch. M., N e m o**), **N. G o n n e r**, **Dr. N. G r e d t** und, teil-weise, **J. N. M o e s** den Mut zur Selbstdemaskierung aufbrachten. Zu diesem Zeitpunkte trat dann allerdings in der Geschichte der Wochenschrift ein auffallender Wandel ein.

Die fünfundzwanzigste Nummer des zweiten Jahrgangs (1883) schloß mit der nachfolgenden Erklärung ab:

„Unter der unterzeichneten Direktion erscheint das „Luxemburger Land“ vom 1. Juli künftig ab in der Offizin des Hrn. L. S c h a m b u r g e r , Hofbuchhändler zu Luxemburg. Da auf vielseitigen Wunsch das Beiblatt wegfällt, wird jede Nummer um 4 Seiten Text vermehrt werden und statt, wie bisher zwölf, sechszehn Seiten Text umfassen. Ausstattung und Druck werden vorzüglich sein. Statt des bisherigen Zeitungspapieres wird vom 1. Juli ab nur gelblich weisses, satinirtes Papier verwandt werden; neue Typen und eine geschmackvolle Seiteneinfassung werden dem Blatte ein stattlicheres Aussehen verleihen. Der Abonnementspreis bleibt trotzdem nach wie vor derselbe, Fr. 2 für Stadt und Land; für das Ausland Fr. 2.50.- Man abonnirt für die Stadt Luxemburg bei der Expedition, Hrn. L. S c h a m b u r g e r , oder bei der Direktion, Hrn. K a r l M e r s c h , Neuthoravenue, 3, Luxemburg; für das Land beim Briefträger oder der nächsten Postanstalt, oder auch direkt bei der Direktion oder Expedition — Für das Ausland abonnirt man am einfachsten durch Einsendung des Abonnementsbetrages in Briefmarken an die Direktion oder Expedition. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung angenommen.

Das Blatt gelangt Samstags Abends zur Post und kann somit Sonntags in Aller Händen sein. Reclamationen wegen Ausbleibens einzelner Nummern oder unregelmässigen Zugesehens des Blattes sind dorthin zu richten, wo man das Blatt bestellt hat. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Anzeigenblatt als Extrabeiblatt (gratis); der Insertionspreis beträgt 10 Cents per Petitzeile oder deren Raum. Bei stehenden Annoncen bedeutender Rabatt. Alle Anzeigen sind an die Expedition, Herrn L. S c h a m b u r g e r zu senden.

Alle Zuschriften, Correspondenzen, u.s.w. sind franco an unterzeichnete Direktion oder an die Redaktion in Weiler zum Thurm zu richten. Luxemburg, Ende Juni 1883. Die Direktion des „Luxemburger Land“,  
K. M e r s c h .“

Interessanter war, was J. N. M o e s „An unsere Leser“ anzukündigen hatte:

„So tritt das „Land“ denn in neuem, stattlicheren Gewande das neue Quartal an. In seiner frühern Gestalt hat es sich,



Dank der uneigennütigen, thatkräftigen Mitwirkung unserer zahlreichen Mitarbeiter, die Freundschaft und Achtung Vieler zu erwerben gewußt; wir sind überzeugt, daß es in seiner jetzigen, würdigeren Gestalt den Kreis seiner Freunde und Gönner jeden Tag vermehren wird. In den seit 1. Januar 1883 erschienenen Nummern hat das „Land“ gezeigt, was es zu leisten vermag; eine reiche Fülle des interessantesten Stoffes füllt die Seiten dieses ersten Halbjahresbandes. Ein rascher Blick über das Inhaltsverzeichnis genügt, um sich zu überzeugen, daß das Blatt seinem Programm getreu geblieben ist und keine Mühen gescheut hat, für Jede und Alle Etwas zu bringen: es ist im wahren Sinne des Wortes ein Schatzkästlein für vaterländische Geschichtsforschung, Alterthumskunde, Kunst und Literatur.

Unverdrossen und voll Vertrauen auf die Zukunft schreiten wir auf der betretenen Bahn weiter; der Erfolg kann nicht ausbleiben und wird, wenn auch erst spät, nach vielfachen Opfern und Mühen, unser nationales Unternehmen krönen.

Die Zahl unserer Mitarbeiter ist in stetem Wachsen begriffen; aus dem Auslande, selbst aus weitester Ferne, gingen uns zahlreiche, interessante Beiträge zu. Den freundlichen Herren, besonders den HH. Lehrern, welche uns Sagen und Legenden, Sitten und Bräuche, Volksglauben, Sprichwörter und eine Menge interessanter Mittheilungen einsandten, unsern herzlichsten Dank. Wir hoffen auch fernerhin auf ihre fleißige Mitwirkung rechnen zu dürfen und daß ihr Beispiel anregend auf ihre HH. Kollegen wirken wird . . .“

Blieb auch, in der neuen Fassung, der Haupttitel unverändert, so wurde doch dem Untertitel eine weise Beschränkung aufgezwungen durch die Fassung: „Organ für vaterländische Geschichte, Kunst und Literatur“. Somit wurde Karl Mersch, der zehn Monate ältere Mitarbeiter des früheren Leiters (der Sohn des einstigen Stadtbürgermeisters Mersch-Wittenauer war geboren am 6. Juni 1856), bestimmend für die Tendenz der Zeitschrift. Merkwürdigerweise hatte sich der Siebenundzwanzigjährige in der Mitarbeiterliste als „Rentner“ eingeführt. Zu ihm gestoßen waren in der Zwischenzeit die Professoren Dr. N. Gredt, Dr. J. P.

Henrion (später Regierungsrat), Dr. Nic. van Wer-  
 veke, Dr. Weber-Diekirch, desweiteren Lorenz  
 Menager, Michel Engels, P. Wolff, der Zahn-  
 arzt Dr. Jos. Weber, der Staatsarchitekt Charles  
 Arendt, die Pfarrer J. B. Klein aus Dalheim und J.  
 Prött aus Contern sowie viele Lehrer und Studenten.  
 Während der Schriftleiter J. N. Moes, als ein passionierter  
 Sammler, mehr den Bereich der Folklore betreute, ohne  
 freilich auf seine poetischen Übungen oder seine Adap-  
 tationen erzählerischer und lyrischer Art aus fremden Sprachen  
 zu verzichten, pflegte Karl Mersch vor allem das Gebiet  
 der Originalerzählungen mit: „Noblesse oblige“, „Der Por-  
 trätmaler“, „Eine Dorfgeschichte“, „Die beiden Brüder“, „Eine  
 wahre Geschichte“, „Der Spittler“ und „Die Wahnsinnige“.  
 Der immer kränkelnde Mann ohne abgeschlossene Bildung  
 erwies sich bald als eine literarische Potenz voll physischer  
 und geistiger Energie. Obwohl er von Heilbad zu Heilbad  
 wanderte und den Brunnen der Genesung vergebens suchte,  
 obwohl er nicht nur seinen „Kinderfreund“ und seine „Kinder-  
 reime“ zusammenstellte, zudem noch sein Zweiwochen-  
 unterhaltungsblättchen „für die liebe Jugend“: „Komm mit  
 mir!“ redigierte, verfiel er mehr und mehr den Reizen einer  
 schlichten Poesie, in welcher er am besten die Reinheit des  
 unverfälschten Gemütes glaubte spiegeln zu können. Was  
 ihm in der Wirklichkeit abging, erzwang er sich dann wohl  
 als ein Donum der Illusion: blutvolles Leben, Freude, Heiter-  
 keit, Glück und Freundschaft! So feierte er 1882 ein (uner-  
 lebtes, aber lebhaft vorgestelltes) Winzerfest:

„Mädel, lasst die Becher kreisen  
 Zu dem heitern Winzerfeste!  
 Lasst die alten Zecherweisen  
 Schallen auf das Beste.

Schlingt den frohen Ringelreigen  
 Um die laubbekränzte Tonne;  
 Lasset rechts und links uns neigen  
 Lustig, voller Wonne!

Heisa, frisches junges Leben:  
 Sing und Sang und Fidelklänge,  
 Süsser, schaum'ger Saft der Reben,  
 Freudentrunk'ne Menge.

Luxemburg, am 25. Okt. 1882

Ch. M.“

Wenn nun der Direktor und der Redakteur der neu aufmontierten Wochenschrift beim Übergang vom alten Zeitungsformat zu handlicheren Blattdimensionen einen Sondereklat erwartet hatten, so wurde dieser ihnen durch die polemische Festgabe des früheren Druckers Peter Brück im „Luxemburger Wort“ zuteil. Die Tagesnummer 157 vom 7. Juli 1883 brachte nämlich die nachfolgende Erklärung:

„Den geehrten Abonnenten des „Luxemburger Land“ bin ich es schuldig die Ursache anzugeben, warum ich die Nr. 25 noch nicht ausgeschiedt habe und warum ich der Redaktion den Druck dieser Zeitschrift, welche ich geholfen habe gründen und während 9 Monate am Leben erhalten habe, kündigen mußte.

Laut Schlußparagraph des Art. 2 unseres Contractes hat sich die Redaction verpflichtet, jede Nummer beim E r s c h e i n e n baar zu bezahlen.

Bis heute, nachdem 38 Nummern erschienen sind, ist noch nicht eine einzige Nummer bezahlt worden, mit Ausnahme von 25 Fr. (sage und schreibe fünf und zwanzig Franken), welche der Herr Direktor und Eigenthümer des Blattes „in Sachen „Land“ verbürgt hat“. Ich danke dem Hrn. Direktor für seine Großthat, muß aber sehr bedauern diese Summe nicht annehmen zu können.

Die von mir eincassirten Abonnements- und Inseratengelder, sowie der Erlös der verkauften Festnummer, liegen bei mir zur Verfügung der Redaktion und werden dieselben ausbezahlt, sobald diese Herren ihren contractlich eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen sind.

Luxemburg, am 7. Juli 1883.

Pierre BRUCK.“

J. N. Moes erwiderte ziemlich langatmig, Peter Brück sei nicht nur ein eigenwilliger, sondern auch ein sonderbarer Einkassierer der Abonnementspreise gewesen, ohne an eine Abrechnung mit dem Herausgeber zu denken. Dieser aber habe bis zum 1. Juli 1883 zwar die alleinigen Eigentümer- und Redakteursrechte besessen, aber in Wirklichkeit drei Quartale hindurch pro Deo gearbeitet. Im übrigen sei er nicht „auf eigene Faust“ vom Drucker weggegangen,

sondern dieser habe ihm am 6. Mai mit der Begründung gekündigt, er könne das „Land“ nicht länger erscheinen lassen, weil die Regierung kein Subsid gewährt habe.

P e t e r B r ü c k , der ein Hitzkopf war und Trennungen nicht ungern provozierte, antwortete auf Flugblättern, die er in der Hauptstadt verbreiten ließ, um sie nachträglich im Inseratenteil des „Luxemburger Wort“ kopieren zu dürfen: im Wesentlichen akzentuierte er nur die Erstbehauptungen, indem er sie rechnerisch unterbaute und mit pfefferigen Phrasen würzte. J. N. M e s , dem ein ähnliches Temperament zu eigen war — und nicht viel später sollte sich gleich zu gleich gesellen — antwortete in einer Weise, die jugendliches Aufschäumen liebte:

Der frühere Drucker sei ein Entsteller der Wahrheit, ein gehässiger Schreiber, ein schlechter Rechner und ein kurioser Ausleger schriftlicher Abmachungen; zudem lasse er die rechtlich geforderte und kaufmännisch notwendige Kontrolle seiner Finanzgebarung nicht zu und heuchle Achtung vor einer Wochenschrift, die er durch die Tat jedoch zu verderben trachte; sie aber „gehe ruhig und unangefochten“ ihren Weg, dem hohen Ziele zu, das sie sich gesteckt habe; getreu ihrem Programm, werde sie sich von „jeder Polemik und Politik, sowie jeder religionsfeindlichen Tendenz fern halten“, ein neutrales Organ für vaterländische Geschichte, Literatur und Kunst bleiben, dem „alle niedrigen Intriguen, alle böswilligen Nachstellungen und gehässigen Herabwürdigungen nicht das Geringste anhaben“ würden. „Für die Wahrheit dieser Sätze büрге die jetzige Direktion, die jeden Tag zunehmende Abonnentenzahl und die ihr auch für die Zukunft gesichert bleibende schätzbare Mitwirkung ihrer zahlreichen Freunde und Ratgeber“.

Nach diesem peinlichen Intermezzo, das die termingerechte Lieferung von Dichtungen in allen Sprachen, von Kunsterwägungen, von Geschichtsabhandlungen und von Brauchtums-miszellen in keinem Augenblick zu unterbrechen vermochte, machten die Herausgeber eine kleine Zwischenbilanz, fanden, daß sie auf einem guten Wege nach oben schritten, und versprachen: „Jedem und Allen etwas zu bieten,“ so daß die Wochenschrift „in Wirklichkeit ein Organ für vaterländische

Geschichts- und Altertumskunde, Kunst und Literatur und ein Schatzkästlein für den Kulturhistoriker, den Geschichts- und Altertumsforscher und für alle Freunde von Kunst und Literatur sein werde“.

Zur Intensivierung der Dauermitarbeit möglichst vieler Leser veranstaltete die Direktion ein Preisausschreiben, vorerst für die Sitten- und Sagenforschung, später für das Sammeln von Kinderreimen, Kinderliedern, Kinderspielen und Volksliedern, nicht zuletzt aber für die Einsendung von Poesien in deutscher Sprache und in Luxemburger Mundart. Dazu bemerkte Karl Mersch:

„Seit seinem zweijährigen Bestehen hat „Das Luxemburger Land“, Dank der allgemeinen thatkräftigen Mitwirkung zahlreicher Freunde vaterländischer Sitten- und Sagenforschung, eine Menge der mannigfaltigsten und interessantesten luxemburger Sitten und Bräuche aus fast allen Gegenden des Landes, gegen 200 bisher ungedruckte luxemburger Sagen und Legenden, sowie ein gut Teil der in frühern Zeiten hierlands bestehenden abergläubischen Meinungen, Volksglauben, u. s. w. gesammelt und zur Veröffentlichung gebracht.

Trotz des weitschichtigen Materials, das noch zur Verfügung steht und der Veröffentlichung harrt, hat die Direktion, um zu allgemeinem fleißigen und gründlichen Forschen und Sammeln von Sitten und Bräuchen, Sagen und Legenden und Volksglauben anzuregen, beschlossen, eine Anzahl Preise für die besten Einsendungen auszuschreiben.

Die Beweggründe, welche sie bei diesem Schritte leiteten, waren folgende:

Bereits vor zwölf Jahren hat Hr. G r e d t, Subrektor am Athenäum, in seiner ausgezeichneten Programmabhandlung: *Die luxemburger Mundart* (1870-71) und vor ihm der leider zu früh gestorbene Peter Klein, in: *Die Sprache der Luxemburger*, in beredten Worten auf den hohen Wert hingewiesen und den reichen Gewinn für altgermanische Sitte und Religion, den man aus unsern Volkssagen, Sitten, Bräuchen, Volksglauben, Sprichwörtern und Redensarten ziehen kann. „Wenn diese Schätze, ruft Peter Klein aus, für die Geschichtsforschung nicht verloren

gehen sollen, so ist es die höchste Zeit an's Sammeln zu denken. Wol verdienen sie es, daß man zu ihrer Erhaltung wenigstens dieselben Mittel anwende, die man zur Aufbewahrung von Steinen und Münzen gebraucht; denn das sind Altertümer, deren Wert ungleich größer, deren Verlust unersetzlich ist.“

Im Interesse der Wissenschaft ist es daher zu wünschen, daß allerwärts gesammelt wird, was von dem frühern Volksleben noch übrig ist, um wenigstens das der Vergessenheit zu entreißen, was sich bis jetzt erhalten hat, oder noch im Gedächtnis der Zeitgenossen geblieben ist. Bald dürfte es nicht mehr Zeit sein: von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der überkommenen Gebräuche und Festlichkeiten ab, mit dem wachsenden Verkehr verschwindet mehr und mehr die Eigentümlichkeit in Tracht, Gewohnheit und Sprache, und mit der größern Schulbildung verliert sich zwar der Hang am Aberglauben, aber auch die Ehrfurcht vor dem Althergebrachten. Von Tag zu Tag nimmt die Individualität der Völker ab, und wo nicht schon Sammlungen der Sagen und Märchen, der Rede- und Lebensweise der einzelnen Stämme vorhanden sind, müßten sie bald veranstaltet werden, damit es nicht zu spät sei!

Trotzdem in den letzten zehn Jahren ungemein viel gesammelt und herausgegeben worden ist, was von unserm mannigfaltigen, poetischen alten Volksleben, von unsern duftigen Sagen und Legenden sich auf unsere Generation vererbt hatte, so bleibt noch sehr vieles zu sammeln übrig. Es gibt noch eine Menge der interessantesten Überbleibsel aus dem Volksleben unserer Vorfahren, aus ihrem reichen, fast unerschöpflich scheinenden Sagenschatze, die zerstreut und unbeachtet am Wege liegen. Die junge Generation kennt sie nur halb mehr und unter dem künftigen Geschlecht werden sie ausgestorben sein, wenn nicht fleißige Sammlerhände dieselben aufheben und erhalten . . . .“

So setzte „Das Luxemburger Land“ die Tradition des „Vaterland“ von **N i k o l a u s S t e f f e n** fort und erkannte, gleich diesem, einen wesentlichen Quellgrund der heimatlichen Seins-, Denk-, Handlungs- und Lebensweise in den gefährdeten Eigenheiten, Eigenschaften und Eigendingen der

Vorväter. Merkwürdigerweise erstand das bodenständige Kulturbewußtsein aus dem, was bereits verloren zu sein schien für immer; bevor sie selbstschöpferisch auf höheren Ebenen wurden, ergingen sich die Doctores und Professores Patriae an allem, was frühere Generationen geschaffen, erhalten und überliefert hatten. Die Kulturtaten der meisten kreativen Heimatmenschen geschahen mehr in die Vergangenheit zurück als auf die Zukunft zu; sie waren noch ganz objektgebunden und gelangten erst allmählich, über eine gegenwartsfreudige und zukunftsstüchtige Geistesregsamkeit der ungeduldigsten Dränger und Stürmer, zu einer Art Sinngebung, Sinnfassung und Verdeutlichung des eigentlichen Vermögens, das im Gemeinschaftsleben den Einzelnen und die Gesamtheit fruchtbar machte, um hinter wie über den produzierten Dingen Geist zeugen und Geist miterzeugen zu lassen. Der Prozeß vollzog sich sozusagen ungesehen und unheimlich langsam, erfäßbar wohl zuerst in den Schöpfungen der erregbarsten Geister. Als seelische Fangwände der Allgemeinempfindungen ließen sie zumeist in Gedichten die Massensehnsuchtsrufe echomäßig verhallen.

Wie im „Vaterland“ von Blum und Steffen, so gaben sich auch im „Luxemburger Land“ von Mersch und Moes, neben den Historikern, mit den Geschichtsforschern und unter den Folkloristen, die Freunde von Reim und Rhythmus dem epidemischen Spiel des Silbenstechens hin, — allen voran die beiden Herausgeber, die sich einem Wettbewerb à part zu widmen schienen.

K a r l M e r s c h besang den „Rheinwein“:

„Zum Rhein, zum grünen Rheine  
Zieht es mich mächtig hin;  
Nach seinem goldenen Weine  
Steht ewig mir der Sinn.

Zu seinen Burgen zieht's mich  
Auf starrem Felsgestein,  
Das in ihre grünen Arme  
Die Reben schliesset ein.

Im grauen Gemäuer schrecken  
Krächzende Dohlen empor —  
Fort, Fort, ihr scheuen Gesellen,  
Der Sorgen dunkler Chor!

Wir lagern im schattigen Burghof  
Nach heissem, mühevollen Lauf;  
— „He, Wirtin zum grünen Kranze,  
Bring uns vom Besten herauf!“

„Schaff uns die staubigen Flaschen  
Herauf aus dem dunklen Schacht,  
Wo sie nach der Sonne gedürstet  
In allzulanger Nacht.“

„Lass in die deutschen Römer  
Perlen den deutschesten Wein;  
Bei altem Rudesheimer  
Will gern ein Deutscher ich sein!“

Heidi, wie das leuchtet und flimmert,  
Wie flüssigen Rheingoldes Glut!  
Hoch lebe du feuriger Regen!  
Du schaffest mir frischen Mut!

O Rhein, nach deinen Bergen  
Sehn' ich mich jedes Jahr;  
Zu deinem goldenen Weine  
Zieht es mich wunderbar!“

J. N. Moes konnte es wie jener; nur nannte er es  
„Wein vom Rhein“:

„Da sassen drei Musensöhne  
Zu Bacharach am Rhein;  
In läutenden Römern perlte  
Der funkelnde Feierwein.

In rebenumrankter Laube  
Hielten sie süsse Rast;  
Von des Rheingolds firner Gluth.  
Des Herbstes goldene Last.

Rings von den Bergen winkten  
Die Burgen nieder in's Thal;  
Der Lurleifelsen flammte  
Im Abendsonnenstrahl.

Die funkelnden Becher schäumten  
In übermüthiger Lust,  
Und kecke Lieder erklangen  
Aus sangesfrischer Brust, —

Der blauäugige, stille Geselle  
Mit goldiger Lockenfluth,  
Die bleiche Wange geröthet  
Von des Rheingolds firner Gluth.



Springt auf und erfasst den Becher:  
— „Dir bring ich es, deutsche Frau!  
Aus deinen Augen leuchtet  
Der Treue sinniges Blau!

In deinem Herzen wohnt  
Noch alte Zucht und Ehr';  
Auf deiner Stirne thronet  
Noch Wahrheit ernst und hehr!“

Und der Zweite, mit feurigem Auge  
Und sonnengebrannter Wang'  
Und krausen, tiefschwarzen Haaren  
Rufet mit hellem Klang:

— „Heil euch, ihr musischen Künste,  
Töchter vom Himmel gesandt!  
Schlinget um alle Menschen  
Euer goldenes Friedensband!

Mit köstlichem Traubenblute  
Besiegelt sei unser Bund!“  
Er setzt das Glas an die Lippen  
Und leert es bis auf den Grund.

Und der Dritte, im schlampichten Hütlein,  
Mit keckem, verwegendem Blick,  
Füllet die funkelnden Becher  
Und sein Auge leuchtet vor Glück:

— „Hoch lebe der feurige Regen  
Der edle Wein vom Rhein!  
Im Himmel soll er gesegnet,  
Auf Erden getrunken sein!“

Die Römer läuten zusammen —  
Und jubelnd singen die Drei:  
„Der edle Wein vom Rheine  
Ewig gepriesen sei!“

**Karl Mersch** ergab sich der Schönheit eines Früh-  
lingstages:

„Wir sassen auf luft'ger Veranda  
Zu Bingen am schönen Rhein;  
Weit glänzte und glühte die Ferne.  
Im goldigsten Sonnenschein!

Bewimpelte Schifflein wiegten  
Sich lustig auf klarer Fluth —  
Vor uns in leuchtenden Römern  
Perlt' funkelndes Rebenblut.

Von Assmannshausen drüben  
Schlürften wir Klosterwein:  
Wir tranken in deinem Weine,  
O Rhein, deine Lust mit hinein.

Deine Lust und deine Liebe  
Du ewig, junger Gesell —  
Drob wurd' es in Herz und Auge  
Wie Frühlingstag uns so hell.

Am schwanken Geländer klotzen  
Die Reben wuchernd empor —  
Aus warmem Grüne glühten  
Die schwellenden Trauben hervor.

Und drunten am sonnigen Strande  
Welch Treiben so rege und bunt!  
Aus dem Strome winkte lachend  
Der blaue Himmelsgrund.

Fernab von Licht umflossen  
Grüsste Rüdesheim so traut;  
Vom Niederwalde prächtig  
Germania niederschaut'.

Ein wonnig süßes Beben  
Durchzittert' die somm'rige Luft,  
Von den Rebenhügeln wehte  
Herüber berauschender Duft.

Wie fromme, schöne Gedanken  
Erklangen von Nah und Fern  
Die hellen Sonntagsglocken:  
Das ist der Tag des Herrn! . . .

O sei mir ewig gepriesen  
Du schöner grüner Rhein!  
Gepriesen dein Lieben und Leben,  
Gesegnet dein goldener Wein!

Dein Lieben und Leben erwärmet  
Erkaltete Jugendlust;  
Deiner Reben Blut belebet  
Auf's neu die krankeste Brust.

Wenn in dein Auge ich schaue,  
Herzlieber, trauter Gesell,  
Wird's mir in Herz und Auge  
Wie Frühlingstag so hell!

Als wie in ewigem Frühling  
Erschau' ich dann Feld und Wald —  
Von jungen Frühlingsliedern  
Mein Herz laut widerhallt."

Daraufhin feierte J . N . M o e s seinen „Frühlingseinzug“:

„Lächelnd steigt der junge Frühling von den kalten Bergen nieder,  
Goldnen Sonnenschein im Schoosse, auf den Lippen goldne Lieder.

Unter seiner leichten Sohle warmes Grün und Blumen spriessen;  
Rauschend neigen sich die Wälder ihren König zu begrüßen.

Sieh, die Rosenknospen springen unter seines Kusses Flammen:  
Wie nach wonnetrunkenr Mainacht schauern selig sie zusammen.

Schöngeputzte, frohe Menschen wallen singend durch die Auen:  
Ernste Greise, bärt'ge Männer, ros'ge Mägdlein, blonde Frauen.

Auf dem weichen Anger schlinget frohe Jugend munt're Reihen,  
Blumenkränze in den Locken, in den Händen bunte Maien.

Nah und fern die Glocken klingen, sel'gen Frühling einzuläuten:  
Himmelsboten gleich die Klänge durch die stillen Lüfte gleiten.

Liebe läutend, Friede läutend in mein Herz die Klänge ziehen,  
Und nach langer Winterstarre duft'ge Lieder drin erblühen.

Sonn'gen Schein im hellen Auge, grüne Palmenzweige schwingend,  
Wonn'ge Lust im jungen Herzen, schreit ich durch die Gärten singend:

„Frischer, würz'ger Waldesodem, Maienluft und duft'ger Flieder,  
Finkenschlag und Lerchenwirbel!“ — Klingend, singend haltt es wieder.“

Ihre poetische Qualifikation wiesen beide, mehr oder weniger, durch zwanzig Fertigungsproben nach: K a r l M e r s c h als der naivere und menschenwärmere, J . N . M o e s als der entfesseltere, der den Freivers bevorzugte, und als der wortseligere, der sich leicht von Franzosen und Engländern, wenn nicht von Spaniern, beeinflussen ließ. Begrüßte K a r l M e r s c h mit den Waisenkindern von Itzig den Einzug Ihrer Majestäten, des Königs und der Königin, so dichtete J . N . M o e s eine „Cantate Oranien Heil“ in fünf Teilen mit Arien und Rezitativ. Präsentierte M o e s „Lyrische Kleinigkeiten“, so konnte M e r s c h sich, als Erzähler N e m o, mitten in „Eine wahre Geschichte“ als tragischer Sonettenmacher offenbaren:

„Mein theures Kind, ich kann dich nicht mehr grüssen,  
Mit dir, wie einst, im milden Frühlingswehen  
Traut Hand in Hand in stillem Glück nicht gehen  
Hin über kaum ergrünte bunte Wiesen.

Wo zart die Blumen sprossen uns zu Füßen  
Und froh die Lerchen steigen in die Höhen.  
Ich darf dir nicht in's traute Auge sehen,  
Dich innig nicht in meine Arme schliessen.

Doch weisst du, dass mit unsichtbaren Schwingen  
Dich meine Seel' umschwebt, und zu dir dringen,  
Als ob der Frühlingshauch empor sie wehte,

Des Herzens treuste Wünsche; und wenn späte  
Die Abendglocken mällig rings verklingen,  
So wisse, dass ich leise für dich bete!"

„Als ich zuerst dich sah im wilden Leben,  
Da waren so gar traut mir deine Mienen,  
Als sei schon oft dein Bildniss mir erschienen,  
Und ahnungsvoll fühlt' ich mein Herz erbeben!

Sah ich dich nicht in holder Träume Weben?  
Was ich geahnt, nun kann ich's offen sagen:  
Du warst mein Engel in der Kindheit Tagen,  
Der bei mir stand, wenn mich Gefahr umgeben.

— Ich wusst es nicht. — Doch da ich dich verloren,  
Wie fühlt' ich's klar in jener Schmerzensstunde:  
Du hast gelebt auf meines Herzens Grunde,

Schon seit die Mutter mich zur Welt geboren.  
Ein Theil von mir bist du dahingegangen,  
Geliebter mein! vom ew'gen Schlaf umfangen.“

Wie sehr auch die beiden jungen Schriftleiter auf die Schau-  
stellung ihrer eigenen Produkte in Vers und Prosa bedacht sein mochten,  
der Direktor vor allem als Erzähler, der Redakteur besonders als Erforscher  
und Darsteller des Heimatbrauchtums, so wußten sie doch — bis zur regel-  
rechten Erbettelung von Beiträgen — die erste Leitkunst des Zeitschrift-  
lers, nämlich das Herauslocken von jüngeren oder unbekannteren Talen-  
ten und die Stimulation ihres vermögenden Ehrgeizes, geradezu meisterlich  
auszuüben. Daß M i c h e l L e n t z, der Nationaldichter, dabei zur Rolle  
eines Hauspoeten kam, war nicht weiter verwunderlich, obschon doch  
auffallen mußte, daß die sogenannten Koryphäen der Heimatsprache,  
D i c k s und L e n t z, zum Deutschen ihre Zuflucht nahmen, sobald sie  
Preislieder auf die Landesfürsten anstimmen hatten. Wenn daneben  
englische oder spanische Verse auftauchten, so war das eher einer  
Schriftleitermarotte als einer besonderen Absicht zu verdanken. Im  
übrigen präsentierten sich in bunter Dichterfolge, anonym, pseudonym  
oder onym: T h e o d o r E h l e r, M. G r e c h e n, F r a n z B ö h m, J. B. L e n n é, J e a n B u s c h, E d. d e l a F o n -

taine, J. P. Henrion, Joh. Jos. Schwickert, Quidam, Stella, Wilhelm Zorn, C. F. P. Liez, W., J. B. Weber, J. A. Kleis, A. H., Ewald Günther, J. A., Neumann, Henri Ulveling, P. S. . . . . I. . . . . und Felix Gredt.

Theodor Ehler war leicht zu durchschauen, da er spätere Beiträge durch den eigentlichen Namen Wilhelm Zorn kennzeichnete. M. Grechen trat eigentlich nur als bemerkenswert naiver Plagiator in Erscheinung, der sich am deutschen Lyriker Julius Hammer vergriff und dafür eine doppelte Geistesbeutlung hinnehmen mußte, von Professor Dr. Schwickert aus Diekirch zuerst und dann von J. N. Moes in Person, der freilich vorsichtiger in seiner Verseauswahl und in seinem Urteil hätte sein dürfen: verdeutschte er doch manchmal ausländische Autoren, deren Namen auch er zu verschweigen wußte.

Den erzählenden Teil der einzelnen Nummern stellten fast ausschließlich die beiden Herausgeber. Wenn auch H. A. Reuland durch willkürlich behandelte historische Darstellungen und Beschreibungen mitsamt seinem Geschichtchen über „Die Waldhexe von Fels“ zu Worte kam, ebenso wie Jean Busch mit einer Skizze „Charfreitag im Hochgebirge“, Ewald Günther mit einer Novelle: „Mein Freund Gunther“ und Charles Bivort mit der Erstfassung seines „Village“ (Oberpallen), so beherrschten doch Karl Mersch und Latour — Moes fast absolut die belletristische Domäne. Der Turmmann aus Weiler begnügte sich allerdings mit Nacherzählungen, nach französischen Vorbildern. Vor allem imitierte er Paul Féval, von dem er Wesentliches unter dem Titel: „Sagenduft aus der Bretagne“ vorlegte. Eine Zeitlang kopierte auch Karl Mersch das schlechte Exempel seines Redakteurs und ließ „frei nach dem Französischen“ abdrucken: „Der Weg zum Paradies“ und „Der Orangenmönch“. Dann aber besann er sich auf die eigenen Imaginationskräfte und Schöpferfähigkeiten, die er in einem mehr als bescheidenen Ausmaße besaß.

J. N. Moes bekundete seine geistige Beweglichkeit fast ohne Unterbrechung auf historisch-folkloristischen Gründen, wo er zwar den tieferen und erschöpfenden Nach-

forschungen auswich, in der Ausbeutung fremder Feststellungen und übernommener Wissenschaftserkenntnisse jedoch zu beachtlichen „Studien“ und gefälligen „Untersuchungen“ kam. Noch heute sind die meisten seiner Abhandlungen über „Heiligabend“, „Familiennamen“, „Luxemburger Sprichwörter und Sagen“, „Der Julblock“, „Die hilligen Zwölfsten“, „Palmsonntag“, „Das Osterei“, „Bauernregeln und Loostage in Luxemburg“, „Sankt Nikolausabend“, „Dienstbotenbräuche in Luxemburg“, „Hirtenbräuche in Weiler z.T.“, „Maria Himmelfahrt“, „Burgbrennen“, „Das Fundrecht in unsern Weisthümern“, „Erntebräuche in Luxemburg“, „Weisser Ostertag“, „Kindtaufe“, „Volks Glaube in Luxemburg“, „Wallfahrten“, „Dreikönige“, „Zwanzigster Tag“, „Fasnacht“, „Charwoche“, „Der Teufel im lux. Sprichwörter“, „Der Regenbogen“, „Schul- und Kinderfeste“ u. a. ebenso bedeutsam im Inhalte wie fesselnd in der Form, obschon sie das Mal der Flüchtigkeit in der Konzeption nicht zu verdecken wußten.

Zudem vergaß der fruchtbare Schriftleiter niemals, daß im kulturellen Leben eines Volkes andere Fruchtgründe als die belletristischen und die historischen zu beachten sind: er überblickte stets, was sich auf den Gebieten der Kunst, der Musik und des Theaters ereignete, und wenn er nicht selber die wichtigsten Geschehnisse festzuhalten vermochte — obschon er die Künstler Michel Weyler aus Ettelbrück, Michel Engels aus Luxemburg, Teresa Hartmann aus Diekirch und Franz Seimetz aus Grevenmacher vorstellte — so wußte er doch willige Mitarbeiter zu entdecken, die, beispielsweise, über den Architekturmalers Zens, über Franz Heldenstein und über Gaston Linden das Notwendigste aussagten. In der Regel waren es Michel Engels (Miguel, Michel Angelo) und Charles Arendt (C. A.), denen solche Vorstellungen zusagten. In Theaterdingen verfuhr Moes nach dem selben Schema, trotz seiner Vorliebe für die spitzere eigene Federführung; so ließ er denn auch C. A. das Vergnügen zukommen, über die Aufführung des Dicks'schen „Ramplassang“ in Vianden zu berichten.

Nur in musicis hielt er sich zurück, den Experten Mialdi, Oberhoffer, St(ella?), Argus, Lorenz Menager, Dicks und J. A. Zinnen das Feld überlassend,

aus welchem diese leider allzu gerne ein kleines Kampffeld machten.

Die Literaturgeschichte kultivierte eigentlich nur Professor J. P. Henrion mit einer größeren Abhandlung: „Gedichte einer Frühvollendeten“ über die in Luxemburg von einem preußischen Obersten geborene Maria Clementine François, sofern man ignorieren möchte, was aus der Stellungnahme des Staatsministers Paul Eyschen zu den „Luxemburger Kinderreimen“ von Karl Mersch zitiert worden war:

„Il ne faudrait pas regarder avec indifférence la poésie enfantine s'en aller; il faut au contraire la cultiver plus que jamais, dans ce siècle de positivisme qui ne laisse plus aux grands la possibilité des rêveries qu'affectionnaient nos aïeux.

Mais il y a aussi de la science dans le volume des „Kinderreime. L'historien, le philosophe, l'homme de lettres qui voudra étudier à fond les moeurs et les coutumes des Luxembourgeois, trouvera dans le „Kritischer Anhang“ des points de repère sérieusement établis . . .“

Allerdings hatte der Herausgeber die Aussage Dr. Peter Norrenbergs in der deutschen „Allgemeinen Literaturgeschichte“ über die Werke des Landsmannes J. Prott aus Contern nicht zu unterschlagen vermocht:

„Gerne sind wir bereit, jedem edeln litterarischen Streben unsere volle Berücksichtigung zuzuwenden, und verzeichnen wir mit einem gewissen Stolze die Anerkennung, die einem unserer Mitbürger im Auslande geworden. In der so eben erschienenen 5. und 6. Lieferung des dritten Bandes der „allgemeinen Literaturgeschichte“ von Dr. Peter Norrenberg, ist unter den dramatischen Dichtern dieses letztern Vierteljahrhunderts auch ein Luxemburger Dichter angeführt, ein Mann, den bei seinem Verdienste die größte Bescheidenheit zielt: „J. Prott (geb. 1843 zu Budersberg, Luxemburg, gegenwärtig Pfarrer zu Contern)“. (Prott starb 1912)

Bekanntlich ist J. Prott Verfasser zweier dramatischen Gedichte:

1. Parzival und Liasse. Ein dramatisches Seelengemälde in einem Akt. Luxemburg, Brück, 1875.

2. Rüdiger von Bechlarn, Trauerspiel in fünf Aufzügen.  
Regensburg, G. J. Manz, 1880.

Als der litterarische Handweiser im April 1881 aus den 800 der spezifisch katholischen Litteratur angehörenden Novitäten des Jahres 1880 die beachtenswertesten — etwa 200 an der Zahl — in aller Kürze zusammenstellte, wurde das Trauerspiel: „Rüdiger von Bechlarn“ unter jenen Werken aufgezählt, welche den akatholischen Erzeugnissen der deutschen Litteratur würdig an die Seite gestellt werden können.

Die Anerkennung, die Hr. P r o t t zu teil geworden, freut uns umso mehr, als derselbe in die Reihe unserer Mitarbeiter eingetreten ist und in nächster Zukunft einen längeren Artikel über das Bildchen zu Vianden in unseren Spalten veröffentlichen wird . . .“

Nur war damit die volle Weite P r o t t 'scher Dichtungen ebensowenig abgesteckt wie ihre Resonanz; denn 1865 hatte dieser das epische Gedicht „Johannes der Blinde“ erscheinen lassen, und in A d o l f B e r e n s, dem jungen Schulmann, fand er bald einen luxemburgischen Nachahmer, der seine Initialkraft an einem Parzivalstoffe erprobte, bevor er bei seinen andern Lehrmeistern S p o o und D u c h s c h e r der wahren Heimatsprache zurückgewonnen wurde. Im Nachlaß von J a k o b P r o t t befand sich das Trauerspiel „Itonje“. Zahlreiche Sagen, die er gesammelt und zum Teil im „Echternacher Anzeiger“ veröffentlicht hatte, gingen leider verloren.

Die vom „Luxemburger Land“ veröffentlichte Dichtung des Professors J o h. J o s. S c h w i c k e r t aus Diekirch: „Petrarca's Klage an Laura Idealine“, welche der Verfasser dem Prinzen E m i l v o n S c h ö n a i c h - C a r o l a t h gewidmet hatte, war von diesem aus Dänemark mit einem Telegramm an die Schriftleitung beantwortet worden:

„Sehr geehrter Herr Professor!

Soeben hier angekommen, wird mir die Überraschung und Freude zu Theil, Ihre schwungvolle Dichtung nebst der so freundlichen Widmung vorzufinden. Man kann sich vor so großer Liebenswürdigkeit eigentlich nur stumm verneigen, ich aber mag es mir nicht versagen, Ihnen sowohl meinen Glück-



wunsch hinsichtlich der Verse, als auch meinen besten Dank für die mir persönlich erwiesene so große Aufmerksamkeit darzubringen.

Genehmigen Sie, geehrter Herr Professor, den Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Ihres sehr ergebenen

Prinz Schönaich-Carolath“

Im übrigen versagten sich die Leiter des „Luxemburger Land“ eine Nachahmung des „Vaterland“-Beispiels durch die Vorstellung einheimischer Dichtercharaktere, die, wie Steffen bewiesen hatte, nur widerstrebend bereit waren, sich der Präsentationstortur zu unterwerfen. Vielleicht verzichtete J. P. Henrion aus diesem Grunde auf die Veröffentlichung der angekündigten Biographien von Louis Marchand und Peter Klein.

Die allermeisten Mitarbeiter interessierten sich für die eigentliche Fakten-, Daten- und Ideengeschichte, von den anerkannten Fachleuten Nic. van Werveke, Nic. Gredt, Arthur Herchen über die Amateurhistoriker Charles Arendt, Ch. Gemen, Nic. Liez, Ad. Reiners, Gregor Spedener, Henri Ulveling, J. Conrad, Jos. Speyer, J. N. Moes, Van Molenaar (!) zu den Lokalforschern Nic. Thill, Paul Hummer, J. Schmit, N. Biver, H. Laup und vielen andern Gelegenheitskorrespondenten. Sogar für die „économie politique“ fand sich in „Noël“ ein philosophierender Betreuer.

Die Zahl der Teilnehmer und die Durchschnittsqualität der Beiträge versprachen der Wochenschrift eine mehr oder weniger gesicherte Existenz, da auch die Bezieher, allen Brück'schen Querschüssen zum Trotze, treue Abonnementserneuerer blieben. Einen ernsteren Mißton, nach den Verlagspeinlichkeiten des Neubeginns und dem Intermezzo von M. Grechen, erbrachte die Auseinandersetzung des Verfassers Edmond de la Fontaine und des Kritikers Dr. John aus London (wahrscheinlich identisch mit dem später auftauchenden Dr. Johannes, — (das Pseudonym ist noch immer nicht durchschaut) — um das Buch: „Luxemburger Sitten und Bräuche“, dessen Überflüssig-

keiten, Oberflächlichkeiten und Übereilungsmängel neben den Werten und Vorzügen ausführlich untersucht worden waren. Dem Autor schien die Minusseite zu Ungunsten der Plusseite überbetont zu sein. Die historisch-literarische Katzbalgerei zwischen Nic. van Werveke und Ad. Reiners war zwar nur eine Marginalerscheinung wissenschaftlicher Forschung, führte aber zu einer Verfemung des jungen Geistlichen und zur Gründung — aus Verärgerung — der „Obermoselzeitungs“-Beilage: „Das Luxemburger Land“. Immerhin nahmen die Moes'schen Redaktions- und die Mersch'schen Editionsdinge, von außenher betrachtet, ihren guten Gang, der Herausgeber kehrte gestärkt aus den Bädern zurück und übernahm dann plötzlich, im August 1884, zu den Direktionsehren auch die Schriftleiterlasten: nur den Wenigsten fiel auf, daß der Name J. N. Moes mehr und mehr aus den administrativen Mitteilungen ausschied. Eingeweihte erkannten freilich, daß der Streit, den Peter Brück um den Besitz des „Luxemburger Wort“ entfesselt hatte, auch die Lage des „Luxemburger Land“ in mehrfacher Weise zu ändern drohte: zuerst weil die Druckerei Schamburger vorübergehend das „Luxemburger Wort“ zu drucken hatte und dann weil J. N. Moes vor dem Wagnis stand, in der Brück'schen Gegenzeitung: „Das freie Wort“ andere Schriftleiteraufgaben zu übernehmen.

Damit begab sich der siebenundzwanzigjährige Literat auf einen Weg, der ihn zum ewigen Standortwechsler in der politischen Journalistik machen sollte: zwischen 1884 und 1907, seinem Todesjahre, wurde er nacheinander Redakteur im „Freien Wort“ (1884-1887), im Wochenblatt: „De letzeburger Kladderadatsch“ (1886-1888), in der Escher „Volks-Zeitung“ (1887-1888), in der „Luxemburger Freien Presse“ (1887-1893), zwischendurch auch in der „Escher Post“ (1889-1890), in der illustrierten Wochenschrift: „Das Luxemburger Land in Wort und Bild“ (1895), ein Versuch, das alte, 1886 eingegangene Organ in neuer Form und in Zusammenarbeit mit dem Photographen Bernhoeft wieder aufleben zu lassen, im Wochenblatt: „Die Volksstimme“ (1895), in der „Escher Kleinen Presse“ (1897-1898), im „Luxemburger Kladderadatsch“ (vier Monate 1898), in der ein einziges Mal erscheinenden „Ausstellungs-Zeitung“ (August 1898), im „Volks-

boten“ (1899-1907), der sich später „Freisinniges national-liberales Organ“ nannte, von J o h. G u s e n b u g e r (1868-1934), dem politischen Geistesbruder von J. N. M o e s, übernommen und unter den Federnamen „M a s q u e d e f e r“ oder „J e a n s a n s t e r r e“ weitergeleitet wurde.

Im „Luxemburger Land“ liefen anfangs seine Beiträge weiter, genau so wie er Mitarbeiter an Gredts „Sagenschatz“, im „Luxemburger Hauskalender“, im „Luxemburger Wort“ und im „Luxemburger Sonntagsblatt“ blieb. Am 9. Dezember 1884, mitten in den Abgangsvorbereitungen des früheren Schriftleiters traf der Schlag zu gleicher Zeit den Herausgeber K a r l M e r s c h und dessen liebstes Geisteskind, das „Luxemburger Land“: jener starb daran, und dieses sollte auf eine seltsame Art und Weise fortvegetieren. Die fünfzigste Nummer des dritten Jahrgangs brachte, schwarzumrandert, diesen Nachruf:

„Heute morgen gegen 5 Uhr verschied unerwartet der verdienstvolle Eigentümer und Redakteur des litterarischen Wochenblattes „Das Luxemburger Land“, Herr K a r l M e r s c h im Alter von 29 Jahren.

Wenn man bedenkt, daß eine schwache Konstitution es dem Verstorbenen unmöglich machte, sich unter den gewöhnlichen Anstrengungen eine allseitige Geistesbildung zu erwerben, und daß er einigermaßen angestregtes geistiges Schaffen mit körperlicher Erschlaffung heimzahlen mußte, so wird die litterarische Fruchtbarkeit eines so jungen Lebens wahrhaft Erstaunen erregen. Während seine Altersgenossen ihre Jugendzeit in Vergnügen ausnützen konnten, wandte Karl Mersch die ihm von der Krankheit gegönnte Zeit litterarischen Arbeiten zu und hat in seiner stillen Zurückgezogenheit mit wahrhaft kindlichem Sinn zuerst seinen „Kinderfreund“ gedichtet, eine Serie duftender Kinderlieder und herzlicher kleiner Prosaaufsätze, wie sie nur in einem echt kindlichen Gemüte entspringen können. Das Büchlein ist Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelmine der Niederlande gewidmet: es ist eine Perle der Kinderdichtung und sollte sich in jedes Kindes Händen befinden. In demselben Jahre (1883) erschienen von Karl Mersch „Drei Erzählungen“, die, wie die übrigen gelegentlich publizierten Erzählungen und

Aufsätze dieses jugendlichen Schriftstellers, sich allgemein einer sehr guten Aufnahme erfreuten.

Rastlos thätig, gab er neben dem Wochenblatt „Das Luxemburger Land“ die Kinderzeitung: „Komm' mit mir! Unterhaltungsblättchen für die liebe Jugend“ heraus. Wer anerkennt nicht die kindliche Zartheit, die dieses Blättchen durchweht, dieses edle Bestreben des Redakteurs, den jugendlichen Geist auch schon im frühesten Lebensalter für litterarische Erzeugnisse empfänglich zu machen und zugleich die Herzens- und Gemütsbildung bei seinen jungen Freunden zu fördern? Aus derselben Liebe zur vaterländischen Litteratur ist ein anderes Buch entstanden, das der Verstorbene vor kurzem veröffentlichte: „Die Luxemburger Kinderreime“, das er dem für litterarische Bestrebungen so zugänglichen General-Direktor der Justiz, Hrn. Dr. Paul Eyschen widmete. Es ist dies ein treffliches Buch, das im Auslande die verdiente Würdigung und Anerkennung finden wird. Nicht zu unterschätzen ist der wertvolle kritische Anhang, der dem Buche beigegeben ist.

Inzwischen waltete der Verstorbene, wie seines Augapfels, des tüchtigen Wochenblattes „Das Luxemburger Land“, dem er nicht nur die Schätze seines Geistes und seiner litterarischen Muße zuwandte, sondern auch bedeutende Opfer an Geld brachte, überzeugt, wie er war, von der Vortrefflichkeit eines Blattes, das nicht bloß die noch verborgenen Schätze echten Volkstums zu heben bestimmt sei, sondern auch für inländische litterarische Thätigkeit auf allen Gebieten ein geeignetes Feld abgebe.

Dem Hingeschiedenen werden alle Freunde der Litteratur, alle echten Kinderfreunde, so wie seine Mitbürger, die in Karl Mersch stets einen charakterfesten, für alles Gute und Schöne empfänglichen, allem Argen und Bösen abgeneigten jungen Mann fanden, ein unvergängliches Andenken bewahren . . . .“

J e a n B u s c h , der inzwischen zum Präferenzreimer der Zeitschrift geworden war, sang „Dem Freund und Schriftsteller Karl Mersch“ das unzulängliche Grablied. In der jahresletzten Nummer nahm dann J. N. M o e s endgültig,

im Namen Aller, Abschied vom leiblichen und geistigen Exempel guten alten Mäzenatentums:

„Als wir, in Nummer 50 des „Luxemburger Land“, jene Zeilen niederschrieben, in welchen wir, auf das Erscheinen der Sammlung luxemburger Sagen, Legenden und Märchen von Dr. N. Gredt aufmerksam machend, unserer Freude über das Emporblühen der vaterländischen Sprach-, Sitten- und Sagenforschung Ausdruck verliehen, ahnten wir nicht, welch unseliges Verhängnis über dem „Land“ schwebte, welch unersetzlichen Verlust die vaterländische Litteratur erleiden sollte. Karl Mersch, der verdienstvolle Leiter und großmütige Mäcen unseres Organs für vaterländische Geschichte, Kunst und Litteratur, wurde unerwartet in ein besseres Jenseits abgerufen. Mit ihm ist die Seele des Ganzen geschieden; mit ihm ist das „Land“, dieses so nationale Unternehmen, das einer blühenden Zukunft entgegensah, zu Grabe getragen worden.

Als wir vor drei Jahren das „Land“ gründeten, war er einer der begeisterten Anhänger der neuen Idee, einer der ersten Mitarbeiter des jungen Blattes. Mit Rat und That stand er uns zur Seite, und als man drohte, die letzte Planke hinwegzureißen, welche das neue Unternehmen noch hielt, stellte er sich dann als Mäcen an die Spitze des Blattes, das er vom Untergange rettete, und seinen bedeutenden persönlichen Opfern, seinem Einfluß und seiner rastlosen Thätigkeit hat das Blatt seinen raschen Aufschwung, seine unleugbaren Erfolge zu verdanken. Während dreier Jahre standen wir, unterstützt durch treffliche Mitarbeiter und treue Freunde und Ratgeber, unter welchen wir besonders die HH. Professoren Dr. N. Gredt, Dr. N. van Werveke, Dr. J. P. Henrion, Dr. A. Herchen, Ch. Arendt, Dr. Jos. Weber, Michel Engels und Jean Busch hervorheben, unermüdlich und schaffenslustig auf der Bresche. Hand in Hand stiegen wir den steilen Berg hinan und warfen Steine hinter uns, die, wie jene wunderbaren Steine in den Mythen der Alten, einst lebendig werden und beredtes Zeugnis geben werden und von jenen sonnigen, leider so kurzen Blütetagen unserer Sprach-, Sitten- und Sagenforschung, unserer vaterländischen Altertums- und Geschichtskunde,

unserer einheimischen Kunst und Litteratur, mit einem Worte, unseres Wissens von uns selbst.

Mitten aus seinem begeisterten und begeisternden Schaffen, seiner unermüdlischen Thätigkeit, kaum an der Hälfte seines Lebensweges angelangt, wurde M e r s c h hinweggerissen, und gleich einem in reichster Blüte stehenden Blumenbeet, das eine einzige kalte Nacht unbarmherzig zerstört, waren alle die schönen Hoffnungen, zu denen eben jetzt das Blatt berechnigte, mit einem Schläge vernichtet, und der schöne Bau, an welchem so manche fleißige Hand schaffensfroh gearbeitet, sinkt zusammen. Mit Neujahr 1885 hört das „Land“ auf zu erscheinen. Uns ward das traurige Amt, den Schwanengesang des Blattes zu singen. Thränen in den Augen nehmen wir Abschied von unseren Freunden und Lesern, drücken noch einmal unseren treuen Mitarbeitern und Rathgebern die Hand und legen auf die Gruft K a r l M e r s c h ' s, mit dem auch das „Land“ in's Grab gesunken, einen Immortellenkranz, das Symbol der Unsterblichkeit nieder.“

Der Kranz war vom Heimgegangenen im wahren Sinne des Wortes verdient worden: ein Geist, brennend an der Energie, die ihn ernährt und erhellt hatte, ohne daß er verbrannt oder ausgebrannt wäre, hatte nicht durch den natürlichen Übergang, vom leiblichen Sein ins körperliche Vergehen, ausgelöscht werden können für immer! Zu viel der kreaturischen Kräfte waren in ihm gewesen, als daß ein abrupter Zustandswechsel ihnen eine Nichtexistenz hätte aufzwingen müssen. Sicherlich waren noch nicht alle in ahnbaren Reifewerken ausgeflossen, aber das, was er als Gestaltung hinterlassen hatte, war doch warm geblieben von promissorischen Elementen, die von einer unberechenbaren Dauer zu sein schienen: fort- oder nachwirkende Mächte, deren Geheimnis die Überlebenden nicht weiter nach zu grübeln wünschten.

Die Überlebenden hatten Unrecht, denn etliche Monate später vollzog sich das Mirakel einer Wiedergeburt aus dem Geiste des Verstorbenen. Am 15. November 1885 erschien „Das Luxemburger Land“ aufs neue in einem anderen Gewande. Das Wort „An unsere Leser“ erklärte das Ereignis so:

„Beim unerwarteten, allzufrühen Ableben des Hrn. K a r l M e r s c h ging das „L u x e m b u r g e r L a n d“ mit dem Jahresschlusse ein zum größten Bedauern der zahlreichen Leser und Gönner, die es sich, während seines dreijährigen Bestandes, erworben. Herr M e r s c h hatte dem unter ungünstigen Verhältnissen gegründeten Blatte von Anfang an seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt; wenige Monate nach dessen Gründung trat er, in seiner Doppeleigenschaft als Eigenthümer und Direktor, an die Spitze des Unternehmens; seinen mannigfachen persönlichen Opfern, seinem Einfluß, seiner umsichtigen, aufopfernden Leitung hatte das junge Blatt seinen raschen Aufschwung, seine Verbreitung und Beliebtheit beim Publikum zu verdanken.

Beim Tode M e r s c h ' s lagen die Verhältnisse derart ungünstig, daß an eine ununterbrochene Fortsetzung des Blattes nicht leicht zu denken war.

Wenn wir heute, nach einer Unterbrechung von einem Jahre, das „L u x e m b u r g e r L a n d“ wieder in's Leben treten lassen, so entsprechen wir einem vielfach und wiederholt geäußerten Wunsche aller Derer — und ihre Zahl ist nicht unbedeutend — welche an unserm nationalen Unternehmen durch Rath und That mitwirkten. Wir erfüllen zugleich eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit gegen den zu früh heimgegangenen Leiter und Förderer des Blattes.

Das „Land“ hat, von Anfang an, mit allerlei Hindernissen zu kämpfen gehabt, ehe es zum eigentlichen Durchbruche gelangte; seine Mitarbeiter haben stets uneigennützig und mit großmüthiger Hingebung an dem Werke geschafft, dessen Früchte für die Nachwelt bestimmt sind. Denn wir sammeln für die künftigen Geschlechter.

Auch heute noch, wie damals, dürfte bei Herausgabe des Blattes von materiellen Vortheilen wohl nie die Rede sein, und hängt der Fortbestand hauptsächlich von dem uneigennützigem und opferwilligen Mitwirken der Mitarbeiter ab.

Dennoch verzagen wir nicht und hoffen auf die thatkräftige Unterstützung Aller, welche bisher mitgeholfen an dem Bau, dessen Vollendung späteren Zeiten vorbehalten ist. Wir richten deshalb an alle früheren Mitarbeiter, an alle

Freunde und Gönner des alten „Land“ die Bitte, auch dem neuen „Land“, das auf der betretenen Bahn voranzuschreiten bestrebt sein wird, dasselbe warme Interesse entgegenzubringen und durch Rath und That, durch Empfehlung und Abonnement an dem gedeihlichen Fortgange des Blattes nach Kräften mitzuwirken.

Die Tendenz des Blattes wird dieselbe bleiben; jede Anspielung auf politische und religiöse Verhältnisse unseres Landes, sowie jede gehässige Polemik bleiben grundsätzlich ausgeschlossen.

Das reichhaltige Programm ist bedeutend erweitert worden; außer der Landesgeschichte, der Altertumskunde, der Sprach-, Sitten- und Sagenforschung, der Mythologie und Kulturgeschichte, der einheimischen Kunst und Litteratur (Originalgedichte und Feuilletons, kritische Referate über ausgestellte Gemälde und Zeichnungen luxemburger Künstler, über die neuesten Büchererscheinungen, klassische Konzerte, Theater, Skizzen aus Kunst und Leben u.s.w.) wird die Musik besonders berücksichtigt werden und in fast jeder Nummer eine Originalkomposition luxemburger Tonkünstler zur Veröffentlichung gelangen.“

Unter dem alten Namen, doch mit einer neuen Titelzeichnung, ging die vom früheren Drucker Peter Brück verlegte Wochenschrift an die treu gebliebenen Bezieher. Korrespondenz und Beiträge waren an Prof. Dr. Nic. van Werveke zu richten. Wenn auch eine Seitenschmuckzeichnung, von Charles Arendt entworfen, mit der Aufschrift: „Lieb und Treu zum Vaterland sei uns stets ein heilig Band“ versehen, die Einzelblätter zierte, so war doch das Papier, wie 1883, von einer minderen Güte. Auch inhaltlich trat insofern ein Wandel ein, als das Historische auf Kosten des Literarisch-Künstlerischen betont wurde. An der Gesamtaufmachung, wie die erste Neunummer sie vorgestellt hatte, änderte sich nichts mehr bis zum 22. August 1886. In der vierunddreißigsten Nummer dieses Jahres hieß es: Korrespondenzen und Beiträge adressiere man während den Ferien an Herrn J. N. Moes, Luxemburg. Später wurde der Vermerk leicht abgeändert: Korrespondenzen und Beiträge adressiere man an Herrn J. N. Moes, Luxemburg.



Er verschwand im Dezember, bevor die nächstfolgende Nummer kurz und bündig in ihren Endzeilen mitteilte:

„Wegen anderweitiger dringender Beschäftigungen ist die Redaktion des „Luxemburger Land“ momentan außerstande, das Blatt weiter zu redigieren. Mit dem 1. Januar künftighin hört mithin das Blatt auf zu erscheinen. Redaktion und Verlag.“

Es war wohl das trockenste und, in der Sachbegründung, kurioseste Nachwort, das hierzulande einem guten, ideal begonnenen und opfervoll durchgehaltenen Kulturunternehmen gesprochen wurde. J. N. M o e s, der Kladderadatscher, hatte sich in eine andere Sorgenzone begeben, aus der er irgendwie herauszukommen trachtete.

Nach den primären Enttäuschungen des politisch gefangenen Zeitungsmachers, versuchte er einen Ausbruch in die literarische Freiheit, zehn Jahre nach der ersten Wiederaufweckung, durch eine weitere Resurrectio seiner besten Gründung. Die neue Folge des „Luxemburger Land“ mit ihrer originellen Formel, die in einer Verbindung des Wortes mit der Photographie ihre besondere Lockkraft ausstrahlen sollte, erschien zum ersten Mal am 7. April 1895 und distanzierte sich von der ursprünglichen Ausgabe durch den Zusatz: „in Wort und Bild“ und den pompöseren Untertitel: „Illustrierte Wochenschrift für inländische Geschichte, Altertumskunde, Kunst und Litteratur, Theater und Musik, Ausstellungswesen und Festlichkeiten, Touristik, Industrie und Verkehr, Sport und Jagd, Vereinsnachrichten, sowie für alle wichtigen politischen und unpolitischen inländischen Tagesereignisse“.

Die Kopfzeichnung von M i c h e l E n g e l s, eine Ansicht der Hauptstadt, ihrer Brücken und Festungsüberreste, sowie die symbolische Darstellung einer Frauengestalt mit hochgereckter Linken und wappenhaltender Rechten, nahm zwei Drittel der Erstseite ein. Die solide Papierunterlage ließ die reproduzierten Bilder der Fürstenhaus-Mitglieder und der Passerelle-Sicht in einer ansprechenden Tönung vorzüglich zur Geltung kommen. An sich waren die Begleittexte, obschon sie samt und sonders vom journalistisch geschulten und literarisch begabten J. N. M o e s herkamen, nach dem Schema

zügiger Reiseführer abgefaßt. Aufgelockert wurden sie durch Verse aus der Sammelmappe desselben Autors, der nicht zögerte, neben den unbekanntem Gedichten „Festkantate 1878“ und „Lorbeerreis auf den Sarg Prinz Heinrichs des Guten“ aus dem Jahre 1879, signiert: J. N. M o e s, stud. phil. in Bonn, auch längst veröffentlichte erneut zu verbreiten.

Die größte Attraktion ging unstreitig von den künstlerisch hochwertigen Bildern des Hofphotographen C h a r l e s B e r n h o e f t aus, dessen gepflegte Schöpfungen nicht nur artistisch bedeutsam, sondern auch historisch wertvoll waren. Fast ausschließlich kultivierten sie die Domäne des Dynastischen, des National-Bestimmten, des Heimatlich-Führenden und des Kulturell-Dominierenden.

Den vier Bild- und Textseiten in Großformat ließen die Herausgeber jeweils mehrere doppelte und dünnere „Beiblätter“ folgen, die in der Regel Anzeigen brachten, im Ablauf der Wochen aber mehr und mehr mit redaktionellen Angaben und Kurzberichten angefüllt wurden. In ihrer „Abonnements-Einladung“ erklärte die erste dieser Zugaben:

„In dem Titel liegt unser Programm: wir wollen „onst Hêmechtsland“, Land und Leute, schildern, wie es früher gewesen und wie es heute lebt und lebt.

Besonders interessant — zumal für die unzähligen Luxemburger im Auslande! — wird sich der illustrierte Teil gestalten. In kunstvollendet ausgeführtem Lichtdruck bringen wir die Porträts unserer früheren und unserer heutigen Herrscher, sowie aller Luxemburger, die sich um Kirche und Staat, um Land und Volk besonders verdient gemacht und sich in der Politik, in der Magistratur, im Lehramt und im Erziehungswesen, in Kunst und Litteratur, in Handel und Industrie und auf dem Gebiete der Volks- und Landwirtschaft im In- wie im Auslande, ausgezeichnet haben.

Über 500 Porträts stehen uns bereits zur Verfügung . . .

Das „Luxemburger Land“, welches das einzige Blatt in der Welt sein dürfte, das seine sämtlichen Illustrationen in kunstvollendetem Lichtdruck bringt, wird sich durch vornehme künstlerische Ausstattung, wie durch reichhaltigen, gediegenen, sittlich strengen und unparteiischen Inhalt auszeichnen.“

Seiner eingeborenen Vorliebe entsprechend, betonte der Allein-Schriftleiter M o e s allmählich Belletristik, Kunst und Geschichte auf Kosten aller übrigen Rubriken und verfolgte, bald im Haupt- und bald im Nebenteil, alles, was im Kulturleben des Volkes an- und auffiel. Schrifttum, Malerei, Theater, Musik und Erziehung fanden periodisch Beachtung genau so wie das gesellschaftliche Leben in Stadt und Land. Zu Kurzhren kamen nacheinander Athenäumsdirektor M . N . M ü l l e r , Karl Gerhard Eyschen, Michel Lentz, Dicks, der Schriftsteller Jules Brouta, Lexy Brassieur und Batty Weber als Verfasser des „Mononk Phlepp“, Nikolaus Steffen, N. S. Pierret, Walter Colling, Munkacy, Federspiel, Seimetz, Pidoll, Zens, Heldenstein, Fresez, Nik. Wies, J. P. Pescatore, Peter Jos. Boch, die Metz - Dynastie, Th. Ign. de la Fontaine u.a.m. Sich selber gab der Redakteur das Erzählerwort in einem Schwank: „Weinbau in der Mansarde“ und das Dichterwort in mehreren Neupoesien, die zumeist die Fürsten und die Fürstenkinder verherrlichten ,aber auch, zu Ehren des Staatsministers P a u l E y s c h e n , beispielsweise, „Onst Hêmechtsland“ zu besingen vermochten:

„Ech hun dir éiweg Trei geschwuer  
 Mat Hiêrz an Hand, mein Hêmechtsland,  
 An all méng Léft hun ech verluor  
 Un dech, mei Letzeburger Land!

Déng Biérger, dé wé èng mèchteg Schanz  
 Am Esléck stin, èng hèleg Wuocht fum Land,  
 E Reichtom drôn an hirem Bescherkranz;  
 Un hirem Fôsz, ewé e Selwerband,  
 Zé'n d'Sauer, d'Woltz an d'Clîérf an d'Our  
 Durch raûe Fielz, durch lâchend Fêld a Flur.

Dât Völkchen, dât op déne Biérger liéft,  
 Hènkt fest an trei un séngem Köppchen Ierd;  
 A wann no sénger Scholl de Frième striéft,  
 Fertauscht de Plô an d'Sichel et ma'm Schwiért:  
 Am Klöppelkrich — t'sin honnert Jôr verfloss —  
 Huôt fir sêi Land et sêin Hiêrzblutt fergoss.

Fum Miérscherdal bis an de Réserban  
 Lânscht d'Uolzécht reiht, gleich engem Piérleband,  
 Séch Duorf un Duorf, èng Stiedchen dan an t'wan;  
 Dât as de Kièr fum Letzeburger Land!  
 Komm Frend a lènk dodurch mat mir dêi Schreck:  
 Do ass d'Zefriddenét dohém an d'Gléck!

Kuck dé rêich Wisen, dé schê Gården un;  
 Hêer, wê d'Sichel an de Stécker kléngt!  
 T'as Kârschnatz grad an all Hènn hun ze dun,  
 A Wôn op Wôn de Wês an d'Scheier bréngt...  
 As dât ké Bild fum reichsten Iwerfloss,  
 Iwer dât d'Sonn all hirt Gold ausgegoss? ..."

Die übel skandierten und fast schon abgegriffenen Verse in der (nur annähernd gemeisterten) Heimatsprache leugneten den Fortschritt in der Reife des Reimers. Und was da, „preisend mit viel schönen Reden“, die Solidität der ersten Illustrierten noch in den Dezemberblättern verkündigt hatte, hörte klanglos, hinter der Schwelle des Jahres 1896, zu erscheinen auf. Inzwischen hatte der unstäte Mann seinen Wohnsitz in die „Villa Rosa“ auf dem Limpertsberg verlegt, wo er sich eine Zeit lang als Mitarbeiter der „Obermosel-Zeitung“, als Zimmervermieter und als Pensionsvater betätigte. Der Broterwerb forderte dann aber die Rückkehr des Schriftleiters in die Tretmühle des politischen Journalismus. Und die Flucht nach vorne, immer fort ins Andere, stets auf das wahrscheinlich Bessere zu, begann erneut und endete, nach einem Konkurs, im Tode des Fünfzigjährigen.

Als er die Dichtung aufgab, zerrann ihm auch der haltbarere Teil seines Lebens. Gute und minder gute Dämonen trug er in sich, welche ihn bezwangen. Gezügelt, hätten sie ihn hochtragen können; so aber hetzten sie ihn von Fall zu Fall, von Sprungschanze zu Sprungschanze nach untenhin.

Doch sein gedruckter und verstreuter Nachlaß dürfte, in seinen besseren Teilen, nicht vergessen werden.

Karl Merschs stets opfer- und auch immer hilfsbereite Einstellung fand weder den Dank der Leser noch die Anerkennung der Mitarbeiter. Die „Drei Erzählungen“ entfesselten keine Begeisterung; die Kinderreime sprachen weniger die Kleinen als die Großen an; „Der Kinderfreund“ wurde amtlich kräftig gelobt, den jungen Schulbesuchern

aber noch resoluter vorenthalten; und die „Kinderspiele“, welche der „Komm mit mir!“-Herausgeber für seine Belange wissenschaftlich zu erfassen gedacht hatte, fanden sich buchmäßig vereinigt unter dem Decknamen eines Freundes, der sich für diese Gelegenheit H. L a u p nannte, in Wirklichkeit aber P a u l H u m m e r hieß und Schullehrer war.

P a u l H u m m e r (in Rodingen geboren am 17. Februar 1859, gestorben am 13. Juli 1917) gehörte mit seinem Bruder F r a n z (geboren am 4. Juli 1864 in Rodingen, gestorben als Lehrer in Esch-Alzette) zu jener literarisierenden Erzieher-Generation, die um das „Luxemburger Land“ sich fast frenetisch dem Aufspüren von folkloristischen Besonderheiten hingab. Unter den Preisträgern eines Ausschreibens für die Sammlung von Sagen, Legenden, Sitten, Bräuchen und abergläubischen Meinungen, welches übrigens P a u l H u m m e r gewann, befanden sich nicht weniger als fünf Lehrer: außer dem Gewinner aus Mompach, K o n e r t aus Hollerich, N. B i v e r aus Remich, M a s s a r d aus Medernach und G e o r g e s aus Heiderscheidergrund. Obschon sie nur Kleinformat-Poeten waren, wünschten P a u l und F r a n z H u m m e r doch als Lyriker zu bestehen. Paul veröffentlichte „Die Biblische Geschichte in Sonetten“ und die Phantasie „Der Zauber des Titelberges“, und Franz versuchte es mit „Gedichten“ im Verlag des Scheid'schen „Moselboten“ (Remich). Keiner von beiden vermochte seinen Hang zum literarischen Abenteuer übersehen zu lassen. Der älteste offenbarte ihn dadurch, daß er dem weitschauenden B u r g aus Echternach ein Mischmasch-Buch vermachte, das einen unmöglichen Titel trug: „Ons Hémecht oder Bilder aus Luxemburg. Enthaltend eine Übersicht der Luxemburger Landesgeschichte, ausführliche Beschreibung der ereignisvollen Daten derselben — Michel Lentz und seine Lieder und eine Touristik der Luxemburger Heimat. Eine Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Luxemburger Unabhängigkeit sowie zum feierlichen Einzug S.K.H. Großherzog Adolf in Luxemburg.“

Leichter als der ältere wußte sich der jüngere Bruder Zwang anzulegen. So überwand er die Unruhe, der sie ausgeliefert waren, hielt seinem Schulberufe die Treue und verzichtete nach und nach auf jede Art Literaturmache. Paul jedoch verließ 1897 das Lehrfach, etablierte sich als Geschäfts-

mann und versuchte sich an der Gestaltung eines Romans: „Das zerstörte Lebensglück“. Es hätte die schriftliche Nachgestaltung seines eigenen Lebens werden können, wenn sich nicht am Thema seine erzählerischen mit seinen existentiellen Kräften zerschlagen hätten.

Ein besseres — vielleicht ihr bestes — Talent entdeckten die Herausgeber Moes und Mersch in einem J. B. Weber, der, als „stud. philol. in Bonn“, gleich beim Start der Zeitschrift seine Unterstützung zugesagt hatte. In der neununddreißigsten Nummer (1884) wurde er als Dichter präsentiert, — die zweiunddreißig Verse seines poetischen „Zugvogels“ ließen bereits das humorvolle Gemüt des späteren Batty Weber (1860-1940) spürbar werden:

„Hätt mir der Herr sein' Gnad geschenkt  
Und eine volle Truhe,  
Ich kaufte mir kein Vollblutpferd  
Und keine spitzen Schuhe.

Ich baute mir kein stolzes Haus  
Mit blanken Spiegelscheiben  
Und ginge nicht nach Monaco  
Die Langweil' mir vertreiben.

Ich spickte mir den Beutel schwer  
Und schnitte von der Hecken,  
Wie Bruder Straubinger, der Held,  
Mir einen Weissdornstecken.

Und thät', ein richtig Wanderblut,  
Froh durch die Lande schweifen  
Und mit dem muntern Lerchenvolk  
Hell um die Wette pfeifen.

Und wären mir am Abend dann  
Die Stiefel weiss von Staube,  
So kehrte ich zu Trank und Rast  
In eines Schenken Laube.

Des Schenken Trank der wuchs am Rhein  
An sonn'ger Uferhalde,  
Des Schenken blondes Töchterlein  
Das wuchs im grünen Walde.

Es lacht ein kleiner Liebesschelm  
Aus ihrer Äuglein Tiefe,  
Ihr Mündchen gleicht dem Siegel rot  
Auf einem Liebesbriefe.

Komm Kleine, lass das Siegel mich  
Mit einem Kusse brechen  
Und mit dem Schelm in deinem Aug'  
Lass mich ein Stündlein sprechen."

Freilich vermochte dieses „richtige Wanderblut“ in seinen Liedern auch seriösere Gefühle zu offenbaren. Aus „Peter Schlemihls Sonetten“ ließ es, in der vierzigsten Nummer, dieses Stücklein für seine elegische Anfälligkeit sprechen:

„In trüben Stunden fällt mich an ein Zagen  
Als müßte töten ich den Wunsch, den heissen,  
Und nassen Auges aus dem Herzen reissen  
Die Liebe, die so glühend ich getragen;

Als dürfte nie ich zu erheben wagen  
Den Blick zu deiner Schöne sanftem Gleissen  
Und müßte trostlos ewig schweigen heissen,  
Die mich erfüllen, meiner Lieder Klagen.

Und denk' ich dann, wie du so treu, so gut,  
Und wie dein süßes Auge sonnig blaute  
Als dir darin des Mitleids Thräne taute.

Da wächst mir wieder der geknickte Mut  
Und kühnlich möcht' ich treten dir entgegen  
Und meine Liebe dir zu Füßen legen."

Von „Peter Schlemihls Sonetten“ bezog der Dichter eines seiner Pseudonyme: P. S . . . . . I, das er freilich nur einmal, genau wie „Stella“, gebrauchte. Mit dem „Ewald Günther“, der mehr zur Signatur der Prosaepik diente, hatte er allerdings seinen besseren Erfolg. Die ersten Proben seiner dichterischen Berufung trugen dem jungen Literaten einen Ruhm ein, der wahrscheinlich mitschuldig war an seinem Abgang von der Alma Mater und an seinem Eintritt in die Journalistik, der er weniger als Poet denn als heiterer Plauderer (mit gelegentlichen Absprüngen in die Ironie oder in die Satire) und als unterhaltsamer Komödienschreiber bis zum Lebensende ergeben blieb.





## AUSSENSEITER:

### 1. BISCHOF J. B. FALLIZE ALS DICHTER UND POLITIKER

Nicht leicht fällt dem Kenner des Fallize'schen Kämpfergeistes die Annahme, daß der am 9. November 1844 in Bettlingen/Harlingen geborene und am 23. Oktober 1933 in Luxemburg verstorbene Priester, Zeitungs- und Zeitschriftengründer, Schriftleiter, Konviktsubregens, Pfarrer, Deputierte und Bischof gleichzeitig das Temperament eines feurigen Volksvertreters und eines angeglühten Lyrikers besessen habe. Das journalistische Draufgängertum des jungen Romheimkehrers schien sich ja zuguterletzt im Abgeordneten verdoppelt zu haben, da die parlamentarischen Interventionen des katholischen Eiferers an allen heißen Eisen der Politik ihre geistigen Schmiedeschläge erproben mußten. So erlaubte er sich, beispielsweise, in der öffentlichen Sitzung vom 24. Januar 1882, nach dem jämmerlich gescheiterten Versuche liberaler Gegner, seinen eklatanten Wahlerfolg mitsamt demjenigen des Konfraters Breisdorff durch Invalidation zunichte zu machen, mit den Regierungsmitgliedern und deren wärmsten Supportern über gewisse Politika deutsch zu reden: einerseits weil er, kurioserweise, im Deutschen seine Muttersprache erkannt hatte und andererseits weil er „überhaupt gewohnt sei, jedes Kind mit seinem Namen zu nennen“. So erklärte er denn:

„Ich habe also nicht gesagt, daß die Kammer den Kulturkampf wolle, wohl aber daß der Petitionsausschuß, falls seine Ansichten mit dem Berichte übereinstimmten, etwas getan habe, was nach dem Kulturkampf schmecke. Ich habe also nicht das getan, was Herr Metz glaubte. Er meint ferner, ich könne den Widerspruch nicht ertragen. Wenn ich den Widerspruch nicht ertragen könnte, so wäre ich längst aus dem Journalismus ausgetreten, wo man nichts als Wider-

spruch zu erwarten hat; und ich wäre nicht in die Kammer eingetreten, denn ich wußte sehr wohl, daß ich hier Leute finden würde, die nicht alle von meiner Meinung seien. Wenn ich indessen Widerspruch zu ertragen weiß, so nehme ich mir anderseits aber auch das Recht heraus, ungerechtfertigten Widerspruch zu widerlegen.“

Liebte der streitbare Zeitungsmacher wirklich kulturkämpferische Allüren? Er zögerte nicht, sich darüber in der gleichen Kammersitzung folgendermaßen auszusprechen:

„Ferner glaubt Hr. M e r t e n s , ich hätte große Freude am Kulturkampf. Ich sagte aber gerade, der Kulturkampf sei nicht mehr Mode, und man sollte deshalb solche Fragen nicht mit den Haaren heranziehen. Denn jene Gehaltsfrage ist ja thatsächlich bei den Haaren herangezogen worden, um zum Kulturkampf aufzufordern. Ich erblicke im Kulturkampf ein unsägliches Unglück für jedes Land, für unser kleines Land aber ein Unglück, das mit seinem Untergange gleichbedeutend wäre. Hr. Metz hatte auch nicht nöthig, mich daran zu erinnern, daß unser Land noch manche Wunden zu heilen hat, denn damit bin ich vollkommen einverstanden. Ja, ich fürchte, unser Land ist sehr krank an seinen Wunden und bedarf einer langjährigen Pflege. Deshalb auch habe ich nicht nur in der Kammer, sondern auch in der Presse, welche letztere die Hrn. Metz und Mertens angeführt haben, vor dem Kulturkampf gewarnt, noch ehe derselbe begonnen, und gesagt, man solle denselben liegen und die andern Länder sich dadurch zerfleischen lassen. Wenn also Jemand den Kulturkampf fürchtet, so bin ich es, mehr als jeder Andere.“

Auch behauptet man, ich hätte am Kulturkampf zu gewinnen. Ich wüßte gerne was. Man ist sogar weiter gegangen, und Hr. Mertens hatte es auf mich abgesehen, als er von gewissen Priestern sprach, „welche den Kulturkampf herbeiwünschen und ihren Posten als Seelsorger aufgeben, um an dieser Stelle eine politische Carriere zu suchen“. Meine Herren! wenn es mir erlaubt ist, persönliche Bemerkungen zu machen: was habe ich denn hier zu gewinnen?“

Über die Zweiseitigkeit seines öffentlichen Auftretens äußerte er sich am 6. Februar 1884, wieder auf der Kammertribüne, in einer Form, die seinen doppelten Einsatz eher

zweilichtig als scharf umgrenzt in den beiden Domänen erscheinen ließ:

„Zweitens soll, was ich auch nicht gehört habe, Hr. Salentyng gesagt haben: wie eine Fledermaus. Ob das richtig ist oder nicht, will ich dahin gestellt sein lassen, jedenfalls wird man mir doch das Zeugnis geben müssen, daß ich vor der Verantwortlichkeit für meine Gesinnungen nicht zurückschrecke. Nur richte ich mich außerhalb der Kammer nach dem Pressegesetz, und wenn ich dessen Vorschriften verletzen sollte, so ist die Justiz da, um mich daran zu erinnern. In der Kammer aber halte ich mich an das Reglement. In beiden Fällen halte ich mich also an Formen, welche gesetzlich und billig vorgeschrieben sind. Ich habe in der Kammer meine Gedanken vollständig ausgedrückt. Ich glaube jedoch, daß Niemand hier das Recht hat, mich auf diese Weise zu insultiren; das ist durch das Reglement verboten. Erst heute hat man letzteres auf einen Deputirten angewandt, welcher einen Ausdruck gebraucht hat, der bei weitem nicht so beleidigend ist, wie der den man mir gegenüber angewandt hat. Ich verlange daher, daß man das Reglement auch mir gegenüber applizire. Wie gesagt, ich habe den Ausdruck nicht gehört, sonst hätte ich sofort dagegen reklamirt. Was man mir gegenüber ungestraft sagen durfte, ist wahrscheinlich überhört worden. Ich glaube, daß das wohl das Äußerste ist, was man einem vorwerfen kann und ich weiß nicht, ob das Reglement jemals noch zur Anwendung kommen kann, wenn es in einem solchen Falle nicht beobachtet würde. Ich rufe daher den Schutz des Hrn. Präsidenten gegen die auf meine Person gerichteten Angriffe an. Ich spreche hier meine Überzeugung aus, dasselbe thue ich in meinem Blatte und Niemand hat das Recht, weder hier noch draußen, mich deshalb persönlich anzugreifen. Was sich draußen zuträgt, darüber beklage ich mich natürlich nicht, in der Kammer jedoch muß man mir in dem Tone antworten, den das Reglement zuläßt. Ich bin selbst immer bestrebt, diesen Ton einzuhalten; sollte mir das nicht gelingen, so habe ich nichts dagegen, daß man auch mich zur Ordnung rufe . . .

Ich behaupte, dass das Reglement verbietet in der Kammer Ausdrücke zu gebrauchen, die für einen Collegen belei-

digend sind. Was ich draussen als Journalist sage, darüber kann ich hier Rechenschaft stehen, wenn es mir gefällt . . .

Draussen gebe ich jedenfalls Rechenschaft von dem was ich da thue vor dem Forum der Presse; aber das hat hier nichts zu bestellen. In diesem Augenblicke aber beklage ich mich über Ausdrücke, die für mich beleidigend sind und die gegen die Geschäftsordnung verstoßen. Statt diese Ausdrücke zu verurtheilen, schliesst sich der Herr Präsident den Gegnern an, die mich als Journalist in der Kammer angreifen. Ich will ihm auf dies Gebiet nicht folgen und mich nicht vertheidigen. Ich rufe einfach das Kammerreglement an, das mich hier schützen soll, nicht aber das Pressgesetz.

Der Hr. Präsident sagte, ich hätte die Kammer insultirt. Über solche Fälle steht ja ein Artikel im Pressgesetz und wenn ich die Kammer als Journalist insultirt haben sollte, so applizire man mir das Pressgesetz, dagegen habe ich durchaus nichts einzuwenden. Das Bureau mag dann die erforderlichen Schritte veranlassen, aber andererseits verlange ich von dem Vorsitzenden, daß er mich gegen beleidigende Angriffe schütze.“

Überhaupt liebte der knapp siebenunddreißigjährige Abgeordnete den Hinweis auf seine journalistischen Aktivitäten so sehr, daß er fort und fort Debatten heraufbeschwor, in denen die politischen Gegner seiner Verwunderung, seinem inneren Unmut, seinem ausbrechenden Ärger und seiner zeitweiligen Perplexität vor seiner immer wieder auflodernden Eifererlust die besten Schürstoffsche zu liefern verstanden. Manchmal freilich mußte ihm dann der besonnener vorgehende, weil abgeklärter wirkende Kirchen-, Kammer- und Zeitungskollege Nikolaus Breisdorff, der seinen feineren, wenn auch nicht weniger feurigen Geist in der Sprache Lacordaires zu bekennen pflegte, oratorischen Beistand gewähren, um auf diese Weise seinem Journaljünger Meisterdienste auch in der Parlamentsdomäne zu leisten. Nur zog der schriftstellernde Editor, der die lyrische Epoche seines Lebens auf das Lustrum 1865-1870 hatte beschränken können, dafür aber die herausgeberische Zeitperiode auf mehr als zwei Dezennien geistigen Abenteuerertums hatte ausdehnen dürfen, in allem seine Sonderweisen und Sonderwege so eigenwillig vor, daß

er auf sämtlichen Wirkgebieten mit den eigentlich verantwortlichen Instanzen zusammenstoßen mußte: in der Presse nicht weniger als in der Abgeordnetenkammer, in der Verlagsführung genau so wie in der Redaktionsleitung, in den Diözesan- und Ordensbelangen gleich befremdend wie in den Aussprachen mit Rom.

Es ist nicht leicht, eine derartig explosive Natur, deren Stimmungsäußerungen nicht Hemmungen für fortgesetzte Energieausbrüche und Schaffensimpulse, sondern tragende Fließkräfte für geballte und sich ballende Unternehmungen zu sein schienen, in einer neuzeitlichen Vita mit sämtlichen Qualitätsmerkmalen und Schwächeflecken, Charaktermängeln und Persönlichkeitszügen vorzustellen. Eine kämpferische Seele so zu zeichnen, daß ihre Auseinandersetzung mit sich selber im Ringen mit der Umwelt und im Stehen gegen eine Welt, die den Widerstand herausfordert, schlagend zur Geltung komme, kann nur dort gelingen, wo die Fähigkeiten des Gestalters, der seiner Kenntnis äußerer Gegebenheiten die Einsicht in die innersten Zustände seines Helden zugesellt, aus dem Wissen geboren werden, daß ein Bischof Fallize auf seiner weiten Wanderschaft um die Dinge Gottes auch den sündigen Menschenbruder hatte treffen und stellen, verurteilen und segnen müssen, um in ihm seinesgleichen und also in sich selber die eigenen Härten und Unfertigkeiten zu erkennen.

Zu betonen bleibt immer wieder, daß es im fast neunzigjährigen Leben dieser ebenso eckigen wie fülligen Persönlichkeit nur ein Jahrfünft der poetischen Herzens- und Seeleninfektion gegeben habe, die er sich, beinahe somnambul, vom Körper und vom Geiste hatte reimen müssen. Dabei ließe sich nicht einmal behaupten, es sei ein Rausch gewesen, der zwischen 1863 und 1869 über ihn, den erfolgreichen Primaner und zielbewußten Germaniker, gekommen sei; dafür war in seinen Versen zu viel Kühle des Verstandes, zu viel Klarheit in der Dingbetrachtung und zu wenig Gemüt für die richtige Stimmungsanheizung. Gewiß, formal und technisch wußten seine Poeme zu gefallen, in der einen Sprache wie in der andern, allein sie ermangelten immerzu des „gewissen Etwas“, welches eine Art Exhalation einer Mischung von

tragischer Substanz und spürerischer Essenz zu sein scheint.  
So dichtete er 1864 „Die Mosel“ an:

„O Mosel, wenn auf deinen Silberfluten  
Der holden Sonne goldner Schimmer weilt,  
Und wenn in deinem Schoß der stummen Bruten  
Gelenk'ge Schaar geschwind die Wogen teilt,  
Aus kaltem, dunkeln Grunde zu den Gluten  
Der Strahlenkrone festen Schwunges eilt,  
Dann glänzt vom weinbekränzten Hügel trunken  
Mein Blick, in deine Reize tief versunken.

Wie furchet dann so still auf deinem Spiegel  
Des wackern Fischers leichter Bretterkahn,  
Geschaukelt von des Windes sanftem Flügel.  
Ein Bild verlassner Liebe schwebt der Schwan  
Und sieht in Träumen seiner Heimat Hügel  
Und seufzt auf seiner freudelosen Bahn.  
Doch ich träume von des Glückes Quellen,  
Die strömen aus dem Schoße deiner Wellen.

Und senkt die Dämmerung ihre Schatten nieder,  
Dann stößt die schlanke Gondel von dem Strand,  
Dann tönen tausendstimm'ge Jubellieder,  
Verkündend laut der Welt das schöne Band,  
Das sich durch deinen Segen immer wieder  
Um dich und die beglückten Menschen wand.  
Und wie von leisem Zauber angezogen,  
Bewegt mein Schritt sich hin zu deinen Wogen.

Leis murmelnd sie zu meinen Füßen rollen;  
Und nach und nach verhallt der heitre Sang,  
Bis endlich seine Stimme gleich den vollen  
Akkorden einer Harfe dumpf verklang.  
Ich warte, denn die Nereiden sollen  
Den Reigen schlingen auf dem feuchten Plan.  
Und sieh, aus deinem dunklen Schosse tauchen  
Gemach Gestirne auf gleich goldnen Augen.

Nun lebe wohl auf deiner Bahn und küsse  
Im Laufe Wormelding, dein Lieblingskind,  
Und auch der Sauer schöne Flutengrüsse,  
Die lauter wie des Volkes Sitten sind,  
An dessen Herden sie vorüberfließen,  
Und wenn auf deinen Wellen spielt der Wind,  
Dann flüstere sanft aus deiner Dülfe Wolke:  
„Friede sei dem deutschen Brudervolke!“

Dabei wußte er den Druck des Schicksals aus der Sicht  
des unbetäubten Zuschauers wohl zu erfassen und, selber

dramatisch erregt, in monotonisierenden Alexandrinern auf die Zuhörer zu übertragen. Das bewies der Torso aus der Zeit der luxemburgischen Massenauswanderung nach Amerika (1865), der die Geschichte einer in Hamburg lagernden Familie schilderte, von denen die beiden Eltern plötzlich verstarben, während drei kleine Waisen sich selber überlassen blieben:

„ . . . . . Pendant le Zéphyre  
Sur la mer, comme un cygne, emporte le navire,  
Et le dernier espoir des pauvres orphelins  
Disparaît avec lui dans les sombres lointains.  
Longtemps leur oeil humide erre encore sur l'onde:  
Tout est vide pour eux, ils restent seuls au monde,  
Sans bras pour les nourrir, sans main pour les garder  
Dans leur débilité, sans coeur pour les aimer,  
Seuls, seuls, abandonnés à leur propre faiblesse,  
Seuls avec les besoins dont l'enfance les presse.  
Au bruit léger de l'onde ils mêlent leurs sanglots,  
Leurs larmes en torrents se perdent dans les flots;  
Aucun mot n'échappe de leur lèvre tremblante,  
Mais, offrant aux petits une main défaillante,  
L'aînée alla trouver le règne de la mort,  
Pour dire à ses parents les rigueurs de leur sort.  
„Allons“, murmura-t-elle, allons au cimetière,  
Demandons du secours à notre tendre mère“.  
Et, comme par instinct, ils dirigent leurs pas  
Vers le lugubre lieu que deux tristes trépas  
Ont douloureusement gravé dans leurs pensées.

Au milieu des caveaux des grandeurs effacées  
Deux tertres encor frais annoncent deux époux  
Que vient de terrasser de la mort le courroux,  
Et ce que l'hyménée a jadis mis ensemble,  
Pour les siècles futurs le tombeau rassemble.

Mais d'un pas chancelant les enfants éplorés  
S'approchent des tombeaux; leurs coeurs sont déchirés  
De sanglots et de pleurs. Sur les tertres funèbres  
Qui plongent leurs parents dans de sombres ténèbres,  
Ils tombent à genoux pour embrasser ces coeurs  
Que tenaient embrassés la mort et ses horreurs.  
Mais du sol sépulchral la cruelle barrière  
Les séparait des bras du père et de la mère.  
Entre les tristes cris des enfants désolés

La soeur dirige en haut ses yeux de pleurs enflés.  
„O mes parents, dit-elle, écoutez notre plainte,  
Écoutez vos enfants que torture la crainte!  
Comme des pampres frais de leurs ceps arrachés,  
La mort de votre amour nous a tous détachés,  
Et sans votre soutien notre débile vie  
Par les besoins urgents bientôt sera flétrie.  
O mère, c'en est fait! Adieu jeux et plaisirs!  
Adieu les choeurs de danse au souffle des zéphyr!  
Adieu joyeux ébats de nos jours d'allégresse!  
D'un bonheur toujours pur adieu la douce ivresse!  
Nous ne planterons point sur ce tombeau des fleurs,  
Mais nous l'arroserons un instant de nos pleurs,  
Jusqu'à ce que la mort, pour nous pleine de charmes,  
En prenant notre vie aura séché nos larmes“.

Des sanglots étouffants coupent sa faible voix,  
Et d'une main tremblante elle embrasse la croix  
Par leur ami parti sur la tombe plantée,  
Tandis que l'autre main sur son frère est jetée.

Déjà le doux éclat du flambeau de la nuit  
Sur les mornes tombeaux avec pâleur reluit.  
Les pleurs ne rompent plus le douloureux silence:  
La troupe des enfants vers la ville s'avance  
Et disparaît dans l'ombre . . . “

Trotz allem war F a l l i z e also eine empfindsame Natur, welche Scheu vor einer fortgesetzten Entblößung ihres Innern hatte. Seine warmherzige Gesinnung durfte sich sogar an einem Lehrer offenbaren, dem er Vieles zu verdanken hatte: dem Französischprofessor J e a n N e u m a n n, der sich selber des öftern dichterisch versuchte und ein Lexikon der luxemburgischen Autoren aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert zusammenstellte. Ihm dachte er 1867 ein liebenswertes Triolet zu:

„Pour dire ma reconnaissance  
Un triolet ne suffit pas;  
Son haleine est trop faible, hélas!,  
Pour dire ma reconnaissance.  
Ceci me tire d'embarras:  
Je vous remercie en silence  
Pour dire ma reconnaissance;  
Un triolet ne suffit pas.“



Allein seine anerkennende Gesinnung war tieferer und weiterer Herzensschwünge fähig. So sang er 1865: „A M. J. Neumann“.\*

„J'ai confié mon coeur à tes cordes, ma lyre,  
Entonne tes accords pour l'être qui m'inspire,  
Acclame au bienfaiteur de qui la noble main  
Nourrit le feu sacré qui brûle dans mon sein!

N'a-t-il pas du flambeau de la verve éclatante  
Eclairci le Parnasse à ma muse naissante?  
Un rayon de ses feux ardents, mystérieux  
M'atteinait, m'embrasa, je partis pour les cieux.  
Ah! puissent dans mon coeur, du plus profond de l'âme,  
Naître des hymnes saints, pleins d'une ardente flamme,  
Naître de doux accents par lui-même inspirés,  
Pour célébrer son nom, ses travaux adorés!  
Il est à la jeunesse un ange de lumière  
Qui verse ses éclats sur notre pépinière,  
Qui sous son sûr égide aux périls opposé  
Défend un cher troupeau de dangers balancé.

D'un parfum de génie il comble la patrie:  
Ainsi la riche source arrose la prairie,  
Ainsi l'astre du jour, dans l'aurore trempé,  
Dore le sombre gris du brouillard dissipé.

---

\* Jean Neumann (1820-1892) kam nicht aus der Stammer'schen, sondern aus der Barreau'schen Literaturschule. Allein er war mehr Historiker in litteris und Grammatiker als Lyriker. Wie Fallize verriet, vermochte er jedoch die Begeisterung für das Poetische auf seine Schüler zu übertragen, während seine eigenen Gedichte von einer ernüchternden Durchlässigkeit waren. Das bewiesen vor allem die musikalisch unterbauten Kantaten, welche er 1859 zur Einweihung der ersten Eisenbahnlinie („Quel pouvoir Fait mouvoir Cette machine immense...“) und 1884 zum Besuche des König-Großherzogs zusammenstellte:

„De bonheur nos coeurs sont remplis;  
Nos voeux ardents sont accomplis:  
D'un roi qui fut pour nous un père  
Nous verrons chaque jour le salut tutélaire  
Et les traits si chéris.

Salut, auguste image  
Du héros et du sage!  
Devant nos yeux ravis  
Nos voeux sont accomplis.“

Comme l'éclair sa muse a secoué les ailes,  
Elle a gravi l'éclat des sphères immortelles,  
En portant sur ses bras, dans un val glorieux,  
Les jeunes protégés vers le séjour des dieux.

Chante, chante mon luth, mille voix le bénissent,  
Chante, que tes accords à leurs accords s'unissent;  
Laisse voguer tes accents,  
Cordes, vibrez de ses chants!  
Jeunes amis, venez, remplissons nos corbeilles,  
Cueillons des rameaux verts, des corolles vermeilles,  
Mêlons le chêne aux lauriers,  
Couvrons-en tous ses sentiers!  
Couronnons le poète!  
Et célébrons sa fête!  
Vivat!"

Dieselbe temporäre Wärme wellte von seinem länglichen und atemlos endenden hundertachtunddreißig Alexandriner-Gesang: „A la Sûre“ aus:

O mon aimable Sûre, avec quel doux bonheur  
Je reviens sur tes bords revoir ton cours causeur,  
Qui, baignant de ses flots les champs de mon village,  
A vu mes premiers jours, les jeux de mon jeune âge.  
Dans les monts Ardennais tu caches ton berceau,  
Et de mille filets tu rassembles ton eau,  
Echappant aux rochers, tes sources vagabondes  
Du haut de ces sommets précipitent leurs ondes;  
Bondissant, écumant, tout leur flot déchiré,  
Brille comme un cristal par Phébus azuré.  
La plaine te reçoit, et la tendre bruyère  
Charme par son parfum ta course solitaire.  
Bientôt ta force croît, quand, quittant les Wallons,  
Ton onde pure vient arroser nos vallons,  
Où par les lits creusés dans les roches arides  
Tu reçois le tribut de leurs ruisseaux limpides . . .

Noch umfassender und lesekraftaufwändiger war das Lied von Siegfried und Melusine in fünf Gesängen mit über hundert Strophen, während die hundert Verse von „Vianden“ lange im Gedächtnis der Lauscher nachhallten, die dem Vortrag bei einer musikalisch-literarischen Abendveranstaltung im Athenäum zugehört hatten. Kuriositätswert beanspruchte „Le bonheur d'Edenhall“ als Versuch, eine bekannte deutsche Ballade als französischen Widerhall zu vernehmen:

„Le comte d'Edenhall fait sonner les trompettes  
Dans son château paré, dans ses salles coquettes,  
Et la liqueur des dieux dans le riche bocal  
Enchante les buveurs par sa céleste sève.  
Le comte chancelant de son siège se lève  
Et dit: „Vassal, le bonheur d'Edenhall!“

Avec un oeil craintif le serviteur fidèle  
Obéit frémissant à l'ordre qui l'appelle,  
Ôtant le riche voile, il montre le cristal  
Qui comme un pur rayon de l'aurore pétille:  
Et mire cent couleurs dans son miroir fragile:  
Le bocal, c'est „le bonheur d'Edenhall“ . . . .

Wucht und Bildkraft kennzeichneten „La comparaison“,  
dessen Ausklang leider Macht genug besaß, um die Großar-  
tigkeit der Vorverse zu entwerten:

„Il meurt, celui qui atteint l'avalanche terrible  
De l'âpre renommée à l'ardeur invincible:  
Paisiblement assis à l'ombre du bonheur  
Son oeil n'aperçoit pas de l'orage l'horreur  
Qui pend des fiers sommets pour fracasser sa tête.  
Par l'aile d'un vautour qui plane sur le faite  
Des rochers sourcilleux blanchis d'un pur frimas,  
Pour chercher dans le nid du faible son repas,  
Un flocon de la neige attachée à la glace  
Est mis en mouvement, et la légère masse  
Se traîne, en sillonnant, sur le candide plan.  
Sa marche dès d'abord est lente et sans élan,  
Mais dans la douce course elle croît en volume.  
Une nouvelle ardeur dans la balle s'allume,  
Et bondissant, tombant de rocher en rocher,  
Elle fait sous son poids tressaillir le glacier,  
Qui cède pour gonfler la masse turbulente  
Qui dans les antrès noirs de sa voix menaçante  
Eveille les échos. Alors l'infortuné  
Entend le roulement du torrent effréné  
Qui jette dans les airs ses écumantes ondes  
Et mugit sombrement dans les gorges profondes.  
Quelle force athlétique arrête le fléau  
Qui brise les forêts comme un faible roseau?  
Sa voix implore en vain les colonnes de chêne  
De détourner de lui cette perte certaine,  
Mais ces derniers amis, dans un moment brisés,  
Précipitent en bas leurs membres fracassés.  
Rien n'arrête le cours de l'horrible ravine  
Qui laisse derrière elle et désordre et ruine.

L'aigle mêle sa voix au lugubre fracas,  
 Chantant au malheureux son terrible trépas.  
 Tous les êtres vivants volent du voisinage  
 Pour ne point partager la dévorante rage  
 De l'ouragan mortel; mais il est enchaîné  
 Et sans aucun pardon à la mort condamné.  
 Les antres écroulants ne donnent plus d'asile;  
 Les airs sont obscurcis, la montagne vacile.  
 Seul un immense roc s'oppose au détriment:  
 C'est là la vérité . . . le roc cède au torrent.  
 Le sang du malheureux se glace dans ses veines,  
 Il voit tourner le sol, les roches et les plaines;  
 Ses membres sont baignés d'une froide sueur.  
 Et la main de la mort perce déjà son coeur.  
 Le torrent roule en bas, l'avalanche affamée  
 Engloutit sa victime . . . Horrible renommée!"

Gepackt und in der Überzeugung gestärkt, daß hier die  
 Echtheit des Gefühles sich hat sublimieren können, wird der  
 Leser von den Gedichten des Heimwehs. In Rom schrieb  
 Fallize 1867:

„Heimat, Zeugin meines Morgenrots, wie lieb ich dich!  
 Tiefer als Italiens Rosengärten lieb' ich dich,  
 Denn, weil meine Wiege du getragen und beschirmt,  
 Und nicht wegen anmutvoller Reize lieb' ich dich;  
 Nein, in deinem milden, waldumschlung'nen Bergeskranz  
 Und im Blitzen deines Strömegürtels lieb' ich dich.  
 Deine rauhe Sprache ist mir süßer Harfenklang,  
 Wegen deines säulefesten Glaubens lieb' ich dich.  
 Mögen Jahre mich von deinem Mutterbusen ziehn,  
 Meere zwischen uns hinwogen, ewig lieb' ich dich.  
 Mag die Sklavenkette schnüren deinen freien Arm,  
 Mag der freche Krieger dich entführen, lieb' ich dich.  
 Musst du weinen über deiner treuen Kinder Los,  
 Auch in Tränen auch im Untergange lieb' ich dich.“

Die gleichen Empfindungen kehrten 1869 in einer anderen  
 Form und auch in einer schöneren Gewandung wieder:

„Wenn die Winde  
 So gelinde  
 Im Olivenwäldchen wehn,  
 Wenn die Lorbern dunkel stehn  
 In dem Haine  
 Bei dem Scheine  
 Ungezählter goldner Sterne,  
 O dann wird das Herz mir schwer  
 Und dann zieht mich über Meer  
 Stille Sehnsucht nach der Ferne.

Wenn die Sonne  
Lust und Wonne  
Weckt in den Albanerhöhn,  
Wenn die Herden blöckend gehn  
Auf den Triften,  
In den Lüften  
Der Sabiner Flöten tönen,  
O dann wird es mir so bang,  
Und der Schalameien Klang  
Weckt im Busen nur das Sehnen.

Wenn vom Süden  
Um mich Müden  
Säuselt des Schirocco Hauch,  
Wenn der Wolken schwerer Rauch  
Hüllt die Gipfel  
Und die Wipfel  
Der Cypressen traurig schwanken,  
O dann drängt es mich, zu ziehn  
Nach der süßen Heimat hin;  
O dann will der Mut mir wanken.

Wenn die Lieder  
Froher Brüder  
Rauschen mit gewaltigem Schall,  
Wenn der Klüfte Widerhall  
Ihrer Sänge  
Deutsche Klänge  
Wiederholt als holdes Tönen,  
O, dann wogt, dann schwillt die Brust,  
Weiss nicht, ist's vor Schmerz, vor Lust,  
Und mein Weh zerfließt in Tränen.“

Nicht immer war der Harlinger Verse-macher außer Maßen  
wortselig und reimtrunken; manchmal, wenn auch selten,  
gelangen ihm zeitüberdauernde Kurzfassungen wie diese Grab-  
inschrift auf einen Jüngling:

O weinet nicht;  
Ich starb;  
Die Welt verdarb  
Mir nicht, was ich erhofft,  
Und als ich starb,  
Erwarb  
Ich mehr als ich gehofft;  
Drum weinet nicht!

Die „Poetischen Versuche“ — auf zweihundertsiebzig Seiten hundertundelf Gedichte enthaltend — konnten nur teilweise in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht werden. Einzelne waren Gelegenheitspoeme, nur für den Tag erdacht und vor dem andern Morgen schon vergeßbar; andere gaben sich als Wortspielereien, die der Autor selber Reimgeklimper nannte, — Christian Morgenstern war darin bereits vorweggenommen:

. . . . .  
Rom  
Weint,  
Vom  
Feind  
Jäh  
Be-  
Droht.  
. . . . .

(Das vom Entdecker des „Nasobems“ geforderte Lachen bricht unweigerlich aus, wenn „um des Reimes willen“ die Silbe Be- wie Bâ gelesen wird).

Als weiteres Kuriosum der Fallize'schen Muse galt ein Sonett — er versuchte sich in sämtlichen Spielarten der Lyrik, vom Ghazel bis zur Sestine — das in zwölf Sprachen übersetzt und veröffentlicht worden war: eine Fleißaufgabe der römischen Mitalumnen aus aller Herren Ländern! Daß er als Dichter sogar plagiirt wurde, dürfte nur am Rande dieser Hinweise interessieren.

Nach seiner Rückkehr vom Germanikum in Rom und gleich zu Beginn seiner vielplanigen Aktivitäten im öffentlichen Leben schien Bischof Fallize von der „vis poetica“ wie von einem Virus befreit worden zu sein für immer. Seine „Poetischen Versuche“, die er bis zum Lebensende handschriftlich in fünf Schülerheften aufbewahrte, enthalten kein Werk, das über den 17. September 1870 hinausginge.

## 2. JOHANN-ALOIS KLEIS

Dennoch hegte und duldete der Prälat in seiner norwegischen Umgebung einen talentierten Jungdichter, der ihm nach Christiania gefolgt war, um ihm dort als Sekretär und

als Vikar zu dienen: J o h a n n - A l o y s e K l e i s aus Mar-nach (geboren am 8. August 1864 und gestorben am 7. Juli 1895). Als der Dreißigjährige starb, betrauerte der Bischof wohl einen viel- und hochwertigen Mitarbeiter, einen tüchtigen Schriftleiter der „St. Olaf Katolik Tidende“, einen hervorragenden Apologeten und einen packenden Briefeschreiber (im „Luxemburger Wort“), allein er ignorierte wahrscheinlich — wie zur selben Zeit auch M a r t i n B l u m — die vorzüglichen Gedichte, die jener in der Heimat durch das M o e s — M e r s c h ' s c h e „Luxemburger Land“ hatte verbreiten lassen.

Vielleicht hatte er die Vorahnung seines frühreren Verscheidens, als er 1884, kaum zwanzig Jahre alt, sein Ideal in der „Treue“ beschwor:

„Lass ab, o bleicher Jüngling,  
Von deinem Ideal;  
Des Lebens Wonnen koste  
Aus goldenem Pokal.

Brich von dem grünen Baume  
Dir Freudenzweige ab;  
Vergiss die Jugendträume,  
Sie brachten dich an's Grab. —

Aus meinen Augen weiche,  
Du gleissender Dämon,  
Denn dir und deiner Sippe  
Sprach ich von jeher Hohn.

So lang dem müden Jüngling  
Die Morgensonn' noch strahlt  
Und noch die Abendröte  
Das bleiche Antlitz malt;

So lang des Tages Glut  
Die kranke Brust noch trägt;  
So lang in meinem Busen  
Das wunde Herz noch schlägt!

So lang die goldne Harfe  
Noch leis der Finger rührt;  
So lang die Schwanenfeder  
Die kund'ge Hand noch führt;

So lang die fahle Lippe  
Nach einem Seufzer stöhnt;  
So lang in tiefster Seele  
Das Weihewort noch tönt;

So lang der Himmelsteppich,  
Von Sternengold gestickt,  
Am blauen Firmamente  
Mein Auge noch erblickt;

So lang der Leier Tönen  
Das durst'ge Ohr noch lauscht;  
So lang der Todesengel  
Nicht schwarz im Fittig rauscht;

So lang nicht kühle Erde  
Das starre Herz umschliesst,  
Bis einst die Frühlingsprimel  
Auf meinem Grabe spriest:

So lange will ich weihen,  
Aus freier, laut'rer Wahl,  
Mein Herz, mein Blut, mein Leben,  
Dir, hehres Ideal!

Und ob im Jugendkranze  
Ich scheiden muss von hier,  
Ob erst, wenn viele Jahre  
Die Locken bleichten mir —

Wie Gott es will. — Nicht trüget  
Die Hoffnung, meiner Seel'  
Einst ewig zu besitzen  
Mein herziges Juwel."

Oder spürte er die Gewalt des Todes stärker durch die  
Lücke wehen, welche durch den Hinfall eines Freundes aufge-  
rissen worden war?:

„Oft sah als Knab' ich trunk'nen Aug's die Sterne,  
Und meinem Blicke folgt des Herzens Sehnen.  
Es war doch nur ein unbestimmtes Wähnen:  
Der Zauberruf der unbegrenzten Ferne.

Als Jüngling auch betrachtete ich gerne  
Des Sternenhimmels wunderkräft'ge Scenen.  
Und schaut ich diesen Polytyp des Schönen,  
War mir's als ob 'ne Stimme flüstre: „Lerne!“



Schon wusst der Sterne Bahn ich zu erklären  
Und rang an Freundes Seit' um neues Wissen. —  
Den Freund hat mir der grause Tod entrissen.

Nun such ich nichts mehr in dem Reich der Sphären:  
Sieht man ja nicht durch's nächt'ge Strahlenweben  
Im Lichtgewande die Verklärten schweben.“

Hätte dieser Freund irischen Geblütes sein können; hätte der Dichter eine geistig-seelische Verwandtschaft zwischen sich, dem Luxemburger, und dem Manne von der Grünen Insel entdecken dürfen? Jedenfalls machte er sich dessen Hoffnung teilweise zueigen:

„Blonder Sohn der Smaragdinsel,  
Lawton, du mein Busenfreund,  
Sag' es nochmals deinem Bruder,  
Wie die ir'sche Jungfrau weint.

Oftmals in des sinnverwandten  
Luxemburgers Freundesherz  
Goss aus deiner treuen Seele  
Sich der vaterländ'sche Schmerz.

Einmal noch, bevor wir scheiden,  
Noch ein einzig letztes Mal,  
Arm in Arm, im Buchenhaine  
Find' uns, Freund, der Abendstrahl.

An des kleinen See's Gestade,  
Wo wir manchmal schon geruht,  
Lass aus deinem Munde hören  
Mich von Irlands Heldenmut.

Künde mir der grünen Erin  
Einst'ge Grösse, einst'gen Ruhm;  
Seiner todeswunden Völker  
Hundertjäh'ges Duldertum.

Meerumrauschte Tarasagen  
Von dem Barden Ossian,  
Als er folgt' dem Morvenkönig  
Fingal, seinem grossen Ahn.

Wie der bleiche Römer nimmer  
Hat berührt die Meeresbraut;  
Wie sein Antlitz nur noch bleicher,  
Da er sie von ferne schaut'.

Wie der Glaubensbote Patrick  
Landete an ihrem Strand;  
Und wie fortan Heil'genland  
Nur geheissen Ireland.

Wie auf Erin da geblühet  
Freie Künste, Wissenschaft;  
Wie im freien Volke lebte  
Ungeschwächte Glaubenskraft.

Bis der bärtige Normann kommen  
Und der Britte, ärger noch,  
Der die freie ir'sche Jungfrau  
Zwang in's grause Sklavenjoch.

Ihrer Fesseln eh'rne Ketten  
Schleppt sie müde und entstellt:  
Nur der Glaub im wunden Herzen  
Noch die Arme aufrecht hält.

Alles hat man ihr entrissen.  
Diesen wollt man ihr entziehn:  
Doch für ihren Christusglauben  
Erin ward zur Märtyrin.

Nun Jahrhunderte schon dauert  
Diese schwere Leidensnacht.  
Ob wohl je der grünen Insel  
Auferstehungsmorgen lacht?

Freund, wie wird dir? Auf zum Himmel  
Flieget dein verklärter Blick.  
Und prophet'sche Worte schallen  
Aus dem Munde dein zurück:

„Erin litt und ist verblutet;  
Irland, will man, soll vergehn.  
Irland aber hofft und betet:  
Erin wird einst auferstehn.“

Seine unbezwingbaren Empfindungen aber kehrten, wie sehr ihn auch die Fremde gefesselt haben mochte, in die Heimat und dort in die nationale Vergangenheit zurück:

„Wohl erkenn ich deine Reize,  
Luxemburg, mein Vaterland,  
Doch der liebste mir von allen  
Ist dein reiches Sagenband.

Wiesengrün schmückt deine Thäler,  
Deine Halden Waldesnacht;  
Über deinen blauen Hügeln  
Ewig klar der Himmel lacht.

Ährenschwere Weizenfelder  
Wohlgenährte Rinderschar',  
Goldnes Blut der Edeltraube  
Beutst du deinen Söhnen dar.

Blinkend' Erz zu Tage fördert  
Deiner Berge dunkler Schacht,  
Wo im Schein der Grubenlampe  
Oft beim Knapp' der Kobold wacht.

Tausendjährige Ruinen,  
Irmensäulen, Opferstein',  
Igeldenkmal, Römerpfade,  
Zeugen der Geschichte dein.

Um die Daten der Geschichte  
Windet sich der Dichtung Kranz;  
Um des Vaterlands Heroen  
Märchenhafter Zauberglanz.

Siegfried Melusinen findet,  
Die Syren' im Thal der Elz;  
Geisterhand die Veste zaubert  
Auf des Bockes steilen Fels.

Heldennamen, Rittersagen  
Knüpfen sich an jeden Ort;  
Hier hat Kaiser Karl gehofet,  
Heinrich schlug den Räuber dort.

O, wie wird im fremden Lande  
Mir's ums Herz so weh, so heiss,  
Denk' ich, Luxemburg, an deinen  
Wundervollen Märchenkreis.

Wohl bewundr' ich deine Reize,  
Luxemburg, mein Vaterland,  
Doch der liebste mir von allen  
Bleibt dein reiches Sagenband."

### 3. FRANZ-JOSEF-FERDINAND HOCHMUTH

Franz-Josef-Ferdinand Hochmuth (geboren in Pfaffenthal am 18. Februar 1845, gestorben in Süddeutschland am 16. August 1888) fand ab 1865 und 1869 als Dichter ein Gehör in seiner Heimat, das den meisten Inländern vorenthalten blieb. Fast gleich nach dem Erscheinen seiner (einzigen) Gedichtsammlung besprach sie der ausgezeichnete Pädagoge, Historiker, religiöse Schriftsteller, Auchdichter und Literaturkenner Louis Houssé, Professor in

Diekirch, Verfasser der Abhandlung: „Die Faustsage und der historische Faust“, verschiedener Schiller-Lobreden, einer Ernst-Koch-Würdigung und eines Hochgesangs auf den Athenäumsdirektor Michel-Nikolaus Müller, mit eitel Sympathie im „Luxemburger Wort“. Poeta poetam fricavit; aber Louis Housse (geboren am 30. November 1829 in Luxemburg und gestorben am 29. März 1879 in Diekirch) erhielt vom Gestreichelten keine Replik. Der äußerst junge Dichter war fast stets auf Wanderschaft, vikarisierte nur kurz im Großherzogtum, dozierte in Belgien und in Antwerpen, redigierte in Donauwörth und beneficierte zuguterletzt im bayerischen Mertingen, wo er frühzeitig sein Grab fand.

War das Auffallen vielleicht dadurch genährt, daß Nikolaus Steffen in der ersten Nummer seiner Wochenschrift „Das Vaterland“ an Hochmuths Versen selber lyrisch wurde? Bereits im fünften Abschnitt seiner Besprechung entflog er der Realität:

„Sangst du etwa im Traume deine Hymne „An Gott“? Mußte dich der Sänger des Messias im Traume begeistern? — Eher wollen wir glauben, du habest im Traume dein hohes, herrliches Ideal, die engelreine, göttergleiche Jungfrau geschaut, die in solcher Reinheit und Klarheit nicht irdisch wandelt, nach welcher jedoch deine ganze junge, glühende Seele hinaufstrebt. O Jüngling! bewahre tief in deiner Seele, rein und hehr, wie es dir jetzt vorschwebt, dieses himmlische Bild! — Es wird der Talisman sein, der dich später vor manchen schwerbedrohenden Gefahren retten wird. —

„Wir glauben den Geist zu kennen, der dir die Harfe aufzwang, und dich aufforderte, deine tiefempfundenen Lieder zu singen. Du sangst deine „Klage über den Verlust unserer erlauchten Fürstin“, der Mutter unserer geliebten Landesfürstin. War's nicht dein eigenes Herz, das für die Tugend heiss erglüht, war es nicht das ehrfurchtsvolle Gefühl für die Tugenden der abgeschiedenen Fürstin, der Frau, der Mutter, die dich zum Lob und Preise der edlen Frau begeistern? Der Geist der dich zum Gesang bewegt hat, wehet

nicht außer dir in den heiligen Eichenhainen, sondern in deiner eigenen Brust!“

War die „Steffen'sche Kritik“ zu Beginn ein Dithyrambus mit verbalen Widerhaken gewesen, so durfte sie wohl im Ausklang, mit Hilfe sprachlicher Windungen, das Muster einer Kunst sein, die wohl zu streicheln, doch nicht zu schlagen, wenn auch mit zu knuffen wünschte:

„Wir können jedoch nicht umhin, dem jungen Dichter schließlich noch ein lautes, herzlich ermuthigendes „Vorwärts“! und „Glück auf!“ zuzurufen. Gedanken und Form seiner Gedichte sind fast durchgängig zart, rein und edel. Wenn wir auch gewünscht hätten, daß er bisweilen mit kräftigerer Hand die Saiten geschlagen und in schwungvolleren, erhabeneren, und, vor Allem, ureigeneren Weisen gesungen haben, daß seine Form oft weniger gedehnt und verschwimmend gewesen sein möchte, so war dieses doch nur bei den wenigeren seiner Lieder der Fall. Bei den meisten sind wir genöthigt der jugendlichen, rothwangigen Muse von kaum zwanzig Lenzen unsern Beifall fast unbedingt zu zollen“.

Nein, nicht einmal hinter dem „Fast“-Schleier vermochten die Gedichte das Scheinwerferlicht der guten Analyse zu ertragen. Der Pennäler von 1865 mußte sich erst eigene „Gedanken über die Kunst“ machen, bevor er sie, nach einer intellektuellen und geistigen Maturation, 1879 im „Organ des Vereins für christliche Kunst“ als persönliche Erkenntnis niederlegte. Inzwischen hatte er an reiferen Themen sein beruhigtes Talent und an guten Prosadichtungen seine wahren Fähigkeiten erprobt, an mehreren Gelegenheitsdichtungen, an einem Schauspiel in fünf Aufzügen (nach Wiseman's „Fabiola“): „Die Kreuzfahrer“ (1879), an diversen dramatischen Versuchen wie „Christoph Columbus“ (1880), „Sebastian“ (1884) und „Die Lieder des Musikanten“ (1886), an einem Lustspiel in zwei Aufzügen: „Onkel aus Amerika“ (1882), an einem „Stück antiken Lebens in moderner Probe“: „Xanthippe“, an Skizzen („Die Steckenpferderei“, „Die Schönen Künste“, „Promenade nach dem Mond“ und „Der Venusdurchgang“), an „Reiseberichten“ und an den Zusendungen fremder Schöpfer, die für die illustrierte Zeitschrift „Raphael“ zu schreiben pflegten. Dadurch war sein Bedürfnis am Poeti-

kum so stark vermindert worden, daß kaum noch stärkere Vergehen gegen die Lyrik als „ars grandis“ von ihm begangen werden konnten. Er war und blieb ein guter Schreiber, ja, von Zeit zu Zeit ein sehr gefälliger Humorist, — ein genuiner Dichter mit überragenden Wortqualitäten war er nicht, obwohl er **N i k o l a u s S t e f f e n** überragte.

#### 4. **WALTER COLLING** (1864-1927)

Eine Sondererscheinung in der literarischen Domäne war zweifelsohne der Schauspieler **J o h a n n - P e t e r** (genannt **Walter**) **Colling**, der seine Bühnenstellung am Weimarer Hoftheater oder am Lübecker Stadttheater mit seinen Vorleseexerzitien in den luxemburgischen Mittelschulen für einen staatlichen Bibliothekarsposten aufgab und 1886 seine „Lieder des Harfenknaben“ veröffentlichte, die weniger vom Dramatiker als vom melancholisch angelegten Lyriker ahnen ließen.

Atmosphärisch und stilistisch hielten die Gedichte sich mittwegs zwischen **H e i n e** und **G e i b e l**, verleugneten nicht die ideelichen Tendenzen des „Jungen Deutschland“ und bejahten die ästhetischen Erkenntnisse der **H e g e l**, **E d u a r d v o n H a r t m a n n**, **K a r l B l e i b t r e u** und **K o n r a d A l b e r t i**. Im Geiste dieser Männer erklärte er:

„O arme Zeit, wo jede edle Tat  
Noch ungeboren stirbt im Mutterschosse,  
Wo alles Gottgeschaffne, Schöne, Grosse  
Verblutet auf des Hohneß Folterrad.  
O wollte Gott, dass ein Gewitter naht',  
Zerrüttele aus dem Schlamm die Tatenlosen!“

Mit **P l a t e n** wollte er jenen Zeiten übel, „wo man ins Pfefferland die Herrn Poeten schickt“. Nach den ersten Enttäuschungen seines jungen Lebens durfte er zu Recht gestehen:

„Hab' manchen heißen Kampf gefochten,  
Und vieles lernte ich ertragen...“

Allein er war von Natur aus zu sehr Poet, um nicht hinter dem Bösen und dem Häßlichen das Schönerer und das Bessere zu entdecken:

„Es ist die Poesie in unsern Tagen  
Dem Aschenbrödel aus dem Märchen gleich.  
Sie weilt daheim gescholten und geschlagen  
Und weinet sich die ros'gen Wangen bleich,  
Indess die Schwestern auf den Festgelagen  
Im Golde prunken, stolz, an Freuden reich,  
Sitzt sie am Herd, zu beten und zu klagen,  
Und träumt von einem schönen Zauberreich.“

Seine „Romanze von dem verbannten Sternenprinzen“ — die gereimte Vorahnung dessen, was *Antoine de Saint-Exupéry* später als Märchen in Prosa unter dem Titel: „Le petit prince“ verdichten sollte — war die zarte und fesselnde Geschichte seines eigenen verwandelten Langens nach einer Ferne, die er als nächste Nähe hatte erfahren und besitzen wollen.

Leider versiegte des Dichters Sehnsucht nach dem „schönen Zauberreiche“ ziemlich rasch, sodaß er die letzten Lebensjahre lieber unter den Büchern anderer Poeten als in der eigenen Klang- und Phantasiewelt verbrachte.

## 5. JULIUS BROUTA

Collings „Lieder des Harfenknaben“ erhielten den Nachkommen einige Wesenszüge des Freundes *Julius Brouta*, des späteren spanischen Zeitungskorrespondenten, der dem andern Freunde, *Charles Kayser*, bereits ein kleines literarisches Denkmal gesetzt hatte. Colling nahm drei Gedichte des Auswanderers unter seine Werke auf: „Handdeuterei“, „Nur einmal hab' ich sie gesehen“ und „Dem Freunde“ (Abschied von Colling), die durchwegs eine sprachliche Fertigkeit in der kecken Behandlung delikater Themen bezeugten.

*Brouta* (1866-1933) war der Sohn eines belgischen Ingenieurs, der in Luxemburg von der Prinz-Heinrich-Eisenbahn beschäftigt wurde; geboren wurde Jules in Bettborn. Seine Studienfreunde im Athenäum waren u.a. *Batty Weber*, *Franz Seimetz*, *Walter Colling*, *Anton Hirsch*, *Nicolas-Eloi Weydert* und *Charles Kayser*. Durch die Mitwirkung eines Freundes gelang ihm,

nach seinem Abitur, die Täuschung der Longwy-St. Martin-Werke, sodaß er dort zeitweilig wissenschaftlich arbeiten durfte. Als Dolmetscher trat er dann in spanische Bahndienste ein, die er wieder aufgab, um als Zeitungskorrespondent, vor allem der „Frankfurter Zeitung“, in Florenz, Madrid und Segovia zu wirken. Seine dichterische Aktivität verlegte er mehr und mehr auf literarische Übertragungen. So vermittelte er, beispielsweise, den Spaniern *Bernard Shaw* und den Deutschen „*Las salamandras azules*“ des ehemaligen spanischen Botschaftes in Wien, *Don Juan Valera*, und die Werke des *Blasco Ibañez*. Seine Heirat mit einer Eingeborenen band ihn schließlich ganz an seine Wahlheimat.

## 6. CHARLES KAYSER (1867-1887)

Der zwanzigjährige *Charles Kayser*, verglichen mit dem zwanzigjährigen *Theodor Lenz* oder mit dem gleichaltrigen *Franz-Josef-Ferdinand Hochmuth*! Welch ein Anstieg von jenen zu diesem! Welch ein Fortschritt in der Beherrschung der sprachlichen Hilfsmittel! Und welch eine Progression in der Betätigung der Verbal-kunst! In den drei kurzen Literaturetappen: 1830-1860-1890 hatte das kulturelle Leben Luxemburgs seine Zeugungskraft, so qualitativ wie quantitativ, verdoppelt. Leider schien auch die Tragik des Schöpfertums ihre unheimliche Potenz im selben Ausmaße vermehrt zu haben. Denn der außerordentlich begabte *Charles Kayser* aus der Hauptstadt, Student an den Oberkursen des Athenäums, ertrank am 17. Juli 1887 in den Wellen der Mosel bei Grevenmacher. Der Studienfreund des Verunfallten, *Jules Brouta*, sammelte dessen Schriften und schenkte sie Freunden und Bekannten als „*Petits écrits (Prose et Poésie)*“.

Ein Vorgesang von acht Versen ließ den Wunsch des jungen Dichters ebenso schlicht wie packend zum Ausdruck kommen:

„Je sais... j'ai tort... graver sur quelques feuilles vaines  
Qui vont tourbillonner dans l'ouragan humain,  
Et que le vent d'oubli doit emporter demain,  
C'est jeter dans les flots le pur sang de ses veines.



Et pourtant, si celui qui lira cette page  
Essuie en la tournant, une larme à ses yeux,  
Si son âme est touchée, oh je serais heureux!  
Mon coeur, mon pauvre coeur ne veut pas davantage."

Eine andere Ausdeutung seiner Sehnsucht gab er in der zweiten Sprache, die sich ihm ergeben hatte:

„Als sei herabgefallen ein Stern zur stillen Nacht  
Und sei auf Erden lächelnd als Blume aufgewacht.  
Als hab er mitgenommen ein Teil vom Himmelslicht,  
So blüht die blaue Blume, die heisst Vergissmeinnicht.  
Und seh ich still sie stehen, vom Sonnenstrahl erwärmt,  
Denk ich der manchen Stunden, wo glücklich wir geschwärmt'  
Und leise unwillkürlich, der Wunsch in mir erglüht,  
Dass auch in unserm Herzen die Blume nie verblüht.“

Unwillkürlich! So auch öffnet sich die Erinnerung dem andern toten Sänger der Heimat, dessen Sehnsucht ähnliche Lieder erfand, ohne freilich die Eindringlichkeit des Kayser'schen Wortes erreicht zu haben, das mehr Geist erfaßt hatte und mehr Innenwärme auszustrahlen wußte: K a r l M e r s c h.

Sein Meisterwerk hatte K a y s e r anscheinend als Klassenarbeit verfaßt, um es als Deklamationsstücklein für ein kommendes Schulfest der professoralen Zensur vorzulegen. In Anerkennung ihrer verbalen und ideellen Werte wurde die lyrische Leistung zu einem Paradestück für die Journale, welche ihr, vor dem tragischen Untergang des Schöpfers schon, eine Patina erwarben, die mit dem Wissen um die Genese des Werkes und mit der Erinnerung an die Todesumstände an Intensität gewann. Das Gedicht hieß: „La Soeur de Charité“:

„Au coeur de nos cités il est de saintes filles  
Qui pour servir le pauvre, ont quitté leurs familles;  
Providences du faible et du déshérité,  
Les petits orphelins les appellent: Ma Mère;  
L'homme leur dit: Ma soeur; elles disent: Mon frère!  
Ce sont les soeurs de charité.

Quand vous verrez passer ces humbles créatures,  
Si grandes de vertu, si simples et si pures,  
Chastes anges du ciel qui, par amour pour nous,  
Viennent ici chercher un exil volontaire;  
Oh! qui que vous soyez, petits, grands de la terre,  
Sur leur passage inclinez-vous!

Vous les verrez souvent, leur mission féconde  
Ne leur a point prescrit de vivre loin du monde,  
Dans le repos du cloître, abri des coeurs blessés...  
Aux douleurs d'ici-bas elles mêlent leur vie,  
Elles vont vers tous ceux dont l'appel les convie,  
Vers les souffrants, les délaissés.

Partout où le malheur établit son repaire,  
Où la femme sanglote, où l'homme déespère,  
Dans les plus noirs réduits de notre enfer humain,  
Le cachot, la mansarde, insalubre demeure,  
Partout où l'on gémit, où l'on souffre, où l'on pleure,  
Où l'on a froid, où l'on a faim.

Elles vont... Rien ne peut attiédir leur courage:  
Dans la pieuse ardeur de leur pénible ouvrage,  
Elles savent braver le dégoût et l'horreur,  
La guerre, les fléaux; la mort même, ô prodige,  
Elles l'approchent sans terreur.

Quand les héros s'en vont aux hasards de la guerre,  
La soeur va s'enroler, sublime volontaire;  
Eux vont pour égorger, elle va pour guérir.  
La lutte, à son aspect, semble être moins cruelle  
Et le soldat y trouve une force nouvelle:  
Il peut en bon chrétien mourir.

Aux plaines de Sedan, aux bords de la Crimée,  
N'a-t-elle pas suivi les traces de l'armée?  
Et doublement vaillante, enfin n'a-t-elle pas,  
Sans crainte de la mort que vomit la mitraille,  
Bruni son chaste front aux feux de la bataille,  
Au soleil brûlant des combats?

Pourtant elle était belle au printemps de sa vie,  
Elle aurait pu goûter les plaisirs qu'on envie,  
Participer aux biens de la prospérité.  
Le monde l'appelait aux douces jouissances.  
Il l'appelait en vain. Pour calmer les souffrances,  
Elle fut soeur de charité.

Le riche bien souvent, à ce fécond exemple,  
De sa fortune au pauvre offre une part plus ample,  
Et cependant cet or que prodigue sa main,  
Ne saurait arrêter le mal, lèpre subtile,  
Si la soeur n'était là, qui, vigilante, habile,  
Au monstre barre le chemin.

Partout elle l'atteint: ténèbres dans l'enfance,  
Détresse chez le pauvre; à l'hôpital, souffrance;  
Blessure dans les camps; crime dans la prison;  
Esclavage en Afrique; au désert barbarie . . .  
A chacun de ces coups que le malheur varie  
Elle apporte la guérison.

Et que de fois pourtant — je frémis quand j'y pense —  
L'injure, le mépris, terrestre récompense,  
Lui font courber la tête, éprouvent sa douceur!  
Mais elle, humble de coeur, dans sa mansuétude  
Ne s'inquiétant pas d'un peu d'ingratitude,  
Sait prier pour son offenseur.

La prière et l'amour — c'est le divin dictame,  
Le baume par lequel les soeurs guérissent l'âme.  
Sur le chemin que l'homme ici doit parcourir,  
Anges gardiens du pauvre, elles semblent le suivre,  
Enseignant à la fois à l'enfance à bien vivre,  
A la vieillesse à bien mourir.

C'est pour ce saint labeur, pour cette rude tâche,  
Pour veiller sur le pauvre et l'aimer sans relâche,  
Que les modestes soeurs qui passent devant nous,  
Quittèrent, sans retour, le monde et ses caresses,  
Renonçant au foyer, aux plaisirs, aux richesses . . .  
Sur leur passage inclinez-vous!"



## KLEINE ANTHOLOGIE DER UNERKANNTEN UND DER VERGESSENEN

Die hervorragendste Rolle im nationalen Kulturleben nach dem frühen Untergang des „Luxemburger Wochenblatt“, des „Diekircher Wochenblatt“ mit all seinen Namensfolgen, der „Luxemburger Zeitung I“, des „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ und dessen Ablösung „Le Courrier du Grand-Duché de Luxembourg“ sowie vieler ephemerer Blätter, fingen die größeren Zeitungen, wohl nicht systematisch, doch beiläufig und mit einer gewissen Konsequenz, zu spielen an. Sowohl für die Künste wie auch für die Wissenschaften fanden sie Zufallsbetreuer, die in der Regel anonym oder unter Decknamen zu wirken pflegten. Nach der Gemüterberuhigung, hinter den Wirren von 1830 bis 1839, von 1848 und von 1867, stieg fühlbar das Interesse für apolitische oder überpolitische Aktivitäten so intensiv an, daß Periodica wie „Das Vaterland“ und „Das Luxemburger Land“ nicht mehr für die Aufnahme schöpferischer Betätigungsergebnisse und besserer Geistesübungen genügen konnten; der Überfluß ergoß sich darum mehr und mehr in die Journale, welche notgedrungen dem Zustrom solcher Arbeiten Sondersparten erschließen mußten. Die einheimische Pressegeschichte vermerkt genau den stärkeren Pulsationsgang dieses unübersehbaren Phänomens nationaler Bewußtwerdung.

Nicht einmal Marginalerscheinungen des Drucker- und Herausbergewerbes konnten sich, allen Partikularzwecken zum Trotze, den Denk- und Schriftfolgen weit zielender und tief gründender Besinnung auf das „Nationale“, auf das „Heimatliche“, auf das „Eigengeartete“ und auf das „Spezifisch Luxemburgische“ entziehen. Nachdem auf der um- und neubeackerten Grundlage des öffentlichen Unterrichtes ein

stärkstmöglicher Überbau als Lern- und Lehrheim für Alle errichtet worden war, nachdem die allgemeine Schulung zu einem Anstieg des intellektuellen Pegelstandes in der Bevölkerung geführt hatte, mußten die allerletzten Auswirkungen des langsamen Anderswerdens sicht- und lesbar zum Ausdruck kommen. Wohl bestand — und erstand auch — die Gefahr, daß dabei des Guten zu viel, des Besten zu wenig geboten würde. In der Tat, was in Zeitschriften wie das „Luxemburger Sonntagsblättchen“ (1870) von Bernhard Haal, das „Luxemburger Sonntagsblatt“ von J. B. Fallize, das „Luxemburger Volks-Blättchen“ (1888) vom Gesellenverein, das Wochenblatt „Der Arbeiter“ von Nikolaus Steffen-Pierre, der „Luxemburger Volksbote“ von Ch. A. Engel (1883) oder „Die Zukunft“ (1883) vom selben Engel als schöngeistige oder als wissenschaftliche Ware zurückbehalten wurde, war so glatt und medioker, daß es zwanzig, dreißig Jahre später schon zu mißfallen begann. Allenfalls durften Proben von Athenäumsdirektor M. N. Müller, J. B. Fallize, Wilhelm Zorn, H. A. Reuland, Johann Kohn, Theodor Decker, J. Kieffer, Amalia Struman-Picard, F. Redinger, J. N. Moes, J. Langer, Paul Hummer und einiger Decknamensträger, wie A. E., als auf der Linie des Werthhaften stehend beachtet werden. Was die Gebrüder Steffen in ihren Blättern zu Wort und Druck hatten kommen lassen, was drei Jahrfünfte später von J. N. Moes und Karl Mersch als publizierbar zurückbehalten worden war, schien mehrheitlich so markant gewesen zu sein, daß es in der allgemeinen Kulturgeschichte des Landes nominatif für die Individualitäten-, Personalitäten- und Qualitätenvermehrung hatte mitzeugen dürfen, auch wenn es autorenmäßig nicht immer durchschaubar gewesen war. In einer kleinen Blütenlese der Unbekannten und der Vergessenen haben sie zu Recht ihren Platz.

Wenn Nikolaus Steffen in der Poesiebewertung auch unsicher war und ohne kritische Strenge das zugesandte Dichtgut aufnahm, so sichtete er unter den zahlreichen Materialien doch manche Proben guter Art, die er im „Vaterland“ zurückbehält. So „Die Märe“ von E. S. Eich, dessen Identität nicht festgestellt wurde:

„Sprich, Mägdlein, ist dir worden  
Die neue Märe kund? —  
Du hast mein Herz gestohlen —  
So geht's von Mund zu Mund.

Den Leuten magst du sagen, —  
Ihr seid von Wahn betört:  
Doch ich kann heilig schwören,  
Daß dir mein Herz gehört.“

Noch undurchsichtiger war das Kennzeichen „...E.“,  
hinter dem sich ein „rückblickender“ Poesiefreund verbarg:

„Ich stand, ein Knabe noch, in lichten Weiten,  
Da mir Begeisterung schon im Antlitz brannte,  
Vom heissen Wunsch, was jeder Mensch erkannte,  
Im Reich des Wissens, forschend zu durchschreiten.

Drauf fuhr ich auf und ab den Strom der Zeiten,  
Erlernte, was in Wort und Form man kannte,  
Und was die Schule wissenswerth mir nannte,  
Allein Befried'gung konnt ich nicht erstreiten.

Nun sitz' ich hier am öden Weltgestade,  
Dem Sturmverschlag'nen gleich, mein Lied zu stammeln,  
So arm zu sein nach diesem fleiss'gen Sammeln.

Nur die Gefährtin meiner Lebenspfade,  
Du, holde Poesie, bist mir geblieben  
Mit deinem Trost, mit deinem Reiz und Lieben.“

Deutbar war, auf Grund einer Steffen'schen Briefkasten-  
Notiz, der junge H.L. aus Befort: H. L o r d o n g, Maler-  
meister, wahrscheinlich aus Ingolstadt zugewandert, da ein  
Familienmitglied, als Geistlicher (gestorben 1937), in den  
Kirchenannalen als H. L o r d o n g aus „Ingolstadt (Befort)“  
geführt wurde. H.L. äußerte „Des Sängers letzten Wunsch“  
wie folgt:

„An der alten Eiche  
Grünbemoostem Fuss  
Senket meine Leiche  
Ein mit letztem Gruss.

Und des Haines Matten  
Lasst mit frischem Grün  
Und mit traurem Schatten  
Still mein Grab umzieh'n.

Und die Philomele  
Flöte mir ihr Lied,  
Welches so voll Seele  
Durch das Thälchen zieht.

Mag die Quelle rauschend  
Flüstern ihr Gebet,  
Das der Zephir lauschend  
Auf gen Himmel weht.

Und die Maid im Thale  
Winde mir den Kranz  
Der im Mondenstrahle  
Scheint mit Perlenglanz.“

Mit J. P. Pastoret (1846-1903) stellte sich ein  
sangesfroher Lehrer aus Rodingen vor, obschon sein „Waldes-  
zauber“ mehr Wehmut als Schau- und Hörlust verriet:

„Es schläft der Hain . . . Es flüstert kaum  
Der Wind in dem Gezweig.  
Da tritt aus dunklem Wolkensaum  
Der Mond, so still, so bleich.

Still drückt er seinen leisen Kuss  
Auf dieser Erde Ring.  
Es ist, als ob ein heil'ger Gruss  
Rings durch die Schöpfung ging.

Ein Gruss aus längstvergangner Zeit,  
Aus jenem Paradies,  
Aus welchem in ein Meer von Leid  
Uns Gottes Engel stiess.

Die Nachtigall verstand den Gruss  
Aus stiller Himmelshöh';  
Sie fühlte Luna's sanften Kuss  
Voll tiefen Sehnsuchtsweh.

Drum flötet sie so weh, so weich  
Ihr wundersüßes Lied  
Vom Eden licht und blüthenreich,  
Das von der Erde schied.

Die Zweige, bei dem Klang erwacht  
Aus ihrer stillen Ruh'  
Sie neigen ihre Blätter sacht  
Und hören trauernd zu.“



Der aus Bissen gebürtige Sänger besaß unstreitig Sprach-  
und Formgefühl:

„Schöner denn alle  
Blumen der Wiesen  
Bist du mir worden  
Blume der Hoffnung:  
Primula veris.

Liebe ging schlafen  
Und in dem Herzen,  
Einsam und öde,  
Suchte umsonst ich:  
Primula veris.

Süßes Geflüster  
Säuselnder Winde  
Weckte dich leise  
Schlummernde Blume:  
Primula veris.

Stille erglühend  
Lauschte ich sehend  
Deinem Geläute  
Himmlischen Klanges:  
Primula veris.

Möge doch balde,  
Mir nur vernehmbar,  
Tief in dem Herzen  
Liebend erklingen:  
Primula veris.“

Bei E d . P e s c h, dem Buchsetzer aus Diekirch (1838),  
der nach Metz auswanderte, um sich dort mühselig sein  
bestes Besitztum zu erringen: seine Sprache, welche ihn zu  
singen zwang, klang aufrichtig, was er aussagte: „Et le destin  
m'ordonnait de chanter“. So bekannte es seine Versamm-  
lung „Violettes“, die 1870 in Metz erschienen war, und so  
versuchte sein „Sonnet“ es zu verwirklichen:

„Déjà la feuille morte erre dans la vallée,  
Le pampre jaunissant n'a plus de grappes d'or,  
Sur la nature en deuil la mort s'est étalée  
Et le ruisseau se glace au souffle froid du nord.

Je vague des coteaux la solitaire allée,  
Jadis à ma misère insultant son trésor...  
J'écoute satisfait cette plainte exhalée  
Par qui reprend, affamé, son essor.

J'aime de l'ouragan l'effroyable harmonie,  
Le soupir de la fleur pendant son agonie,  
Le bruit de la cascade éveillant les échos.

Ah! je vais endormir, à ce concert sauvage  
L'ennui qui dans mon cœur exerce son ravage...  
Bercé par les torrents, je trouve le repos."

Von ihm erschienen noch in Paris — wo er starb — das „poème social“: „Hégésippe et Louise“ (1870) und die Übersetzungen von Schillers „Glocke“ („Le Chant de la Cloche“), Bürgers „Lenore“ und Michel Lentzens „Feierwôn“ (1891).

Einer der letzten S t e f f e n'schen Getreuen war der Tün-tinger Rechtsanwalt und Friedensrichter L.A.Pr. K o l b a c h (1839-1898), dessen Muse nicht nur in den Schwingen leicht war. Ermüdende Höhenflüge mied sie noch dort, wo sie „An die Sterne“ zu reichen wünschte:

„Blanke Sterne  
Lichtgewoben,  
Die ihr droben  
Aus der Ferne  
Traulich blickt —  
Lächelt Grüsse  
Meiner Holden!  
Lächelt golden  
Sanfte, süsse  
Träume ihr!“

Nur was der Dichter „nach dem Englischen“ oder „frei nach dem Polnischen“ schuf, erhielt einen Schein von Halbschwere, die kaum stärker zu lasten vermochte.

Im „Luxemburger Land“ von M o e s und M e r s c h wurde die lyrische Selektion vielleicht nach besserer Kennerart vorgenommen, obwohl die gütigen Herausgeber etliche mindere Waren durchschlüpfen ließen. Etwa die „Enfance“ eines unscheinbaren „Ego“, das sich nicht weiter zu erkennen gab:

„Enfance! âge charmant des anges respecté,  
 Bien-aimé de Jésus, du méchant redouté,  
 Fleur qu'avant toutes Dieu pour le ciel a choisie,  
 Douce enfance! C'est toi, c'est toi la poésie!  
 Devant tes longs regards épelant l'univers,  
 S'inclinent tous les fronts, même les plus pervers;  
 Et le vieillard qui vient à pas lents, à voix basse,  
 Voyageur fatigué, demander une place  
 Au banquet de la mort, et pour l'éternité,  
 Salue avec amour ta jeune royauté,  
 Naïve majesté, qui n'a d'autre puissance  
 Que ta faiblesse même et ta frêle innocence.“

Dagegen wirkte C h. E g r o t — ein anagrammisch anmutender Name — etwas ansprechender in seinem „Salut au Printemps“, in welchem die Rosen bereits im voraus ihren Duft zu verströmen schienen:

„Salut à toi, petite feuille,  
 Première fille d'un beau jour;  
 Des roses que la vierge effeuille  
 Tu nous annonces le retour.

Au vallon tout sommeille;  
 L'aurore qui s'éveille,  
 Souriante, vermeille,  
 Chasse l'hiver glacé.  
 La rapide hirondelle,  
 Vers nous, à tire d'aile,  
 Vole et revient, fidèle,  
 Au nid de l'an passé.

Alerte, matineuse,  
 L'alouette joyeuse  
 S'élance dans le ciel.  
 Le papillon lutine  
 La corolle, où, mutine,  
 Une abeille butine  
 Le trésor de son miel.

Tout chante, tout s'éclaire;  
 Une douce lumière  
 Luit dans votre chaumière,  
 Pauvres désespérés.  
 L'indifférence passe;  
 La souffrance s'efface  
 Et, dans nos coeurs, fait place  
 A des rêves dorés.

Salut à toi, petite feuille,  
Première fille d'un beau jour;  
Des roses que la vierge effeuille  
Tu nous annonces le retour."

Mit Theodor Ehler wurden die Autorendinge etwas durchsichtiger; unter diesem Lehnnamen dichtete der junge Priester Wilhelm Zorn (gestorben 1920) munter drauflos. Sein erstes Poem „Im Herbst“ erschien 1883 in der einundvierzigsten Nummer:

„Der Nebel deckt das Wiesenthal  
Mit kaltem Schleier zu;  
Nun stört kein milder Sonnenstrahl  
Die starre Todesruh'.

Die Vöglein schweigen allesamt  
In dem vergilbten Hain;  
Die Brust, aus der ihr Lied entstammt,  
Die muss wohl traurig sein!

Wo ist der Plan voll Saatengrün,  
Das bunte Leben all?  
Wo sind die Sommervöglein hin  
Und wo der Liederschall?

Was stehst du Mensch, mit trübem Blick  
Im kalten Nebel dort?  
Du denkst wohl an dein Jugendglück —  
Da spült die Zeit dich fort."

Jean Busch, an dem Nikolaus Welter als Quintaner seine ersten Reimräusche gewann, gab seinem bürgerlichen Namen alle Ehre. Sein „Spätherbst“ von 1883 war nicht die erstbeste seiner lyrischen Leistungen:

„Sturmgepeitschte Wolken fliehen,  
Heiser krächzend Raben ziehn  
Dort am grauen Himmel.  
Regen fegt. Horch! das Sausen,  
Wenn die Lüfte wild zerzausen  
Welkes Blattgewimmel.

Schriellend kreist die Wetterfahne,  
Hörst du? Drüben am Altane  
Seufzt die Aeolsharfe.  
Bei den schwarzen Tannen dorten  
Starret durch die Gitterpforten:  
Kirchhof's Tottenlarve.

Um vom Winde hergetragen,  
Mischt dem Aechzen sich dem Klagen  
Fernes Glockenläuten;  
Wehmut zittert in den Klängen.  
Warum lausch' ich den Gesängen  
Trüber Spätherbstzeiten?

In der Seele ist verklungen,  
Was der Frühling kaum gesungen;  
Traumhaft will's mir scheinen!  
Winter wird es in dem Herzen,  
Und ich mag, — vor Lust, vor Schmerzen —  
Jauchzen nicht, noch weinen.

Ob wohl nochmals hier im Innern  
Frühling wird, durch das Erinnern  
Alter, schöner Zeiten?  
Kehrt zurück ihr, traute Lieder?  
Tönt die Harfe jemals wieder  
Mit zersprung'nen Saiten?"

Josef Robert Lenné, ein Name, der nach Pseudonymität roch, hieß wirklich so und war ein in die Poesie verschlagener Agronom, der „Des Lebens Ungerechtigkeit“ als Verbrechen an der eigenen Person verrief (1817-1891):

„Wo warst du, Grazie, wo warst du,  
In jener Stunde, da ich ward?  
Bei Keinem sonst dein Lächeln sparst du,  
Warum denn mir allein so hart?

Wieviel umher sich Menschen drängen,  
Die unumwölkte Stirne sagt:  
„Uns ist Erfolg, Freude zu Gesängen,  
Uns hat die Grazie angelacht!“

Du tauchst mit holder Gunstbezeugung  
In jede neugeborene Brust  
Zum armen Leben heit're Neigung,  
Und jede kennt die gold'ne Lust!

Mir aber bist du fern geblieben,  
Mein Auge kann nur Schatten sehn,  
Ich eile einsam, ruhlos da getrieben,  
Wo And're heiter weitergeh'n.“

Undefinierbar ist, bis heute, Fr. Böhm geblieben, der wahrscheinlich zu den ausgewanderten Heimatbürgern gehörte und seine „Sehnsucht nach Luxemburg“ mit allzu schwachen Mitteln auszudrücken versuchte:

„Getrennt von dir durch weite Ferne,  
Bin einsam ich im fremden Lande,  
Muss, folgend meinem Schicksalsterne,  
Verweilen hier auf ödem Sande.

Ermangle nun der Eltern Liebe  
Und der Geschwister trauten Mitte,  
Hab' keine Freund, dess' gleiche Triebe  
Verschönern meines Lebens Schritte.

Zwar wehet allwärts auf den Auen  
Des Allerhöchsten heil'ger Odem,  
Doch ist's mir nicht vergönnt zu schauen,  
Was stets ich fand auf Heimatboden.

Die Vöglein mit dem Glanzgefieder,  
Sie singen wohl auf allen Zweigen,  
Doch Schmerz! all' ihre muntern Lieder  
Ergreifen mich gleich Trauerweisen.

Der Wellen Plätschern, lustig Rinnen,  
Der Blätter Wehn im Wälderdom  
Verscheuchen nicht mein tiefes Sinnen,  
Sie plaudern nicht im Heimatstone.

Drum meiner Sehnsucht heiss Verlangen,  
Dass mich umschlössen süß're Bande;  
Doch können sie mich nur umfassen  
Im lieben Luxemburger Lande! —“

Bei „*Quidam*“ änderte — genau wie beim Studenten Felix Wagner und beim undurchsichtigen C.F. — mit der Sprache auch das Werturteil: das, was dieser Irgendwer — dessen Poetengesicht maskiert geblieben ist — als Sänger vorzutragen hatte, war formal und inhaltlich von einer Qualität, welche weit über das Durchschnittsniveau der Zeitschrift-Dichter hinausging. Schon das erste Werk: „*Belle Nuit de Printemps*“ war ein feiner Harfenschlag, der sich das Zuhorchen erzwang:

„*Vois, la nuit est venue  
Une planète d'or, là-bas, perce la nue.*  
Victor Hugo.

La nuit est arrivée et son cortège d'ombres,  
Sur le monde assoupi jetant ses voiles sombres;  
L'étoile s'allume dans les cieux,  
Et la brise du soir, légère et parfumée,  
Agite doucement la sonore ramée  
Du chêne au tronc nouveau.

Un brouillard transparent flotte sur les prairies;  
C'est l'heure du repos, des vagues rêveries;  
Dans l'air plane un faible soupir;  
La fleur penche sa tête, et la nature entière  
S'apaise, se recueille et, pleine de mystère,  
S'endort sous un dais de saphir.

La lune, dégageant sa lumière incertaine,  
De ses pâles rayons argente au loin la plaine;  
Parfois une blanche vapeur,  
Ainsi qu'un pavillon tissu d'or et de soie,  
Sur son disque brillant mollement se déploie  
Et voile sa chaste lueur.

Ces superbes décors, ces tentures splendides  
Se transforment soudain en des troupeaux candides,  
En mille flocons radieux;  
Et bientôt dispersés au souffle de la brise,  
En cent groupes divers leur chaîne se divise  
Et s'évanouit dans les cieux.

Dans les champs, dans les bois règne un calme sauvage  
Seul le zéphyr léger fait trembler le feuillage;  
La blanche colombe a gémi;  
Au fond de ces bosquets le rossignol soupire  
Des airs touchants, plaintifs, doux comme le sourire  
D'un enfant qui dort à demi.

Assis sous un vieux chêne aux feuilles dentelées,  
J'écoute avec transport ses notes modulées,  
Sa voix qui me parle d'amour;  
Et pendant que j'écoute, immobile d'extase,  
A l'orient vermeil déjà l'ombre s'efface  
Et fuit à l'approche du jour."

Das zweite Gedicht: „Fata Morgana“ bestätigte verbal  
und essential, was das erste versprochen hatte:

„Wie heisst die Fee? Fragt nicht nach ihr.  
Goethe.

A mon âme partout une image est présente  
Suave de beauté,  
De mes rêves d'amour discrète confidente  
Et douce déité.

Soit que se revêtant de sa robe pourprée,  
L'aurore monte aux cieux;  
Soit que l'astre des nuits éclaire la contrée  
D'un jour mystérieux:

Je la vois cette image errante et vaporeuse  
Sous les pins odorants,  
Sur le roc dénudé que blanchit et que creuse  
La vague des torrents.

Je la vois au milieu des nuages d'albâtre  
Qui vaguent dans l'azur,  
Sous les buissons touffus et sur l'onde bleuâtre  
Du lac tranquille et pur.

Et le soir, quand le vent plus mollement balance  
Les rameaux dans les bois,  
Je crois saisir parfois, au milieu du silence,  
Un écho de sa voix."

Im Gesamtton der „Forêts agitées par le vent“ jedoch erschloß sich das geistige Visier des Mannes so, daß die Begabung des undurchschaut dahin- und aufwärtsschreitenden Dichters maximal erspürt werden konnte:

„Les cimes des forêts d'un bruit large inondé  
V. de Laprade.

Val solitaire, prés, forêt mystérieuse,  
Sentiers ombreux, rocs, retraite gracieuse,  
Où je puis rêver sans ennui:  
Combien de fois ici, loin du vain bruit du monde,  
Entouré de silence et d'une paix profonde,  
Me suis-je assis comme aujourd'hui!

J'aspire les parfums que la vallée exhale,  
J'aime à voir onduler l'haleine matinale  
Sur le sein flottant des forêts;  
Mon regard suit au loin cette mer ondulante,  
Ce flux et ce reflux de la feuille tremblante  
Et des moissons sur les guérets.

Doux comme le soupir de l'enfant qui sommeille  
Un bruit plaintif s'élève et frappe mon oreille,  
Comme un écho des saints concerts;  
Soudain le vent accourt et les forêts mugissent,  
Dans les épais halliers mille voix retentissent  
Et s'entrechoquent dans les airs.

Ce ne sont pas des voix bien claires et distinctes,  
Mais des torrents de bruits, des cascades de plaintes,  
De silences interrompus;  
Parfois on croit entendre, à travers la distance,  
Les secousses, les pas, les cris d'un peuple immense  
Qui fête au loin le dieu Bachus.



Et puis le bruit s'apaise et le murmure expire,  
Et l'âme qui s'endort sur l'aile du zéphyre  
Plane sur ce site enchanté;  
Comme un ange qui vole aux plaines éternelles,  
Elle part et s'élançe et, déployant ses ailes,  
Se plonge dans l'immensité.

Forêt mystérieuse, aimable solitude,  
Où tant de fois la paix et la béatitude  
Ont calmé mes cuisants soucis:  
Ah! ne puissent jamais tes paisibles clairières  
Retentir du fracas des cohortes guerrières  
Et des pas lourds des ennemis!

N'accompagne jamais de ton pieux murmure  
Que le chant des oiseaux qui, sous la voûte obscure,  
Couvent le fruit de leur amour;  
Ne couvre de ta voix que la voix du poète,  
Amant de ces beaux lieux, dont la muse discrète  
Vient rêver au déclin du jour!"

J. P. Henrion (1846-1916), der Clerfer Literaturfreund, Professor am Athenäum und nachmalige Regierungsrat, Mitopfer der Landmann'schen „Hirschiade“, hatte wohl die Liebe, aber nicht das Zeug zur wahren Lyrik. Recht und schlecht sang er sein „Wanderlied im Frühling“:

„Ade, mein Städtchen, auf düsterm Felsenthron!  
Der Kukuk ruft, des Frühlings Boten schweben;  
Im Maigruss rauscht der Berge Wälderkrantz,  
Die ferne blauend sich zum Himmel heben.

Mit sel'gem Wirbeln steigt die Lerch empor,  
Der Wald voll Lust stimmt ein in ihre Lieder,  
Es bringet, in der Freude lautem Chor,  
Das Felsenecho uns're Sänge wieder.

Und lustig springend von den Waldeshöh'n  
Die Quellen grüssend uns entgegenrauschen,  
Im Thalesgrund die Wasser sinnend geh'n,  
Im Grün versteckt die stillen Dörfchen lauschen.

Wie sonnig ruht auf Thal und Höh'n die Welt!  
Im Blüthenduft die Hütten freundlich blinken,  
Es lacht die Au, und lustig grünt das Feld;  
Nur fort, wo fern die blauen Berge winken!

O schönes Land, dich jubelnd preist mein Herz,  
Denn Glück und Frieden deine Thäler bergen;  
Es ruht, wie deiner treuen Adern Erz,  
Das alte Land noch auf den alten Bergen.“

Franz Landmann hatte ihn den „näselnden Jüngling“ genannt, und Tony Kellen bestätigte später die Angaben des „homerischen Lachers“, indem er erzählte:

„Der einzige, der imstande gewesen wäre, uns für die schöne Literatur zu begeistern, wäre Prof. Henrion gewesen, den wir in den untern Klassen hatten. Er war damals ein junger, eleganter Lehrer, der sehr anregend wirkte. Leider blieb er nicht lange in der Anstalt, denn er wurde von der Regierung auf Reisen geschickt und dann zum Regierungsrat ernannt. Später als ich schon als Schriftsteller bekannt war, traf ich ihn beim Staatsminister Eyschen, der mich jedesmal, wenn ich nach Luxemburg kam, zum Mittagessen einlud. Aber wie hatte Henrion sich verändert! Von seiner früheren geistigen Rüstigkeit war nichts mehr an ihm, und kaum waren wir mit dem Essen fertig, so machte er schon sein Nickerchen, während die noch immer so bewegliche Exzellenz eifrig mit mir weiter diskutierte“.

Auch bei fortschreitender Kulturentwicklung behielten manche publikumfürchtige Liedermacher ihre Deckchiffren bei; so C. F., der, unter dem Titel „La Musicienne“, dem Harmonischen das Dissonierende gegenüberstellte:

„Ce siècle est triste. Au fond des villes embrumées,  
Nous ne retrouvons plus ce qu'en vain nous aimons,  
Ni roses, ni soleil, ni fraîcheurs parfumées,  
Ni le repos des bois, ni le calme des monts.

Nous ne retrouvons plus, dans cette foule avide,  
L'idéal chaste et fier que nous rêvions d'y voir.  
Hélas! et nous n'avons, nous, dont le coeur est vide,  
Qu'un Dieu le souvenir, qu'un culte, le devoir.

Nous passons torturés par l'atroce insomnie,  
Comme des pèlerins douloureux, nous passons,  
Ce n'est que toi, toi seule, éternelle Harmonie,  
Qui nous fais frissonner d'ineffables frissons!

C'est toi qui nous soutiens, c'est toi qui nous délivres,  
C'est toi, fée aux yeux clairs, qui nous dis de bénir;  
Lorsque nous sommes las du songe vain des livres,  
C'est toi qui nous endors, ô soeur du Souvenir!

Et nous nous rappelons notre idylle ancienne,  
Et la première larme, et le premier baiser,  
Quand, sous les doigts tremblants d'une musicienne,  
Notre vieux coeur ému palpite à se briser.“

Das „Sonnet“ eines ebenso undeutbaren W. besang die Größe der Freundschaft in einer geringdenkenden und kleinsichtigen Welt:

„Toute chose en ce monde est fragile, éphémère:  
Le bien que l'homme croit trouver sur son chemin  
Comme une ombre s'enfuit et glisse dans sa main,  
Ne laissant que regret, déception amère.  
C'est en vain, qu'en quittant le foyer de sa mère,  
Il espère trouver dans le fouillis humain  
Un bonheur, une joie ayant un lendemain;  
Son espoir est un rêve, un leurre, une chimère.  
Parmi tous les attraits que le destin moqueur  
Fait miroiter aux yeux pour captiver le coeur,  
Il n'en est qu'un de vrai que jamais rien n'altère;  
Par qui l'homme affligé toujours est raffermi,  
Qui verse dans son âme un baume salulaire:  
Ce bien trop rare hélas! c'est — un sincère ami.“

A. H. dagegen — leicht als Arthur H e r c h e n auszumachen — hatte mit der Freude auch Genuß an den natürlich reinen Dingen, von denen er zu träumen wagte:

„J'aime à rêver sur la bruyère,  
Loin du monde, loin des humains,  
Au pied d'un chêne séculaire,  
Seul et la tête dans les mains.  
J'aime l'étoile du soir qui brille,  
Qui brille au fond du firmament,  
J'aime la source qui pétille  
Sur les cailloux joyeusement;  
Le nid caché dans la verdure,  
Le jonc que l'oiseau fait plier,  
Le zéphyr qui passe et murmure  
Dans les rameaux du peuplier.  
J'aime le nuage d'albâtre,  
Qui flotte dans l'azur voilé,  
Et le lac à l'onde bleuâtre,  
Où se mire le ciel étoilé;  
Et le phalène d'or qui vole,  
Qui vole et fuit de fleurs en fleurs,  
Qui boit au fond de leur corolle  
Ce que l'aube y versa de pleurs.  
J'aime le chant de la mésange,  
La fleur qui dit: „Pensez à moi!“  
Oui, j'aime tout cela, mon ange,  
Mais je n'aime rien comme toi!“

Kein Wunder, daß bei einer solchen Offenhaltung des körperlichen Gehörs und des geistigen Gesichts alles Anlaß zu Lust und Frohsinn war:

„Non semper imbres. (Horatius)

Und Alles lacht und jauchzt und freut sich. (Heine)

Le ciel est bleu, le soleil brille,  
Des frimas avril est vainqueur;  
Le vent frémit sous la charmille,  
Le ciel est bleu, le soleil brille,  
C'est avril aussi dans mon coeur!

Tout se transforme et se réveille,  
Tout est vie et tout est vigueur;  
La vigne pleure sur la treille,  
Tout se transforme et se réveille,  
Avril aussi bat dans mon coeur!

Le pinson chante sur la branche,  
La rosée emperle la fleur;  
Lissant son aile grise et blanche,  
Le pinson chante sur la branche,  
Avril aussi chante en mon coeur!"

Und Ewald Günther? War er Luxemburger oder Zugereister? Vielleicht der Vater des später komponierenden und musizierenden Karl Günther? Die besten Lexiken verschwiegen seine Existenz, obschon er ein prächtiger Erzähler und akzeptabler „Hellscher“ war:

„Von Träumen nächtlich über Land getragen,  
Kam ich vorbei an einem weißen Hause:  
Von kluft'gem Felsen winkt es in die Ferne,  
Und unten geht vorbei des Strom's Gebrause.

Da unten auf des grünen Stromes Wellen  
Ließ ich mein Schiffein oft hinuntertreiben,  
Im Schooß die Hand, die Ruder eingezogen,  
Und spähte nach den hellen Fensterscheiben.

Dann sah ich wohl den weißen Vorhang zittern,  
Ein leuchtend Antlitz aus den Falten tauchen,  
Ein rotes Mündchen sah ich an die Scheiben  
Den heißen, süßen Morgenodem hauchen.

Und dann von feinem Händchen einen Namen  
Sah ich der trüben Fläche eingeschrieben;  
Und, kaum er noch so zierlich hingemalet,  
Mit raschem Finger hastig ausgerieben.

Wie ferne auch mein Kahn vorbeigeglitten  
Braucht' ich mich um den Namen nicht zu mühen,  
Und ob es sich im Vorhang schnell geborgen,  
Das weiße Antlitz sah ich doch erglühn.

Bald flatterten die hellen Liebesfähnchen,  
Ich sang die Loreley zum Wellenrauschen,  
Und unsre Küsse mußte über's Wasser  
Der Morgenwind von Lipp' zu Lippe tauschen.

Viel Meilen weit, im fernen fremden Lande  
Nahm heute mich ein Traum auf seine Flügel  
Und trug mich heim: Ich sah es wieder winken,  
Das weiße Haus von seinem Felsenhügel.

Was rauscht ihr dumpf und fließet denn so trübe  
Ihr lieben, grünen Schaukelwellen heute?  
Und traute Glocken, bringet ihr zum Gruße  
Dem Heimgekehrten euer Grabgeläute?

Mir geben ferne Beterstimmen Antwort,  
Und langsam zieht es mit umflorten Fahnen  
Zum stillen Dorf hinaus, mit weißen Rosen  
Geschmückt die Bahre: Gott, ein schrecklich Ahnen!

Den stummen Trägerinnen will ich rufen,  
Die weißverschleiert schreiten mit der Toten;  
Doch meine Zunge starrt: Schweißübertonnen  
Lieg ich — da wecket mich der Tritt des Boten.

Ein Brief! — Ein Brief mit schwarzem Rand und Siegel!  
— — Ohnmächtig wieder bin ich hingesenken  
Ich konnt' es doch nur allzufrüh erfahren,  
Daß mir mein Lieb im grünen Strom ertrunken."

Den zünftigen Historikern, welche noch manche Daten für die endgültige Literaturgeschichte Luxemburgs zu eruieren hatten, stellte dieser E. G ü n t h e r sich später als B a t t y W e b e r vor.

\*

In andern Publikationen blitzten gelegentlich die Namen optimistisch gestimmter Poesieaspiranten auf:

Prinzipal H e n r i - J o s e p h - A u g u s t e K e r z m a n n aus Luxemburg (1797-1855) mit einem „Manuale poeticum“; Lehrer J o h. J o s. B a l d a u f f aus Echternach (1824-1898) im „Luxemburger Schulboten“ (1861); Pfarrer J o h. L a n g e r

aus Remich (1828-1908) mit religiösen Liedern; Geschäftsmann Georg Gillen aus Clerf (1831-1918) mit luxemburgischen Gedichten in „Luxemburger Land“, „Landwirt“ und „Ardenner-Zeitung“; er war auch der Verfasser des Berichtes über „Die Wallfahrt nach St. Hubert“ aus dem „Luxemburger Land“; Schulinspektor Bernhard Kiesel aus Echternach (1834-1905), den sich der „Echternacher Anzeiger“ als lyrischen Hauspropheten hielt; Hauptlehrer N. Rewenig (1834-1898), der mehr Historiker als Versenmacher war; Jakob Hubert Schütz mit einer Auslese: „Scherz und Ernst in Poesie“ (1861); Prof. Michel Ferdinand Follmann aus Echternach (geboren 1849), der nach Metz zog, um dort zu lehren, ohne seine literarischen Kontakte mit Luxemburg aufzugeben.

Gegen Ende des Jahrhunderts kamen stärkere Talente zum Vorschein, wie etwa Nikolaus Warkler aus Echternach (1861-1940), der auch in seiner Wahlheimat Belgien das deutschsprachige Literatentum pflegte, bevor er 1897 mit den „Hiérschtbliéder“ das Luxemburgische zu kultivieren begann, und Willy Goergen aus Steinsel (1867-1942) der sich ähnlich wie Warkler entwickelte, ohne der Heimat zu entsagen: nach der Jahrhundertwende konnte er nur noch seiner Begeisterung für das Luxemburgische den immer besseren Ausdruck sichern. Auch früherreife Sänger, wie Norbert Jacques aus Eich (1880-1954), der gegen 1900 seine Verse „Im Banne“ zusammenstellte, leiteten mit jenen die Ablösung der alten und das Kommen der neueren Dichtergenerationen ein.

Allerdings hatten in der Zwischenzeit manche Schöpferkräfte sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika abgesetzt, wo sie eine fesselnde Sonderart der Heimatkultur hervorbrachten, deren Ausdrucksmedien wohl dem Luxemburgischen und dem Deutschen ähnelten, aber mehr und mehr einen Unterton mitklingen ließen, den Luxemburgs autochthone Kultur nicht kannte. Ihre Hauptexponenten waren Nikolaus Gonnere aus Luxemburg (1835-1892) mit seiner Sammlung: „Die Luxemburger in der Neuen Welt“ (1889) und vielen prosaischen und poetischen Versuchen in der „Luxemburger Gazette“ aus Dubuque; Nikolaus Becker aus Wormeldingen (1842-1920) mit seinen „Prai-

rieblumen“, welche N i k. G o n n e r edierte; J. B. N a u aus Tetingen (1859-1891) mit verschiedenen Bemühungen um den bestmöglichen Ausdruck seiner Stimmungen; J. B. M e r k e l s aus Hollerich (1860-1948) mit seinen „Blumen aus Amerika“ und J a c q u e s M e r s c h mit seinen „Gedichten aus Louisville“ (1844-1909).





## DIE ENTWICKLUNG DER THEATERKULTUR

Geich jedem andern Menschen, hatte auch der Luxemburger sich zu allen Zeiten sein „theatrum“, seinen Überblick und seine Einschau in das verwirrende Gewebe seiner Dopelexistenz an kurzen Wortillustrationen und an klärenden Geschehnissen erschaffen wollen. Wie allen andern Geschöpfen des Herrn war auch ihm die tiefere Betrachtung des Seins zum Spiel mit Bildern geworden, die ihm aus den Sakralhandlungen der Kirche, durch sein Mitagieren und durch seine ausweitenden Imaginationskräfte, heraus- und zugewachsen waren, um eine fast statische Sonderexistenz in Teilaktionen zu bilden: die „Emaischen“ in Luxemburg, der „Jaudesdag“ in Vianden, die „Lichtmäss“-Gänge in den meisten Dörfern, die „Springprozession“ in Echternach, die „Krippen“-Bauten in sämtlichen Kirchen des Landes waren die äußersten Überbleibsel von Liturgieauswüchsen, zu welchen manche Tropen unter der schöpferischen Mitwirkung des Kirchenvolkes gekommen waren. Das gesamte neunzehnte Jahrhundert hatte sie fast unverändert übernommen, um sie, ebensowenig umgefälscht, an die nachkommenden Generationen weiter zu geben. Obwohl die Jesuitendramen das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, von der Lateinschule her, markiert hatten, waren ihre Nachwirkungen im neunzehnten erloschen; was noch zu packen vermochte, gab sich volkspossenmäßig weltlich oder auf Distanz religiös, weil es vom eigentlichen Mysterium des Ursprungs äußerst weit entfernt war. Da es den Zeremonien des Beginns mit ihrem metaphysischen Schallraum die Plastizität der Verstofflichung verschafft hatte, war die Verweltlichung des Bühnengeschehens bis zur Derbheit und Verderbtheit hinangetrieben worden. Mit der Verbannung des Sakralgeistes war der Weg für den gottlosen Bühnennarren freigeworden.

Theatermäßig lebte das Großherzogtum nur vom Auslande. Um 1800, als Vernunftgöttinnen zu Altarehen gekommen waren, lieferten diese der Schaulust des Pofels die erfolgreichsten Bühnenspiele. Mit der Ankunft der Preußenheere und dem Abgang Napoleons änderten sich die Dinge rasch: zu Beginn des Jahres 1818 gründeten Stadtbürger mit Besatzungsoffizieren eine „Société littéraire de Luxembourg“ welche auch das Theater zu fördern unternahm und deutsche oder französische Ensembles in der Franziskaner-, Kapuziner- oder Kongregationskirche auftreten ließ. Als dann im Hause D e i t z, dem späteren Gesellenvereinsheime, die Bühnendinge geregelt waren, schauspielerte man dort nach den Gesetzen des Zufalls und der guten Möglichkeit. Ein Krach zwischen Bürgern und Offizieren ließ die Gesellschaftsbande 1826 reißen. Inzwischen hatte der Allesmacher M a t h i e u - L a m b e r t S c h r o b i l g e n mit einigen Freunden eine Amateurtheatergesellschaft gegründet, („Société d'Art Dramatique“), die seit 1821 etliche Vorführungen zustande gebracht und außer K o t z e b u e auch vielleicht ein Werk des luxemburgischen Lesekabinetthalters J. P. M ü l l e n d o r f f (der 1849 in Lüttich starb) aufgeführt hatte.

Nach den Angaben von J o s e p h H u r t (in: „Theater in Luxemburg“) brachten 1822, 1823 und 1824 deutsche und französische Spieltruppen eine unliebsame Konkurrenz, die den Eifer der Luxemburger für die Theatersache merklich abkühlte. Als ein Kölner Gremium am Neutorgraben Freilichtaufführungen mit Erfolg inszenierte, flammte die Amateurbegeisterung wieder auf und ließ es 1825 zu neuen Versuchen kommen, welche leider bald darauf durch französische Wanderspieler unterbrochen wurden. So zerfiel das einheimische Theaterensemble im selben Jahre, als einer seiner Promotoren, M. L. S c h r o b i l g e n, das „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ edierte und so über eine wirksamere Werbemöglichkeit verfügte. Das veranlaßte den Herausgeber zur Gründung eines „Cercle littéraire“ und zur Konzipierung eines neuen Theaterplanes. Im Jahre 1830, als J a k o b D i e d e n h o v e n seinen „Bitgank no Conter“ erscheinen ließ, wurde das „Cercle“-Heim eröffnet, so daß zwischen diesem Jahr und 1855 die Liebhaber- und die Wan-

dertruppen sich ablösen, ergänzen und konkurrenzieren durften.

Wenn auch F. G. Weiss schon im „Luxemburger Wochenblatt“ einige kurze Dialoge in dieser oder in jener Sprache, selbst im Luxemburgischen, veröffentlicht hatte, die den dramatischen Sensus bei den Auserwählten weckten, so verlor sich Schrobilgen selber, der ein ausgesprochener Halbdichter war, in die Rolle eines Stückeschreibers hinein und brachte 1833 in seiner Zeitung ein satirisches Kurzspiel unter, das er „Le Roi et le Jardinier“ betitelte und sich im Laekener Fürstenpalais zutragen ließ. Dem schlichten Zwiegespräche schickte er eine lange Einleitung voraus, in der gesagt wurde:

„Quatre boeufs attelés, d'un pas tranquille et lent,

Promenaient dans Paris le monarque indolent.

(Lutrin.)

Les rois, hommes de génie et de caractère, sont rares: il s'en est trouvé, cependant. Ce sont les jalons placés de loin en loin dans les siècles, pour faciliter la supputation des grandes époques historiques.

On en a vu, de ces rois, hommes de génie, qui ne prenaient conseil de personne; leurs ministres étaient leurs commis, tout bonnement. Quelques-uns avaient leur démon familier ou leurs fous de cour qui les rappelaient à l'ordre, de temps à autre, par de bonnes grosses plaisanteries. Molière, le roi de la scène, consultait sa servante. Louis-Philippe, roi des pavés et des barricades, prend conseil des circonstances. Léopold, le germano-gallo-britanno-belge, grand cultivateur de choux, navets et autres comestibles, consulte son jardinier.

Kolskopf, directeur du potager de Claremont, a suivi son bon maître en Belgique. Chargé des plantations utiles, dans le jardin royal de Laeken, il y a transporté sa bêche, son rateau et ses précieux sachets de semences anglaises. Là, souvent, la main appuyée sur l'outil agreste, ayant pour vis-à-vis le prince amateur, il passe en revue les annales antiques et modernes du chou favori; il en décrit les innombrables variétés et en exalte les vertus, tandis que l'auguste auditeur, par son silence et son imperturbable attention, semble à la fois captivé sous le double charme de l'éloquence brassicole

et du plaisir de voir, pour ainsi dire, croître sous ses regards, l'inestimable légume.

Un jour, assis, côte à côte, familièrement, comme de coutume, sur une banquette champêtre, à l'ombre d'un majestueux catalpa, le prince et Kolskopf devisaient sur leur thème quotidien; une magnifique planche de choux-fleurs étalait à leurs yeux le plus ravissant spectacle et inspirait au jardinier doctrinaire les plus savantes dissertations. „Sire, dit-il, votre majesté a l'extrême bonté de prêter quelqu'attention à mes discours; mais, j'en fais ici le modeste aveu, c'est à vous, à vos laborieuses veilles, que je dois en grande partie ma propre science; laissant à des ministres gagés la peine d'aplanir à ces étrangers (car nous sommes Anglais, nous) la voie vers ce qu'ils appellent une régénération politique, de plus dignes soins vous occupent, de plus agréables soucis embellissent vos loisirs; c'est au premier et au plus noble des arts que vous consacrez vos hautes facultés. Ne vous ai-je pas entendu, sire, Pline à la main, dissenter sur l'excellence de notre plante bien-aimée, et ne m'avez-vous pas appris que Chrisippe, Dieuches, Pythagore et Caton avaient écrit de nombreux volumes sur le chou? N'est-ce pas de votre bouche royale que j'ai appris ce joli trait rapporté dans le traité *De re rustica*? Diogène, lavant ses choux, cria à Aristippe, si tu savais manger des choux, tu ne ferais point ta cour aux grands: et toi, répondit Aristippe, si tu savais faire ta cour aux grands, tu ne t'amuserais point à laver des choux . . . N'est-ce pas vous qui m'avez enseigné que les anciens se délectaient de choux au commencement de leurs repas, et que les Egyptiens les faisaient toujours servir à l'entrée de leurs festins, comme un préservatif contre l'ivresse? C'est aussi par cette raison péremptoire que j'en fais mes délices, tous les dimanches, avant d'aller au cabaret . . . Ah! pardon, sire, je m'oublie . . . C'est à vous, sire, de parler . . . ne m'avez-vous pas promis de m'expliquer la culture du crambe maritime, cet hermaphrodite d'asperge et de brocoli? . . . Mais, sire, vous me paraissez soucieux; un sombre nuage obscurcit votre front; vous êtes plus pâle que d'habitude; seriez-vous . . . daignez . . .

Das dramatische Gespräch wickelte sich folgendermaßen ab:

### Le Roi.

Ah! mon pauvre Kolskopf, je me perds dans mes réflexions. Depuis que mon oncle d'Angleterre m'a envoyé ici planter mes choux, je ne cesse de me dire, à part moi, la nuit et le jour:

Heureux qui, satisfait de son humble fortune,  
Libre du joug superbe où je suis attaché,  
Vit dans l'état obscur où les dieux l'ont caché!

### Le Jardinier.

Je conçois cela parfaitement, sire, et c'est vraiment bien dit. Considérez, cependant, votre position; vous êtes roi et vous faites tout ce que vous voulez; vous réglez sur un peuple qui vous a librement élu; on travaille à rétablir, sur de nouveaux fondements, sa prospérité perdue; vous devez jouir de la plus heureuse existence, ou je n'entends plus rien aux affaires de ce bas monde.

### Le Roi.

Tu crois? Mais si je te disais que dans le temps où je n'étais qu'un pauvre officier d'infanterie . . .

Le Jardinier (*l'interrompant*).

Oh! certes, vous ne faisiez pas vos choux gras alors.

Le Roi (*soupirant*).

Dans ce temps-là, mon cher Kolskopf, amant préféré de la princesse d'Angleterre, j'avais la perspective flatteuse de devenir roi, c'est-à-dire, le mari d'une reine; j'entrevois les douceurs de la royauté tandis que ma femme en porterait les épines; je me sentais bercé d'avance sur l'édredon d'une liste civile autrement ronde que celle d'un roi des Belges.

Le Jardinier.

Brillant avenir, en effet; dans votre imagination, sire, vous faisiez valoir vos choux; mais, malgré tout, si vous n'avez pas une femme pour porter le poids de votre couronne, vous avez du moins des ministres qui bêchent, sarclent, ratissent et moissonnent dans le champ du public; et vous ne répondez de rien; cela ne revient-il pas parfaitement au même?

Le Roi (*souriant*).

Il y a bien un peu d'analogie entre les deux situations; aussi, j'en profite tant que je puis, et Dieu veuille que cela continue! mais il est des tribulations qu'il faut que j'endure, et, par exemple . . .

Le Jardinier (*d'un air malin*).

Oh! je sais ce que vous voulez dire. Vous vous chagrinez de n'être pas reconnu par quelques puissances qui persistent à distinguer le fait du droit et qui n'entendent pas agréger votre royaume à la famille européenne. Bagatelle que cela! Proclamez, dans un discours d'ouverture, que les puissances vous ont reconnu; vos sujets le croiront, vous le croirez vous-même et vous vous consolerez d'après le système du docteur Pangloss. Et quand même une centaine d'orangistes incorrigibles, les seuls qui restent encore en Belgique, n'y croiraient pas, moquez-vous de cela; c'est bien indifférent; ce sera chou pour chou.

Le Roi.

Tu vois bien les choses, mon garçon; mais il y a encore . . .

Le Jardinier (*d'un air goguenard*).

Ah! j'y suis. L'exécution de certain traité vous donne des embarras. Votre majesté, grâce à son mortier-monstre qui lançait des choux rouges à Chassé, et grâce aux factions qu'elle faisait, par un froid de dix degrés, sur la tour de la cathédrale d'Anvers, est parvenue à récupérer la citadelle; et malgré cet exploit, pour lequel vous vous êtes, à juste titre, décoré vous-même de la grande croix de l'ordre Léopold, vous ne voyez pas l'Escaut se rouvrir, ni même vos états définitivement délimités, ni la Hollande prête à payer votre dette, ni l'industrie renaître, ni les esprits se réconcilier, ni . . . Parbleu! sire, de quoi vous inquiétez-vous? On vous rogne dans le Limbourg, mais n'êtes-vous pas sûr d'avoir le Luxembourg en entier? M. Lebeau vous l'a promis. M. Lebeau en a fait comme des choux de son jardin. Si vous n'obtenez pas le Luxembourg en entier, même la partie allemande, vous attaquerez M. Lebeau en garantie. Belle province, ma foi, que le Luxembourg! Tenez, sire, je lis les gazettes, et je me sou-

viens que dernièrement M. de Brouillie et M. Gobeles ont crié comme des diables à la tribune; ils ont dit qu'il y avait encore des consentements à recevoir et des modifications à faire pour mettre la dernière main à ce fameux traité. Je gage que c'est cela qu'ils ont voulu insinuer; il est vrai qu'il y avait quelque chose de boîteux dans leurs explications diplomatiques. Mais un député, de mes amis, m'a tiré d'incertitude; il m'a fait voir toute cette manigance claire comme le jour, et je vous en fais part, sire, pour que vous ne soyez pas interloqué quand le papa Philippe vous en parlera.

Le Roi.

Tout ce que tu me dis là, mon garçon, est très bien; je ne raisonnerais pas mieux; mais, vois-tu, il y en a encore . . .

Le Jardinier.

Ah! sire, l'éclair de vos regards me révèle votre pensée. Je vois votre noble coeur bondir d'indignation de ce que la gloire d'un siège mémorable ait été le partage exclusif des soldats français, tandis que l'armée belge . . .

Le Roi.

Oui, certainement, tandis qu'avec mes Belges, la gloire eût été du moins nationale et d'une durée proportionnelle à la durée même du siège. C'eût été de la gloire renouvelée des Grecs; nous eussions donné une seconde représentation du siège de Troie. Mais ces Français sont venus à travers choux, déranger mes plans, au moment où je me disposais à soumettre enfin cet obstiné Guillaume. Et entre nous soit dit, il ne faut pas que cela vienne à d'autres oreilles, Gérard n'a fait ici que de l'eau claire, puisqu'au bout du compte, Guillaume se donne les gants de bloquer Anvers à dix lieues de distance, et que je ne suis, encore comme auparavant, que le roi des protocoles. Ah! papa beau-père!! . . . Kolskopf, mon ami, ce n'est pourtant pas là ce qui me tourmente le plus . . .

Le Jardinier.

Vous pensez peut-être à convenir le lion de Waterloo en mortier-monstre pour servir au prochain bombardement de Flessingue?

Le Roi.

Superbe idée! mais tu n'y es pas.

Le Jardinier.

Chercheriez-vous un moyen pour amener la noblesse de Bruxelles à vos soirées dansantes?

Le Roi.

Nullement, je sais de reste que tout ce que je . . .

Le Jardinier.

Oh! j'y suis; vous songez à faire un emprunt pour parer à la banqueroute. Rotschildt, le damné juif! au lieu d'écus vous jette des chiffons de papier. Que n'imitiez-vous votre futur frère Nicolas de Russie! demandez de l'argent aux banquiers d'Amsterdam. Nicolas vient d'obtenir d'eux, en trois jours, vingt millions de roubles.

Le Roi.

Bah! nous avons un budget superbe. Le patriotisme de mon peuple verse, en dix jours, les contributions de l'année. Tu sens bien, mon garçon, que de ce côté-là . . . mais . . . (*Il soupire encore.*)

Le Jardinier.

Enfin, sire, je découvre le pot aux roses. Ne seriez-vous pas heureux en ménage? Les myrtes de la lune de miel seraient-ils déjà flétris? N'êtes-vous plus l'amant aimé de la princesse? Ne vous nomme-t-elle plus son chou? Ou bien, le souvenir d'un premier hymen . . .

Le Roi.

Tu te perds, Kolskopf; le chagrin qui me dévore est bien d'une autre nature . . .

Le Jardinier (*frappant ses genoux des deux mains*).

Pour le coup! j'ai deviné, sire; vous êtes entre la chèvre et le chou; entre le clergé d'un côté et les Français de l'autre; entre le tricorne et le bonnet de police. Si j'étais à votre place, pour un jour seulement, j'y mettrais ordre. Je commencerais par me faire catholique romain.



Le Roi (*à part*).

J'y songeais.

Le Jardinier.

Ensuite, je me déclarerais pape dans mes états; après, je licencierais l'armée belge et je prendrais à mon service cent cinquante mille Français.

Le Roi.

Et les chambres!

Le Jardinier (*vivement*).

Les chambres! Je leur lâcherais au talon maître Lebeau; c'est l'homme unique pour les éclairer; il leur a tant de fois montré des vessies pour des lanternes...

Le Roi.

Ton idée me sourit; pourtant il y a bien quelque difficulté encore. La fin de la révolution n'est pas encore un *fait accompli*, et les puissances du nord... et l'honneur du pays... et le clergé!...

Le Jardinier.

Tenez! sire, voulez-vous m'en croire? Ne gémissiez pas, et puisque vous vous êtes fait chef de révolutionnaires, montrez comme eux du calme et de la résignation. Un peu de cœur; cela n'empêche pas les arrière-pensées, ni même des illusions pour l'avenir. Au bout du compte, Claremont a-t-il cessé d'être à vous? Ne consacrez-vous pas de doux souvenirs et des écus vaillants à ce noble manoir que vous reverrez certainement un beau jour? Du reste, laissez couler l'eau sous le pont; tant que vous serez le gendre de Louis-Philippe, vous êtes certain d'être quelque chose; cet excellent beau-père; il fait litière chez vous et vos ministres ont pour lui un respect... c'est comme s'ils étaient de Paris. Vos sujets les Belges sont pétulans et bavards, c'est vrai; mais de quoi, diable! se plaignent-ils? Le commerce ne va plus! qu'ils attendent seulement six mois et ils participeront, goddem! à la prospérité du commerce de la Grande-Bretagne. Les armateurs jurent et les fabricans vont les bras croisés! Parbleu! ils sont bien impatiens; les colonies anglaises leur offriront bien d'autres

débouchés que les pauvres colonies de la Hollande! Les industriels jettent des clameurs à vous assourdir: voulez-vous les mettre à *quia*? Ordonnez une belle et bonne exposition des produits de l'industrie que vous vous efforcez tant d'encourager. On verra là bien d'autres prodiges qu'en 1830. Nous ornerons le portique de la salle des attributs de votre propre industrie, sire; on y contempera, avec stupéfaction, d'un côté le mortier Léopold ou monstre, c'est égal; de l'autre, une énorme pyramide de nos plus gros choux, symboles des bombes sans lesquelles Gérard barbotterait encore dans la boue de ses tranchées et auxquelles les Français doivent toute la gloire dont ils se pavant à vos dépens: *Sic vos non vobis.* (Ici le roi prend une prise dans la tabatière de son interlocuteur; ils éternuent tous deux et Kolskopf reprend le fil de sa *protopopée.*) Enfin, sire, les hobereaux de Bruxelles dédaignent de saluer la majesté de votre trône! ils dédaginent votre cour!! Qu'est-ce que vous fait leur dépit? La splendeur de votre monarchie n'est-elle pas relevée par tant de brillans satellites qui gravitent élégamment autour du soleil de vos grâces? Habités à rouler d'un orbite dans un autre, n'embellissent-ils pas aussi le vôtre, tous ces astres errans, les Vilains, les Trentesots, les Gensdorien, les Lebeau, les Gerlâche, et cet essaim de Français qui enseignent à vos sujets la charge en douze tems? Leur présence, il est vrai, fait des jaloux et cause des insomnies aux Belges de race pure; mais, sire, vous dormez en repos, vous, et les choses n'en vont pas moins leur train. Soyez donc rassuré, ô mon bon seigneur et maître! si, malgré la volonté du beau-père et du cher oncle, malgré le zèle et les sueurs de vos ministres, nos choux ne prennent point dans le sol ingrat que nous cultivons, nous savons où trouver une terre plus complaisante et plus heureuse . . . Nous avons encore sous les yeux les superbes plates-bandes de Claremont.

Le Roi.

Hélas! mon cher Kolskopf, c'est toi qui l'as nommé!

(S.)

Die Szene fand keine öffentliche Präsentation, da die politischen Einspritzer die Erwägung eines solchen Unternehmens wahrscheinlich verhinderten, obschon die Metzger Spiel-

truppe von damals über die geeigneten Darstellerkräfte verfügt hätte. Um diese Zeit begannen die Ankündigungen der verschiedenen Gastensembles, sich zu überbieten. Die deutschen versprachen Vedetten aus Wien, die französischen verhiessen R a c h e l, weder diese noch jene kamen, dafür lösten magere Possen die halbfetten ab, es blieb bei einem sichtbaren Niedergang der Leistungen, sodaß die widrigen Reaktionen des Publikums nicht ausbleiben konnten. Wohl versuchten es die Schauspieler aus Deutschland dann mit N e s t r o y \* und M o z a r t, die aus Frankreich mit R a c i n e, allein die Darstellerübungen entsprachen nicht den Dichterwerten, und so begannen die Luxemburger, theatermüde zu werden.

Sie wurden es in dem Augenblick, als die literarischen Vorlagen ihrer Gestalter, ob sie L. A. F e n d i u s (1829-1862), J. F. G a n g l e r (1788-1856) oder M i c h e l L e n t z (1820-1893) hießen, plötzlich dramatische Essenz verspüren ließen und eine Verheißung für kommende hausgemachte Qualität in der Komödie und in der Tragödie zu sein schienen. 1849 wurde vom Turnverein „Gym“, zu dessen Gründern alle hervorragenden Männer, bis zu H e i n r i c h S t a m m e r, gehörten, eine dialogisierte Satire oder Posse in Revueform: „De Prenz Carnaval an de Prenz Faaschtdag“ als eine Art Kollektivarbeit aufgeführt und als der Beginn einer einheimischen Theaterkunst begrüßt\*\*. Wohl setzten die Wanderensembles aus den Nachbarländern ihre Komödiantenbesuche fort, wohl präsentierten sie neben Z s c h o k k e und K o t z e b u e einen „Fils unique“ und einen „Cafetier invisible“, mit viel Kladderadatsch dazu, wohl legten sie sich gunstfängerische Namen wie „Théâtre de Strassen“ oder „Theatergesellschaft Fels“ und ähnliche Bezeichnungen zu, allein das Niveau ihrer Aufführungen sank, genau wie der Sozialstand ihrer Mitglieder, so sehr, daß sie bald als bessere Bettelscharen betrachtet und gemieden wurden. Im selben Ausmaße, wie

\* Bei dessen Aufführungen fehlte D i c k s wohl kaum.

\*\* Merkwürdigerweise schrieb sich der „Einsiedler des Grünewald“ die Verfasserschaft der Posse zu, die er zu Gunsten der Armen verkaufte. („Au bénéfice des pauvres: De Prenz Carnaval an de Prenz Faaschtdaag: E Bild no der Natur a 4 Akten. J. L a m o r t. 1852. 12 pages).

ihre Bedeutung abnahm, stiegen Einfluß und Ansehen der „Gym“, zu der sich, neben vielen Laienspielern, auch D i c k s, L e n t z und F e n d i u s als Mitglieder stellten. Mit der Auf- führung des „Scholtschein“ von D i c k s, (im späteren Stern- berghaus) am 25. Februar 1855, fing der Aufstieg der natio- nalen Theatermacherei im großen an, die vor allem von den D i c k s' schen Singspielen lebte. Die Gründung der „Société du Théâtre“ (1867) zog den Umbau der alten Kapuzinerkirche in ein Bühnenheim nach sich (1869).

Was später von André Duchscher (1840-1911) unter den Namen: „De Schuurk“, „D'Brandbréif“, „Den Handstraich oder D'Bloum ous dem Rusendahl“, „De bloe' Mondig oder Ween hoat d'Box?“ u.a., von N. S. Pierrret und von Michel Rodange aufgebracht wurde, konnte nicht mehr den Meistergeist verleugnen, der ihren Werken vorausgearbeitet hatte, auch wenn sie manchmal ihre Eigen- wege gingen.

Als 1879 der frühere Schullehrer und spätere Zeitungs- mann J e a n J o r i s aus Autel-Bas (1828-1893) seine „Gewès- sensbèss“ als „kômesch Operett an 2 Akten“ (mit J. A. Z i n n e n' scher Musik) herausbrachte, war von der D i c k s' schen Leichtigkeit in Aktions- und Dialogführung nichts mehr zu verspüren. Das „Luxemburger Wort“ nannte das Werk eine „geistige Mißgeburt“, „eng Kabeszopp“, „das elende Machwerk eines gegen das ausdrückliche Verbot seines Schöp- fers in der dramatischen Poesie pfuschenden horribiliscrififax“ und mußte zur Buße, die der Autor über den Gerichtsweg erzwungen hatte, das ganze Libretto abdrucken. Daraufhin sangen alle Gassenbuben Luxemburgs den Prachtrefrain:

„O Josephin,  
Wo' bass de hin?  
Wo' sin dé glécklech Drém?  
Erem komm hêm...“

falls sie nicht vorzogen, den werdenden Damen aus ihrem Bekanntenkreise zuzurufen:

„t ass eng Dommhêt,  
Dir gestitt et,  
Sech ze bannen  
Un e Framensch,

Dät ze fannen,  
 Nô onse Wensch,  
 Dem Zo'fall dir  
 Huot iwerigin.  
 Spâss krée mir,  
 Dir wärt gesin,  
 Mei Würt ass gin;  
 Ech well mech net entzêhen,  
 Sollt ech eng Xantipp kréen . . ."

Was nach der Jorisleistung dann über die Landesbühnen gehen durfte, hatte wieder bessere Faktur: so der Einakter: „Eng Kur zu Bollendorf“ des Rechnungskammer-Revisors Paul Liez, der sich J. A. Müller als Musiker verschrieben hatte; so Pol Clemen und Lex Brasseur mit ihren „Flautereien“; so Lex Brasseur und Batty Weber mit ihrem Dreiakter: „De Mononk Phlep“; so Batty Weber mit der Posse: „Den Här Präsident“ (zuvor hatte er die französisch geschriebene Komödie: „A Mondorf“ vorgelegt); so auch dieser oder jener Unbekannte vom Lande, wie der undurchschaubare N. D. aus Diekirch mit einem Dorf- oder Provinzstück: „Eng belleg Villa“.

Vor und nach dem Direktübergang vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert wuchs die Zahl der Bühnenschreiber mittlerer und minderer Güte sozusagen in einer geometrischen Progression an, also daß die Stadt- und Landtragödien mit den Allerweltskomikern recht bald in Freuden aus der Überfülle rezitieren durften. Daß daneben Schauspieler mit deutschsprachigen Vorlieben auf ältere Verfasser, wie den Prälaten E. W. Schmitz (1857-1916) und dessen Weihnachtsspiel: „Das Blumenopfer in der Christnacht“ oder den naturalisierten Priester J. H. Schütz (1852-1936) und dessen Schauspiele: „Das Testament“, „Trenk oder Ein Schreckenstag in Cham“, „Der kranke Onkel und seine Nefen“, „Die französische Revolution“, „Eine lustige Skandalgeschichte“, „Der Verschwender“, „Maler und Musiker“, „Der Schuhflicker und der reiche Engländer“, „Der Seiltänzerknabe“ und verschiedene Heiligen-Festspiele oder den bereits erwähnten Nikolaus Léonardy, wenn nicht auf das fünftaktige Drama „Papst und Fürst“ von Philipp Bourg (oder J.P. Bourg?) und auf die Schauspiele „Constantin“

(1889), „Cornelius“ und „Der Stern von Bethlehem“ von Wilhelm Zorn zurückgreifen konnten, vermehrte für Alle die Möglichkeiten einer fortgesetzten Wort- und Spielillustration luxemburgischer Dreisprachigkeit, weniger vor der staunenden Außen- als vor der stolzer werden Eigenwelt.

Martin Schweisthals (1858-1922) „Drames et Comédies“ wurden dabei zu oft übersehen.

## KUNSTERWECKUNG UND KUNSTENTFALTUNG

Man hat gesagt (cf. Albert Nothomb: „La contribution de nos professeurs à l'art luxembourgeois“ dans: „Un siècle de vie intellectuelle. 1839-1939“), das neunzehnte Jahrhundert sei wahrscheinlich die ärmste Periode künstlerischen Schaffens in der luxemburgischen Gesamtgeschichte gewesen. Die Feststellung durfte nur den überraschen, der nicht die Geringwertigkeit in der Kleinzahl der aus der Zweithälfte des achtzehnten Jahrhunderts überlieferten Neuschätze kannte, aber dennoch wußte, daß, beispielsweise, die Bildhauerzunft damals in der Artistengesamtheit eine führende Rolle spielte, welche noch kaum fixiert worden ist. Zwischen 1740 und 1800 sind nicht weniger als zwölf Bildhauer nachweisbar: Martin Jacques aus Elcheroth, der zeitweilig nach Longwy zog, aber später in Wiltz auftauchte; Nicolas Jacques aus Wiltz; Peter Molitor; Michel Weiler oder Weyler aus Grosbous und dessen Schüler Johann Eichhorn aus Ettelbrück, der sich aber später zum Direktor der Erzlieferung „an der Schmelz auf dem Grundhof“ ernennen ließ; Johann Jakob Fosché aus Vianden; Bartolomäus Namür aus Luxemburg; Bartolomäus Meyer aus Echternach; Augustin Schreiner aus Gosseldingen; Fred Biver aus Kõrich; Johann Paulus u. Willibrord Stein aus Luxemburg. Der um 1736 aus Mähren eingewanderte Johann Georg Weiser betätigte sich als Maler und Graveur. Romanus Benedict Nollet pflegte den Orgelbau, Johann Jaeger aus Niedermertzig das Flötenspiel und Johann Mergen aus Obermertzig die Architektur.

Wenn diese Künstler auch durchwegs für die Kirchen des Landes wirkten und auf ihren Arbeitsgebieten von andern,

unbekannter gebliebenen Kollegen konkurrenziert wurden, so wußten sie doch nicht, wie manche Prozesse jener Tage darlegen, durch Meisterwerke ein gutes, gegen Not und Elend absicherndes Einkommen zu erwerben. Die Ausnahme bildete wohl Pierre Petit aus Izel (1711-1804), der in Luxemburg weniger als Maler denn als Schöpfer schmiedeeiserner Kunstwerke (Votivaltar der Kathedrale, Gitter von Sankt Maximin) auffiel.

In der eigentlichen Malerei vermochte es vielleicht der 1750 in Luxemburg geborene und um 1825 verstorbene Pierre Maisonnnet, der sich in Orval beim Bruder Abraham Gilson aus Habay-la-Neuve (1741-1809) eine gewisse Technik, wenn auch nicht dessen Sonderbegabung angeeignet hatte; nicht einmal der kurzwährende Besuch auf der Wiener Akademie war imstande, ihm das Talent eines bestechenden Landschaftsmalers oder eines überragenden Porträtisten zu vermitteln. Dennoch war ihm gegeben, am 31. Mai 1781 das Bildnis des durch Luxemburg ziehenden Kaisers Josef II. zu zeichnen und dadurch einen rasch vergehenden Glorienschein zu gewinnen. Nachher verdiente er sich als Zeichenschulmeister, als Ornamentalist, als Retoucheur und als schlichter Paysagist so lange einen kargen Lebensunterhalt, bis er am Luxemburger „Collège“ die Stellung des republikanisch fixierten Zeichenlehrers J. B. Pioche einnehmen durfte. Wohl seine beste Unterrichtsleistung vollbrachte er mit seinem um 1782 in Antwerpen geborenen Sohne Pierre-François-Jean Maisonnnet, der das väterliche Amt zuerst in Luxemburg und dann in Echternach ausübte, ohne freilich schöpferisch aufzufallen. Von ihm stammte das gelungene Kopfbild der ersten luxemburgischen Zeitung, des „Luxemburger Wochenblatt“ von F. G. Weiss (1821). Er starb schon im Jahre 1826, fast gleichzeitig mit dem Vater, welcher von der breiteren Öffentlichkeit bereits vergessen war.

Der andere bekannt gewordene Abraham-Schüler, P. J. Redouté aus Sankt-Hubert, überlebte den Stadtluxemburger um drei Lustren (gestorben 1840). Dieser „Rosenmaler“ erwarb sich im Großherzogtum einen Namen als Porträtist, wanderte nach Paris aus und wurde dort geschätzter Hofmaler.



Zu den Malern und Zeichnern aus der Orval-Schule mußte auch Peter Boor aus Stadtbredimus (1773-1847) gerechnet werden, der seinen ländereiten Ruhm allerdings in Österreich gewann. Nur setzte er sein geniales Graphikertalent zur Nachahmung von Banknoten ein, wurde dadurch ein reicher Mann, erwarb sich ein herrschaftliches Gut und schwang sich zum Gründer der österreichischen Sparkasse und der Donauschiffahrtsgesellschaft empor. Leider geriet er beim Rosenberg-Brankkrach von 1839 in Konkurs, wurde bald darauf in tragikomischer Weise als Fälscher entlarvt und zum Tode verurteilt.

Die Orval-Lehrlinge unterhielten nur lose Beziehungen zum Freskenmaler Ignaz Millim, der, gleich Weiser, aus Mähren eingewandert war und die besten Erinnerungen an seinen kunsttätigen Vorübergang in den Kirchen von Steinheim, Junglinster und Remerschen zurückließ. Er starb in Hobscheid um 1820. Weiser dagegen hatte mit Franz Heldenstein, d. Ält., aus Echternach (1749-1824) in Verbindung gestanden, der, außer einer Autobiographie und einiger rarer Schöpfungen, vor allem einen hervorragenden Künstler im Jüngeren Franz J. D. Heldenstein (1820-1907) hinterließ.

Die zeichnungs- und malkünstlerische Schöpferarmut, welche dem neunzehnten Jahrhundert so gerne verbrieft wird, muß doppelt beeindrucken, wenn die artistische Dürftigkeit der Erstperiode auf den großartigen Hintergrund des aus den früheren Jahrhunderten überlieferten Kunstgutes, etwa in Vianden, in Echternach und in den verschiedensten Kirchen romanischer oder gotischer Bauart, projiziert wird: so engbegrenzt das mit Werten und mit Schönheiten erfüllte Milieu auch gewesen sein mochte, es mußte die empfänglichen Gemüter zu Kompetitionen antreiben, deren Immediatfolgen für das Kunstschaffen der nächsten Generation von einer mehr als anspornenden Bedeutung werden konnten. Zwar ragte unter den Bildhauern der Erstdezenien kein einziger durch Schaffenseifer oder Werkgröße hervor, — es sei denn Pierre Federspiel (1864-1924) und der Hosinger Giver (1869?-1932) dürften, als ihre Schüler, für das könnerische Maß der Lehrmeister zeugen. Gegen Ausgang des Säkulums aber sorgten gute Skulptoren, wie Clausito und Gust.

Trémont, nicht nur für eine überländische Renommee, auf Grund ihrer überzeugenden Plastiken, sondern auch für eine Nachfolge-Phalanx, welche sich um das zweite Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts zu manifestieren begann.

Der gleiche Entwicklungsgang — mit etwas zahlreicheren Spitzen — wiederholte sich auf dem Gebiete der Malerei. Einige Talente brachen sich Bahn, zogen Schüler an und riefen mit diesen und durch diese neue Nachahmer hervor.

Vielleicht spielten unter den Vorläufern Mathieu Kirsch (1797-1873) und Jacques Sturm (1807-1844) aus der Schule von P. Maissonnet mehr Marginalrollen, da jener, als eingefleischter Romantiker und Belgienfahrer, fast ausschließlich in Paris und in Brüssel wirkte, während dieser das Sondergenre des Historienmalers pflegte und frühzeitig in Rom starb. Die wirklichen Begründer von Schulen, J. B. Fresez (1800-1867), Sohn eines Arbeiters aus Longwy, Nicolas Liez (1809-1892), Juan Martin (1819-1871), Jean-Auguste Marc (1818-1886) und Pierre Brandenburger (1824-1878), erster Kunstphotograph, sahen sich ziemlich rasch von kreationssüchtigen und -fähigen Geistern umringt, deren Werke das artistische Antlitz des zwanzigsten Jahrhunderts in Luxemburg bestimmen sollten.

Demnach hatte der Mal- und Zeichenprofessor im Athénäum, J. B. Fresez, mindestens drei Schüler, die sich durchschlagende Erfolge zu verschaffen wußten: Nicolas Liez, Juan Martin und Pierre Brandenburger. Bei Jean-Auguste Marc war der Einfluß weniger offensichtlich. Fresez schien, in seiner realistisch-klassizistischen Darstellungsweise, ein unbestrittener Meister zu sein, der mit derselben Gewandtheit das Bildnis und die Landschaft erfaßte. Nic Liez besaß nicht ganz des Meisters künstlerische Gewissenhaftigkeit, allein er war ihm ebenbürtig, wenn nicht überlegen in der Imagination und in der Direktheit der Effektfindung. Beide hinterließen Sammlungen, in denen sie die Reize luxemburgischer Landschaften für immer festzuhalten versuchten: der erste im „Album pittoresque du Grand-Duché de Luxembourg“ und der zweite in „Voyage pittoresque à travers le Grand-Duché de Luxembourg“.

Der Neuklassizist **Pierre Brandenburger**, der in der Historienmalerei die Realistik des Lehrers potenzierte, fand vor allem Anklang mit dem Gemälde: „Des Mädchens Klage“, mit verschiedenen „Kreuzwegen“ in Öl und mit vorzüglich ausgeführten Zeichnungen.

**Juan Martins** Vorliebe galt mehr der Architekturmalerei, während **J. A. Marc**, der Franzosenfreund, sowohl im Porträtieren wie auch im Landschaftsmalen durch die Schärfe seiner Linienführung und die Intensität seiner Farben bestach.

**Hilaire Kreins** (1803-1862) wirkte nur als Graveur und Lithograph in Brüssel.

Unter den jüngeren und jüngsten Schöpferkräften (**J. N. Bernard**, (1809-1866), **Hubert Berg** aus Weimerskirch, geboren 1828, **Pierre Theis**, **Mathias Meysenburg**, **G. J. A. de Scherff**, **Théodore Ruth** (1843-1905), **Fr. Majerus**, **Michel Sinner**, **Sosthène Weis** und **Dominique Lang**) ragten **Sosthène Weis** (1872-1941) als weicher Aquarell-Romantiker und **Dominique Lang** (1874-1919) als resoluter Kunsterneuerer nach französischen Vorbildern hervor. Der Amerikabummler **Franz Seimetz** aus Grevenmacher (1858-1934) versuchte sich als Impressionist, während die Kommenden im Gefolge von **Michel Engels** (1851-1901), **Munkacsy** (**Michel Lieb** aus Ungarn, (1844-1909) und **Karl von Pidoll - de Scherff** (1847-1901), der Maler des Großherzogs, einem etwas kraftlosen Realismus zu dienen schienen. Der meistversprechende Velasquez-Nachahmer, **J. P. Huberty** aus Mühlenbach, verstarb leider allzu früh (1870-1897).

Das geschah zur Zeit, als der Zeichenprofessor **Michel Engels**, der, zugleich mit dem Staatsarchitekten **Charles Arendt**, im „Luxemburger Vaterland“ bereits einen Namen als Kunstschriftsteller (1825-1910) gewonnen hatte, mit dem Latomus-Experten Prof. **Eugen Wolff**, dem Direktor der 1896 gegründeten Handwerker-schule **Anton Hirsch** (gestorben 1937) — von dem ein dreiaktiges „dramatisches Gedicht“ „Ywein“ bekannt werden sollte — und dem späteren Professor **Logeling** in Wort

und Schrift für die artistischen Angelegenheiten warben. Karl Arendt, Herausgeber einer „Porträtgalerie hervorragender Persönlichkeiten“, blieb nicht der einzige kunstbegeisterte und kunstfördernde Staatsarchitekt, da auch seine Nachfolger oder Mitarbeiter, zum Teil als Kunstpraktiker wie Sosthène Weis und Paul Wigréux, derselben guten Leidenschaft ergeben waren. Andere Kräfte versuchten gleichzeitig, die individuell strebenden Gestalter in einem starken Berufsverbande zu vereinigen und für die Belange dieses „Kunstvereins“ das tätige und subsidierende Wohlwollen der Regierung zu gewinnen.

Eine der mittreibenden Gewalten bei diesen Unternehmungen war der junge Kommissar erster Klasse, Kammerstenograph, Dichter, Schriftsteller und Journalist Batty Weber, der, als Sekretär des „Cercle artistique“, seine Leichtigkeit in der Versifikation mehrmals unter Beweis stellte. Dem achtzigjährigen Franz Heldenstein sang er zum Anniversarium u. a.:

„Der Künstler that, wie ihm befohlen  
Und machte flugs sich auf die Sohlen  
Und predigte in der Welt herum  
Der Schönheit Evangelium,  
In Farben bald und bald in Tönen  
Sang er das Hohe Lied des Schönen.  
Und siehe, die Menschen, die taub und blind  
Für Gottes göttliche Wunder sind.  
Sie jubelten, da aus Menschenmunde  
Zu ihnen klang der Gottheit Kunde.  
Des Meeres Rauschen, das sie entsetzt,  
Entzückt sie, sobald es auf Noten gesetzt.  
Am ewigen Urquell niedersinken,  
Mit ihren Lippen am Urquell trinken,  
Den Odem, den Geist, die Sonne, das Licht,  
Das können sie nicht, das vertragen sie nicht.  
Drum muß der Mundschenk ohne Gleichen,  
Der Künstler, ihnen den Becher reichen,  
Muß ihnen die Schönheit in Becher füllen,  
Den heimlichen Durst ihrer Seelen zu stillen.  
Wißt ihr nun, wie ihr ihn nennen sollt?  
Mundschenk in des Ewigen Sold!  
Und dort, der Meister in Silberlocken,  
Dem die gültige Parze von goldnem Rocken  
Schon vier mal zwanzig der Jahre spann  
Und der hoch im Alter das Kunststück kann:

Sein Jünglingsherz sich und seine klaren,  
Schönheitsdurstigen Augen zu wahren.  
Ja, unser Meister Franz Heldenstein,  
Der soll unser Obermundschenk sein!"

Zur ersten Ausstellung der „Kunstvereiner“ (1894)  
schrieb er das Protokoll in flüssigen Reimen:

„Pünktlich um die neunte Stunde  
Sammelt sich die Tafelrunde  
Und der Wirt schleppt Stoff herein:  
Dieses nennt man „Kunstverein“.  
Doch ein Jeglicher fragt: Siehe!  
Warum fehlt denn heut der Liez?  
Und der Müllendorff nicht minder?  
Ja! das sind die Fastnachtskinder!  
Alle andren sind zur Stell,  
Sich zu melden beim Apell:  
Heldenstein, der ewig junge,  
Engels mit der flinken Zunge,  
Mit dem Stifte auch nicht faul,  
Mit der Feder ohne Graul;  
Und mit Pinsel und Palette  
Geht er, wie man sagt, zu Bette.  
Dann der Knepper, Sutor, Traus,  
Die da bauen Kirch und Haus,  
Stall und Stube, Küch und Keller,  
Treppe, Erker, Thurm und Söller,  
Und nach ihnen, Nummer sechs,  
Sind die beiden van Werveks.

Der mit Klios Federstiele,  
Jener mit dem Pinselstiele  
Machen sich berühmt die beiden  
Und ein jeder mag sie leiden.  
Nummer sieben kennt ihr schon:  
Thyes der Vater, Thyes der Sohn;  
Mal-Talent und lange Beine  
Hat der andre wie der eine.  
Bottomley ist Nummer acht,  
Der zumeist in Genre macht.  
Linster aber ist der Mann,  
Der die Fenster malen kann.  
Jetzo, um des Reimes Klang  
Zu erzielen, kömmt der Blanc;  
Alle Zeiten, alle Stile,  
Und es gibt ja deren viele  
Er studierte breit und lang se  
Aber meistens Renaissance.

Und trotz Influenzia  
Ist der Kurt h auch wieder da.  
Wolff, der Jugend strenger Lehrer,  
Kleiner Sprecher, großer Hörer  
Und ich selber, mit Verlaub —  
Sechzehn sind es, wie ich glaub.  
Jetzt beginnt die Schlacht der Rede,  
Die gewalt'ge Zungenfehde.  
Erst der Michel Angelo  
Räuspert sich und redet so:  
Meine Herren, dieses wißt er,  
Daß der hohe Herr Minister  
Vor acht Tagen seine Gunst  
Uns verhiß und unserer Kunst.  
Aber Kinder, wie versteht er  
All die Säle, Treppen, Meter,  
Die er uns verheißen hat?  
Welches ist das Resultat?  
Wenn im Kampf der Interessen,  
Hammer sich und Hobel messen,  
Soll als Füllsel unsere Kunst  
Buhlen um der Völker Gunst?

Und als süßes Beiwerk dienen,  
Wie im Kuchen die Rosinen?  
Itzo riefen alle: Nein!  
Darum ist man Kunstverein!  
Nicht die Kunst mit Handwerk mischen!  
Wohl daneben, nicht dazwischen!  
Und damit es schneller geh,  
Nennen wir ein Comité,  
Im Verkehr mit der Regierung  
Und zu der Geschäfte Führung  
Oder, wo mit Eleganz  
Was zu thun im Schwalbenschwanz,  
Ist ein Comité vonnöten,  
Die Gesellschaft zu vertreten.  
Fünfe sei der Glieder Zahl!  
Und zur feierlichen Wahl  
Zettel wird und Stift bereitet;  
Mit des Hutes Urne schreitet  
Einer um den Tisch herum,  
Und ein jeder harret stumm,  
Wie sich die Geschicke wenden.  
Jetzo, mit unschuldigen Händen  
Greift der Suttor in den Hut . . .  
Doch ich mach es kurz und gut:  
Bottomley und Thyes, der Recke,  
Engels, Traus und van Werveke,

Bilden das Collegium  
 Und ein Prosit geht herum  
 Aber ach Herrjeses, Jeses!  
 Hab ich denn vom Ehrenpräses  
 Unserm Papa Heldenstein  
 Schon gemeldet? Wette nein!  
 Grader Scheitel, junges Herze,  
 Junges Aug und junge Scherze,  
 Junge Kunst! So steht er da!  
 Ehrenpräses hoch! Hurrah!  
 Schließlich, weil von jeder Sitzung  
 Für die Nachwelt zur Benützung  
 Ein geschrieben Protokoll  
 Sorglich einer führen soll —  
 Sekretarius nennt man dieses —  
 Also nennen wir ihn, hieß es  
 Und da meinten sie im Nu:  
 Siehste, Batty, das bist du.  
 Na, ich sage, ungeheuchelt,  
 Hat mich kolossal geschmeichelt,  
 Und ihr seht, ich geb mir Müh,  
 Mach in Reimen mein Debüt,  
 Damit ich am ersten Tage,  
 Keine Ungereimtheit sage.“

Bei den erwähnten Meistern handelte es sich um Nic. Liez, August Müllendorff, Franz Heldenstein, Michel Engels, J.P. Knepper, Georg Traus, August und Nicolas van Werveke, Eugen und André Thyès, Reginald Bottomley, den mit einer Luxemburgerin verheirateten Sohn des bekannten englischen Tiermalers, den Kirchenfensterartisten Linster, Pierre Blanc, Eugen Kurth und Eugen Wolff. Mit dieser Aufzählung war die Reihe der notablen Künstler freilich nicht erschöpft, da sich im letzten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts die Talente geradezu familienweise häuften, so als ob sie für die Vererbbarkeit der Schöpferkräfte zeugen müßten: die beiden van Werveke, die beiden Thyès, denen sich noch Margarete zugesellte, die August und Charles Müllendorff, das Bildhauerbrüderpaar Weyler aus Ettelbrück mitsamt dem Maler Michel Weyler, die Adolphe und Théodore Jungers, der Altmeister Hilaire Kreins, dessen Namen Nelly Kreins lebendig erhielt, J. B. Wercollier, der sich bald im Sohne

Lucien ergänzt sah, genau so wie Michel Engels die Fortsetzung seines Strebens im Sohne Victor erkennen durfte.

Darüber hinaus machten sich mehr als bemerkbar: Guido Oppenheim, J. P. Dieschbourg, Jacques Dasbourg, Gaston Linden, Léon Steffen, Joseph Germain Strock, Ferdinand d'Huart, E. Werling, Anton Jans, J. Zens, Nic. Brücher, Madame Ant. Pescatore, Madame Glaesener-Hartmann, J. Neumanns, Gillen, Heiter und Corn. Lentz, die den Eugen Mousset, Harry Rabinger, Joseph Kutter und Konsorten die Ruhmesporten des zwanzigsten Jahrhunderts aufstießen.

Die Gesamtbestrebungen wurden umso verheißender, je mehr sich auch die Zeitungen und Zeitschriften für die kulturell-sozialen Belange der Künstler einzusetzen begannen.



## VOM ABHÄNGIGEN ZUM AUTONOMEN MUSIKLEBEN

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die eigentliche Dichtung Luxemburgs, soweit Logos und Melos sich darin zu einer Einheit verbunden hatten, der Kirche und dem Volke verpflichtet. Kirchenlied und Volkslied besaßen fast gleicherweise die Gunst und füllten im selben Maße, sozusagen, die Memoria der Heimatmenschen auf. Zwar wurde bereits in den Tagen des Übergangs die Abschwächung des Kollektivgedächtnisses spürbar, das sich an den überkommenen Ritter-, Vaganten-, Kletiker- und Spielleutegesängen genährt hatte, allein noch wirkte die Macht der Gemeinschaftserinnerung, welche an der Melodie das Wort erweckte und vom Worte wieder, in einer Wechselwirkung ohne Ende, den Sang bezog, der tausendfältig seine Zuhörer beglückte, da er Freude in sämtlichen Winkeln der nationalen Welt zu kultivieren vermochte. Das Volk wußte noch alle Herzenssaiten zu spielen: noch traf es sämtliche Nüancen, selbst die feinsten zwischen Leid und Weh, zwischen Lust und Heiterkeit. Und die Saiten klangen rein und einfach. Es schlug nicht Intelligenzharfen für ästhetische Geister; das mochten Dichter tun, die für eine esoterische Gemeinde sangen. Das Volk sang sich selbst, es sang für Alle zur primitiven Leier, fast formlos und doch rhythmisch, ohne Effektsucht und dennoch treffend immerdar. Seine Worte waren nicht, wie beim Dichter, in der Phrasenfassung fertig, sondern ungebunden und verfließend. Das Gedicht stand für eine Stimmung und für die Stimmung einer Zeit; wie es in ihr lebte, so lebte es durch sie. Das Volkslied aber mußte eine Fülle von Stimmungen in einigen Worten erfassen, und es erfaßte sie. Es stand nicht in einer bestimmten Zeit, weil es, lebend in jeder einzelnen, mit der einen in die andere überging.

Zumeist waren diese Volkslieder das Produkt einer unbändigen Freude am Fabulieren; sie dienten keinem andern Zweck als dem der Unterhaltung. Widersprüche im Texte fochten das Volk nicht an; über Zusammenhanglosigkeiten sprang es glatt hinweg. Es wollte singen, nicht logisch kluge Aussagen machen. Verbale Schwierigkeiten überwand es durch die Melodie. Es zersang die vorgefundenen Verse und baute an ihnen eigenmächtig weiter. Seine schlichten Sehnsüchte übersang es mit seinen Liedern und manchmal trieb es Spott mit den eigenen Gefühlen, um innerlich mit ihnen fertig zu werden. Es verhöhnte die Nächsten und war ihnen doch im Grunde gut, solange sie seines Wesens waren. Mit den Menschen lebte es wie mit den Dingen: es lebte, liebte und litt sich in den Liedern aus, denn leicht wurde ihm das Leid zum Lied.

Weder territorial noch geographisch waren Volks- und Kirchenlied begrenzt. Sie gaben sich beide, aus differenten Gründen, insoweit omnivalent, als sie sprachlich verstanden wurden. Und das will besagen, daß sie sich am leichtesten dorthin exportieren ließen, wo die Polyglottie der Bevölkerung mehrere idiomatische Eingangspforten offenhielt, wie, beispielsweise, das verkleinerte Luxemburg, dessen Einwohner aus mindestens zwei Kulturbornen zu trinken pflegten, bevor sie den eigenen, als dritten, erschlossen. Die Untersuchungen von Mathias Tresch, Broulli, Joseph Hansen, Adolf Berens, Pfarrer Adolf Jacoby\*, Leo Senninger und anderer Folkloristen haben die Abhängigkeit des Luxemburgers vom Auslande auch in dieser

---

\* In einem Aufsatz über das älteste Luxemburger Volkslied: „Eltzgyn, woltu myt myr gayn“ (Jonghémecht 1929) war er viel zu positiv in der Betonung der luxemburgischen Herkunft, obschon handschriftliche Fassungen desselben Liedes mit Varianten auch anderswo nachzuweisen sind. Wahrscheinlich entstammt das Lied dem Mainz-Trierer Raum; die Erwähnung des Rheins scheint das zu bestätigen. Die Jacoby'sche Deutung des sechsten Verses: „by der simerliche weyr myr wol = bei der sommerlichen (Zeit) wär mir wohl“ ist nicht annehmbar, da simerliche getrennt zu lesen ist als „simer lyche“. Lyche aber ist ein Tanz, und simer (auch sumer oder semer) könnte „säumend“, gegebenenfalls „zur Saatzeit“ heißen, sodaß die Übersetzung lauten müßte „beim Tanze, der auf sich warten läßt“ oder auch: „beim Lenzestanze wär mir wohl“.

Hinsicht überzeugend nachgewiesen und die Geringwertigkeit der nationalen Produktion auf dem Gebiete der Populärdichtung fühlbar werden lassen, ohne allerdings die unabschätzbare Teilhabe der sanges-, ulk- und spottsüchtigen Landsleute am Zersingen, am Umstellen und am Ausweiten der importierten Lieder leugnen zu können. Auch das aller kleinste Volk durfte besten Gemütes aufnehmen, was ihm zuströmte, um dann auch am weiteren Schicksal des Liedes nachschöpferisch zu partizipieren.

Die ersten individuellen Versefabrikanten waren noch so sehr vom Singzweck der gereimten und recht rhythmisierten Strophen überzeugt, daß sie, in ihrer Unfähigkeit, eigene musikalische Unterlagen zu schaffen, die Lösung ihres Problems im Griff nach fremden Melodien, alten Volksweisen oder zeitnäheren Erfolgsliedern, suchten. Fast alle namentlich fixierten (oder nicht fixierbaren) Gedichte aus der Zeit des Übergangs vom achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert trugen den Vermerk: „Zu singen nach der Melodie von. . .“ Selbst Heinrich Stamer, der musikalisch interessiert war und nicht nur Liedersammlungen veröffentlichte, sondern auch Gesangesunterricht erteilte, blieb für seine dichtenden Zöglinge beratender Anhänger der Tradition. Ein langsamer Wandel geschah, als mit der Festungsbesetzung deutsche Militärmusikzüge und preußische oder hessische Kapellmeister einzogen, die sich auch als Komponisten einen Namen machten.

Etwas verspätete Nachkommen der wandernden Sänger und ruhelosen Troubadours waren die beiden blinden Geigenspieler aus Grevenmacher, „de blannen Theis“ und „de blanne Pully“, die mit ihren bürgerlichen Namen Matthias Schou (Schou) (1747-1824) und Johann Gelhausen (1811-1874) hießen. Die Legendenbildung um diese kuriosen Gestalten und ihre besseren Eehälften, „Mimi Gret“ und „Häsprongs Gret“, wurde nicht so sehr vom Volke als von den ersten Vermeldern ihrer Existenz ermöglicht, die aus dem Doppelpaare, durch Verwechslung und aus Ignoranz, ein einzelnes machen ließen und dieses dann in litteris so stark prototypisierten, daß „de blannen Theis“ zum Urvater der luxemburgischen Nationaldichtung mit den „Meisterwerken“ „Zu Arel op der Knipp-

chen“, „Mumm Aneleis“ und „Dir Jongen, et ass Kirmes“ emporgedichtet werden konnte. Dieses „Emporgedichtetwordensein“ ist das einzige, was im Zusammenhang mit den Blinden von Grevenmacher poetisches Nationalwachstum genannt werden dürfte. Denn weder „de blannen Theis“ noch „de blanne Pully“ waren kreatorischtätig; ihr Auftauchen in der luxemburgischen Literaturgeschichte stellte, bei Félix Thyes ebenso wie bei Anton Meyer und Theodor Lenz, einen wohlgemeinten Irrtum dar, der ein Jahrhundert lang andauerte, bevor Leo Senningers Klarstellungen die endgültige Berichtigung durchsetzten.

Und doch ließ auch Leo Senninger noch einen Zweifel an der dichterischen Unfruchtbarkeit des blinden Fiedlers fortbestehen, als er das Lied „De Rôt“ aus dem Buche des Deutschen Joh. Math. Firmenich: „Germaniens Völkerstimmen“ als ein „Muster seiner Art“ überlieferte:

„Jongen, welt 'r freie göhn  
 Folgt dann meinem Rôt!  
 Ech, ech kann ech 't Wourecht söhn;  
 Ech wôr och geplôt.

Kommt 'r zou der Dier erann:  
 Gleich mam Wuurd eraus!  
 Secher wêrdt 't ère Plang  
 Goud stodéert aus.

Haalt ëech awer ob de Bèn  
 Net nôch lösst ëech nêer!  
 Dat 'r gleich huet 't Dier fir hèm  
 Sollt et net krinn 't Kêer.

'T Medchen, wofir as d'r freit, —  
 As goud Loft fir ëech, —  
 An de Schouschteg gleich et reit,  
 'N Ham erwescht et ëech.

'T gêt dômat an 't Deppen erann,  
 Fir ze kochen weich;  
 Mondeg kennt 'r senn alsdann,  
 Sêtzen ëech och gleich.

Raselt awer 't Pan eraus:  
 Dir goud Jongen, laaft!  
 Dat as net fir ëech èt Haus  
 Wou der ëbbes schaaft.

'N **Eschepankeg** get fir **ëech**  
An der Kich **gebaak**:  
'N **Schaan**, se **kraazt** sech net leicht **weg**,  
An en **eweg** **Laak**. (Schandfleck)

Wat **ëech** **nôch** **erwôrt** **dôrob**:  
E **ganzen** **ale** **Korf**,  
Ohne **Bodem**, **ohne** **Kopp**,  
Get **ëech** **nôhgeworf**.

**Douran** **houl** d'r dann de **Spott**,  
**Dëen** **ech** **jô** **erwôrt**:  
**Wesst**, 't **Medcher** **senn** **haut** **glott**,  
**Weil** m'r **senn** **vernôrt**.

**Wesst**, 'r **awer**, **we** **mer** **kann**  
**Meiden** **all** **dat** **Lêd**?  
'T **Medcher** **kommen** **sêlwer** **dann**:  
**Wann** **voun** **iês** **kên** **gêt**."

Diese von A n t o n M e y e r und T h e o d o r L e n z überlieferte Mundart-Probe aus Grevenmacher mag von den blinden Sängern verbreitet — und durch Einschiebsel vermehrt — worden sein, die Urfassung ist bestimmt weder dem einen noch dem andern zu verdanken. Beider Verdienst war nur, daß sie auf ihre pittoreske und mitleiderregende Weise die ersten luxemburgischen Schelm- und Spottverse zu übernommenen oder eigenmächtig umgewandelten Melodien bekannt und beliebt machten. So vermittelten sie der Volksphantasie die Anstöße, welche zu andern, anonym bleibenden oder onym werdenden Liedern führten.

Während vor 1867 die melomanen Hauptstädter verständlicherweise an den Darbietungen der preußischen Militärkapelle Interesse hatten, schenkten die Echternacher und die Diekircher ihre ganze Gunst den einheimischen Bataillonen, von denen ein jedes über den eigenen Musikzug verfügte.

Bei der gesetzlichen Regelung des umorganisierten Standes, 1863, wurden die Dirigenten Müller — Vater des 1854 geborenen J. A. Müller — und Fr. Hoebig (geboren 1815) zu Musikchefs ernannt. Nach dem Abzug der Deutschen aus der Festung Luxemburg und nach dem Einzug der luxemburgischen Kontingente in die Landeshauptstadt, 1867, erfolgte der Zusammenschluß der beiden Musikkorps in ein einziges unter der Leitung von Fr. Hoebig und

Gust. Kahnt. Nach Hoebigs Ausscheiden übernahm Kahnt die Alleindirektion. Bei einer später vorgenommenen Gesamtreform wurde der Österreicher E. Patzke zum Unterchef und später zum Hofkapellmeister ernannt. Seit jener Zeit fanden regelmäßig, an bestimmten Wochentagen, Konzerte statt, und die verschiedenen Kapellmeister wurden, als Komponisten, bald mitbestimmend im schöpferisch eigenständischen Musikleben Luxemburgs.

Parallel zu diesen militärisch betonten und militärisch tönenden Bestrebungen in der kulturellen Entwicklung des Landes liefen kommunale, kirchliche und verbandliche Bemühungen um die bessere Pflege des weiten Kulturgebietes. In Fels, wo 1851 die zweite Musikschule erstand, — die erste war 1844 in Luxemburg gebildet worden; sie wirkte bis 1882 — wurde J. B. Zinnen zu ihrem strahlenden Kristallisationspunkte, während in der Hauptstadt der Cathedralorganist und Musiklehrer an der Normalschule, Ad. Heinrich Oberhoffer (1824-1885), nicht nur durch seine schöpferische Tätigkeit und seinen aktiven Einsatz, sondern auch durch die Publikation seiner Zeitschrift „Cäcilia“ (1863) die fruchtbarsten Impulse aussandte. Neben ihm und mit ihm wirkten Jean-Pierre Grewich und der Brüsseler Auguste Greyson als Gesangslehrer im Athenäum (1847-1872). Gleichzeitig regten sich in Luxemburg-Stadt die Triebkräfte des ersten Allgemeinen Musikvereins (1863) mit J. A. Zinnen als Leiter und Joh. Fr. Pirotte, Joachim Boisseaux (1805-1863), W. Ziller, Lorenz Menager als Professoren. 1882 löste der Verein sich auf, um in den neu erstandenen und tätigeren Adolfsverband über zu treten. J. A. Zinnen (1827-1898) wanderte daraufhin nach Paris aus, wo er starb. Inzwischen (1895) hatte sich in Luxemburg eine „Société chorale“ gebildet, die von J. A. Müller geleitet wurde.

Neben J. A. Zinnen und Heinrich Oberhoffer erwarb sich, fast schlagartig, der äußerst begabte Lorenz Menager die öffentliche Sympathie mit Liedern, welche durch ihre schlichte Größe zu bestechen wußten. Die Erfassung seines Wesens in der „schlichten Größe“ scheint treffend die Werte des begeisterten Musikers aus dem Pfaffenthal

einzuschließen, der am 10. Januar 1835 als Sohn des Bäckermeisters Maximilian Menager und dessen Ehefrau Maria Deltgen geboren wurde. Aus dem Volke ging er hervor und dem Volke blieb er allezeit verhaftet, selbst als er das Gymnasium besuchte und versuchte, Handlungsgehilfe zu werden, nach Köln kam und unter der außerordentlichen Leitung von Professor Ferdinand Hiller sein erstaunliches musikalisches Talent entwickeln durfte, auch als er 1856 zum Professor der Musikschule in Luxemburg ernannt wurde, erneut nach Köln zur Weiterbildung zurückkehrte, wiederkam als Vollendeter und in raschem Aufstieg dann die Höhen des Ruhmes erklimmte. Er brauchte diese einfache gerade Kraft, die aus dem Volkstum, treibend und befruchtend, ihm zufließte, und wenn er die ausgenutzte in ihren Wirkungen wieder zurückleitete ins Volk, verschenkte er Weisen und Lieder, die in ihrer wundersamen Schlichtheit die Herzen und Seelen Aller ergreifen mußten. Es hat ihn sein Hang zur Geselligkeit und seine immerwährende Berührung mit den einfachsten Bürgern, sogar und vor allem in der Ausübung seines Berufes, da er in bunter Folge oder Mühe auf Mühe schichtend Professor am Konservatorium, unermüdlicher Komponist von Liedern, Opern, Operetten und Dramen, Gründer (5. Juli 1857) und Leiter des „Sang und Klang“, Leiter der „Harmonie“, „Mitglied der „Société philharmonique“, Dirigent des Orchesters des Gesellenvereines (1878), nach der Auflösung des Konservatoriums (1882) Musiklehrer an den Schulen der Gemeinde Luxemburg, Gründer und Leiter des „Cäcilienvereines aus Pfaffenthal“ (1881), der zuerst sein Opus 20, die großartige „Messe für vier Männerstimmen“ zur Aufführung brachte, Musiklehrer an der Normalschule (1894), Gesang- und Musiklehrer am Athenäum (1889) und Direktor des Adolphverbandes war, vor steriler Verslossenheit, In sich versunkenheit und Grübelei bewahrt. Einsamkeit kann wohl dem stillen Fühler und Träumer melodischöne, kristallklar geschliffene, reiffunkelnde und seltsame Werke schenken, die ästhetischen Geistern wie reinste Köstlichkeiten erscheinen, selten aber Menagers göttlich lächelnde Unmittelbarkeit im Ausdruck, die sich der Größe und Schönheit des Volksliedes nähert. Bei ihm wurde das Klingen und Schwingen der erregten Seele nicht über den Verstand in Wort und Ton

geleitet, nein, das sprang in erstaunlicher Ausgelassenheit und Heiterkeit aus dem bewegten Innern gleich ins Offene, — ein Geschenk für Alle — auch nach seinem Tode (1902) noch.

Zu Recht durfte ihm B a t t y W e b e r nachrufen:

„Wir sterben und sind tot. Er starb und lebte,  
Er war der Glocke gleich aus ew'gem Erz,  
Aus seinem Grabe tönnte fort und bebte  
Sein Herzschlag wunderbar durch unser Herz.

Was er an himmelnahe Sphärenklingen  
In Stunden der Ergriffenheit erlauscht,  
Das rührt uns an, wenn mit der Lieder Schwingen  
Sein Geist uns sanft und feierlich umrauscht.

Er war mit allem Fühlen, allem Denken  
In unserm lieben Heimat-Tal zuhaus.  
Die Wurzeln, die sich in die Tiefe senken,  
Die breiten stolze Wipfelpracht hinaus.

Du lebend Toter leuchtest unserm Kreise  
Mit deines Wesens klanggewordnem Strahl,  
Dein Lied ist unsrer Seelen eigne Weise  
Und deine Heimat unser Heimat-Tal.

Und dass die Welt mit hell besonnenen Weiten  
Uns doppelt strahlend, doppelt herrlich lacht,  
Du Sänger aller dieser Herrlichkeiten,  
So schön, so schön hast du die Welt gemacht.“

Manche Literaturhistoriker zählten D i c k s und L e n t z im selben Maße zu den einheimischen Klangschoepfern wie sie dieselben unter die besten Wortschoepfer eingereiht hatten. Wohl waren den beiden Nationaldichtern anheimelnde Sangsweisen zu fesselnden Texten eigener Prägung gelungen, allein die kompositorischen Leistungen konnten nur in den geringsten Fällen absolutes Eigentum der Genannten gewesen sein. Meistenteils hatten anerkannte Musikmacher, als wahre Kenner und als echte Könner, bei der Vollendung der Singspiele und der Liederweisen anonym bleibende Helferdienste geleistet. N i k o l a u s W e l t e r s Abdruck einer Zuschrift (in: „Dichtung in Luxemburg“) dürfte der historischen Wahrheit gedient haben:



„Daß Lentz sich durch seine musikalischen Freunde Zinnen und Ziller den Tonsatz seiner Melodien besorgen ließ, muß zugegeben werden, da Lentz kein Musiker war und die Aneignung der Generalbaßlehre für ihn ausgeschlossen blieb. Daß Dicks musikalischer veranlagt war als Lentz, ist zweifellos. Dicks spielte Klavier und Flöte und wird sich bei seinem ausgesprochenen Wissensdrang die zum reinen Satz unentbehrlichen kontrapunktischen Kenntnisse erworben haben. (Er hat auch seine eigene Harmonielehre verfaßt). Nach unserm Urteil hat Dicks seine Kompositionen selbst skizziert, die Orchesterpartituren aber durch Fachleute besorgen lassen. Die Dicks'schen Partituen verraten zu sehr die bestellte Kapellmeisterarbeit, als daß man denen nicht Glauben schenken sollte, welche die z.Z. in Luxemburg garnisonierten Kapellmeister Orlamünder und Carl Faust als die musikalischen Mitarbeiter unsers Nationaldichterkomponisten nennen . . .“

Die Wirksamkeit der vier M ü l l e r : Christian-Wilhelm-Adolf, Johann-Peter, Josef-Alexander und Thomas; der drei O b e r h o f f e r : Heinrich, Andreas-Heinrich und Werner-Robert-Heinrich; der beiden D e c k e r : Philipp und Theodor; der beiden K r e i n : Felix und Michel (eigentlich der drei, da der Vater die beiden Brüder lehrte, von denen Michel nach Belgien und dort als Kapellmeister und als Komponist zu Ehren kam, während der 1821 geborene Felix in der Heimat auch als Dichter des „Ierzman“ geschätzt wurde); der beiden M e n a g e r : Lorenz und Max; der beiden F l o h r ; der beiden B a r t h e l : Johann-Peter und Peter; der beiden B e i c h t : Johann-Peter und Louis; der beiden K o w a l s k y : Alfred und Emil; der beiden K l e i n : Theodor und August; der beiden K l i n g e n b e r g : Johann-Baptist und Jakob; der beiden G o l d s c h m i t : Jacques und Johann-Peter (denen sich später Jacques' Sohn Victor anschließen sollte); der beiden J . S p o g e n sowie G u s t a v K a h n t , F r . E n g e l h a r d t , J . J . V e s q u e , W i l h e l m S t o m p s , H e i n r i c h - J o s e f C o r n é l y , A n t o n G o d a r t , P h i l i p p M a n t e r n a c h , E d m o n d L e n t z (dem von 1852-1899 lebenden Sohne des Dichters Michel), K a r l G ü n t h e r , V i c t o r S c h r a m m , F r . J o s . T h i n n e s , F e r d . M e r t e n s , J o s e p h i n e S c h m o l l , M a r i e G o v e r s ,

**D o m i n i k H e c k m e s** und deren Schüler erbrachte gegen Ende des Jahrhunderts, nach der Umwandlung der Städtischen Musischule in ein Konservatorium unter fremder Leitung (**V r e u l s** und **L a m b o t t e**), mit der allmählichen Ausfächerung und Intensivierung aller musikalischen Aktivitäten, nicht zuletzt weil viele Enthusiasten, unter den Pädagogen wie unter den Militärmusikanten, sich die Aufgabe stellten, immer neue Ensembles in Gesang und Musik auszubilden, um sie mit Fleiß und Freude weiter zu leiten.

Neben — und in — den vielen Verwandtschaftszirkeln spielte der **Z i n n e n - C l a n** wohl kaum ein überhörbares Instrument, wenn einzelne Mitglieder auch nicht wie der musikalische Primus unter ihnen zu gefallen verstanden. Ihren kulturellen Beitrag zum Leben in Luxemburg begannen sie nach ihrer Aufnahme in die Heimatgemeinschaft abzugelten: **J. Z i n n e n** aus Luxemburg wurde am 7. Januar 1849, **J. B. Z i n n e n** aus Fels am 13. Februar, **J. A. Z i n n e n** aus Diekirch am 14. Februar, und **P. Z i n n e n** aus Luxemburg am 3. Mai desselben Jahres naturalisiert. Für **J. A. M ü l l e r** erfolgte dieser Akt erst am 10. Februar 1863, für **H. O b e r h o f f e r** am 4. Februar 1868 und für den nachkommenden **J. A. Z i n n e n** aus Fels am 30. Januar 1875. Das verhinderte nicht im geringsten die harmonisch melodische Eingliederung ihrer Werke in einen Staatsbund, den sie wirklich zu adeln vermochten.

Überhaupt hörten sich die Generationen, welche um die Jahrhundertwende geboren wurden, sozusagen mit Wohlklang und Gesang begrüßt.

Daß dabei Beleber des musikalischen Betriebes vom Rande her, wie der Typograph, Organist, Komponist, Gesangslehrer und Wiederbeleber des musikalischen Schaffens **H. J. C o r n é l y** aus Andernach (1785-1866), der Pfaffenthaler Buchhändler **J o s e f C o n s e i l** (1806-1891), Verfasser eines „Guide du jeune rédacteur“ und der Poesien „Les 4 côtés de la Ville de Luxembourg“, der „Wäschfra“-**B e c k e r** (1834-1884), Komponist von „Du und Ich“, „Die graziöse Luxemburgerin“ und „Bouquets de mélodies“, **P i e r r e P ü t z** aus Esch/Sauer (1849-1913), Musikchef und Vertoner von Ouvertüren, Chansonnetten, Fantasien, Märschen und

Gregor Spedeners Gedicht: „Trei dem Gläs“.\* Johann Braun aus Bettemburg (1855- ), Lehrer, Organist, Redakteur und Musikpädagoge, Jean Arendt aus Vianden (1859- ? ), Organist und Komponist in Diekirch, Philipp Binsfeld aus Wiltz (1861-1908). Pfarrer in Wolwelingen und Verfasser des Liedes: „Der Seher der Trösterin“, vor allem aber der unermüdliche Konferenzler Emil Kowalsky aus Luxemburg (1867-1943), „l'âme de la vie musicale à Diekirch de 1891-1931“, die wirkungsvollsten Impulse nach dem Zentrum, gewissermaßen als bessere „chocs en retour“, zurückzusenden verstanden, war wohl eines der auffälligsten Phänomene im Gesamtprozesse der gesanglich-musikalischen Evolution.

Eine unerwartete, sozusagen nebenspielerisch erzeugte Aktivitätssteigerung gewann das musikalische Treiben und Wirken, einerseits, und die Erschließung des modernen Menschen für visuell-akustische Effekte, andererseits, durch das stille Auf- und stürmerische Fortkommen (ab 1892) des sogenannten Filmtheaters, welches größtenteils zur Beschleunigung des werdenden Kulturneulebens beitragen sollte.

---

\* Außer vielen Sagen und Legenden, Poesien und Humoresken, veröffentlichte Spedener eine Reihe von Kurzerzählungen, vor allem als begeisterter Stenograph in der „Stenographischen Warte“.



## DER PROSAEPISCHE BEGINN (1800-1900)

Wohl die stärkst erschütternde Kenntnis vom luxemburgischen Rückstande in sämtlichen Abgliederungen von Kunst und Literatur wird durch den Einblick in die Verhältnisse der Nachbarnationen vermittelt:

als im deutschen Sprachbereiche die Prosaepik längst eine Hochblüte erreicht hatte und durch schöpferische Kräfte wie Willibald Alexis, Konrad Ferdinand Meyer, Viktor von Scheffel, Georg Ebers, Felix Dahn, Theodor Mügge, Emil Brachvogel, Heinrich Laube, Karl Gutzkow und Paul Heyse über das Vulpius- und Zschokke-Niveau hinausgekommen war,

als in Frankreich, — außer den Dichtern und Auerzählern Alfred Vigny, Victor Hugo und Alfred de Musset —, George Sand, Théophile Gautier, Honoré de Balzac, Stendhal, Prosper Mérimée und Alexandre Dumas bereits Weltruhm gewonnen hatten,

gingen im Luxemburgischen die ersten schlichten Begabungen sich zu manifestieren an. Die Anfänge der Prosaliteratur vollzogen sich noch mühsamer als die der echten Poesie, obwohl doch Presseleute gleich scharenweise antraten, um ihre sprachlichen Besonderheiten durch den Druck volk-, publikum- und weltnotorisch zu machen. Sie leiteten einen langwierigen Prozeß ein, der sie bald der Tatsache leid werden ließ, daß verbale Gewandtheiten und kreaturische Süchte wohl Tagesliteratur für die Stundenneugier der Leser, aber nicht Dichtung für die Jahrhunderte hervor zu bringen vermögen. Auch Kunst- und Literaturwerke, die vor der Zeit

bestehen wollen, müssen, wie die Freiheit, erobert und, wie die Unabhängigkeit, erlitten werden. Das war die immer wieder enttäuschende, immer wieder anreizende, immer wieder abstoßende und immer wieder lockende Lehre, welche die fähigsten Generationsvertreter aus der jungen Geschichte ihres fort und fort getretenen, geschlagenen, beraubten und entrechteten Volkes zu ziehen hatten, bevor die letzten in ihrer Reihe Talente fruchtbringend für die Heimat anlegen durften.

Ein rasch sichtender Flug über das Jahrhundert und über die Schöpfungen, welche zunahmen an Zahl wie an Werten, mußte die Dinge vor Jedem und für Jeden klären.

Die sehr geringe Zahl französisch geschriebener Erzählungen und Romane aus dem neunzehnten Jahrhundert darf umso verblüffender wirken, je augenfälliger die Masse wissenschaftlicher und politischer Schriften ist, die den Allgemeingebrauch der *Lamartine'schen* Sprache fast voraussetzen zwingen. Vor der Säkulummitte schwiegen die inländischen Schöpfer gallscher Zunge, bis auf etliche Outsider, bei denen schwer hält, sie der Belletristik einzugliedern, da sie, wie *Pierre-Alexandre-Cyprien Merjai* aus Luxemburg (1760-1822) mit „*Voyages curieux et utiles*“ in Manuskriptform; *Jean-Baptiste Gellé* aus Créhange (1777-1848) mit politischen Notizen als *Schrobilgens* „*surhomme*“ und als „*l'homme des clans mystérieux*“ von *Albert Calmes*; *Louis-Gérard-Joseph-Emmanuel d'Huart* aus Lasauvage (1795-1856) als Schriftleiter und Historiker; *François-Xavier Würth-Cajot* aus Luxemburg (1800-1874) als erstaunlich tätiger Wissenschaftler mit literarischen Qualitäten; *François-Xavier Würth-Paquet* aus Luxemburg (1801-1885) als historisch forschender und politisch schriftstellernder Verwaltungsmann; *Jeanne-Marie-Virginie Metz* aus Luxemburg (1804-1856) mit wohl geformten „*Pensées morales*“; *Jean-Georges-Philippe Würth* aus Luxemburg (1811-1885) als republikanisch gesinnter Mitarbeiter des Arloner „*Echo de Luxembourg*“; *Georges Ulveling* aus Luxemburg (1824-1889) als einstiger Generaldirektor und späterer

Präsident der „Banque Nationale de Luxembourg“ mit bemerkenswerten „Pensées recueillies“; E d o u a r d M o r h a n g e aus Schengen (1824-1856) mit einem „Dialogue sur Aumône et Charité“; C h a r l e s G e m e n aus Luxemburg (1828-1898) als hauptstädtischer Verwaltungschef mit einer vorzüglichen „Notice sur la confrérie armée dite de St Sébastien“, welche 1883 vom „Luxemburger Land“ nachgedruckt wurde; Pfarrer H e i n r i c h H e y n e n aus Frisingen, der 1829 einen „Essai sur le monopole de l'enseignement aux Pays-Bas“ in Antwerpen herausgab; P a u l - J o s e p h - A l p h o n s e F u n c k aus Luxemburg (1833-1876) mit philosophischen Skizzen über „Le moralisme“ und „Quelques pages sur la création du monde par Dieu“; und F é l i x S e r v a i s aus Mersch (1873-1916) mit einer „Boutade sur le Conte de Mélusine“ und einer „Bicyclette de Marie“. Dann aber stellten sich der aufmerkenden Leserschaft zwei begnadete Naturen, die sowohl die männliche Herbheit wie die frauliche Milde vorzüglich zu spiegeln wußten.

Als F e l i x T h y e s im Alzettetal seinen „Marc Bruno“ erfand, indem er ihn erlitt, kam im Eischtal A m a l i a P i c a r d zu jenen Herzenergießungen, welche sie einmal „Epanchements d'une jeune âme“ nennen sollte. Die am 16. März 1832 in Simmerschmelz geborene M a r i e - E m m a n u e l l e - A m é l i e P i c a r d, aus einer Hochofenregisseurfamilie\* — damals konkurrenzieren sich die Privathochöfen gegenseitig, bis die Metz-Familie eine weitzielende Aufkaufpolitik einleitete, die der scharfsichtige E m i l e M a y r i s c h zu Beginn des 20. Jahrhunderts so zu vollenden verstand, daß der wirtschaftliche Aufschwung des Landes gesichert wurde — war von Natur aus so sehr Poetin, daß sie es in die Welt hinein singen mußte:

„De son aile d'azur, l'ange de poésie  
Sans doute effleura mon berceau . . .“

---

\* L a m b e r t P i c a r d, „régisseur des Forges à Ansembourg“, war Mitglied der Provinzialstände von 1821-1831, F r a n ç o i s P i c a r d stellte sich 1848 zu den Landeswahlen, wurde gewählt, aber als Belgier zurückgewiesen.

„Je suis la simple pâquerette  
 Qui fleurit sur l'herbe des prés;  
 Je suis la timide fauvette  
 Qui chante aux buissons ignorés,  
 Je suis l'arbuste du rivage  
 Baignant ses feuilles dans les flots,  
 Je suis l'enfant du roc sauvage,  
 Eveillant parfois ses échos . . .“

Ohne Schwierigkeit wußte sie sich über das Niveau normaler Gelegenheitsdichter empor zu heben in eine Sphäre reiner Träumereien und vagabundierender Süchte, welche sich in flimmernden „Gouttes de rosées“ zu konkretisieren vermochten. Nur blieb sie genügend erdgebunden, vor allem nach ihrer Heirat mit dem Hollogner Arzte *Gérard-Joseph Struman*, um ihren lyrischen Eskapaden ein dramatisches „repentir“ folgen zu lassen und ihren byron'schen oder toggenburg'schen Anwandlungen mit frappierenden Epigrammen zu begegnen. Ja, sie war imstande, die „mélodies religieuses“, die „chansons“ und die „cantates“ auszustimmen, ihren „*Songe d'une nuit d'été*“ zu beenden und in einer freien, offenen und klaren Prosa erfrischende Beschreibungen oder packende Geschichtchen, wie la „*Saint-Hubert*“, einzufangen.

Als *J.B. Fallize* 1878 diese köstliche Episode aus dem Leben einer Eischtalbewohnerin zu Druck brachte, nannte er sie, ohne weitere Übersetzerbestimmung: „*Der St. Hubertus-Tag*“. Da auch nachträglich kein Verdeutschter angegeben wurde — der „Wort“-Redakteur *Nikolaus Breisdorff*, welcher seiner Zeit „*Die weiße Wasserlilie*“ derselben Dichterin publiziert hatte, war wenigstens so ehrlich gewesen, sich selber als Übersetzer zu präsentieren — mußte der Leser von 1878 annehmen, die Dame *Amalia Struman-Picard* schreibe das Deutsch nicht übler als das Französische, erzähle nicht schlechter als *J. B. Fallize* selber und sei nur durch die Namensbezeichnung zu jenem einmaligen Kuriosum geworden, welches Fräulein und Ehefrau zugleich sein dürfe, nachdem sie das *Picard* von früher im zweiten Konsonanten verdoppelt habe. Ihre Kurzgeschichte war die eigenwillige Ausgestaltung des Themas vom Grafen *Hubert von Rothenburg*, der einer Bürgerlichen die Ehe versprochen, sein Wort aber nicht gehalten hatte und dann,



von einem Hunde gebissen, am St. Hubertustage an der Tollwut hatte sterben müssen.

Nachdem Amélie Picard durch ihre Heirat mit Dr. Struman in verwandtschaftliche Beziehungen zum belgischen Historiker Godefroid Kurth getreten war, gab sie mit diesem eine „Anthologie belge“ heraus und dokumentierte dadurch ihre eigentliche Nationalität. Sie starb 1919 und fand in Arlon ihre letzte Ruhestätte.

Es währte fast ein Vierteljahrhundert, bis ein anderer Erzähler die Thyes-Picard-Linie fortsetzte: ein ausgewandertes Autodidakt aus Trotten, der in Paris zum Allesmacher, Alleskönner, Redakteur und Direktor geworden war und sich Charles Bivort nannte. Nur gelegentlich wurde der 1845 geborene und 1920 gestorbene Zöllnersohn zum Marginalerzähler, da er im „Luxemb. Land“ von Moes und Mersch seine Erinnerungen über „Le Village d’Oberpallen“ niederlegte. Das später als „Mon village“ nachgedruckte Werk hatte auch bei der Neuveröffentlichung nichts von den Vorzügen einer ruhigen und warmherzigen Darstellung verloren: ein Mann der großen Welt schaute die schlichte schöne und einfach erstaunliche Kleinwelt seiner Kindheit, welche nicht erfunden, doch in jedem Teilchen gemütvoll nachempfunden worden war.

Um dieselbe Zeit schrieb ein eingewandertes Belgier, der 1859 geborene Joseph Moressee, welcher aus Löwen herübergekommen war, um von 1884 bis 1887 mit Gregor Keiser aus Olingen, dem zeitweiligen Mitredakteur des „Luxemburger Wort“ und nachmaligen Pfarrer von Insborn und Niederanven, sowie mit dem 1854 geborenen J. P. Prosper Müllendorff aus Luxemburg, der später Journalist in Köln wurde und sich einen guten Namen erscrieb († 1922), das katholische „Journal de Luxembourg“ zu leiten, den zu Unrecht vergessenen Roman: „Un mariage à Mondorf“. Nach der Beendigung dieses Werkes zog der Verfasser nach Brüssel.

Mit etwas gutem Willen, aber auch mit viel Nachsicht, ließe sich aus den Reiseberichten der Weltenbummler Wilhelm Capus aus Esch-Alzette (1857-1931) und Maurice Letellier aus Luxemburg (1862-1899) man-

ches auslesen, was den Kriterien der Epik halbwegs genügte, wie ja auch die juristischen, historischen und wissenschaftlichen Schriften des N o t h o m b - Gegners aus Luxemburg, F r a n z L a u r e n t (1810-1887), der an der Genter Universität dozierte, des Frankreichfahrers T h é o p h i l e F u n c k - B r e n t a n o (1830-1900) aus Luxemburg und dessen Sohnes F r a n t z F u n c k - B r e n t a n o aus Münsbach (1862-1948) für die erzählerische Ausbeute ergiebig sein könnten.

F r a n t z F u n c k - B r e n t a n o verließ manchmal die strenge Schule des Historikers, um seiner überquellenden Imagination freien Lauf zu geben; dann schrieb er Theaterwerke („L'Amour en cage“, „Tante Octavie“) und Ballettexte, die seinem Namen einen zusätzlichen Glanz erwirkten.

Die Tochter von T h . F u n c k - B r e n t a n o , C l a u d i n e (1863-1922), bewährte sich als sehr sensible Dichterin, deren Poesiesammlung nicht nach Verdienst gewürdigt wurde.

Was für die F u n c k - B r e n t a n o s gilt, dürfte grosso modo für alle Forschungsreisenden aus jenen Zeiten zutreffen, die zumeist Botaniker waren, wie der aus Mühlenbach (1802) stammende N i k o l a u s B o v é , welcher 1846 als Direktor der französischen Pflanzenversuchsanstalt in Birkadem starb; wie der 1815 in Luxemburg geborene J o h a n n L i n d e n , dem die Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt nicht weniger als Franz Pergameni nutzte; wie der 1848 ebenfalls in der Hauptstadt geborene J u l i e n V e s q u e , der sich 1870 in Frankreich naturalisieren ließ und 1895 starb, während sein Freund W i l h e l m C a p u s ihn um sechsunddreißig Jahre überleben durfte; wie sogar der Belgier F r . L . A u g . T i n a n t , der 1836 im Verlage von J.P. Kübörn in Luxemburg die „Flore luxembourgeoise“ erscheinen ließ und 1853 frühzeitig zu Tode kam. Selbst der 1845 in Bonneweg geborene Nobelpreisträger G a b r i e l L i p p m a n n (gestorben 1921) erzwänge sich durch seine Publikationen etliche Auszüge, obschon sich sein Genie auf differenten Gebieten manifestierte.

Auch in den „Souvenirs et Causeries“ des humanistisch geformten Botanikers, Apothekers, Echternach-Historikers und Professors J . P . B r i m m e y e r aus Greisch (1799-1876), dessen „Commentaires sur les événements contemporains“

leider im Manuskript verloren gingen, sowie in den „Scènes de la vie des Ardennes“ des Journalisten Etienne H a m é l i u s a u s H o s i n g e n (1856-1929) dürften gute Episoden aufgespürt werden, die in einem Florilegium frankophoner Erzähler vorzüglich figurierten. Bei dem jung verunfallten C h a r l e s K a y s e r aus Grevenmacher (1867-1887) wäre die Prosa- ausbeute allerdings nur den „Petits écrits“ wert- und dimensionsmäßig angepaßt.

Zu Ende des Jahrhunderts wurde J e a n n e D u r e n — unter dem Pseudonym J a n D u r e n und J e a n D u r a n d — aus Luxemburg (geboren 1882) zur bestverheißenden Schriftstellerin, die ihre ersten Versuche in der „Indépendance luxembourgeoise“ und — später — im „Floréal“ erscheinen ließ.

Für die deutschsprachige Literaturgeschichte stand am Anfang der prosaepischen Entfaltung im neunzehnten Jahrhundert das Werk des eingewanderten hessischen Abenteurers und späteren Athenäumsprofessors A . P . E . W . K o c h (1808-1858). Sein „Prinz Rosa Stramin“ und seine „Vigilien“ gaben wohl nicht den unwiderstehlichen Anstoß zu einer nachromantischen Bewegung, die, in der Nachfolge des emeritierten H e i n r i c h S t a m m e r , als E r n s t - K o c h ' sche Dichterschule etliche Meistererzähler über die Athenäumsbänke bezogen hätte, allein sie fanden doch bei den besseren Jungkräften noch so viel Sympathie, daß sich Einfluß-Spuren bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nachweisen lassen.

Daß der Pfarrer und Bürgermeister von Diekirch D o m i n i k K o n s t a n t i n M ü n c h e n (1763-1818), nachmaliger Leiter des „Collège“ in Luxemburg (1803) und Professor in Belgien, in seinen Reden, der Priester F r a n z K o n s t a n t i n M o l i t o r (1766-1846) in seinen „Vertrauten Reden“, der Diekircher Notar F r a n z J u l i a n V a n n é r u s (1779-1850) in seinen Beiträgen zum „Diekircher Wochenblatt“ oder der Stadtluxemburger Lehrer N i k o l a u s C l a s e n (1783-1850), der in Grevenmacher zu pädagogischem Ruhme kam, in seinen Schulbüchern auffällige Annäherungen an gute Prosadarstellungen bewirkt hätten, läßt sich ebenso wenig annehmen wie die Behauptung, der am 15. September 1774

in Arsdorf geborene und 1848 in Burglinster als Pfarrer verstorbene Klöppelkrieger Jakob Klein habe mit seinen Anekdoten aus der Franzosenzeit einen literarischen Einfluß ausgeübt. Es gab kein Organ, das seine Erinnerungen hätte verbreiten können. Erst nach seinem Tode wurden die Blätter von Professor J. M. Kleyr (1803-1861), dem „Einsiedler des Grünewalds“ und beliebten „Almanach“-Herausgeber, einer mehr historisch als künstlerisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Fast vierzig Jahre lang, von 1808-1848, war Kleyr Kleins Pfarrkind gewesen.

Die von Trier und Bonn herüberwirkenden Hermes-Lehren infizierten mehr als einen geistlichen Führer Luxemburgs. Als Dominik-Konstantin München 1816 seine „Thèses de droit naturel“ bekannt gab, reagierte äußerst scharf der zuständige Bischof von Metz. Beim „Ernsten Deutsch-Lützemburger Wort an den ungenannten Verfasser und den ungebetenen Übersender der belgischen Schrift: Solution d'une question très importante“ desselben Herausgebers, replizierte der luxemburgische Konfrater Henri-Ignace Brosius — das gute journalistische Gegenstück zu Abbé François Xavier de Feller — in Form einer „Antwort, wie sie ungefähr sein soll, auf das sogenannte Deutsch-Lützemburger Wort des H. München“ (1764-1840).

Münchens Nachfolger als Philosophieprofessor am Athenäum, Valentin Trausch aus Fischbach (1784-1840), begab sich gleichfalls in Gefahr, als er 1828 im „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ Homers Auffassungen zu verteidigen wagte. Doch kam der trotzige Orangist, großartige Pädagoge, einstige Vikar von Blicke und Bitburg und nachherige Pfarrer von Grevenmacher mit einem kaum fühlbaren Verweis davon. Jedenfalls hielt der ihn, zwei Jahre später, nach der Schließung des offiziellen Schülerheimes, nicht von der Eröffnung eines Privatpensionates ab.

Wenn Josef Kalbersch aus Beiler-Leithum (1795-1858) sich auch wenig belletristisch beschäftigte, so stellte er doch, zumeist als Pfarrer von Erpeldingen, zwei bemerkenswerte Werke zusammen, von denen das eine: „Gebrauch und Mißbrauch geistiger Getränke“ im Druck erschien,

während das andere: „Stunden der Muße, der Sammlung geschichtlicher Urkunden des Mittelalters geweiht“ als Manuskript in die bischöflichen Archive kam. Beide gaben — und geben — mehr als ihre Titel verheißen; außer köstlichen Beschreibungen historischer Zustände und merkwürdiger Ereignisse, enthalten sie nicht nur philosophische Überlegungen, sondern auch über Zeiten und Menschen weltkluge Ansichten, die noch immer les- und sagbar sind.

Ein Weltfahrer eigener Art war der in Straßburg von einem Luxemburger geborene *Jean-Pierre Maeyesz* (Vater) (1744-1814), der als Handwerker manche Länder durchwanderte, sich in Luxemburg niederließ und dort eine Autobiographie — mitsamt etlichen anspruchslosen Gedichten — verfaßte, in der sich offener Geist, gesunder Wirksinn und kluge Lebensauffassung offenbarten.

Bekannter wurde sein Sohn, *Abbé Jean-Pierre Maeyesz* (1780-1866), als Student in Metz und Prag, als Vikar in Saarlouis, als Studienleiter in Phalsburg, als Pfarrer von Siechenhof und Stadtgrund, als Schulinspektor, als Stammer-Freund, als Stammer-Kollege in der „Ecole modèle“, als hervorragender Pädagoge, als eigenwilliger Orangist und als „Memorial“-Übersetzer, der, außer seinen vielen Schulbüchern, eine Manuskriptsammlung von über vierhundert Reimwerken unter dem Titel: „Gedichte von Gott, Natur, Mensch, Geist“ hinterließ.

Erzähler-Ansätze, wenn auch nur am äußersten Rande, zeigten die geistlichen Direktoren des Echternacher Progymnasiums: *Jacques Missy* (1810-1858) mit seinen Gedanken über Unterricht und Erziehung und *François Müller* (1813-1866) mit Anekdoten zur Geschichte von Erpeldingen.

Daß sich auch das Brüderpaar *Nikolaus Steffen* und *N. S. Pierret* in der Prosaepik versuchte, vorzüglich im Ausmalen überdimensionierter Herdfeuer geschichten, bewiesen die „Sage vom Nagelschmied zu Itzig“ (*Nikolaus Steffen*) und „Die Kapelle am Schlangenstein. Ein Märchen aus dem Moseltal“ (*N. S. Pierret*). Von beiden war *N. S. Pierret* der originellere Gestalter.

Als Erzähler ohne besondere Ambitionen stellten sich gelegentlich vor: Staatsarchitekt *J. W. K. Arendt* aus

Vianden (1825- ), der im „Luxemburger Wort“ „Die nächtliche Jubelfeier. Ein Traumbild“ und „Phantastische Träumereien“ veröffentlichte; Fr. W. Engelhardt, der 1889 verstorbene Historiker aus Arlon, dessen Erzählungen im „Volksfreund“ gedruckt wurden, während der Verlag Rehm in Luxemburg seine „Geschichte der Stadt und Festung Luxemburg“ vertrieb; der Konviktsdirektor und Abgeordnete J. Bern. Krier aus Düdelingen († 1900), dessen Erfolgsbücher „Die Höflichkeit“, „Das Studium“, „Der Beruf“ und „Die Lektüre“ sich gleichfalls für die gute Prosaliteratur exerzieren ließen. Selbst die historisch-biographische Schrift des 1869 verstorbenen Pfarrers Peter Freymann aus Niederdonven: „Leben und Wirken des deportirten Priesters Johann Michel Wagner“ (1861) enthält Abschnitte besterzählerischer Faktur.

Ein Literat kurioser Art offenbarte sich 1845 im Siebenbrunner Fabrikanten Boch-Buschmann; unter dem Pseudonym Johann Gottlieb Treumund trat er vor die überraschte Öffentlichkeit: zuerst als Fälscher und Kommentator eines bischöflichen Hirtenschreibens: „Mandement de Mgr. l'évêque avec la traduction en français de quelques phrases et d'une note à la fin“, dann als Übersetzer einer Broschüre aus dem Holländischen: „Erzählung einer vom Bischof Laurent in Luxemburg bewirkten Teufelsaustreibung“ und schließlich als Religionsinterpret und Pamphletist gegen seine „bête noire“, den Bischof Laurent: „Die wahre biblische Religion. Eine Verständigungsschrift für Alle, welche Freiheit, Religiosität und Sittlichkeit als die höchsten, nicht mehr aufzugebenden Güter der Menschheit betrachten und allen an den kirchlichen Streitigkeiten der Gegenwart Beteiligten, besonders aber meinen Luxemburger Mitbürgern zu ernsterer Erwägung gewidmet“. Der „Courrier“ der Schöbilgen, Barreau, Lamort und Gebrüder Metz fand die Laienexegese so fesselnd, daß er dieselbe am 3. und 24. Mai 1845 noch einmal zum Ausdruck brachte. An derartigen Elukubraten reflektierte sich nämlich besonders stark die Haßmentalität des intoleranten Freimaurer- und arroganten Freidenkertums.

Einen tragischen Sonderfall in der luxemburgischen Literaturgeschichte verkörpert der Pädagoge Johann-Peter Kirsch aus Mamer (1827-1865) insofern, als er sich in

die Gruppe jener Frühvollendeten einreihen mußte, welche vor der Reife ihrer Geisteskräfte, mitten in der Blüte ihrer Schöpferjahre, zu Tode kamen. Als Lehrer von Niederdonven fuhr der junge Dichter zum Bade an die Mosel und holte sich, achtunddreißig Jahre alt, einen Herzschlag im Wasser. Was er, außer seinen schulischen Schriften, hinterließ, war nicht viel: ein Gedicht im „Luxemburger Wort“, das 1848 unter der Chiffre K.a.N. erschien (zu deuten als Kirsch aus Niederdonven): „Muttergottesoktave 1848“, eine Novelle: „Rigobert. Eine Erzählung aus der Schreckenszeit“, die 1857 vom Verlag der G e b r ü d e r H e i n t z e - Luxemburg unter dem Decknamen G e o r g B u c h f i l d verbreitet wurde, und ein Manuskript: „Drei Nächte in der Kapelle“, das nicht leichter aufzuspüren ist als die Novelle „Rigobert“.

Sicherlich gehörte der am 15. Dezember 1827 in Luxemburg-Stadt geborene und am 10. März 1901 verstorbene Karl Prosper Clasen, Professor in Diekirch und Dechant in Mersch, nicht zu den Schriftstellern, die auf Koch oder den Prinzen „Rosa-Stramin“ geschworen hätten. An der einzigen Erzählung, die er verfaßte: „Jeanne Marie. Eine Justizgeschichte aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“, wäre die Absenz einer mittelbaren oder unmittelbaren Influenzierung durch den Hinweis feststellbar, daß das Werk nur sprachlich, nicht aber thematisch Eigenwuchs war: es stellte eine Übersetzung aus dem Französischen dar. Das war nun nicht eine Clasen'sche Besonderheit; vielmehr erschien der priesterliche Lehrer als einer von jenen Vielen, welche zwischen 1830 und 1900 ihren Produkten die stereotyp werdende Formel: „Nach dem Französischen“ oder: „Frei nach dem Französischen“ folgen lassen mußten, wenn sie der intellektuellen Ehrlichkeit zu opfern bereit waren. Nicht Alle taten es immer, vielmehr: Nicht Alle taten es immer ganz, obschon die plagiaren Anleihen nur in den wenigsten Fällen zu entdecken waren.

Der Rückgriff auf französische Vorlagen setzte sich fort mit den Werken des Bartringer Lehrers Franz-Xaver Ries (geboren in Gonderingen 1829, † 1914), der sich auch wohl hinter dem Namen Joseph Lobrecht verbarg. Sein Bestes und Persönliches gab er in pädagogischen Abhandlungen und in der Präsentation von Volkssagen. Bei

den Kurzerzählungen, welche er im „Luxemburger Hauskalender“, im „Illustrierten Familien-Kalender“ oder in der Sankt-Paulus-Druckerei veröffentlichte, war die Mitteilung: „Frei nach dem Französischen“ zur Regel geworden, mit Ausnahme der Geschichtchen: „Verunehre die Bilder der Heiligen nicht“ (1866), „Der Schwestermörder in der Klosterkirche zu Differdingen“ (1890) und „Glückspläne“ (1892).

Ein Neffe dieses Lehrers, **Bernard Ries** aus Gonderingen (1877-1952), Pfarrer in Fohren, hatte seiner Zeit im Athenäum sich einen temporären Ruhm durch den Vortrag seines Gedichtes :„Die Gründung der Lützelburg“ (1897) erworben.

Mann der Novellen und der Erzählungen war unbestreitbar der 1835 in Colmarberg geborene und 1912 gestorbene **Maria-Michel Hostert**, der, als späterer Pfarrer von Keispelt, ein echtes **Sebastian-Wiese**-Leben zu führen verstand. Zuvor freilich war seine Existenz eher mühsam gewesen, da er drei Jahre lang als Bediensteter in Luxemburg hatte wirken müssen, bevor ihm das Wohlwollen seiner Herrschaft den Besuch von Athenäum und Seminar ermöglicht hatte. Mit dreißig Jahren war ihm die Priesterweihe erteilt und mit fünfunddreißig die Verwaltung der Pfarrei Keispelt anvertraut worden. Dort durfte er seinem literarischen Triebe so intensiv sich hingeben, daß er dreißig Jahre lang auszuhalten vermochte. Seine fesselnden, manchmal humorig, manchmal tragisch angetupften Geschichten erschienen zumeist im „Luxemburger Haus-Kalender“ oder im „Illustrierten Familien-Kalender“, so 1878: „Schnapsologische Studien“, 1879: „Der Grenzstein“, 1880: „Marianne von Schönberg“, 1881: „Zwei Wege“, 1882: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber rein“, 1882: „Beschluß des Froschweiler Gemeinderates“, 1883: „Des Vaters Segen....“, 1884: „Ein halbes Jahr Lebenszeit“, 1885: „Die Auswanderer“, 1886: „Perlen und Edelsteine“, 1887: „Die Brotjungen“, 1889: „Der Verdacht“, 1900: „Erzählungen und Novellen“. „Der Verdacht“ wurde zu einem „petit drame en v parties: Le soupçon“ umgeschrieben. **Hostert** hatte eine unleugbare Schwäche für das Theater, die eigentlich seine Stärke war und sich dramatisch bezwingend im Fünfkakter: „Kunigunde“ (1895), direkt ergötzlich im tragikomischen Dreiakter: „Die Röntgen-Strahlen“ (1899)



und besonders packend im Schauspiel: „Nach der Profeß“ (1899) auswies.

Jesuitenpater August-Julius Müllendorff (1835-1891), Herausgeber des „Luxemburger Haus-Kalenders“ und des „Klagenfurter Marienkalenders“, erlaubte sich nur selten Einbrüche in die Belletristik, da die Theologica seinen Sinn zumeist gefangen hielten. Dagegen versuchte der Pfarrer Nikolaus Gloden (1836-1893), Gründer des Rodinger Waisenhauses, eine Mischung von Epik und Historik in seinen religiös fundierten Kleinschriften.

Wohl der fruchtbarste Schriftsteller, der sich freilich auch als Dichter versuchte, ohne über das Mittelmaß flüssiger Reimereien hinaus zu kommen, war Heinrich Adolf Reuland aus Fels (Fr. Johannes vom Kreuz) (1838-1893), ein ebenso erstaunlicher Fabulierer wie gutmütiger Charakter, dem sozusagen alles, was er bedachte, alles, was er literarisch anging, zu reizenden Schilderungen oder zu atmosphärisch abgedämpften Geschichten gerann. Er war, sozusagen, der genuine Erzähler, dessen Inspirationen nur der klassische Humus fehlte, aus dem die Meisterwerke gedeihen.

Seine überladene, etwas gekünstelte und fehlerhafte Schreibweise illustriert wohl am besten, auch in ihren bestehenden Teilen, die Einleitung zur Geschichte vom „Schiffer-Zunftmeister von Gent. Nach einer flandrischen Chronik“, die zwischen dem neunten Februar und dem dreißigsten September 1893 fortsetzungsweise im „Luxemburger Volks-Blättchen für Haus, Werkstatt und Fabrik“ vom Präsidium des Luxemburger Gesellenvereins veröffentlicht wurde:

„Die Geschichte, welche ich jetzt erzähle, spielt in einer an bedauerlichen Ereignissen reichen Zeit, welche in rascher Aufeinanderfolge über das reiche gewerbtätige und durch seinen ausgedehnten Handel berühmt gewordene Flandern hereinbrachen, zur Zeit als dieses Land unter der Regierung Ludwigs von Malo stand. Es war in jener Zeit des 14. Jahrhunderts, wo in Flandern das Innungswesen und die Handwerkerzünfte noch in voller Blüte standen, sich großer Vorrechte erfreuten, und in welcher die Gewerbetreibenden durch großen Gewinn reich geworden, im Bewußtsein, daß sie nicht mehr wie früher in derselben Weise vom Adel abhängig

waren, den Kopf **hoch** zu tragen begannen und übermütig wurden.

Mehr als einmal hatte der übermütige Graf von Flandern, welcher nach seinem Stamm- und Residenzschlosse sich Ludwig von Malo nannte und ein sehr leichtlebiger, vergnügungssüchtiger Herr war, den Trotz rebellischer Zünfte erfahren, die, weil der Fürst sie öfter mit schweren Steuern drückte, um seinen kostspieligen, glänzenden Hofstaat aufrecht halten zu können, die Fahne des Aufruhrs gegen ihn ergriffen. Besonders waren es die Weber von Gent, unter ihrem Dechant oder Zunftmeister, die nicht mit sich spassen ließen, wenn der verschwenderische Fürst eine neue Auflage von ihnen erheben wollte; denn Gerhard Denys, der Zunftmeister, trieb die unter ihm stehenden 50 000 Weber bei solchen Anlässen zu hartnäckiger, erbitterter Wahrung ihrer Rechte gegen den Grafen an. Man kann nicht sagen, daß das flämische Volk seinem Fürsten abgeneigt gewesen, und so ohne Weiteres sich zur Rebellion gegen ihn habe hinreißen lassen. Graf Ludwig hätte sogar auf die Sympathie aller seiner Untertanen zählen dürfen, und man hätte gerne ein Auge zugeedrückt und seinen öftern Geldforderungen bereitwillig willfahrt, wenn die Zünfte zur Überzeugung gelangt wären, nicht schlechte Wirtschaft, sondern Mangel an Einkünften treibe den Fürsten dazu an, so oft Geldzuschüsse von den Gewerbetreibenden zu verlangen.

Graf Ludwig neigte zum Verdrusse seiner Untertanen stark nach Frankreich hin. In seinen Adern rollte französisches Blut; denn seine Mutter war eine französische Königstochter, und in seinem Residenzschloß Malo war Alles nach der großen Aufwand machenden französischen Hofetiquette eingerichtet und zugestutzt. Weit angenehmer wäre es den Flämingern gewesen, wenn ihr Fürst größere Sympathien für England als für Frankreich an den Tag gelegt hätte. England war ja der Hauptmarkt des flandrischen Handels, von woher dem Lande schwere Geldsummen zuflossen. Eine gegenseitige Handelsverbindung bestand zwischen den beiden Ländern. Aus England bezog Flandern, eines der an Manufakturen reichsten Länder, die Wolle zur Anfertigung durch Schönheit und Güte ausgezeichnete Tücher; diese Wollenwaren aber wurden durch die flandrischen Industriellen meistens in England ab-

gesetzt. Um eine engere Verbindung, bezüglich der Handelsinteressen, mit England zu bewerkstelligen, hatten die Fläminger im ersten Jahre der Regierung ihres damals erst siebenzehnjährigen Fürsten, eine Vermählung desselben mit der Tochter König Eduards III. von England projektiert. Graf Ludwig, dem eine solche Verbindung zuwider war, hatte sich damals heimlich aus Flandern entfernt, und auf die Vermittlung des Königs von Frankreich war die herzogliche Prinzessin Margaretha von Brabant seine Gemahlin geworden. Später hatte Graf Ludwig seine einzige Tochter mit dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund vermählt, obschon die Fläminger es lieber gesehen hätten, wenn die junge Gräfin Margaretha die Gemahlin Eduards des königlichen Prinzen von England geworden wäre . . .“

Reulands erzählerisches Vorgehen in dieser etwas blutrünstigen Aufstandsgeschichte war bezeichnend für seine ganze Gestaltungsart. Obwohl er eine fruchtbare Imagination besaß und die gegebenen Ereignisse sofort in plastischen Bildern schaute, war er steril in der Erfindung einer neuen, ihm absolut eigenen und in der Ausgestaltung souverän gemeisterten Aktionsfolge, die im Ursprung ihrer Handlungsevolution schon die Gewalten und die Ungewalten der nachträglichen Dramatik enthalten hätte. Bevor seine Vorstellungskräfte mobil wurden, brauchte er die Data irgendeiner, von ihm selber einseh- und nachprüfaren Wirklichkeit. Erst auf dem sicheren Traggrunde der Geschichte fühlte er sich stark genug, um seinen Phantasiemächten freien Flug zu gestatten. Nur an historischen Überbleibseln, ob sie Ruinen glichen oder Chroniken waren, erwachte, mit seinem inneren Sichtsinn, sein episches Wiederbelebungsvermögen. Und sofort machte er aus dem geringsten Faktum eine packende Episode und aus dem verbürgten Detailgeschehen einen fesselnden Roman von Helden, Rittern, Burgdamen und Klosterheiligen. Wenn ihm Archive die Initialzündung sicherten, setzte er Länder und Epochen von gestern oder vorgestern in jenen geistigen Brand, an dem sich kalte Geister und vereiste Herzen wieder aufzuwärmen vermochten. So wurde er, zwischen 1860 und 1890, zum wirksamsten Erzähler, der sich, fast ahnungslos, von den klügeren Schriftgenossen ausbeuten ließ.

Nun waren freilich die physische und die geistige Beschaffenheit des Felsers Erzählers so, daß er den aus- und inländischen Beziehern seiner Werke nicht mit jenen Forderungen entgegenzutreten wußte, die den Werten seiner Arbeiten entsprochen hätten. Der körperlich leicht behinderte Autodidakt, der sich vom Schneiderjungen zum Bucheinbinder, von diesem zum selbständigen Schriftsteller emporgearbeitet hatte und neben den Stärken auch die Schwächen des Selfmademan zur Geltung bringen konnte, vor allem in den Perioden seiner geldlichen Knappheit, vermochte nicht vor den Ausnutzern und Entwertern seiner Geschichten so energisch zu werden, daß er lieber auf die Abgabe einer Erzählung verzichtet, als ihren Gratis- oder Fastgratisabdruck erlaubt hätte.

Im infernaln Kreise, der, sozusagen, Reulands Lebenszirkel war: Schreiben, um zu leben; Gedrucktwerden, um einen Namen zu gewinnen, war der Deutsche Wilhelm Hergenbach wohl der seltsamste Profiteur. Hat er auch zum Ruhme des volkstümlichen Schriftstellers aus Fels Erkleckliches beigetragen, so hat er diesen doch eine Zeitlang als eine ergiebige Arbeitsbiene behandelt, dessen Produkte auch wohl den Namen des Bienenhalters tragen durften. Reuland litt es, litt daran und muckte nicht auf. Noch heute ist nicht klar, wie weit der Deutsche Parasit oder (tolerierter) Plagiator war. Denn der deutsche Manz-Verlag, dem Hergenbach diente, gab, außer den referierenden und resümierenden Luxemburg-Büchern, folgende Reuland - Werke heraus:

„Der Bannerherr von Luxemburg“; „Ritter Hugo von Heringen“; „Der Müller von Eltville“; „Der Geiger von Echternach“; „Heinrich von Schöneck“; „Roderich und Schwanhilde“; „Erlebnisse eines Handelsmannes“.

Bei Nikolaus Gonner, dem Gönner in amerikanischem Dress, lagen die Dinge erfreulicher. Der 1835 in Luxemburg geborene und 1865 nach Dubuque ausgewanderte Luxemburger, der sich dort zum Zeitungsherausgeber aufgeschwungen hatte, polierte nicht nur den Namen, sondern auch das Portefeuille des vielschreibenden Mitarbeiters auf: die herübergesandten Dollars, auch wenn ihre Summe beschei-

den war, galten in der Währungsumrechnung mehr als die luxemburgischen Gelder, welche nicht so recht in Fluß kommen wollten. Gonner veröffentlichte zwischen 1881 und 1891:

„Der Raubritter von Heringen und der Kreuzfahrer von Fels. Erzählung aus der Zeit des Limburger Erbfolgekrieges“; „Aus dem Geschichts- und Sagenschatz der Ardennen und der Vogesen. Erzählungen“; „Heinrich II. und Kunigunde, oder: Die Jungfräulichkeit auf dem Kaiserthron. Eine Geschichte aus der Anfangszeit der vormaligen Grafschaft Luxemburg“; „Willibrord der heilige Glaubensbote, Apostel Frieslands und Luxemburgs und Gründers der Abtei Echternach. Geschichte und Bilder aus dem Missionsleben im 7. Jahrhundert“; „Johann der Blinde, oder: Geschichte der abenteuerlichen Kriegszüge, tapferen Taten und des ruhmvollen Todes des Grafen Johann von Luxemburg und Königs von Böhmen“; „Kriegsgeschichten aus alter Zeit. Erzählungen“; „Die Pest in den Öslinger Bergen oder: Der Untergang von Rimelscheid“; „Der Volksaufstand in Luxemburg gegen französische Anmassung. Geschichte des „Klöppelkrieges“ in den Jahren 1797 bis 1799“; „Walter Reinhard, genannt Somru, der Rajah von Sirdhana und seine heldenmütige Gattin Begoume. Eine wahre Geschichte aus Ostindien“; „Erzählungen aus dem luxemburger Volksleben alter und neuer Zeit“.

Das ist ja stets das Kreuz der luxemburgischen Presseherren gewesen — und ist es fort und fort geblieben —, daß sie zwar auf die Kollaboration der Könner aus waren, wie die bösen Geister auf andere arme Seelen, doch immer nur mit eingebildeten Lorbeeren mehr als mit existierenden Geldscheinen lohnen wollten. Was aus den inländischen Redaktionen in die Hände des unermüdlichen Dokumentenwälzers und Papierbeschreibers Heinrich Adolf Reuland gelangte, genügte kaum, um die Hungergeister von der Türschwelle fern zu halten. Gott sei Dank war in den schlimmsten Zeiten, bis zu ihrem Eintritt ins Kloster, die Schwester Therese immer bereit, aus den kargen Einkünften ihres Kunststickereigeschäftes etwas für den „Dichter“ abzuzweigen. Später sorgten wohlmeinende Freunde für einen Unterschlupf als Pförtner im Priesterseminar. In Luxemburg betreuten den Schriftsteller dann:

die Sankt-Paulus-Druckerei mit: „Das romantische Erzthal oder Fels und seine Umgebung“; „Der Schiffer-Zunftmeister von Gent“; „Redlichkeit und Bosheit. Eine wahre Geschichte aus dem luxemburgischen Volksleben“; „Der Trappist. Lebensbild eines Luxemburgers, des ehrwürdigen Bruders Nikolaus (Prim aus Fels) aus dem Kloster Ölenberg“; „Luxemburger Volksbücher. Geschichte und Sagen aus dem luxemburger Volksleben“; —

J. E s s l e n in Grevenmacher: „Das alte Burgschloß Clerf im Oberösling und seine Merkwürdigkeiten“; —

„Das Luxemburger Land“ von J. N. M o e s und K a r l M e r s c h: „Das Torgefängnis von Fels“; „Das Marktkreuz in Fels“; „Das Heisgeskreuz und die Dreifaltigkeitskapelle in Fels“; „Das Hündlein des Burgfräuleins von Vianden“; „Die vergrabene Glocke in Rammelscheid“; „Der Wachturm Verlorenkost zu Fels“; „Die Waldhexe von Fels“; „Der Totenkopf“; „Der gespenstige Reiter im Meisenburger Walde“; „Die Schelmenley im Nomerwalde“; „Die Kapelle von Savelborn“; —

A. d. R e i n e r s in seinem „Vaterland“: „Der Kanton Redingen in Geschichte und Sage“; —

der „Luxemburger Hauskalender“: eine Reihe von Kurzerzählungen; —

der „Luxemburger Marien-Kalender“: sechs Geschichten, die zum Teil von Gonner veröffentlicht worden waren; des weiteren ein Dutzend Lebensbilder, Sagen, Legenden und ein Gedicht: „Eng Geschenster-Geschichtgen aus der Fiëlzer Mondart“; —

der „Kalender zur Obermosel-Zeitung“: zwei Beiträge; —

das „Luxemburger Sonntagsblättchen“ („Sonntagsblatt“): „Das zerstörte Lebensglück“ (schon von H e r c h e n b a c h publiziert); „Judith. Eine alttestamentliche Geschichte nach dem Urtext der hl. Schrift“; „Heldenbilder“; „Heinrich von Schöneck, der vertriebene Graf von Vianden. Eine Erzählung“; „Die Muttergottes-Kapelle von Savelborn“; „Die gerettete Unschuld“; und mehrere Gedichte; —

J. B. F a l l i z e im „Luxemburger Volksblatt“: „Kargers Abenteuer im Rheinlande. Eine wahre Geschichte“; „Die Sage

vom Schlosse Bourcy im 12. Jahrhundert“; sowie ein Gedicht.

In der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts stellte dieser unermüdliche Studierere und Schreiber wohl das anziehendste und sympathischste Kuriosum dar, welches vorzeitig, wie so viele Talente seines Säkulums, aus dem Leben scheiden mußte.

Reuland'sche Vorstellungskraft, echtes Erzähl-Genium und kultivierte Diktion besaß Theodor Esch, dessen Existenz in Luxemburg nur durch die 1865 bei Peter Brück verlegte Erzählung: „Das Seefräulein von Brest“ belegbar ist. Der Autor nannte sein Werk „Novelle“, obschon die dreihundertdreißigseitige Ausspannung einer abenteuerlich-amourösen Intrigue die Bezeichnung „Roman“ hätte aufzwingen müssen. Nichts in der Geschichte, welche auf dem Meere zwischen Frankreich und England spielt — das „Seefräulein von Brest“ ist der Name eines Schiffes; unterschwellig will er jedoch auch an eine Braut in Brest erinnern — , weist auf die luxemburgische Herkunft des Erzählers hin, der seine Vertrautheit nicht nur mit dem Schiffsleben, sondern auch mit der Piraten-, Entführer-, Schmuggler- und Mörderliteratur zu erkennen gibt. Theodor Esch! Das könnte ein Deckname sein, der noch nicht gelüftet wäre; es könnte ein ganz verschollener Bürger des Großherzogtums und es könnte ein ehemaliger Besatzungsdeutscher sein: hier erheben sich alle möglichen Zweifel zu Recht, außer demjenigen, der den Wert der vortrefflich gestalteten, dynamisch drängenden, ganz in Handlung aufgelösten, manchmal etwas überhasteten und manchmal dämonisch übertriebenen, aber immer packenden Novelle beträfe. In einem Hinweis auf den Roman — ausdrücklich als solcher vorgestellt — schrieb das „Luxemburger Wort“ 1865, der Verfasser habe bereits Erfolg gehabt mit dem Buche: „Die beiden Brüder“, ohne freilich näher bestimmende Einzelheiten anzuführen. Oder sollte von der Behauptung, das „Seefräulein“ sei „eine der erfreulichsten Erscheinungen der deutschen Belletristik“, auf einen Autor von jenseits der Mosel rückzuschließen sein?

Eine Gegenüberstellung Theodor Esch - Nikolaus Bellwald (geboren in Wintringen 1841, gestorben 1914, ehemals Lehrer und dann Steuereinnahmer in Fels) dürfte zu Erkenntnissen führen, die das Luxemburgertum des einen

noch problematischer machten und die Darstellungsart des andern als normalgeistige Schwerfälligkeit des echtluxemburgischen Erzählers vorstellten. Nikolaus Bellwalds „Erzählung aus dem Volksleben“: „Haß und Liebe“ — ein dichtgedrängter Text von dreihundertfünfzig Seiten, der, genau so wie Eschs „Seefräulein“, Roman heißen dürfte — enthält fast alle Elemente, welche für die Schaffung einer furchterregenden und furchtspannenden Atmosphäre unerlässlich sind. Allein der Autor setzt sie kaum in Taten um, sondern läßt sie Beschreibung und kahle Aussage bleiben, sofern er sie nicht ins Unglaubliche, weil ins Hexerische, abbiegt. Die durchgängige Gegensätzlichkeit von Schurkerei und Edelmenschentum, von Satanismus und Angelismus, von Aberglaube oder Unglaube und Gläubigkeit stumpft, in der wachsenden Ermüdung, die Spannung ab, während sie bei Esch sich immerfort zu steigern scheint. Wiewohl bei Beiden die uralte Forderung: Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten erfüllt wird, so erscheint das Genügetun bei Esch als die logische Folge einer willentlich ausgelösten Aktion und bei Bellwald als Scheinausfluß einer Didaktik, die zur platten Schablone geworden ist. Dennoch war Bellwald ein ausgezeichnete Erzähler, der leider ausströmen ließ, was nach außen ins Wort wollte. Anstelle der Konzentrate lieferte er Verfließungen; in seiner Liebe zum behäbigen Auseinanderlegen enthielt er sich zu oft des notwendigeren Zusammenfassens. So wirkte er, auch unter der Kappe eines Eduard von Schönthal“, gefälliger in dem Märchen: „Die Elfen auf dem Stromberg bei Schengen“ als in der Erzählung: „Der Emigrant“, obschon auch diese, als guter Kern, bereits in „Haß und Liebe“ enthalten war.

Professor Theodor Witry aus Rollingen-Mersch (1839-1910), Hauptinspektor des luxemburgischen Primärschulwesens und Direktor des Echternacher Progymnasiums, erwies sich in seiner historischen Novelle: „Im Treubann der Kaiserin Kunigunde“ — einem dichterischen Spätling im Schaffen des Gelehrten — als ein romantisierender Anhänger jener mittelalterlichen Romanzen, in denen reisige Helden für die verfolgte Unschuld kämpfen und ihrem Einsatz die Glorie der alten Gralsritter zu erringen hoffen. Das Werk offenbarte erzählerisches Geschick und psychologische Schärfe, blieb aber



nur die gute Verheißung eines Talentes, das sein Versprechen nicht zu halten vermochte.

Beim journalisierenden Naturwissenschaftler Karl K ü n t g e n aus Luxemburg (1840-1879), dem „Einsiedler vom Hêrebérg“, Herausgeber einer „Roman-Zeitung“, Mitarbeiter an der „Wäschfra“, Zusammensteller eines „humoristisch-belletristischen Hauskalenders“ und eines „Luxemburger Taschenkalenders“, war eine Direktrelation zum Erzählerischen gleich mitgegeben: seine großgeplanten und manchmal großsprecherisch angekündigten Unternehmungen (ein Roman: „Die Geusen“, eine Novelle: „Nemesis“ u.a.) kamen weder zur materiellen noch zur geistigen Ausreife, da sie zu stürmerisch begonnen und zu flügelahm fortgetrieben wurden. Fühlbar wirkte der frühzeitig kommende Tod dem Endschlage voraus, der alles abbrach.

Der Lehrer Michel Modert aus Machtum (1841-1909), bekannt unter dem Decknamen „Heissich“, verstand seine „Schulmeister-Reminiszenzen“ nicht übel zu erzählen. Leider wanderte er vor einer gültigen Leistung nach Lothringen ab. Dagegen machte sich der Buchhändler-Anwärter Pierre Goedert aus Nommern (1841- ? ) mit den „Steinchen, die da rollen“ zu einem kuriosen Pamphletisten, der seinen Haß gegen das Religiöse auf viermal vier Seiten im Eigenverlag („Peter, fils et Comparniss in Paris“) abregieren mußte.

Als Erzähler beschränkte sich der Dramatiker Jakob Prott aus Budersberg (1843-1912) auf die kürzest wirksame Wiedergabe guter Heimatsagen, vor allem im „Echternacher Anzeiger“. Dieselben wurden durch Dr. Nik. Gredts „Sagenschatz“ der Nachwelt überliefert.

Unter dem Decknamen Deringer machte sich eine Zeit lang der am 23. Dezember 1843 in Welscheid geborene und am 29. Juni 1875 als Pfarrer in Knaphoscheid verstorbene Peter Betz beliebt, der in seinen Erzählungen und Geschichten das gute Durchschnittsniveau des bessernden Unterhalters zu wahren wußte. Dabei reichte er in manchem an die Wertfülle seines Konfraters Fr. J. Ferd. Hochmuth (1845-1888) hinan. Sowohl dessen „Xanthippe“ wie

auch dessen „Steckenpferderei“ stellten vorzügliche Vergleichsobjekte dar. Deringers Geschichten erschienen zumeist im „Luxemburger Sonntagsblatt“, so: „Die Liebfrauen-Kapelle auf ‚Janghari‘, eine Dorfgeschichte“ (1871), „Stockblind — aber hellsehend, eine Bekehrungsgeschichte“ (1872), „Klatsch-Ännchen im Leben und Sterben, eine alte Geschichte neumodisch zugestutzt“ (1874).

Erzählerisch keck, mit journalistischen Einspritzern, gab sich der Stadtluxemburger *Jacques Mersch* (1844-1909), der sein Amt als Handlungsreisender auflöste, nach den Vereinigten Staaten auswanderte, zurückkehrte und Zeitungsmann im „Echo“ und in der „Luxemburger Post“ wurde.

Unleugbar verfügte der in litteris, in typographicis und in geographicis abenteuernde Hauptstädter *Franz Martin* (geboren 1848, gestorben 1937), nicht über jene Gaben, welche in der Heimat, in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika ihn zu ähnlichen Schriftleistungen vorbestimmt hätten. Dennoch schaffte er Großartiges in der Pressedomäne\*, wo er gleichzeitig Zeitungsherausgeber, Drucker und Schriftleiter zu sein vermochte. Als er von Europa Abschied nahm, hinterließ er eine Novelle, die er „Das tolle Jahr 1848“ nannte. Das in Basel gedruckte Buch fand in Luxemburg kaum ein Echo, obschon sein Inhalt mehr als charakteristisch für den stürmerisch veranlagten Allerweltsgenossen *Martin* war. Als der

---

\* Die Zeitungen, welche er gründete oder mitgründete, hießen u.a.:  
Tribune des Peuples (Paris);  
Guerre sociale (Bruxelles);  
La Parole (Berne);  
Omaha Post-Tribune (USA);  
Dakota-Staatszeitung (USA);  
Nebraska Vorwärts (USA);  
Süd-Dakota-Nachrichten (USA);  
Superior Zeitung (USA);  
Die Eureka Post (USA);  
Lux. National-Zeitung (Minneapolis);  
Le Patriote (West Superior);  
Minnesota Volksblatt;  
Dakota Herold;  
Wisconsin National-Zeitung;  
Der Luxemburger in Amerika.

Amerikafahrer später nach Luxemburg zurückkehrte, brachte er in dreizehn Manuskriptbänden seine Lebenserinnerungen mit, die aus der Obhut eines sogenannten Freundes spurlos verschwanden: wahrscheinlich das beste Erzählwerk eines Mannes, der aus seinem Gesamtleben den hinreißendsten Roman hätte machen können.

Mehr Kindererzähler als blutechte Novellisten waren **Angelika von Ziegler** (1848-1923) mit einer „Blütenlese aus der Märchenwelt“ und **Jakob Erpelding** aus Contern (1849-1907), Lehrer und Buchhändler, mit: „Viel Schönes für die Kinderwelt“.

Ist die Eingliederung der epistolaren Kunst in die gute Prosaepik unerlässlich, so verdient der Echternacher Morgenlandpilger **Zephyrim Biever** (1849-1916) eine Sondererwähnung als unermüdlicher Reiseerzähler, der zwischen 1876 und 1891 den Anstoß zu vielen Nachahmungen aus Missionsbereichen gab. Beim Pfarrer **Adam Reiners** aus Clerf (1849-1919), der unter mehreren Pseudonymen schrieb: **Boycottus**, **Claravallensis**, **Irrefragabilis**, **Purior**, darf die gleiche Erwähnung für die ansprechenden „Winterlichen Abend-Plaudereien aus der Weltstadt Paris, 1884-1885“ gelten. Allerdings verlangte er den Ruf eines zukünftigen Erzählers für seine „Kalender- und Mariengeschichten“ und die Ehren eines Dichters für seine „Tropengesänge und Melodien“.

Der wortklangberauschte Sänger **Johann Busch** aus Luxemburg (1851- ?) dem das „Luxemburger Land“ einen permanenten Poetensitz reserviert hatte, gab sich ebenso weitläufig in seinen erzählenden Werken wie versbesessen in seinen lyrischen Schöpfungen. Seine „Pfungstfahrt. Ein Sommernachtstraum“ war jedoch im Wesentlichen weltfrohe und naturselige Schwärmerei.

**Christian Beck** hingegen, der am 10. März 1850 in Mörsdorf geborene und am 24. Juni 1917 in Bettemburg verstorbene Geistliche, verkörperte ganz den seßhaften, hausgebundenen, in sich selber ruhenden Menschen vom stillen und gemütvollen Leben: ein Mann des Volkes, der, mutterwitzig wie der beste Straßenschalk, eins mit jedem Luxemburger war; aus seiner Daseinsfreude zog die Spaßhaftigkeit

tagtäglich Lust und Lieder, denn sie ließ ihn den vollkommenen Nebenmenschen erst dort entdecken, wo Lächeln oder Lachen die körperliche mit der seelischen Fazialfläche in Brand zu setzen schien. Ob er Schwänke verfaßte, wie „Die Tante wird bekehrt“, frohsinngebärende Gedichte zusammenreimte, wie „Die zerstreute Frau Bärbel“, „Die angebrannten Erbsen“, „Wie's dem Schuster und dem Schneider am Himmelstor ergangen ist“, „Die hungrigen Studenten“, oder köstliche Reim micheleien schrieb, wie „Schwester Rosa“ und „Der Pfeifendeckel. Eine Kirmes-Idylle aus der Umgegend des Müllerthals“, immer blieb er der großartige Schnurrer, dem die Lösung des stärksten Widerspruchs gelang: gleichzeitig zu fesseln und zu befreien, den Leser oder Hörer zu packen, um ihn aller Tagessorgen zu entheben. Dabei war diese köstliche H a n s j a k o b - Kopie nicht nur ein fixer Rätselmacher, sondern auch ein Historiker von Format, dessen historische Notizen noch heute Reiz und Wert besitzen.

Auswanderer wie F r a n z M a r t i n , aber gemäßigter im Temperamente, war T h e o d o r D e c k e r aus Fels, wo er am 3. November 1851 Erdbürger geworden war und ausersehen, von der Geburt her, vor seinen Mitbürgern einst als Doppelkünstler zu bestehen. Seltsamerweise vergaßen die nachkommenden Generationen mehrheitlich, daß der spätere Professor am „Collège St-François Xavier“ in Vannes (Bretagne) als Jungmann ein äußerst liebenswerter Erzähler gewesen war, der vor allem im „Luxemburger Sonntagsblatt“ seine humorigen Geschichten veröffentlicht hatte: „Wie Hengelchen zu seinen neuen Hosen kam“, „Zwei grausame Fürsten“, „Aus dem Leben eines Wucherers“, „Der reichste Mann im Königsreich“, „Aug um Auge, Zahn um Zahn“, „Zwei Tage Republik“, „Auf zum Wunderdoktor“, „Zurück in den Schoß der katholischen Kirche“ u.a.m. Als der junge Könnler dann plötzlich nach Frankreich auswanderte — aus Gründen innerfelsischer Zustände — ließ er mehr und mehr das melodische Element in sich so in die Fülle schlagen, daß es in Motetten und Kantaten, Liedern und Meßgesängen ausbrechen mußte, deren Eindringlichkeit sich grenzherüber bemerkbar machte: der Musiker und Komponist verdrängte den Erzähler ganz. Noch lauscht man gern der klingenden

Seele des Längstverstorbenen; dem redenden Geiste von gestern hört man allenfalls aus Neugier, um eines berühmt gewordenen Nachkommens willen, zu und wundert sich, daß Erzählerqualitäten sich so seltsam vererben können (C o l o n e l R e m y). Decker starb 1930.

Das, was in den siebziger Jahren noch die Verwechslung des T h e o d o r - A l o y s e D e c k e r aus Ettelbrück (geboren am 17. Juli 1836) mit dem T h e o d o r D e c k e r aus Fels hätte veranlassen können — obschon der Ettelbrücker zumeist als „D e r A l t e v o n d e r H ö h e“ zeichnete —, ist im zwanzigsten Jahrhundert so sehr in Vergessenheit gekommen, daß der Monnericher Pfarrer als Erzähler kaum noch Nachhall findet. Dennoch hatte er, im Historischen wie im Epischen, ein mehr als mäßiges Talent zur Geltung bringen dürfen: von jenem stammte die Abhandlung: „Esch-Alzette und seine öffentlichen Bauten“ her und von diesem noch nachlesbar: „Un converti“, „Diverse Nasenstüber, oder: Etwas aus alten und neuen Tagen“ und „Auch etwas vom Kriegsschauplatz“.

Als T h e o d o r D e c k e r s Bruder im Geiste gab sich der Auchfelser J o h . P e t e r J a c o b y (1851-1883), der nach Frankreich abwanderte und in St. Malo als Zeichner wirkte. Im „Luxemburger Sonntagsblatt“ hinterließ er Spuren seiner schöpferischen Begabung in „Mordversuch“ und „Die übereilte Antwort“.

In die Reihe guter Briefierzähler gehörte der Stadtluxemburger G e o r g e s d e S c h e r f f (1852-1892) mit seinem „Spaziergang um die Welt“ ohne Zweifel hinein.

Beim Schullehrer J o h a n n K i e f f e r aus Gostingen (geboren am 8. September 1852 und gestorben am 5. Dezember 1933), der in Novellen, Erzählungen und Anekdoten exzellierte, galt wieder die Abwertungsformel: „Frei nach dem Französischen!“ Doch selbst in der approximativen Imitation gab der Schriftsteller so viel an Eigenem hinzu, daß seine Erfindungskräfte sich „par modèle interposé“ manifestierten. Er hätte durchaus nicht einer gallischen Stütze bedurft, um sich in der literarischen Domäne halten und behaupten zu können. Seine Novellen — hier deckte die Bezeichnung nicht das Wesen der Dichtung —: „Der Verräter der Jungfrau von

Orléans“ (1881) und „Recht findet seinen Knecht“ (1877) sowie die Erzählungen: „Die Patrioten“ zeugten für eine poetische Dexterität, welche weder in der epischen Kompression noch in der Handlungsdynamik ihre Ergänzung fand. Kieffers Sonderbegabung für leichte und luftige Plaudereien ließ es selten zu jener Verdichtung der Episoden kommen, welche den überragenden Gestalter kennzeichnen müssen. Tatsächlich war er ein wenig das, was er einmal als „Plaudertante“ vorgestellt hatte. Deshalb rezidierte er mit „Nützlichen Plaudereien“. Auch zu seiner literarischen Bagage gehörten Sagen und Legenden, — es war in jenen Zeiten eine epidemische Schreibererscheinung. So erzählte er denn auch: „Die Sage vom Mann im Unkenteich bei Grevenmacher“, „Die Sage vom ewig umherirrenden Jäger“ und die „wahre Legende“; „Der kleine Ausreißer“. Mehr vom Plauderer und vom Humoristen als vom erzählenden Poeten hatten: „Der ehrgeizige Küster und das elfenbeinerne Kruzifix“ sowie die Anekdote: „Wie Frau Grethe ihren Mann von der Trunksucht kurierte“.

Inwieweit der vom Landlehrer — Reimberg und Osperrn — zum Zeitungsmacher, vom Schulbuchverfasser zum Schriftsteller hinüberwechselnde André-Aloyse Welter aus Ulflingen (1852-1922) als Romanverfasser und Novellist über die Minimallinie der Unterhaltungsliteratur empor zu heben wäre, läßt sich kaum noch bestimmen, da die überschwenglich-pathetischen, geistig unreifen und welt-schmerzlerisch angehauchten Werke samt und sonders ins Ausland gingen, um auch dort, so scheint es, ohne Echo zu verschwinden. Greifbar geblieben ist nur die Novelle: „Eldorado und Golgotha“, welche 1878 vom „Landwirt“ verbreitet, aber auch als Separatabdruck an einzelne Gönner und Freunde verteilt wurde. Gelegentlich erlag Welter, den die Gegner Bonaparte nannten, pseudodichterischen Anwandlungen und präsentierte sich alsdann unter dem Deckmantel eines Retlew. Eigentlich war er ein sehr gewandter Polemiker, dem zur Selbstberuhigung vieles fehlte. Seinem unbändigen Willen zur schöpferischen Aussage dessen, was ihn innerlich bewegte, entsprach nicht die nachwirkende Kraft des Gestalters, der sich Zeit hätte nehmen können, um

die erfundenen Vorgänge über den Weg des eigenen konzentrierenden Geistes zu ballen und zu sublimieren.

Wohl einzig in seiner Art war der „Berittene Zöllner“ Peter Chrisnach aus Clerf (1853-?), der sich in Luxemburg als Geschäftsmann niederließ und im „Luxemburger Wort“, in der „Escher Volks-Zeitung“ und in der „Fliegenden Taube“ von Aubel gemütvoll Feuilletons veröffentlichte, die noch immer lesbar, wenn auch nicht besonders wertvoll sind. Das Gleiche dürfte von den Novellen, Phantasien und Gedichten des Germain Julius gelten, der sich in der „Escher Volks-Zeitung“ und in der „Luxemburger Post“ bemerkbar machte. Hinter diesem Decknamen verbarg sich der Hollericher J. B. Merkels (1860-1948), der als Amerikafahrer nachträglich einen besseren Ruf gewann. Professor J. P. Müller aus Schrondweiler (1870-1937), gleichfalls Auswanderer nach den Vereinigten Staaten, ließ im „Marienkalender“ eine Geschichte zurück. „Wie Einer das Glück suchte und es auch endlich fand“. Ähnliche Prosastückchen lieferte er dann in luxemburgisch-amerikanischen Zeitschriften.

Kam es eigentlich jemals dazu, daß luxemburgische Novellisten oder Romanschreiber sich beim Zufallsluxemburger Alexander, Baron von Roberts (von preußischen Eltern am 23. August 1845 in Luxemburg geboren und am 8. September 1896 in Schreiberhau/Deutschland verstorben) nach guten, besten Erfolg sichernden Gestalterkunstgriffen umsahen: etwa in den Romanen „Lou“, „Um den Namen“, „Revanche“, „Die schöne Helena“, „Preisgekrönt“ und „Majestät“ oder in den Novellen „Helgoland“, „Kohinor“, „Satisfaktion“ und „Aus Mitleid“? Sollten es Einige versucht haben, so wären sie nicht nach Wille und Erwartung belohnt worden, denn Keiner fand die leichte Hand, den legeren Ton und die spirituelle Luftigkeit, welche Hub- und Fliehkraft zugleich zu sein schien, aus denen und mit denen Alexander von Roberts seine vielen Bücher zu schaffen verstand.

Die gleiche Frage dürfte zum Schaffen des 1864 in Hamm geborenen Industriellen Paul Hirschberger gestellt werden, dessen sämtliche Theaterwerke, fast durchwegs drei-

aktige Schwänke, in Berlin verlegt wurden: „Bocksprünge“ (1896), „Vaterfreuden“ (1897), „Der schöne Arno“ (1899) und „Jadwiga“, Operette, Musik von Dellinger (1900). Für die beiden erstgenannten war die Mitwirkung eines C. Kraatz und eines Klitscher notwendig gewesen, während „Die vierte Dimension“ und „Der Bernhardiner“ frei nach den Vorlagen des Franzosen A. Bissou: „Erreurs du mariage“ und „Terre Neuve“ „bearbeitet“ worden waren. Die Angaben-Zusätze machen das geistige Klima und die spirituelle Essenz der Bühnenstücke ahnbar.

Der luxemburgischen Nationalität erfreuten sich, von der Geburt her, ebenfalls:

die am 22. Februar 1854 in der Landeshauptstadt geborene und später in Eisenach lehrende Hedwig Bender, deren Neigung erstaunlicherweise der Philosophie galt; als Mitarbeiterin (1884-1887) der Halle'schen „Zeitschrift für Philosophie und phil. Kritik“ schrieb sie: „Die Substanz als Ding an sich“, „Die Idealität von Raum und Zeit“ und „Zur Lösung des metaphysischen Problems“;

die ebendort am 5. April 1857 zur Welt Gekommene Toni Bracke, welche zeitlebens von der Krankheit gezeichnet war und in Berlin durch „Schlichte Klänge“ sich das Leid von der Seele dichtete, während der 1866 am gleichen Ort geborene Wilhelm Gottfried Hermann Barth, nach Mittelstudien in Metz und theologisch-philosophischen Universitätskursen, der Kunst, der Literatur und der Musik sich gleichermaßen verschrieb.

Vom luxemburgischen Wesen vermochten diese Schöpfer nicht das geringste auszustrahlen, nicht einmal dort, wo sie, wie der militärische Zufallsbewohner der Bundesfestung, der 1807 in Potsdam geborene und 1875 in Liegnitz verstorbene Kapitän Theodor von Cederstolpe, einheimische Sagen „poetisch bearbeiteten“ und im G. Michaelis-Verlag (1843) oder im Fr. Rehm-Verlag (1852) erscheinen ließen, dafür aber ihre „Gedichte und Sagen“ in Berlin herausgaben (1841): die Angeburt einer Bürgerschaft vermittelte nicht auch zugleich die Eingeburt des Geistes, für welche etwas mehr, nämlich Heim- und Überlieferungsbeständigkeit gefordert wurde.



Nikolaus Léonardy aus Olingen (geboren am 13. Mai 1857 und gestorben am 21. März 1907) war ein genuiner Poet, der sich, als Geistlicher, in mehreren Domänen körperlich und geistig bis zur Erschöpfung ausgeben mußte. Obschon er als Dichter unter fünf Decknamen wirkte (E. Christian, E. Feierabend, Klächen, Leo Kühner und Leo Nardy), war dem einstigen Professor in Reims, dem früheren Gesellenvereinsleiter in Brüssel und dem späteren Pfarrer in Clausen nicht gegeben, seine gestalterischen Qualitäten zu rafften, um sie konsequent und maximal an den lyrischen, dramatischen und epischen Themen seiner Wahl durchbrechen zu lassen. So gab er sich, im einen wie im andern, liebhaberisch aus, dichtete „Levitenweisen“ und „Priesterweisen“, welche etwas mehr als akzeptabel waren, da sie seine Gefühlstiefen auszumessen u. seine Formerfähigkeiten abzuhorchen erlaubten, dramatisierte — im Verein mit Dr. Martin Schweisthal — einen „Klöppelkrieg“ (1890) und versuchte allein die gleiche fünftaktige Schauspielerei an „Jung-Siegfried von Luxemburg“, an „Brudermörder“ (1890), und am Antialkohol-Stück: „Der Teufel im Glas“, schrieb Korrespondenzberichte an die Zeitungen und Leistungsprotokolle an die Vorgesetzten, erledigte seine Pastoralpflichten und verfaßte, zwischen Abend und Mitternacht, seine besseren Erzählungen als Leo Kühner und Klächen, wenn nicht seine Plaudereien: „Durch Stadt und Land“ als E. Feierabend. Das, was novellistische Allüren hatte: „Auf dunklen Pfaden“, „Ein Schneiderstreich“, „Durch Prüfung geläutert“ und „Der Luxemburger Peter in der Fremde“ kam, trotz vieler Prachtansätze, im Entscheidenden nur den Durchschnittsleistungen der Theodor Decker und Johann Kieffer gleich. Leider mußte der begabte Mann seine Dichterkräfte ebenso rasch wie seine Lebensäfte dahingeben.

Als ein literarisches Monstrum erschien der Viandener Alexander Koenig (1857-1933), der als Paul Felix von der Our oder als Viator zusätzliche Schriftwerke verfaßte, die, über tausend an der Zahl, von den Gedichten über die Erzählungen bis zu pädagogischen, politischen, apologetischen und antifreimaurerischen Abhandlungen reichten und sowohl im Inlande wie im Auslande ihre bestgesinnten

Leser fanden. Als Erzähler war auch er ein luxemburgischer Reimichl in Kleinformat: ein Kalenderonkel ohne höhere poetische Ambitionen, ein Humoreskenmacher und Geschichtenerfinder, dem es ebenso um Unterhaltung wie um Belehrung ging, und ein Schnurrenschnaker, der sein bares Vergnügen an den eigenen Phantasiegestalten hatte. Der wahre Volkserzähler verfaßte so 1888: „O du lieber Augustin“, 1889: „Treffliche Antwort“ und „Des Teufels Ruhestatt“, 1890: „Die Schildbürger und der Stadtoch“, 1891: „Friede auf Erden“, 1892: „Zweimal Weihnachten“, 1893: „Für eine Blume“, 1894: „Die Wilddiebe“, „Die beiden Freundinnen“ und „Das Kästchen mit Nitro-Glycerin“, 1897: „Ein Öslinger Bauer mit seinem Sohn auf der Schobermesse“, 1899: „Undank ist der Welt Lohn“, 1900: „Was ein Strohalm wiegt“ und „Kleine Geschichten aus dem Leben“.

J. N. Moes aus Weiler-zum-Turm (geboren am 29. August 1857 und gestorben am 8. August 1907), der vorübergehende Mentor der Aucherzähler Johann Busch und Ewald Günther, (Batty Weber) war, als Erzähler, flüssiger in der Form und höherzielend in der Kunstvision als sein Freund und Zeitschrift-Partner Karl Mersch (geboren in Luxemburg am 6. Juni 1856 und gestorben am 9. Dezember 1884), dessen Novellen jedoch dramatische Essenz und tragisches Gefälle hatten. Moes hielt sich durchwegs über dem Alexander-Koenig-Niveau und versuchte sich in der Nachahmung guter deutscher Modelle. Dennoch mußten seine Frühgeschichten: „Das Ende der Zeiten. Aus den Blättern des Mönches Maria“ (1878) und „Die Wunder, oder: Eine Bekehrung im Eilwagen“ (1878) den später antiklerikalisierenden Journalisten, dessen Zeitung einmal gleichzeitig vom Staate und von der Kirche „indiziert“ wurde, ebenso belasten wie etliche seiner poetischen Versuche im „Luxemburger Wort“, die noch Meßdienergesinnung bezeugten.

Der Bettborner Philologe Dr. Martin Schweisthal (geboren 1858, gestorben 1922), welcher pseudonym als Pierre Quiroule oder Peregrinus künstlerisch potenzierte Wanderberichte veröffentlichte, ließ sich die

dichterische Begnadung weniger durch den Fünfkaker „Der Klöppelkrieg“, dessen besserer Mitverfasser Nikolaus Léonardy war, als durch „Bunte Skizzen“ (1885) und die „historische Originalnovelle“: „Die Blume von Pergamum“ (1887) bezeugen. In dieser anspruchsvollen Erzählung gab der kurzfristige Pfarrer von Strassen und langjährige Bibliothekar des Grafen von Flandern in Brüssel eine packende Einschau in die Verhältnisse des Pergamenerreiches zur Zeit der römischen Herrschaft; zugleich machte er die Spannungen zwischen den Alteinwohnern und den Okkupanten fühlbar, indem er die explosive Atmosphäre einer Welt im Wandel, die das Heidnische am Neuchristlichen barbarisch bis zu Mord und Krieg werden ließ, an der Liebes-, Konversions- und Heiratsgeschichte des Römers Paulus und der Pergamenin Lydia, der „Blume von Pergamum“, sehr könnerrisch exemplifizierte: hier wirkten alle Elemente der guten Erzählkunst sich hochwertig aus.

Als Johann Karl Kohn 1878 im „Luxemburger Sonntagsblatt“ von J. B. Fallize seine ersten größeren Erzählungen: „Le Sanglier des Ardennens oder: Der Eber im Kohlenwald“ und „Durch Kampf zum Frieden“ veröffentlichten ließ, hatte er in Brüssel sein Probephilosophiejahr hinter sich und war darauf bedacht, in den Naturwissenschaften und in den neueren Sprachen weniger ein forscher als ein forschungsbesessener Student zu werden. Zur Forschung fehlte ihm nämlich das Notwendigste: Gesundheit, Draufgängertum, Gesellschaftlichkeit und Übermut. Zwar vereitelte seine Nervosität auch längere Studiengänge durch die abgelegene Natur, allein seine körperliche Empfindlichkeit und seine seelische Empfindsamkeit ließen ihn zu Ausflügen in die Stille und in die Einsamkeit gelangen, wo seine zweite Begabung, die des beschaulichen Menschen, des nachsinnenden Dichters und des wortseligen Ausdruckskünstlers, mehr zum Zuge kam, als irgendeine andere es jemals vermocht hätte. Das Ergebnis seiner Fluchtstunden in sich selber waren die Geschichten des grausamen Wilhelm, der als wilder Geselle sein Leben auf dem Schafott beenden mußte und des soldatischen Karl von Simmern, dem sich der Friede einer Klosterzelle erst nach schweren Kämpfen ergab.

In seiner äußeren Haltung wie in seiner inneren Existenz widersprach der Gestalter K o h n seinen Helden absolut. Die Antinomie fand ihren klarsten Ausdruck gleich zu Beginn der härtlichen Geschichten: es waren nicht dramatisch bewegte und tragisch hinterlichtete Handlungen, welche die Dinge zur Entwicklung trieben, sondern lyrische Stimmungen, die sich fast versenmäßig verströmen mußten.

Der „Eber im Kohlenwalde“ setzte so ein:

„Es war Frühling. Das sanfte Lächeln nach rauhen Winterstürmen zeigte sich wieder auf dem rosigen Antlitze der Natur; aus Tausenden von Quellen strömte wieder neues Leben hervor; täglich erschlossen unzählige Knospen sich dem Lichte bei dem warmen Hauche, der hin durch Wald und Auen wehte. Lieblich grünte die Erde; Wald und Flur und Tal und Wiese, Alles kündete den Lenz. Mit jungem Laubwerk hatte sich der Wald geschmückt und prächtig wölbten sich wieder die Kronen der mächtigen Bäume. Majestätisch prangte die Eiche da in ihrem grünen Laube, Lannen und Lärchen prangten in sanfterem Grün, selbst die rauhen, steilen Felsen, auf denen nur kümmerlich das Moos sich nährt, freuten sich der sanftern Lüfte. Bescheiden dufteten wieder die Blumen; hoch in den Bäumen sangen lustig die Vögel: überall neues Leben, überall Lust und Freude. Frühling war's! Und fröhlich jubelten die Herzen aller Menschen und stimmten mit ein in den großen Liebesruf gottesschöner Natur . . .“

Vielleicht entsprach die Gestalt des Karl von Simmern mehr dem Temperamente des Erzählers, der weniger Epiker als Lyriker zu sein schien. Denn auch hier galt im Anfang nur die Naturstimmung:

„Es war ein schöner Sommertag. Die Sonnenstrahlen leuchteten lieblich nieder vom ätherblauen Himmelsdome, und strahlten hinein zu einem Fenster der einst so mächtigen Burg Simmern. Einem Jüngling spielten sie um's blonde Lockenhaar und sie tanzten umher in dem glänzenden Gemach. Sie lockten hinaus die Menschen in die duftende und blühende Welt, hinaus in die grünenden Wälder zum dunklen und kühlen Schatten. Mit leisem Schlag pochten sie an das Herz des Jünglings, er öffnete, und ein Meer von

Licht und blühenden Gedanken zog dort hinein; da war das Gemach zu eng und er mußte hinaus in den glänzenden und lockenden Sommertag . . .“

Zwanzig Jahre zählte der am 14. November 1858 in Grevenmacher geborene J o h a n n K a r l K o h n , als er diese in Hell-Dunkel gehaltenen Geschichten niederschrieb. Seinem damaligen Gemütszustande wären Gedichte glaubbarer als Blut-, Schwert-, Feuer- und Klostergeschichten gewesen. Allein der neurasthenische Student fühlte sich, obschon er gelegentlich seine Reimerstunden hatte, mehr zum Dramatiker als zum Lyriker berufen. Zum Gestalten drängte alles den jungen Mann, der ein Jahr lang Lehrer in Nörtingen gewesen war (1876), während der Publikation seiner ersten Werke die Universität besuchte (1877-1879), in sich keine Befriedigung verspürte, bis er 1888 Professor am Staatslehrerseminar in Brügge wurde, dort zwei Jahre lang lehrte, dann einen Schlaganfall erlitt, den er 1890 in Aachen auszuheilen versuchte, in Homburg/Belgien eine neue Dozentenperiode begann, wieder aufgab, den Schuldienst quittierte, in die luxemburgische Postverwaltung eintrat (Wiltz und Luxemburg) und schließlich Sekretär der permanenten statistischen Kommission wurde. Er starb am 3. Mai 1909 und wurde viel zu rasch von den literatur- und kunstinteressierten Landsleuten vergessen.

Dieser Mann, der auch unter dem Decknamen Karl Johann von der Mosel, Charles Lenoir und Louis van Reeth schrieb und in Hüttenmeisters „Lexikon katholischer Dichter“ Aufnahme fand, war zweifelsohne einer der besten luxemburgischen Erzähler, vor allem in den reiferen Geschichten und Romanen, die zum größten Teil im Auslande veröffentlicht wurden: „Theofried von Hollenfels, historische Erzählung“ (1881); „Versöhnt, Roman“ (1881); „Weihnachtsabend, Erzählung“ (1883); „Konfessionslos und frei, Erzählung“ (1883); „Lifra, die germanische Fürstentochter, historische Erzählung“ (1891 in D a s b u r g s Novellenkranz erschienen); „Ave Maria, Erzählung für das Volk“ (1892) und „Leibeigen“ (1894).

Nach der Gründung der Zeitschrift „Ons Hémecht“, an der er, neben Martin Blum, als konzipierende und

realisierende Kraft beteiligt war, folgte er dem zur Tradition gewordenen Beispiel aller luxemburgischen Literaten, um sich mit einer unleugbaren Leidenschaft den historischen Studien zu ergeben. So veröffentlichte er, zum größten Teile in „Ons Hémecht“, „Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst“, dessen Schriftführer er war:

„Monographie de la Seigneurie de Dudelange“ mit dem Auszug: „Evénements de Dudelange, en 1794“, „Die frühere Herrschaft von Düdelingen“, „Johann der Blinde in seinen Beziehungen zu Frankreich“, „Les vœux de l'épervier et le prétendu empoisonnement de Henri VII“, „Histoire des Seigneurs et de la Seigneurie de La Grange“.

Nebenbei beschäftigte er sich, wie fast jedermann in „Ons Hémecht“, mit der „Orthographie der luxemburgischen Sprache“, vergaß nicht seine naturwissenschaftlichen Studien, beteiligte sich an den „Fauna“-Aktivitäten und fand sein Hobby in der Philatelie, — leider! Das alles entfernte ihn von den geistigen Saatgründen, auf denen er seine besten literarischen Ernten hatte — und noch hätte — verwirklichen dürfen. Vor seinem endgültigen Schweigen durfte der Forscher und Erzähler noch zweimal auffallen: mit „Kunterbunt“, einer Sammlung seiner Beiträge aus „Ons Hémecht“, die von Gelegenheitsgedichten über literarische Betrachtungen bis zur Sage: „Die Gründung der früheren Kapelle auf dem Michelsberg“ reichten, und mit einem Beitrag zur Geschichte Grevenmachers: „Die Entführung“.

Sein Heimgang markierte einen fühlbaren Stillstand in der Aufwärtsentwicklung der luxemburgischen Novellenkunst, trotz den ansprechenden Leistungen von Nikolaus Bellwald und Ewald Günther.

Die oftmals vorkommende Verwechslung des Erzählers Johann Karl Kohn mit seinem neun Jahre jüngeren Bruder Karl (1867-1897) setzte bereits bei den Angaben ihrer Geburts- und Todesdaten ein und setzte sich fort mit der irrigen Zuweisung bestimmter Schriftwerke. Denn Karl, der gleichfalls Postbeamter war, teilte die Vorliebe des älteren Bruders für Literatur und Geschichte, obschon sein Entwicklungsgang — über den Militärdienst und einen Brüsseler

Aufenthalt bei Johann Karl — in den kurzwährenden Staatsdienst geführt hatte, schrieb selber sehr gefällige Kleinigkeiten und gehörte zu den ersten korrespondierenden Mitgliedern des Vereins „Ons Hémecht“. Trotz dieser Zugehörigkeit von Anbeginn ignorierte ihn Martin Blum im luxemburgischen Schriftstellerlexikon. Zudem beging der Biographiensammler den Fehler, eine „Phantasie: Die Mutter und ihr Kind“, welche „Ons Hémecht“, mit Karl Kohn signiert, veröffentlicht hatte, dem älteren Kohn zuzuschreiben. Dem Frühverstorbenen widmete der Eifler Volksdichter Peter Zirbes in „Ons Hémecht“ einen freundschaftlichen Nachruf, der die Werte der literarischen Hinterlassenschaft des Heimgegangenen genugsam hervorhob.

Über den älteren Kohn begann Ewald Günther, nach der Publikation seiner Geschichte: „Mein Freund Gunther“ im „Luxemburger Land“ (1883), quantitativ und qualitativ hinauszuwachsen, als er 1889 in der „Escher Zeitung“ „Bella Ghita“, 1890 in der „Luxemburger Zeitung“ „Wolf Frank“ und dann nacheinander in der „Escher Zeitung“ „Hart am Abgrund“ (1890), „Der Amerikaner“ (1891) und „Verderberin“ (1891) veröffentlichten ließ. Die nachträglich als Romane vermeldeten Werke waren kaum mehr als Entwürfe zu gestrafften Novellen: in keiner Weise, weder im Aufbau, noch in der Technik, noch in den Dimensionen, entsprachen sie den Normen des Kunstgebildes, für das sie später gehalten wurden. Der Autor selber, welcher anonym zu bleiben wünschte oder bestenfalls, wie bei „Hart am Abgrund. Ein Sittenbild aus dem deutschen Studentenleben“, den unscheinbaren Decknamen Alphons Schneider wählte, charakterisierte seine kurzgefaßten Vorlagen, die kaum bis an die Hundert-Seiten-Grenze heranreichten, viel behutsamer als seine späteren Verehrer. „Bella Ghita“ war für ihn nur eine Erzählung aus dem Luxemburger Volksleben, „Der Amerikaner“ eine Dorfgeschichte von der Luxemburger Mosel und „Verderberin“ ein Originalfeuilleton der „Escher Zeitung“. Die Erzählweise des jungen Verfassers — „Hart am Abgrunde“ wurde vom Dreiundzwanzigjährigen niedergeschrieben — unterschied sich nicht sonderlich von derjenigen besserer Feuilletonliteraten; ja, von Zeit zu Zeit hob, wie, beispielsweise, „Hart am Abgrunde“, der tüchtige Sohn

eines pädagogisch firmen Vaters den Mahnfinger, um der allgemeinen Moral weniger aus eigener Überzeugung als aus beiläufig miterlernter Religion zu dienen. Immerhin waren diese Prosaversuche wichtige Etappen auf dem langen Entwicklungswege eines Mannes, der im zwanzigsten Jahrhundert in der luxemburgischen Kulturgeschichte eine führende Medienrolle spielen sollte.

Die Visiere des schreibseligen und schreibtüchtigen Erzählers wurden nicht einmal von der Zeitschrift „Ons Hémecht“ gelüftet, obschon diese vor der Jahrhundertwende mehrmals das literarische Schaffen des allseitig wirkenden B a t t y W e b e r (1860-1940) streifen mußte.

Dessen Mitarbeit an der „Escher Zeitung“ war die Folge eines Freundschaftsbündnisses mit dem Drucker-Herausgeber J o s. O r i g e r und ging über die Lieferung von Unterhaltungsstoff sicherlich hinaus. Nicht unmöglich ist, daß die gemütvollen und humorigen „Sonntagsplaudereien“, welche jeweils die Journalbeiträge einleiteten, zum Teile seiner Feder entstammten und dann, im Nachhinein, wie die Vorausstrahlungen seines allerbesten Vermögens wirken mußten. Selbst in den Versteilen der „verdichteten“ Plaudereien scheint dem Historiker das schelmische Lächeln des gereiften Mannes durchleuchten zu wollen, obschon auch sie — mit einer Ausnahme, gezeichnet: J . B . W e b e r — das Anonymat mehr oder weniger zu wahren versuchten. Jedenfalls war die „Escher Zeitung“ kein übles Sprungbrett für den Flug und die Landung des Plauderers in der „Luxemburger Zeitung“, die er wesentlich beherrschen sollte.

Wenn auch P a u l H u m m e r, außer der Phantasie: „Der Zauber des Titelberges“ und der historischen Novelle: „Remy von Varennes und die Jungfrau von Orléans“ („frei nach dem Französischen“), und außer dem Roman-Torso: „Das zerstörte Glück“, Erzählungen wie „Das Kreuz im Walde“, „Der Geist der Erschlagenen“ oder Kurzgeschichten wie „Ein Besuch bei Meister Urian“, „Der kluge Hansel“, „Ein geistlicher Doktor“, „Ehrlich währt am längsten“ und „Der Weg zum Himmel“ in Zeitungen und Zeitschriften, vom „Echternacher Anzeiger“ bis zum „Arbeiter“, unter zu bringen vermochte, so stand er künstlerisch doch weit hinter J o h a n n K a r l



K o h n zurück. Sein Bestes ließe sich unstreitig aus den Beiträgen zu den heimatlichen Sagen, Legenden, Sitten, Bräuchen und Volksglaubensmanifestationen auslesen.

Dem Lehrerberufe entsagt hatte auch der Escher J o h a n n B a p t i s t M e r t e n (geboren am 17. Dezember 1863 in Esch-Alzette), der das Land verließ, um sich in der französischen Nachbarstadt Metz journalistisch zu betätigen. Seine Werke freilich verfaßte er samt und sonders in der deutschen Sprache, von den „Pedantenversen“ (1893) und den „Alltagsliedern“ (1894) über die „pädagogisch-soziale Skizze“: „Baroness Ina“ (1890), das „Kapitel: soziale Frage“: „Proletarier's Lehrjahre“ (1890) bis zur Erzählung aus dem Luxemburgischen“: „Novize“ (1891). Wohl beschwerte überall die tendenziöse Ausrichtung den künstlerischen Elan, allein sie vermochte nicht immer die dramatischen und epischen Valeurs zu neutralisieren.

Erzähler con amore, aber auch mit Talent und Gewandtheit war der geistliche Direktor der Ettelbrücker Ackerbauschule D o m i n i k M a r i a N e p p e r aus Arsdorf (1866-1916), der sich in der Regel hinter den Namen D. v o n d e r A r e n s b u r g, D. M. v a n d e r L a y h und M. v o n d e r O b e r s a u e r verbarg. Seine Vorliebe für das Abenteuerliche ließ ihn recht annehmbare Leistungen, wie „Der Schatz der Piraten“ und den Roman „Der Galeerensträfling im Bannbruch“ verfassen (zu denen auch noch „Das Erbe des Verbrechens“ gerechnet werden dürfte, wenn dieses Werk nicht mit dem Kennmal der Nachahmung hätte versehen werden müssen). Guten Eigenwuchs stellten dagegen dar die Novelle: „Geld oder Ehre“, die historische Erzählung: „Sieg der Wahrheit, Strafe der Bosheit“ und die Geschichte mit dem Titelkuriosum: „Das Brot ist zu hart, das Messer schneidet nicht“.

Der Lehrer W i l h e l m L a m e s c h, Hauspoet der Zeitschrift „Ons Hémecht“ und des „Luxemburger Sonntagsblatt“, (1868-1923), war und blieb bekannt durch seine bescheiden gewollten und immer ansprechenden, weil leicht zu durchschauenden Gedichte, deren melodischer Fluß die Vertonungen herausforderte. Der durchaus lyrisch gestimmte Sänger versuchte sich 1893 an der (mißlungenen) Gestaltung eines Romans, den er unter dem Titel: „Maria, oder die Tochter des

Milionärs“ im Remicher „Moselboten“ von Scheid veröffentlichte.

Noch bestimmter als Alexander Koenig müßte der am 26. Januar 1869 in Luxemburg geborene Peter Johann Anton (genannt Tony) Kellen als Gigant der Publizistik und der Panschriftstellerei gedeutet werden. Jedoch im Gegensatz zu Koenig verließ der junge Kellen die Heimat, um sich in Deutschland und im Elsaß die Grundlagen zu einer möglichst breiten Hörer- und Lesergemeinde zu schaffen. Vor diese trat er dann unter dreizehn verschiedenen Tarnkappen hin: als J. Anthony, als J. Eltz, als T. Kerna, als T. Lelenk, als Ein Deutschnationaler, als X. Lumburger, als J. Lützel, als J. Lützelburger, als A. Mosellanus, als Erich Peladan, als Spectator und als Anton Quidam. Er lebte und wirkte lange genug, um sich als schreiberische Potenz in allen Domänen der Kunst und des Wissens aufzudrängen, vor allem in der historischen, die er nach der literaturgeschichtlichen als eine Art Präferenzgebiet behandelte. Verglichen mit allem, was er auf andern Saatgründen zu produzieren verstand, war das Erzählerische mehr als mäßig, obschon er sich bemühte, auch episch eine Größe zu sein. Abstrahiert man von seiner diesbezüglichen Bagage die Übersetzungen aus andern Sprachen, wie, beispielsweise, die aus dem Französischen: „Wie der arme Baron Larive Präfekt wurde“, so bleiben besten Falles die Humoreske: „Verwechselt“, die Geschichte einer Künstlerin: „Fifi“, die Novelle: „Der Schatz von Befort“, die Skizze: „Begnadigt“ und die Erzählung aus dem luxemburgischen Volksleben: „Das Testament“. Kellen verstarb im Alter von 79 Jahren.

Nicht zu deuten ist, was gegen Ende des Jahrhunderts unter dem Initialenpaar A. E. an Erzählungen im „Sonntagsblatt“ unter den Titeln: „Die Todesrose“ und „Eine seltsame Verwechslung“ neben Werken lief, die „frei nach dem Französischen“ bearbeitet worden waren. Ebenso ungreifbar sind Dr. John (oder Dr. Johannes) aus dem „Luxemburger Land“ und F. Redinger aus dem „Sonntagsblatt“ geblieben (es sei denn, Redinger stelle einen Druckfehler für Deringer dar). Neben diesen undurchschaubaren Schreibern gab es eine Menge achtbarer Geschichtenspinner, die ihre omnia opera namenlos zum Abdruck bringen ließen. So zeug-

ten sie mit für die Wahrheit der Behauptung, daß seit 1839 die Zahl der Erzähler deutscher Zunge in einer auffallenden Progression stand: fast allgemein war der literarische Wettbewerb geworden, dessen Einsatz das Luxemburgertum und dessen Preis die Genugtuung zu sein schien, das heimatliche Kulturleben ganz entschieden mitaktiviert zu haben.

Wenn auch B e r n h. K r a c k (1859-1904) aus Heiderscheid in seiner Sammlung von Epigrammen: „Die Worte des Einsiedlers“ (1888) mehr Satiriker als Lyriker und in seiner Programmabhandlung: „Die Dichtung und das Leben“ (1899) weniger Belletrist als Pädagoge war, so durfte er doch, als eminenter Sprachformer, der höheren Darstellungskunst angenähert werden, ebenso wie Willy Goergen (1867-1942), der damals seine deutschgeschriebenen Literaturstudien entwarf, und Nikolaus Welter (1871-1951), von dem nicht nur die Romanzen und Balladen: „Aus alten Tagen“, sondern auch die beachtlichen Untersuchungen über die provenzalischen Dichter M i s t r a l und R o u m a n i l l e erschienen. P. B e r n h. A r e n s aus Hosingen (1873-1954) unternahm seine ersten Fahrten in das abenteuerliche Reich der Imagination, J o s e p h M a s s a r e t t e aus Esch-Alzette (1875-1947) machte als Zwanzig- und Fünfundzwanzigjähriger seine primären Narrationserfahrungen in „Wort“ und „Sonntagsblatt“, der spätere Pfarrer E u g e n M e d i n g e r (1877-1945) bereitete sich auf „Stürmische Tage“ vor, und N o r b e r t J a c q u e s aus Eich (geboren 1880) brachte seine frühesten Prosastückchen in der Publikation des „Touring-Club“ unter, A u g u s t L i e s c h (1875-1949), M a r i e S p e y e r (1880-1914), R e n é E n g e l m a n n (180-1915), F r a n t z C l e m e n t und J. P. E r p e l d i n g (1884-1977) gewährten sich noch mehr oder weniger kurze Anlaufzeiten, bevor sie nach Vorliebe und Begabung, genau wie ihre Kollegen von der frankophonen Seite: J o s e p h H a n s e n (1874), M a t h i a s T r e s c h (1876), N i c o l a s R i e s (1876), M a r c e l N o p p e n e y (1877) und M a t h i a s E s c h (1882) ihren größeren Sprung in die Literatur zu machen wagten.

Weniger befriedigend war der Erzählerstand im Luxemburgischen oder, um mit N i k o l a u s S t e f f e n zu reden: im „Reinnationalen“. Hier fehlten die wirklich berufenen

Schöpfer, welche ihren Gestalteratem mit ihrer Formungsausdauer über die Dimensionen eines Liedes, einer Schnurre, eines Witzes oder einer Anekdote hinaus zu meistern verstanden hätten, mit Ausnahme vielleicht des 1866 in Wiltz geborenen Botanikers E d m. J o s. K l e i n (1869-1941), (E c k oder N i e l k e), der seine „Weltzer Schnöken“ als kleine Meisterwerke im „Luxemburger Wort“ veröffentlichte, das auch sein packendes Gedicht: „Gedenkbläd und de Ch. Kayser“ bekannt machte. Durchhielten Einzelne bestenfalls in gutgeführten Dialogen, welche weniger Konzision und Verdichtung als die Novellen forderten. Aus diesem Grunde gelangen eher die Bühnenstücke als die Romane, wirksamer die Komödien als die Erzählungen. Mängel, Fehler und Unzulänglichkeit lagen wohl kaum im Imaginativen, denn nie zuvor wurden so viele Herdfeuergeschichten so warmmündig vorgetragen wie in jenem Jahrhundert. Nur gebrach es am Willen zur Niederschrift in einer allüberall genehmen und leicht leslichen Orthographie. Dem zum Trotz war die Sucht zu guten Schreibertaten mehr als verwunderlich, da sowohl „Das Vaterland“ von 1869 wie auch „Das Luxemburger Land“ von 1893, „De Letzeburger“ von 1893 und „Ons Hémecht“ von 1895 mit Eifer und Pertinenz das Luxemburgische schrift- und briefständisch zu machen versuchten, freilich mehr im Lyrischen und im Dramatischen als im Epischen. Immerhin gab es in den sogenannten Brachzeiten des Heimatschrifttums gute Ansätze und aneifernde Erfolge, wie die des N. S. P i e r r e t, welche eines Tages, unverhofft vielleicht wie das Epos von M i c h e l R o d a n g e, ihre Breiten- und Tiefenmündung in einem Meisterwerke finden mußten.

Das unerwartete Meisterwerk erschien 1896 in der Zeitschrift „Ons Hémecht“ unter dem unluxemburgischen Titel: „Soeur Marie du Bon Pasteur. D'Geschicht fun ènger létzeburger Scho'lschwèster“ und stand unter dem Motto: „O Létzeburg, le'wt Hémechtsland, All dir zo' Dengscht mat Hierz an Hand“. Als Verfasser zeichnete ein „O n g g e n a n t“, der aber bald als C. M. S p o o, Maschinenfabrikant aus Wecker, Freund und Partner von A n d r é D u c h s c h e r, Verfasser des Vaudevilles „Den Handstraich, oder: D'Blôum aus dem Rusendahl“, agnosziert werden konnte. C. M. S p o o, der Echternacher (1837-1914), dessen kategorischer

Imperativ als Dichter wie als Volksvertreter lautete: „Wo du vor wahren Luxemburgern stehst und sprichst, zeige dich volks- und heimatbewußt bis ins allerletzte Wort hinein!“, wußte wohl, weshalb er, etliche Jahrzehnte nach dem Vorschlag seines 1848er Kollegen *A n d r é*, in der Abgeordnetenkammer seinen berühmt gewordenen Antrag stellte: die Debatten auf luxemburgisch zu führen oder doch wenigstens der Heimatsprache die gleichen Rechte wie dem Französischen und dem Deutschen zu gewähren! Dieser sozialistische Deputierte, der im öffentlichen Leben Ideen vertrat, die nicht immer mit den Idealen seiner *Soeur Marie* übereinstimmten, führte im Parlamente eine schärfere und tonstärkere Sprache als es seiner Zeit *C h a r l e s - M a t h i a s A n d r é* getan hatte. Er wußte sich Gehör zu verschaffen, wenn es sein mußte, so wie „*De Letzeburger*“ es einmal ausposaunt hatte:

„Geniess recht gründlich, bist verständig du,  
Die kurze Friedenszeit der Fastnachtspause;  
Die Stadt- und Dörferpolitik hat Ruh',  
Und still geworden ist's im Kammerhause.

Jetzt kann nicht *Spoowens* widker Redeschwall  
Des Landes Höchste zur Verzweiflung bringen,  
Nur in der Kirche lässt den frommen Schall  
Erbaulich jetzo laut Herr *Prüm* erklingen.

An eingestürzter Brücke hält *Tornaco Rast*,  
Herr *Servais* schweigt, der Zähe ohne Gleichen;  
Stolz darf er sein, hat er zum Schluß doch fast  
In Zorn gebracht Herrn Staatsminister *Eyschen* . . . .“

Leider folgte ihm das Hohe Haus in der Sprachenfrage nicht; so versuchte er, von untenher zu erreichen, was die Oberen abgelehnt hatten. Er schrieb für das Volk und hatte Erfolg, nicht nach dem ersten Weltkriege — sodaß „*D'Natio'n*“ 1919 die „*Soeur Marie du Bon Pasteur*“ erneut edieren mußte — sondern nach dem zweiten, als sämtliche Patriotenherzen auf eine und dieselbe Leid- und Liebessprache eingestimmt waren. Zu einem unabmeßbaren Teile hatte die „*Perle unserer Heimatliteratur*“ das mitbewirkt. Denn *C. M. Spoo* war ein Erzähler im ursprünglichen Sinne des Wortes. Er wollte nicht mit Gewalt eine Heldin aus dem bunten Geschehen des Lebens heraustreiben, er wollte nicht als

großer Künstler gestalten, er wollte nur schlicht und einfach Dinge aussprechen, die ihm am nächsten waren. Auffiel er so durch die Natürlichkeit seiner Diktion und seiner Gesten; Stimmungen wuchsen ihm, anscheinend ungewollt, aus den Worten hervor; Erinnerungen brachen auf und brachen aus dem übervollen Herzen aus, Gedichte klangen an und schwangen mit, und hintergründig scheuerte doch, mehr ahn- als hörbar, die Weltferne an der Seinsnähe vorbei.

Es war ein wenig die eigene Lebensgeschichte, welche Spoo in der Wirkgeschichte seiner ältesten Schwester aufklingen ließ:

„D'Lische wôr dat Elst fun hirer néng: fénnef Bridder, drei Schwèstern. Ech wâr de sèxten an der Rei; hannert mir ko'm nach ê Brudder an zwo' Schwèstern . . .“

Lischen zog die Kleinen groß, lernte Haushaltskunde, trat bei den Schwestern von der christlichen Lehre ein, wählte Afrika zum Arbeitsfelde, leistete Erstaunliches in Alger und Constantine, kehrte alt und müde ins Nanziger Mutterhaus zurück und starb, wie gewünscht, ihren ruhigen und stillen Tod. Der Ich-Erzähler, dessen Berufsleben vom Postmeister zum Maschinenbauer geführt hatte, durchreiste die Welt, sah seinerseits Alger und Constantine — die er allzu weitschweifig beschrieb — und traf auf einer Hunsrückfahrt einen Afrikaheimkehrer, der ihm ahnungslos von den caritativen Großtaten der Soeur Marie erzählte:

„Onst Marichen wôr fun der Mamm no Constantine geschéckt gin, fir Hélléf ze sichen an hât dûrch Zo'fall dén Engel dô getrafft. Eso' bâl we' d'Schwèster am Haus wôr, as Alles gudd gânge a wôr ons all geholleft“.

Alles ging besser, und Allen war geholfen, als diese Soeur Marie du Bon Pasteur wie eine Prachtverheißung über die Heimatsprache hinweg, nein, durch die Heimatsprache hindurch geschritten war, um sie wärmer und lebendiger als je zu machen.

## „ONS HÉMECHT“ UND DAS LUXEMBURGISCHE

Machten zwei bis drei Jahre die durchschnittliche Lebensdauer einer luxemburgischen Zeitschrift mit kulturellen Interessen aus?

Das „Luxemburger Wochenblatt“ von F. G. Weiss hatte es auf fünf (1821-1826), und „Das Vaterland“ von Nikolaus Steffen auf zweieinhalb (1869-1870) und „Das Luxemburger Land“ von J. N. Moes, Karl Mersch und Nikolaus van Werveke auf drei (1883-1886, mit einer Unterbrechung) gebracht. Wohl versuchte J. N. Moes zehn Jahre später den Namen des Organs in einer Bildzeitung, gemeinsam mit Bernh. Bernhoeft, wieder aufleben zu lassen, allein zu rasch ging ihm mit dem finanziellen auch der schriftstellerische Atem aus, und das umso eher, als kurz zuvor (1894) sein früherer Gönner Martin Blum einen neuen Anlauf genommen hatte — seine kurzfristige Beteiligung, wenn auch nur als Strohmann, am Steffen'schen „Vaterland“ war noch unvergessen — um durch einen besseren Versuch die definitive Bresche in die nationale Interesselosigkeit zu schlagen. Denn auch die ambitiösen Unternehmungen von P. Breithof mit „Geist und Schöpfung“ und von Willi Burg mit der „Allgemeinen Familien-Zeitung“ und der „Völker-Warte“ hatten den Durchbruch verfehlt. Noch mußte über ein Vierteljahrhundert lang im Stillen ausreifen, was sich einmal wirklich durchsetzen sollte.

Am 5. Januar 1894 erschien im „Luxemburger Wort“, wahrscheinlich aus der unabnutzbar scheinenden Feder von Martin Blum, eine Überprüfung der Ursachen, welche die inländische Literatur als an „der galoppierenden Schwindsucht laborierend“ zu melden zwangen. Gute Kulturheilprak-

tiker fanden sich im Nu bereit, mit dem geistlichen Diagnosensteller eine Gesundung der Nationaldichtung herbeizuführen; es waren: Paul Clemen, Verifikator im Enregistrement, der bereits im Thoma'schen „Letzeburger“ Etliches versucht hatte; Michel Engels, Athenäumsprofessor und früherer Mitarbeiter am „Luxemburger Land“ von Moes und Mersch; Nikolaus Gredt, Athenäumsdirektor und Herausgeber der „Sagen“; Bernhard Haal, Domkapitular und Dechant in Luxemburg; H. A. Herchen, Athenäumsprofessor und poetischer Mitarbeiter des „Luxemburger Land“; Arthur Knaff, Telegrapheninspektor; Joh. Karl Kohn, Postbeamter und einstiger Professor; J. P. Jos. Koltz, Forstinspektor; Mathias Kraus, Lehrer in den Strafanstalten; Karl Müllendorff, Kanonikus und Ehrenprofessor; Heinrich Schliep, pensionierter niederländisch-indischer Staatsbeamter; Emmanuel Servais, Ingenieur und Abgeordneter; Dr. Josef Weber, Zahnarzt und italienischer Konsul in Luxemburg.

Als Mitglieder von Rang und Namen gesellten sich sehr rasch hinzu Nikolaus Bellwald, Steuereinnahmer in Fels; Alexander Koenig, Pfarrer in Dünkrodt; Jakob Prott, Pfarrer in Steinheim; N. Rewenig, pensionierter Lehrer in Luxemburg; Gregor Spedener, Postkommis; C. M. Spoo, Industrieller in Esch-Alzette; Wilhelm Zorn, Pfarrer in Lullingen; Jakob Grob, Pfarrer in Biwingen; Alex Basseur, Rechtsanwalt in Luxemburg; Paul Hummer, Lehrer in Neunhausen und J. Lelièvre, Postperzeptor in Mondorf: alle schienen überzeugt zu sein, bereits Schriftgold an ihren Federn zu halten. J. N. Moes, ihr rabiaterster Bekämpfer, nannte sie „eine Gesellschaft de Fin de siècle“.

Die literaturbeflissenen und kulturbegeisterten Männer schlossen sich 1894 zu einer Gesellschaft zusammen, die sie „Ons Hémecht“ nannten. Die Hauptsorge des Vereines galt der Herausgabe eines „Organs für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst“. Im Selbstverlage gab der Vorstand, ab ersten Januar 1895, eine Monatsschrift heraus, welche füglich den Namen des Verbandes trug: „Ons Hémecht“.



Erster Präsident des Vereines war Martin Blum; erster Schriftführer Joh. Karl Kohn, erster Vizepräsident Karl Müllendorff und erster Kassierer Dr. Jos. Weber. Die Titelzeichnung der ersten Verbandsnummer war von Michel Engels; der erste „Mahnruf“, erschienen unter dem Decknamen Van Reeth, kam aus der Feder des Schriftführers und erinnerte an einen ähnlichen Auf- und Weckruf von Peter Klein.

Obschon von den Herausgebern das Literarische besonders betont worden war und obschon in den ersten Jahrgängen, bis um die Jahrhundertwende, diese Akzentuierung keine Abschwächung erfuhr, ging die Bedeutung der Einzelhefte allmählich vom Poetisch-Epischen auf das Historische über: Gedichte und Erzählungen der Hausdichter Wilhelm Zorn, Joh. Karl Kohn, Karl Müllendorff, Nikolaus Bellwald, Jos. Lelièvre, C.M. Spoo (Onggenannt) und später Wilhelm Goergen tauchten noch hin und wieder auf, Martin Blum brachte seine literarhistorischen Sammlungen zwei-, wenn nicht gar dreigleisig unter, aber mehr und mehr meldeten sich auch die Belletristen als Geschichtsforscher zu Worte, sodaß nach etlichen Jahren schon die Publikation den Stempel einer recht gediegenen und heimatlich-wichtigen Zeitschrift historischen Charakters trug, der nicht weniger Erfolg als Lebensdauer verbürgte.

Eine Stärke ihrer Anfänge war die seriöse Beschäftigung mit den Problemen der luxemburgischen Orthographie und nationalsprachlichen Grammatik. Kenner und Interessierte kamen immer wieder auf diese Fragen zurück, welche sie, fast mit Gewalt, einer Lösung zuführen wollten. Unermüdlicher Anreger auf diesem Gebiete war der Zahnarzt Dr. Franz-Josef Weber (1856-1908), der sowohl als bescheiden bleibender Dichter wie als kundiger Wissenschaftler zu wirken vermochte. Gegen Ende des Jahrhunderts, zwischen 1895 und 1899, übermittelte er „Ons Hémecht“ nicht weniger als vier Abhandlungen: Essai de lexicologie luxembourgeoise; Zur Orthographie der luxemburgischen Sprache; Noch ein Wort zur Orthographie des Luxemburger Idioms; Die luxemburgische Sprache. Seine Begeisterung für

diese drückte sich vor allem in öffentlichen Ansprachen aus. So im August 1889 bei einer Großfeier des Gesellenvereins:

„D'Schprôch dé d'Mamm ons geléert huot, dé durf bei kener Feierlechkêt félen, ewell doannen denken a fille mer, doannen si mer traureg oder fro', doanne liewe mer.

Mé ewé èn frét sech elo fleischt: wât wellt en eigenteklech sôen?

O, wât ech wel sôen dât wès ech genä, ech hun d'Hierz foll derfun ann duorfir muss et eraus. Ech wel iech sôen wé ons Schprôch eso' schén an eso' léf an eso' trei ass, wé mer sollen ho'freg drop sin an se net op der Seit lössen wa mer onst Sondesgezei undun an op e Banké gin.

Huot iech net alleguor d'Hierz gekluxt, as iech net d'Blut mé schtremg a mé feierech durech d'Odere gezun, wé „d'Hémecht“ ugeschtemt góf? Dach, wan dé Tén un engem Schtack-Lezeburger sein Oër klenken, da krit gitferén eng Schtem, de Mont sengt mat wan en och nach esó mann fun der Musek ferschtêt, an d'Hierz dât schlét den Takt derzó. Ech hu fill Sâche geliest a franséschen ann an deitschen Dichter, éwel eppes wât mer besser gefall het wé „d'Hémecht“ hun ech net fonnt.

Dir Hêren, dé zwén dé dât fierdeg bruecht hun, woren brâf a wârem Letzeburger.

Dé Zort Wórechten kenen net dack genuch gesôt gin, apsens an engem klenge Lant wé onst. Ons mechteg Nôper scheken hir Konscht, hir Léer, hire Geschek bei ons; lösst mer Alles ôfhuolen wât ons kan di firu gôen mat der Welt, mè losst mer kès fergiessen das mer Lezeburger sin a bleiwe welen. Doan, doan eleng leit ons Krâft . . . “

Neben Dr. Jos. Weber wirkten im selben Sinne, als echte „Ons Hémecht“-Freunde: Spectator (Salentiny): Zur Grundlegung und Vereinfachung der Orthographie unseres Idioms; M. F. Follmann (Metz): Über die Sprache unserer Urkunden, insbesondere der deutsch abgefaßten Weistümer des Luxemburger Landes; und J. P. Bourg: Die Luxemburger Mundart. Auch Kohn und Müllendorff griffen in die Diskussionen ein und schufen so, im Verein mit den Initianten, ein Forum, das den Ausein-

andersetzungen das notwendige Echo nach außenhin sicherte. Kohn forderte die Immediatlösung des Problems durch ein Machtwort der Regierung. Zuguterletzt kamen die Dinge über den langen Weg einer amtlichen Kommission in Bewegung; sie gab den Wortführern Weber und Müllendorff (1830-1902) die Möglichkeit zur Ausarbeitung eines konkreten Vorschlages, welcher leider liegen bleiben sollte. Immerhin hatten die Gedankengänge der „Ons Hémecht“-Mitarbeiter den vorausgehenden Teiluntersuchungen der Anton Meyer, Heinrich Gloden, Félix Thyès, J. F. Gangler, Dicks, Michel Rodange, André Duchscher, N. S. Pierret und C. M. Spoo — der seine Auffassung in „Ons Hémecht“ praktisch, in Vers und Prosa, zu erproben wußte — eine neue Stoßkraft verliehen, sodaß die breite Öffentlichkeit sich mehr und mehr für die Erhebung und für die Anerkennung ihrer wahren Sprache einzusetzen begann.

Die eigentliche Landesgeltung erwarb sich „Ons Hémecht“ dann in der Geschichtsdomäne, ehe sie, nach dem zweiten Weltkriege, unter dem gekürzten Titel „T'Hémecht“ sich die Landeshistorik zum absoluten Daheim machte.

So wurde der Übergang vom gesprochenen zum geschriebenen und gedruckten Luxemburgisch fast zur Selbstverständlichkeit. Die Promptheit, mit der die natürliche Sprache sich ihr Erstgeborenenrecht zu erkämpfen begann, ließ in zunehmendem Maße das einheimische Polyglottentum zu einem Objekte wissenschaftlicher Untersuchungen im Auslande wie im Inlande werden. Je nach der Einstellung des Betrachters wurde das Faktum als ein Prozeß der Verbildung, als eine Verfälschung historischer Gegebenheiten, als ein Zwang zur Unnatur, als eine unauffällige Schädigung der jungen Geisteskräfte oder als eine eiferhafte Selbsttäuschung der Luxemburger agnosziert.

Die Feststellung, welche solcherweise an drei Verkehrsmedien getroffen wurde, unterschied sich nicht wesentlich von der Schlußfolgerung, die sich zuvor aus der Schau auf nur zwei: das Deutsche und das Französische, ergeben zu haben schien. Hielt der eine Sprachforscher dafür, daß das luxemburgische Nationalidiom deutsch sei, so beeilte sich der

andere, nachzuweisen, daß in den wichtigsten Entscheidungen seiner Existenz das Großherzogtum dem Französischen den Vorrang gesichert habe. Beide vereint konnten dann wohl auch die expressionale Unzulänglichkeit des „patois“ und des „Dialektes“ verkünden, wobei ihre differente Initialauffassung über die Primärrolle des Deutschen und den Sekundärrang des Französischen — oder umgekehrt — sich total erhielt. Störend wirkten nur, nach der einen wie nach der andern Seite hin, gewisse Tatsachen der Geschichte, welche kaum zu leugnen oder zu minimisieren waren.

Als im Jahre 1814, nach dem napoleonischen Kollaps, Baron von Schmitz-Crollenburg den Gerichtsagenten Luxemburgs den ausschließlichen Gebrauch des Deutschen vorschreiben mußte, war doch wohl die vorausgehende Exklusivität des Französischen subsumiert. Wenn forsche Anhänger der luxemburgischen „Deutschkultur“ die Alleinexistenz von germanophonen Zeitungen zu behaupten wagten, so wurde ihre Überzeugung enorm geschwächt durch die Präsentation französisch gedruckter Organe: „Echo des Forêts“ (1801), „Bulletin de la Grande Armée“ (1805-1813), „Journal officiel du département des Forêts“ (1814-1815), „Journal officiel du Grand-Duché de Luxembourg“ (1815), „Mémorial du Grand-Duché de Luxembourg“ (ab 1816), „Feuille d'Annonces“ (1816-1827), „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg“ (1827-1844), „Le Courier du Grand-Duché de Luxembourg“ (1844-1869), „Le Patriote“ (1853-1855), „La Quotidienne“ (1854-1857), „La Revue“ (1855-1857), „Le Gratis“ (1857-1858), „Le Journal de Luxembourg“ (1858-1859), „L'Union“ (1860-1872), „L'Avenir“ (1868-1871), „L'Omnibus“ (1867-1871), „L'Entr'acte“ (1871-1876), „La Gazette du Grand-Duché de Luxembourg“ (1878), „Le Courier d'Esch“ (1873), „La Poste“ (1883), „Le Journal de Luxembourg“ (1884-1887), „L'Echo“ (1893-1897) und „L'Indépendance luxembourgeoise“ (1871-1934).

Sehr zu Recht durfte später der Historiker Josef Meyers feststellen:

„Bis 1815 beschränkte sich das Französische auf die führenden Kreise; aus Beweggründen internationaler Politik sahen die Niederlande sich veranlaßt, diese Sprache nun auch

in die mittleren Schichten zu tragen, und als im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts das Französische als Pflichtfach auch im Volksschulunterricht gelehrt wurde, war der letzte wichtigste Schritt in dieser Richtung getan.

Diese Zweisprachigkeit auf der ganzen Linie ist für Luxemburg das wichtigste kulturelle Ergebnis des 19. Jahrhunderts“.

1823 stellte das „Luxemburger Wochenblatt“ (1821-1826) von F. G. Weiss der Mehrsprachigkeit des Luxemburgers ein Testimonium dadurch aus, daß es die Kenntnis des Holländischen als von Tag zu Tag unentbehrlicher proklamierte. Flugs erfüllte ein Abbé Olinger den ausgesprochenen Wunsch durch die Einführung niederländischer Sprachkurse für die Erwachsenen, ohne dadurch die „Nationalkultur“ zu schädigen.

Heinrich Stammer gebärdete sich wohl als ein Fanatiker des Deutschunterrichtes, allein er zögerte nicht, zu gestehen, daß die Lehrstunden im Athenäum größtenteils mit luxemburgischen Vokabeln aufgefüllt waren.

Als König Wilhelm I. im Jahre 1827 nach Luxemburg kam, begrüßte ihn Yves-Hippolyte Barreau mit einer französischen Hymne, genau so wie Dr. Biver zwei Jahre zuvor ihn versenfestlich gefeiert hatte. Das konnte weder Theodor von Cederstolpe, Garnisonsoffizier in Luxemburg, noch M. G. Zacharias Werner, Hauptlehrer aus Bitburg, abhalten, ihre „Sagen aus Luxemburg“, ihre „Gedichte“ und ihre „patriotischen Lieder“ in der Sprache Goethes abzufassen.

Es war durchaus ein Ordinarium des luxemburgischen Kulturlebens, daß 1827 die Publikationen mehr und mehr das Französische bevorzugten, während Heinrich Stammer seine besten Zöglinge, von Peter Eischen aus Beckerich, dem späteren sehr gelehrten Pfarrer aus Bourscheid, der nur unzugänglich gewordene Manuskripte hinterließ (1798-1858), bis zu Sempronius aus Vianden, zu deutschredenden Dichtern ausbildete, und die erste Version des „Hämmelsmarsch“ im Lande verbreitet wurde. Ja, es geschah, ohne die Zuhörer vor Staunen außer sich zu bringen, daß beim Königsbesuch von 1838 der Athenäumsschüler Jean

Graffé eine selbstverfaßte deutsche Ode vortrug und der Sohn Wilhelm des Deutschlehrers Heinrich Stamm er Eigenverse in französischer Sprache rezitierte.

Wo ein Arloner „Echo du Luxembourg“ im selben Jahre 1837, aus Prestigegründen für das Areler „Athénée Royal“, dem Athenäum in Luxemburg den Charakter einer „reindeutschen“ Schule andichtete, konnte ein Direktor M. N. Müller recht energisch die Wahrheit in dieser Form zu rechtrücken:

„Le besoin de parler et d'écrire la langue française est généralement senti chez nous. Placé à l'extrême frontière de l'Allemagne, entre la France d'une part et la Belgique de l'autre, ayant une population dont la moitié est de souche allemande, l'autre moitié d'origine gauloise, le pays de Luxembourg a de tout temps fait usage de la langue allemande et de la langue française dans ses relations commerciales et dans les transactions journalières de la vie. C'est là une nécessité et un avantage de notre position ethnographique. La langue française, notre jeunesse la parle mieux, la prononce mieux que les Allemands de l'intérieur, même les plus instruits . . . Cette langue n'est pas pour nous un objet de luxe, mais de première nécessité . . .“

Der Deutsche F. W. Engelhardt, Verfasser einer „Geschichte der Stadt und Festung Luxemburg“ durfte 1850 eingestehen, daß „im Luxemburger Lande für Deutschland wenig Zuneigung, geschweige denn Anhänglichkeit herrsche“. Das durfte vielleicht den eigenartigen Unterton im importierten „Wilhelmus“ von damals und im Lentz'schen „Feierwôn“ miterzeugen, konnte aber nicht die Umstellung der deutschsprachigen Zeitungen und Schriften in „périodiques de langue française“ bewirken.

Denn die Mehrsprachigkeit des kleinen Volkes war nicht die Folge eitelsüchtigen oder überheblicher Bemühens um eine Sondergeltung im Bunde der Nationen; sie entsprang der „force majeure“ eines Schicksals, das die beraubte und verzerrte Gemeinschaft aus Existenzgründen zum Zwang verurteilte, aus der Not seiner Enge die Tugend eines Mehrwissens und -könnens zu machen. Die Tradition des gesamten neunzehnten Jahrhunderts konnte nicht als Neuerung vor

Dem erscheinen, der die historische Entwicklung der luxemburgischen Sprachenlage seit 963 kannte. Was gegen Ende des land- und volkerschütternden Säkulum als Zusatz auffallen mochte, war nichts mehr als die bodenständige Ergänzung einer Kulturmasse, die noch immer nicht endgültig ausgeformt war: seine allmähliche Vervollkommnung erfahrend, mußte sich das eigentlich Luxemburgische in Schrift und Rede einmal durchsetzen!

National- und staatsmäßig entwickelten sich im neunzehnten Jahrhundert die Sprachen mit den Kulturdingen weniger zackig als zickzackig:

1814 wurde auf Drängen eines Landesfremden das Luxemburgische als Amtssprache ausgeschaltet;

1817 durfte das Deutsche nach Lust und Laune gelehrt werden, während Französisch und Holländisch zu Hauptsprachen emportstiegen;

1825 galt in den Schulen das Deutsche als Pflichtfach;

1830 geschah die Anerkennung des Französischen als offizielle Sprache und des Deutschen als zweite Verwaltungssprache;

1832 dekretierte der König, daß Luxemburger, die in Belgien studierten, ihre Grade nicht anerkannt erhielten, es sei denn, sie unterzögen sich einer Nachprüfung;

1834 wurde die gleiche Maßnahme auf die französischen Universitäten ausgedehnt;

1835 wurde den Studenten, auf höhere An„stift“ung hin, der Besuch aller Universitäten untersagt, die außerhalb des deutschen Bundesgebietes lagen; ein Vorexamen mit Zeugnis sollte die Kontrolle erleichtern;

1837 kam mit dem Deutschen Friedemann der Unfriede in die Unterrichtsangelegenheiten, da das Französische zur fakultativen Lernsprache herabgewürdigt wurde;

1848 vollzog sich die Wiedereinführung der von Friedemann abgeschafften Oberkurse am Athenäum und die Rückstellung des Französischen auf den traditionellen Erstplatz. Das Holländische verschwand auch aus den letzten Amtsstuben, und das Verhältnis Französisch-Deutsch kehrte

allmählich in den allgemein akzeptierten Gleichgewichtszustand zurück.

Immer liefen, parallel zu diesen Sprachenausgleichsschwankungen, Kulturbemühungen am Rande oder im Untergrunde mit, die, von den Luxemburgern her, manche Härten milderten und etliche Fehlentscheidungen unwirksam machten: 1818 durch die Gründung einer Musterschule, 1819 durch die Schaffung einer „Gesellschaft zur Förderung des Primärunterrichtes“, 1843 durch die Eröffnung der Nikolaus-Wies'schen Sonntagsschule, 1845 durch die Einführung einer Lehrernormalschule unter der Leitung des Geistlichen Joh. Majerus (der 1875 als Dechant von Mersch starb); im selben Jahre 1845 durch die Erschließung eines Priesterseminars.

Hatten amtliche und nichtamtliche Statistiker für die Jahre 1810 bis 1813 die Edition von drei (religiösen) Büchern, das Bestehen in der Hauptstadt von zwei, drei Buchläden (Müllendorff, Schmit-Brück, J. P. Kuborn) und (1815) die Nichtexistenz von Zeitungen vermeldet, so änderten, ab 1821, die Schrift- und Druckdinge gründlich: in diesem Jahre erschien das „Luxemburger Wochenblatt“, welches zwar von einem Deutschen geleitet, aber von Luxemburgern mitredigiert wurde; die Titelkopfzeichnung, beispielsweise, entstammte der gewandten Hand des jungen Malers F. J. Maisonnét. Es folgten dann in raschem Rhythmus wahrhaft luxemburgische Journale, die den Kulturanstieg des Volkes nicht nur illustrierten, sondern auch merkbar förderten. Neue Institutionen gesellschaftlicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Natur schlossen sich laufend an:

1816/19 bildete sich die heterogene Loge mit fünfundzwanzig Luxemburgern, sechs Belgiern, drei Holländern, neun Deutschen, elf Franzosen, verschiedenen Juden und vielen Offizieren, welche bald die Provinzialregierung absolut beherrschen sollten; nur waren die „beati possidentes“ von damals weniger „possidentes in spiritu“, da ein Gulden in ihrer Hand nur selten gleichbedeutend war mit einem Goldgedanken eigenköpfiger Prägung;



1826 formierte sich der „Cercle littéraire“, dessen spiritus rector M. L. Schrobilgen war; die Versammlungen fanden in dessen Wassergasse-Wohnung statt; Teilnehmer waren insbesondere Bürgermeister Scheffer, Willmar, Ignaz de la Fontaine, de Moor, J. B. Gellé und Couturier als Kassierer; es war nicht die erste Kulturgemeinschaft, die auf kommunaler Basis entstanden war: von 1798 bis 1803 hatte in Diekirch eine „Société de lecture“ — Besitzerin einer wirklichen Bücherei — existiert, mit dem Pfarrer D.C. München als Mittelpunkt; 1816 war die Gesellschaft als „Société de lecture de Diekirch“ neukonstituiert worden; ihre Mitglieder rekrutierten sich aus den meisten Nordortschaften;

1847 gründete auch der Rechtsanwalt Michel Jonas einen literarischen Zirkel („Société littéraire“), dessen erster Sekretär Ernst Koch war. In der Landesgeschichte Luxemburgs spielte Michel Jonas aus Stadtgrund (1822-1884) mehr als eine Rolle, und von allen gelang ihm keine einzige ganz. Als Gründer oder als Mitgründer tat er sich hervor in der Schaffung des „Luxemburger Wort“ (1848) und in der Betreuung — mit Heinrich Oberhoffer, Professor Schoetter, Michel Engels und Abbé Charles Müllendorff — der „Société de lecture“, welche später, als „Liés“, einen besonderen Ruhm gewann.

Auf der politischen Ebene war der Schützling von K. G. Eyschen sehr labil: 1848 wurde er Abgeordneter, 1860 Stadtratsmitglied, dann vorübergehend Minister, luxemburgischer Geschäftsträger in Paris und schließlich Staatsrat. Der einstige Verteidiger des Bischofs Laurent, dem die deutsche Sprache näher als die französische lag, verließ allmählich seine erstbetonten Grundsätze, redigierte zeitweilig — mit Mathias Ulrich — die Heintze'sche Zeitung „L'Union“ und züchtete sich vor allem in Mathias Hardt einen erbarmungslosen Gegner. Denn Hardt war es, der dem unbeständigen Politiker dadurch den moralischen Dolchstoß versetzte, daß er in „La Revue“, ein Béranger'sches Lied leicht umwandelnd, die Schreibweise J. . . as wohl als Jonas deutete, doch als Judas verstehen ließ:

„Monsieur J. . as est un drôle  
Qui soutient avec chaleur  
Qu'il n'a joué qu'un seul rôle  
Et n'a pris qu'une couleur.  
Nous qui détestons les gens  
Tantôt noirs et tantôt blancs,  
Parlons bas, parlons bas,  
Ici près j'ai vu J. . as.

Curieux et nouvelliste  
Cet observateur moral  
Parfois se fait journaliste  
Et tranche du libéral.  
Mais voulons-nous discuter  
Les apôtres du Courier,  
Parlons bas parlons bas,  
Ici près j'ai vu J. . as.“

1845 kam die „Archäologische Gesellschaft“ der Promotoren Dr. Clasen, Prof. Clomes, Gouverneur de la Fontaine, Prof. Joachim, Athenäumsdirektor M.N. Müller, Rechtsanwalt München, Prof. Namür, Dr. Neyen, Prof. Paquet, Antoine Pescatore, Regierungsrat Ulveling, Prof. Wolff und Obergerichtsrat Würth-Paquet auf;

1868 wurde das „Institut Grand-Ducal de Luxembourg“ mit der archäologisch-historischen, der naturwissenschaftlich-mathematischen und der medizinischen Sektion gegründet;

1873 erstand, aus Privatinitiative, die anonyme Gesellschaft: „Théâtre de Luxembourg“, als deren Aktionäre zeichneten: Architekt Bélanger, Fr. Berger, Ch. Boucon, H. Fischer, L. Godchaux, Pierre Hastert, Fr. Heldenstein, G. Mayer, L. Metz, Ch. München, Z. de Muysen, E. Nathan, J.N. Schmitz, Th. Schoemann und R. Well; treibende Kräfte dabei waren die Brüder P. Hastert, Maler, der die Dekorationen besorgte, und Franz Hastert, der mit dem Bruder sich als Schauspieler bewährte;

1900 wurde das Schriftstellerheim der Jesuiten auf dem Limpertsberg vom Bouser P. Engler eingerichtet und von bekannten Literaten und Wissenschaftlern bezogen (Wasmann, Pesch, Dunin-Borkowski, Baumgartner, Spillmann, Huonder u.a.).

Den zahlreichen Zeitungen gesellten sich alljährlich volkstümlich aufgemachte Kalender hinzu (1875 der Fallize'sche „Marienkalender“), die in der Kulturgeschichte jener Jahrzehnte eine nie ermessene — und kaum meßbare — Fruktifizierungsrolle spielten.\*

---

\* Schwer hält es, selbst in einer weiträumigen Übersicht, sämtlicher Schriften zu gedenken, die im Entwicklungsgang des Luxemburgerturns wirklich mitzählten. Manche Marginalerscheinungen mußten bewußt übergangen werden, obwohl sie andern, die erwähnt wurden, wertmäßig gleichstehen. Gegenüber einem deutschschreibenden Zufallsluxemburger, wie Alexander von Roberts (1845-1896), macht ein französisch dichtender Generalleutnant und Botschafter, wie Joh. Peter-Christian Willmar (1790-1858), vielleicht die bessere Figur. Vor einem Belgienfahrer, wie J. Ern. Buschmann (1814-1853), darf ein großartiger Übersetzer und Kommentator, wie Prof. Joh. Fr. Xav. Würth (1800-1874), nicht zurückstehen. Neben einem Luxemburgisch-Reimer, wie Dr. Jos. Weber (1856-1908), vermag ein religiöser Heimatsänger, -übersetzer und -prediger, wie Michel Welter, mehr auf- als abzufallen. Und wenn ein Bernhard Krack (1859-1904) in litteris zu loben ist, so kann, gerechter Weise, der Verfasser von „Gedenkbältern an Leo Meyer“ und „F. W. Webers Dreizehnlinden“, Prof. Leopold Tibesar (1851-1925), nicht ignoriert werden. All diese Namen dürfen für jene vielen Zeugen, die aus Gründen der Materialkonzentration und der Titelbeschränkung unter die Zurückgestellten fielen, wo sie, für andere Zusammenhänge, immerzu beschwörbar bleiben.



## TRADITIONSBUCH UND ZUSTANDSWANDEL

Die jungen Künstler, deren Zahl am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts in einer arithmetrischen Progression anzuwachsen schien, mußten dort, wo sie die Macht der Gegenwart an sich erfuhren, in einem Mutationstrend besonderer Art sich selber wandeln und im Ausdruck dieser Änderung auch eine Metamorphose gegenüber dem Vergangenen verraten.

Daß die gewaltige Entfaltung der technisch-wirtschaftlichen Welt einen umgestaltenden Einfluß auf die luxemburgische Bürgerschaft ausgeübt hatte, konnte nicht leicht geleugnet werden. Daß dieser Einfluß andauerte, schien greifbar zu sein. In einer sich endlos ändernden Außenwelt wandelt sich auch der Mensch. Seine innere Lebensweise stellt sich langsam um, seine Verhaltensweise vor den Dingen, die er nicht mehr, wie früher, mit dem Geiste ganz durchdringen kann, wird anders. In wachsendem Maße wird er von den mechanischen Werkzeugen beherrscht. Die Geister, die er rief — und nicht mehr los werden will —, machen aus seiner einstigen Meisterstellung ein Bedieneramt. Organisches erliegt allmählich dem Mechanischen. Der Geist, vom unhaltbaren Ansturm der Maschinen erst verwirrt und dann überwunden, bringt kaum noch fertig, in einer totalitär wirkenden Sachwelt seinen alten Primat zu wahren. Nicht der Mensch ist Maß der Dinge, sondern das Ding in seiner Hand vermißt sich schon, den Handlungswert des Herrn zu messen.

Mechanisierung und Rationalisierung! Was wird mehr in einer Zeit beschworen, die ihre Hypnose im Banne der Angst dem Fluch und Bombe gewordenen Atom verdankt? Wem denn will das Faktum nicht auffallen, daß die Maschinerie

sierung aller Lebensgebiete einen wissenschaftlichen Apparat geboren hat, der mit Milliardenzyklopedien die Diesseitswirklichkeit bis auf die allerletzten Gründe zu erforschen unternimmt? Die Ratio schlägt Kapriolen über Kapriolen und bemüht sich, mehr und mehr, als Geist der modernen Rationalität Wunder mithilfe von Petroleum und Uranium zu erzeugen. Wie weit liegt eigentlich die religiöse Idee der mittelalterlichen und theozentrisch ausgerichteten Welt bereits zurück? Und was hat die Deifikation des Verstandes bis heute erreicht? Eine Fanatisierung der Wissenschaftler, denen an der Eroberung des Universums liegt?

Gott ja, indem sie ihren großartigen Forschungen lebte, hat sich die gepriesene Wissenschaft schließlich in abertausend Spezialitäten verzweigt, denen jetzt nicht mehr möglich ist, sich an unerschütterlichen Bezugspunkten, welche bis zum Ende die Mitte aller Ereignisse bleiben werden, zu orientieren. Die Arbeit des Einzelnen wird kaum noch von der Idee des Ganzen bestimmt: Jeder treibt es, wie ihm beliebt, und Jeder bleibt, wo es ihm paßt! Was sie zur Not zusammenhält, ist die gleiche Furcht vor dem Chaos, das sie kommen spüren, und dieselbe Flucht vor dem Zentrum, das jene macht und ausstrahlen läßt.

Und der Nichtwissenschaftler? Er ist von der Elektropest infiziert worden und weiß schon nicht mehr, daß er, wo er denkt, die Kategorien der Ökonomie und der Technik anwendet.

Allerdings wird ihm manchmal, in einem undeutbaren Gefühle, zum Bewußtsein kommen, wie tief er heute im Abhängigkeitsverhältnis zur Maschine steht. Technik wird ihm doch in manchen Stunden zur fluchwürdigen, dämonischen Macht, der er rettungslos verfallen ist. Der Mensch ist mit einem Male in einen äußerst komplizierten Prozeß hineingeraten, dem die Maschine den Rhythmus und die Wirtschaft die Bewegung verleihen. Hier muß eine Spannung zwischen Mensch und Maschine, zwischen Seelenleben und Körperleben entstehen. Wie äußert sich diese in den empfindsamen Seelen, welche alles, was sie bedrückt, in Klänge, Farben oder Worte bannen? Der Wert einer solchen Untersuchung ist bedeutsamer, als auf den ersten Blick

scheinen möchte; hier ist die Arbeit mehr als nur das geistige Spiel eines Ästheten oder eines Philologen, der die klingende Sprache seltsamer Dichtungen liebt. Denn die seelischen Reaktionen aller Künstler sind von Belang, da Millionen Menschen in den gleichen Prozeß hineingeschaltet, Millionen Arbeiter in dieselbe Spannung hineingestellt sind und leiden müssen an den Dingen wie die Gestalter. Es fehlt ihnen nur die Kraft, ihr Leid in Formen auszudeuten.

Das schöpferische neunzehnte Jahrhundert setzte der beginnenden Technisierung und Rationalisierung noch eine gewisse geistige Überlegenheit entgegen, die sich zumeist in einer verächtlichen Haltung oder in einer ignorierenden Selbstgefälligkeit zu äußern wagte. Der romantische Mensch freilich erschöpfte sich in feierlichen Protesten und gefiel sich in einer weltflüchtigen Gegnerschaft. Mit Rainer Maria Rilke, der im Anfangsstadium seiner Dichterei nur ein guter Epigone der Lenau und Mörike war, wurde die Auseinandersetzung ernsthafter betrieben, da der Sänger noch im Metaphysischen wurzelte und seinen allerletzten Halt in der Gottheit zu betonen trachtete. Er klagte deshalb die Welt an, nur dem Diesseitigen verhaftet zu sein. Indem er die ganze technisierte Schöpfung visierte, rief er in einem Bilde, das den Flieger zum Objekte einer lyrischen Betrachtung machte, dieses aus:

„Da muß er lernen von den Dingen,  
anfangen wieder wie ein Kind,  
weil sie, die Gott am Herzen hingen,  
nicht von ihm fortgegangen sind.  
Eins muß er wieder können: fallen,  
geduldig in der Schwere ruhn,  
der sich vermaß, den Vögeln allen  
im Fliegen es zuvorzutun.“

Dann aber kamen die sogenannten Entwurzelten und bejahten einfachhin die Technisierung. Sie zeigten sich fasziniert von der Wundersamkeit einer Maschine. War ein Walt Whitman Wegweiser gewesen, so schwang sich Emile Verhaeren zum Verherrlicher der eisernen Dinge auf. In Deutschland ließen sich die Alfons Paquet, Richard Dehmel, Josef Winckler und Gerrit Engelke hinreißen.

Allein nicht einmal diesen Preisern der Maschine waren die Gefahren entgangen, die den Menschen des neuen Zeitalters bedrohten. Vor allem Winckler ahnte und erkannte sie in einem solchen Ausmaße, daß sein junger Glaube an die Schönheit der Technik erschüttert wurde. Die „Eisernen Sonette“ waren bald überwunden, denn im „Irrgarten Gottes“ erschien ihm das Dasein plötzlich als ein chaotisches Durcheinander, das der Unsinn beherrschte und das Leid patinierte. Dem Expressionismus wurde die ganze zivilisatorische Entwicklung einfach fragwürdig. Die „Menschheitsdämmerung“ von Kurt Pinthus faßte das Gefühl der Zeit in die Worte: „Nicht Einrichtungen, Erfindungen, abgeleitete Gesetze sind das Wesentliche und Bestimmende, sondern der Mensch.“ Die Maschine aber ließ sich nicht mehr abstellen; nur in ohnmächtigen Klagen und in Rufen nach Erneuerung konnte sich die expressionistische Richtung erschöpfen.

Schließlich stellte sich das Proletariat als kunsttragende Klasse vor: die Masse jener Menschen, welche unentrinnbar den Maschinen ausgeliefert waren. Ihre Stellungnahme konnte ebenso scharf wie nüanciert sein; dadurch unterschied sie sich vollkommen von den schwankenden Kundgebungen bürgerlicher Dichter, welche bestenfalls die Asphaltstraßen der Großstadt zu besingen wußten. Wo diese der Technik gegenüberstanden, fingen sie zu flennen und zu schreien an; das Lebensgefühl der Mitwelt wurde weniger erneuert als ernüchtert. Einzig Heinrich Lersch setzte sich mit dem Buche „Mensch in Eisen“ durch — Lersch war in dieser Hinsicht eine ebenso wunderliche wie wunderbare Erscheinung, da er die neue Sinnerfüllung der technischen Welt mit der Forderung einer Änderung der Einstellung auch des Menschen zu verbinden wußte. Diesem schlichten Schmiedemeister gelang, eine symbolkräftige Metaphorik zu schaffen, deren Trefflichkeit noch heute anerkannt wird. Löste er dadurch auch nicht total die Mechanisierungsproblematik, so zeigte er doch den Weg auf, welcher gangbar und verheißend schien. In einem jubelnden Hymnus „Der Mensch ist unterwegs“ enthüllte er seinen Willen und seinen Glauben. Der Ausdruck seiner Gefühle glich dem, was Rilke heimlicher ausgesungen hatte, als er hinter jeder Bewegung den Menschen, immer



nur den Menschen suchte, welcher in Gott den Urgrund seines Seins zu erkennen geneigt war.

Was aber spricht im nachfolgenden Sonett der Dichter anders aus als jenen Gedanken, der auch der andern Vorstellung gerecht wird.

„Oh, das Neue, Freunde, ist nicht dies,  
daß Maschinen uns die Hand verdrängen,  
laßt euch nicht beirrn von Übergängen,  
bald wird schweigen, wer das „Neue“ pries.  
Denn das Ganze ist unendlich neuer  
als ein Kabel und ein hohes Haus.  
Seht, die Sterne sind ein altes Feuer,  
und die neuern Feuer löschen aus.  
Glaubt nicht, daß die längsten Transmissionen  
schon des Künftigen Räder drehn.  
Denn Äonen reden mit Äonen.  
Mehr als wir erfuhren, ist geschehn.  
Und die Zukunft faßt das Allerfernste  
rein in eins mit unserm innern Ernste.“

Das kleine Luxemburg vermochte diesen raschen Entwicklungsgang gewiß nicht insular zu erleben und an sich vorbei rauschen zu lassen, ohne von ihm berührt zu werden. Es erlitt ihn wirklich ganz und machte in der äußeren auch eine innere Umgestaltung, „unbeirrt vom Übergange“, mit. Zwar offenbarten seine Künstler das erstmalig vielleicht ein Dezennium hinter der Wende, und nahmen es am sichersten zur Kenntnis, als Nikolaus Welter „In Staub und Gluten“ veröffentlichte und darin dem „Neuen“ auch ein „neues Lied“ erhorchte:

„Schlote, Stiegen, Eisentürme,  
Walzenwirbel, Feuerstürme,  
Wie das ruht und wie das rauscht!  
Fühl ich ihren Atem schwingen,  
Spür ich tiefe Ketten springen,  
Ist die Seele mir vertauscht.

Von dem Zolverknapp im Boden  
Zum Johannisberg gezogen,  
Offen steht des Südens Tor:  
Heil da wallt das Blut der Schmiede  
Und zu einem neuen Liede  
Hebt es mir das Herz empor.“

Der eigentliche Sänger dieser technisierten Welt kam freilich erst ein Vierteljahrhundert später zu Wort: ein Ingenieur als Dichter, der Purpurrote noch über den Schlackenhalden leuchten sah! Und auch P a u l P a l g e n mute dann in seinem Gedichtbande: „La Pourpre sur les Crassiers“ die Auflösung der traditionellen Kunst in Ungebundenheit, Hektik, Lautharte und Tonstärke genau so pflegen, wie es N i k o l a u s W e l t e r zuvor „Auf der Gichtbühne“ getan hatte:

„... Jetzt mit sanftem Ruck  
Wirft das Katzenvieh die Hinterläufe  
In die Luft;  
Die gewalt'ge Kufe senkt sich  
Lautlos,  
Setzt sich langsam auf des Kraters  
Kalkverbrannte Ründung,  
Sachte, wie der Buchfink  
Auf die Schulter seiner sanften Herrin,  
Die ihn lockte,  
Setzt sich,  
Ruht . . . .“

Bei P a u l P a l g e n hie es, mehr menschbezogen:

„... Mecaniciens qui tirent les fils  
des greles squelettes en fer des grues,  
reglent au ciel des parcs et des halls  
des ponts roulants le vol pendulaire.

Sous le signe de la potence,  
maons en haut des cheminees,  
bourreaux et valets jamais en puissance  
de condamnes . . . .“

Die Zeit des geruhsamen Skandierens, des besinnlichen Silbenzahlens und der zeitverschwendenden Reimsuche schien plötzlich ebenso wie die des meditativen Schauens und des spekulativen Denkens in der hingegenommenen Ordnung der Dinge endgültig vorbei zu sein.

Doch war sie es wirklich?

---

\* Der Autor fühlt sich Herrn Bibliothekar Carlo Hury, Luxemburg, für die Übermittlung mehrerer Daten und die Aufschlüsselung etlicher Decknamen verpflichtet.

## NAMENSVERZEICHNIS

### A

- Abälard: 67.  
 Aberdeen: 17.  
 Adam, Mathias (pädagoge): 34.  
 Adames (Bischof): 32.  
 Aesop: 203.  
 Ahnen, Henri: 35.  
 Alberti, Konrad: 438.  
 Alexis, Willibald: 501.  
 Altenhofen, „Gebrüder“: 260,  
 264, 265.  
 Alte von der Höhe (Th. Al.  
 Decker): 525.  
 André, Charles-Mathias: 160,  
 161, 541.  
 André, Claude: 29.  
 André, Franz-Jul.: 148.  
 André, J. P.: 29, 160.  
 André, Jul. Ludw.: 148.  
 André, Karl-Theodor: 147-162,  
 175, 237, 264, 341, 347,  
 348, 349, 350.  
 André, Ludw. Jos.: 160.  
 André, Otto: 148.  
 André, Philipp: 148.  
 André, Theod.: 160, 162.  
 Apponyi: 26.  
 Arendt, J.: 499.  
 Arendt, J. W. Karl: 386, 398,  
 401, 405, 408, 484, 509.  
 Arens, Bernhard: 539.  
 Arens, J. P.: 347.  
 von der Arensburg, D.: 537.

- Argus: 398.  
 Aristoteles: 66.  
 von Arnim, H. A. Baron: 129,  
 130.  
 d'Astorg, Bertrand: 300.  
 Augustinus, Hl.: 66.  
 d'Azegtio (Botschafter): 26.

### B

- Baco: 67.  
 Bailly (Philosoph): 67.  
 Baldauff, J. J.: 461.  
 Balde, Jakob: 96.  
 Baltia, J. J.: 29.  
 de Balzac, Honoré: 501.  
 Barreau, Yves-Hippolyte: 59-  
 61, 139, 140, 167, 175,  
 218, 232, 236, 283-286,  
 549.  
 Barrès, Maurice: 305.  
 Barth, W.G.H.: 528.  
 Barthel, J.P.: 497.  
 Barthel, Peter: 497.  
 Baumeister (Philosoph): 67.  
 Baumgartner: 554.  
 Beck, Christian: 523, 524.  
 Becker, Karl: 202, 264, 276,  
 361, 365, 366, 498.  
 Becker, Nikolaus: 150, 462.  
 Beffort, Fr.: 199, 232, 268.  
 Beicht, J.P.: 497.  
 Beicht, Louis: 497.  
 Bélanger: 554.

- Bellwald, Nik: 244, 519, 520,  
 534, 544, 545.  
 Belva, L.J.: 29.  
 van Bemmell, Eug.: 208, 209.  
 Bender, Hedwig: 528.  
 Benningsen: 350.  
 Bentinck: 26.  
 de Béranger, P.J.: 150, 553.  
 Berens, Adolf: 400, 490.  
 Berg, Hub.: 232, 236, 483.  
 Berger, Fr.: 554.  
 Bernard, J.N.: 483.  
 Bernhardi: 52.  
 Bernhoeft, Charles: 410, 543.  
 Bernstorff: 26.  
 Bertels: 76.  
 Betz (Deringer), P.: 521, 522.  
 Beving: 149.  
 Bielecki, Franz: 35.  
 Biever, Zephyrin: 523.  
 Binsfeld, Philipp: 499.  
 Bisdorff, J.P. (Pädagoge): 34.  
 Bismarck: 23.  
 Bisson, A.: 528.  
 Dr. Biver: 549.  
 Biver, Fred: 479.  
 Biver, N.: 401, 413.  
 Bivort, Charles: 397, 505.  
 Blaise, J.A. (Pädagoge): 34.  
 Blanc, Pierre: 485, 487.  
 Bleibtreu, Karl: 438.  
 de Blochausen, Fr.G.Pr.: 30,  
 167, 347.  
 Blum, Martin: 92, 245, 299,  
 367, 391, 431, 533, 543,  
 545.  
 Boch, P.Jos.: 411, 510.  
 Bodson, Nik.: 34, 35.  
 Böhm, Franz: 396, 453.  
 Boisseaux, J.: 494.  
 Bonaparte (Welter): 526.  
 Bonaventura: 67.  
 Boor, P.: 481.  
 Bottomley, Reginald: 485, 487.  
 Boucon, Ch.: 554.  
 Bourg, Ph. (J.P.): 477, 546.  
 Bourger, M.: 257, 268.  
 Bourgraff, P.: 175, 311.  
 du Bos, Charles: 313.  
 Bosch: 175.  
 Bové, Nik.: 506.  
 Boycottus (Reiners): 523.  
 Brachvogel, Emil: 501.  
 Bracke, Tony: 528.  
 Brandenburg, Pierre: 482, 483.  
 Brassel, J.A.: 347.  
 Brasseur, J.B.: 310.  
 Brasseur, J.P.: 36.  
 Brasseur, Lex: 379, 411, 477,  
 544.  
 Braun, Joh.: 34, 499.  
 Breisdorff, Abbé Nik: 200,  
 202, 417, 504.  
 Breithof, Jos.: 383.  
 Breithof, Nik. Ad.: 36.  
 Breithof, P.: 249, 543.  
 Brimmeyr, J.P.: 506.  
 Brosius, H.J.: 508.  
 Broulli: 490.  
 Brouta, Julius: 411, 439, 440.  
 Brücher, André: 347.  
 Brücher, Nik.: 488.  
 Brück, Peter: 249, 381, 387,  
 388, 402, 408, 519.  
 Brümmer, Fr.: 183.  
 Brunnow: 26, 27.  
 von Buch, Franz: 129.  
 Buchfild Georg (Kirsch J.P.):  
 264, 511.  
 Bülow: 17, 20.  
 Bürger: 52, 110.  
 von Bunsen, C.K. Josias: 130.  
 Burg, Dominik: 175.  
 Burg, Wirgil: 249, 413, 543.  
 Busch, Jean: 396, 397, 404,  
 405, 452, 523, 530.  
 Byron, Lord: 55, 60.

## C

C. A. (Charles André): 147.  
 Calmes, Alb.: 502.  
 Calmes, Chr.: 350.  
 Capitaine, Ulysse: 291.  
 Capus, Wilhelm: 244, 505, 506.  
 von Cederstolpe, Theodor:  
 528, 549.  
 Chamfort: 150.  
 Chrisnach, Peter: 527.  
 Christian, E. (Léonardy): 529.  
 Chrysostomus: 67.  
 Cicero: 66.  
 Cito, Klaus: 481.  
 Claravellensis (Reiners): 523.  
 Clasen, B.J.: 34.  
 Clasen, Charles-Prosper: 511,  
 554.  
 Clasen, Nik.: 29, 34, 507.  
 Clausener, Jos.: 167.  
 Clavareau, Auguste: 53-58,  
 139, 140.  
 Clemen, P.: 204, 361, 447,  
 544.  
 Clément, Fr.: 60, 244, 539.  
 Clément, M.C.: 347.  
 Clomes, P.: 534.  
 Collart, Aug.: 347, 349.  
 Colling, J.P. (gen. Walter):  
 411, 438, 439.  
 de Colnet d'Huart, F.: 285,  
 366.  
 Colonel Rémy: 525.  
 Conrad, J.: 401.  
 Conradi, Hermann: 183.  
 Conseil, Jos.:  
 Conz: 52.  
 de Coppin, F.: 17.  
 Cornély, Heinr. Jos.: 147, 497,  
 498.  
 Courier, P.L.: 229.  
 Courte, Wilhelm: 370, 372-374.  
 Couturier: 553.  
 Crochet, Jos.: 35.

## D

Dahn, Felix: 501.  
 Dams, P.E.: 162, 347, 348,  
 349, 350.  
 Dante: 322.  
 Dasbourg, Jacques: 488.  
 Dasburg (Verlag): 533.  
 Dasselborn, H.: 347.  
 Decker, Phil.: 497.  
 Decker, Theo: 496, 497, 524,  
 525, 529.  
 Decker, Theod. Al.: 525.  
 Dehmel, Richard: 559.  
 Deitz, Anton: 34, 466.  
 Delevigne (Bruxelles): 290.  
 Delille, Abbé Jacques: 56.  
 Deltgen, Maria:  
 Demuyser, C.: 244.  
 Deringer (s. Betz, P.): 521, 522.  
 Dertz (Freimaurer): 232.  
 Descartes: 67.  
 Dessain (Lüttich): 291.  
 Deveaux (belg. Unterhändler):  
 19.  
 Dewora, V.J.: 34.  
 Dicks: 75, 162, 175, 219, 262,  
 264, 266, 272, 274, 303,  
 319, 321, 322, 329-351,  
 358, 365, 379, 396, 398,  
 411, 475, 476, 496, 547.  
 Dicktus, J.P.: 347.  
 „Didenhoven, Gebrüder“: 317.  
 Didenhoven, Jacques: 59, 60,  
 219, 260, 264, 283, 305,  
 376-377, 466.  
 Dieschbourg, J.P.: 488.  
 Dingelstedt, Franz: 150.  
 Duchscher, André: 264, 360,  
 400, 476, 540, 547.  
 Dumas, Alex.: 501.  
 Dunin-Borkowski: 554.  
 Duren, Jeanne: 507.

## E

Ebers, Georg: 501.  
 Eck (Klein): 540.  
 Ecker, Dr. Aug.: 183.  
 Ego: 383.  
 Egrot, Ch.: 451.  
 Ehler, Theodor (Zorn): 396,  
 397, 452.  
 Eichendorff: 51.  
 Eichhorn, Joh.: 479.  
 Eichrodt, Ludwig: 164.  
 Eischen, Peter: 549.  
 Engel, Ch.A.: 446.  
 Engelhardt, F.W.: 264, 497,  
 510, 550.  
 Engelke, Gerrit: 559.  
 Engelmann, René: 539.  
 Engels, Mich.: 35, 383, 386,  
 398, 405, 409, 483, 485,  
 488, 544, 545, 553.  
 Engels, Viktor: 488.  
 Engler, P.: 554.  
 Engling, Joh.: 61, 62-77, 91,  
 95, 175, 218, 236.  
 Ennesch, Alf.: 44.  
 Epikur: 66.  
 Ernster, P.: 34.  
 Erpelding, J.: 34.  
 Erpelding (Philosoph): 67.  
 Erpelding, J.P.: 539.  
 Esch, Math.: 539.  
 Esch, Theod.: 519.  
 Esslen, J.: 518.  
 Esterhazy: 17, 20.  
 L'Evêque de la Basse-Moûturie:  
 220.  
 Eyschen, Ch.: 233.  
 Eyschen, Charles-Gérard: 84,  
 175, 233, 347, 348, 411,  
 553.  
 Eyschen, Paul: 30, 399, 404,  
 411, 458.

## F

F. C.: 458.  
 Faber, J.: 34.  
 von Fallersleben, A.H.: 150.  
 Fallize, J.B.: 33, 243, 360,  
 370, 417-430, 446, 504,  
 518, 531, 555.  
 Faltz, Michael: 183.  
 Febronius, Justinus: 47.  
 Federspiel, Pierre: 411, 481.  
 Feierabend, E. (Léonardy): 529.  
 Feith: 55.  
 de Feller, Fr. Xav.: 54, 508.  
 Fendius, Lamb. Aug.: 86, 236,  
 377, 378, 379, 475, 476.  
 Féval, Paul: 397.  
 Fey, Andreas: 164.  
 Fischer, Eug.: 347.  
 Fischer, H.: 554.  
 Fiess, M.G.J.: 310.  
 Firmenich, Joh. Math.: 78, 492.  
 Fitbogen, Georg: 161.  
 Flohr: 497.  
 Follmann, M.F.: 269, 462, 546.  
 de la Fontaine, Edm.: 75, 76,  
 219, 331, 396, 401.  
 de la Fontaine, Ignace: 29,  
 169, 334, 341, 348, 411,  
 553, 554.  
 Fosché, Joh. Jak.: 479.  
 François, Marie-Clementine:  
 264, 399.  
 François, Mme (Peintre):  
 Freiligrath, Fr.: 150.  
 Fresez, J.B.: 35, 232, 411, 482.  
 Freymann, P.: 510.  
 Frint: 66, 69.  
 Funck, J.B.: 347.  
 Funck, P.J.A.: 503.  
 Funck-Brentano, Claudine: 506.  
 Funck-Brentano, Fr.: 506.  
 Funck-Brentano, Theoph.: 506.

## G

- Gangler, J.F.: 76, 175, 219,  
 234, 264, 265, 266, 283,  
 305, 317-323, 325, 475,  
 547.  
 Gautier, Théoph.: 501.  
 Geibel: 438.  
 Gelhausen, Joh.: 491.  
 Gellé, J.B.: 29, 142, 502, 553.  
 Gemen, Ch.: 401, 502.  
 Gendebien, A.: 17.  
 Georges (Lehrer): 413.  
 Gerson (Philosoph): 67.  
 Gessner: 52.  
 Gillen, Georg: 462, 488.  
 Gilson (Bruder Abraham):  
 Ginter (Lehrer): 205.  
 Giver (Artist): 481.  
 Glaesener, Mich.: 35.  
 Glaesener-Hartmann, Mme:  
 488.  
 Glassbrenner, Ad.: 150, 203.  
 der Glichezare, Heinrich: 204.  
 Gloden, Alb.: 36.  
 Gloden, Heinrich: 59-61, 91-  
 104, 105, 119, 128, 175,  
 218, 219, 236, 264, 335,  
 353, 547.  
 Gloden, Hubert: 59-61, 86,  
 91-105, 128, 175, 218,  
 219, 264, 353.  
 Gloden, Nik.: 513.  
 Gloesener, Mich.: 311.  
 Godart, Ant.: 34, 497.  
 Godchaux, L.: 554.  
 von Goedecke: 28, 29.  
 Goedert, Adam: 35.  
 Goedert, Pierre: 521.  
 Goerens, Th.: 34.  
 Goergen, Willy: 294, 462,  
 539, 545.  
 von Görnitz, Elisabeth: 22.  
 Görres: 51, 365.  
 Goethe: 57, 105, 262, 322,  
 549.  
 Goldschmit, Jak.: 497.  
 Goldschmit, J.P.: 497.  
 Goldschmit, Victor: 497.  
 Goldsmith: 258.  
 Gonner, Nik.: 383, 462, 463,  
 516.  
 Gotter, Fr.W.: 52.  
 Gotthelf, Samuel: 147.  
 Govers, Marie: 497.  
 Graas, Phil.: 233.  
 Graccus, Cajus Sempronius:  
 147.  
 Graffé, Jean: 550.  
 Gras, F.L.: 347, 348.  
 Grechen, Martin: 59, 244,  
 396, 401.  
 Gredt, Felix: 244, 397.  
 Gredt, Dr. Nik.: 244, 366,  
 383, 385, 389, 401, 405,  
 521, 544.  
 Greisch, H.: 347, 348.  
 Grewich, J.P.: 494.  
 Greyson, Aug.: 494.  
 Grichaud, P.G.: 232.  
 Grillpanzer: 51.  
 Grimm, Brüder: 180.  
 Grégoire, Ernest: 32, 164.  
 Grégoire, Pierre: 234, 366.  
 Grob, Jak.: 544.  
 Groevig, Nik.: 34.  
 Gruner, Justus: 15.  
 Günther, Ewald (Batty Weber):  
 397, 460, 461, 530, 534,  
 535.  
 Günther, Joh.-Christ.: 110.  
 Günther, Karl: 460, 497.  
 Gusenburger, Jean (Masque de  
 fer, Jean sans terre): 249,  
 403.  
 Gutschakow, Prinz: 27.  
 Gutzkow, Karl: 501.

## H

- Haal, Bernh.: 360, 440, 544.  
 „Häsprongs Gret“: 491.  
 Halle (Philosoph): 67.  
 Hamann, Joh.G.: 302.  
 Hamélius, Etienne: 507.  
 Hammer, Julius: 397.  
 d'Hane de Potter: 88.  
 Hansen, Jos.: 490, 539.  
 Hansjakob, Heinrich: 524.  
 Hardt, Math.: 175, 347, 553.  
 von Hartmann, Ed.: 438.  
 Hartmann, Therese: 398.  
 Hassenpflug, J.D.L.F.: 29,  
 164, 220, 221.  
 Hastert, E.: 554.  
 de Haulleville, Prosper: 59, 89.  
 Havelange (Philosoph): 67.  
 Heckmes, Dominik: 498.  
 Heer, Friedrich: 309.  
 Hegel: 438.  
 Heine, Heinrich: 150, 438.  
 Heinrich, Staathalter: 23, 231.  
 Heintze, Gebrüder: 511, 553.  
 Heissich (M. Modert): 521.  
 Heiter: 488.  
 Heldenstein, D.: 347.  
 Heldenstein, Franz: 398, 411,  
 481, 484, 485, 487, 554.  
 Hellmers: 55.  
 Hemmer, C.: 347.  
 Henrion, J.P.: 244, 366, 386,  
 397, 399, 401, 405, 457.  
 Herchen, Arthur: 35, 244,  
 401, 405, 459, 460, 544.  
 Herchenbach, Wilhelm: 516,  
 518.  
 Herder: 65.  
 Herget, G.B.: 29.  
 Hermes, Georg: 48, 508.  
 Herrig, P.: 34.  
 Herriges, Dr.: 250, 253.  
 Hertert, Math.: 347.  
 Herwegh: 150.  
 Hess, Jos.: 165.  
 Heuardt, J.P.: 347.  
 Heynen, Heinrich: 503.  
 Heynen, Jos.: 347.  
 Heyse, Paul: 501.  
 Hieronymus: 67.  
 Hilger, Jos.: 219.  
 Hiller, Ferd.:  
 Hirsch, A.: 439, 483.  
 Hirsch, S.: 350.  
 Hirschberger, Paul: 527.  
 Hobbes: 67.  
 Hochmuth, Fr.J. Ferd: 261,  
 264, 435-438, 440, 521.  
 Hoebig, Fr. B.F.: 232, 493,  
 494.  
 Hoffmann, Fernand: 161, 234,  
 377.  
 Hoffmann, J.P.: 347.  
 Homer: 508.  
 von Hontheim, Fr.L.A.H.:  
 47-52, 264.  
 von Hontheim, Joh.Nik.: 47.  
 von Hontheim, Josef: 47.  
 Horaz: 115.  
 Horvath (Philosoph): 67.  
 Hostert, Maria-Michel: 512,  
 513.  
 Houdremont, Alfred: 35.  
 Housse, Louis: 35, 244, 435,  
 436.  
 de Colnet d'Huart, A.: 35, 285.  
 d'Huart, Fern.: 488.  
 d'Huart, L.G.J.E.: 502.  
 d'Huart, Martin: 35.  
 Huberty, J.P.: 60.  
 Hülsemann, Wilhelm: 245.  
 Hüttenmeister: 533.  
 Hugo, Victor: 54, 60, 244, 501.  
 von Humboldt, Alex.: 129,  
 130.  
 Hummer, Franz: 413.  
 Hummer, Paul: 413, 446,  
 536, 544.



Huonder, P.: 554.  
Hurt, Jos.: 466.  
Huss, Michel: 249.  
Huxley, Aldous: 308.

I

Ibanez Blasco: 440.  
Irrefragabilis (Reiners): 523.

J

Jacobi, Fr.H.: 52.  
Jacoby, Pfarrer Adolf: 490.  
Jacoby, J.P.: 525.  
Jacques, Martin: 479.  
Jacques, Nik.: 479.  
Jacques, Norbert: 462.  
Jacques, R.G.: 347.  
Jaeger, Joh.: 479, 539.  
Jans, Anton: 488.  
Jauffret, Mgr.: 31.  
Joachim, Prof.: 554.  
Dr. Johann: 401, 538.  
Dr. John: 75, 401, 538.  
Jonas, Michel: 347, 348,  
350, 553.  
Joris, Jean: 200, 202, 476, 477.  
Joubert: 297.  
Jourdan, Baron: 15.  
Julius, Germain (Merkels): 527.  
Jullien, A.P.: 232.  
Jungers, Ad.: 487.  
Jungers, Theod.: 487.  
Jurion, Wendelin: 29, 348.  
Justin: 67.  
Juttel, Jean: 347.

K

Kahnt, Gust.: 358, 494, 497.  
Kalbersch, Jos.: 508.  
Karels, Jean: 35.  
Kauder, J.P.: 35.  
Kayser, Charles: 439, 440-443,  
507.

Kayser, J.J.: 34.  
Keats: 310.  
Keiffer, Jules: 35.  
Keiser, Gregor: 505.  
Kellen, Tony: 458, 538.  
Kerzmann, H.J.A.: 461.  
Kieffer, Joh.: 446, 525, 526,  
529.  
Kierkegaard, Sören: 293, 303,  
308, 312.  
Kiesel, Bernh.: 245, 264, 462.  
Kinkel, G.: 150.  
Kintgen, Dam.: 34.  
K.a.N. (Kirsch): 243.  
Kirsch, J.P.: 34, 264, 510,  
511.  
Kirsch, Math.: 482.  
Klächen (Léonardy): 529.  
Klein, Aug.: 497.  
Klein, Edm. Jos.: 540.  
Klein, Pfarrer J.B.: 166, 386.  
Klein, Jakob: 508.  
Klein, Peter: 61, 86, 90, 92,  
128, 163-183, 175, 207,  
218, 228, 229, 236, 243,  
264, 311, 324, 325, 389,  
401, 545.  
Klein, Theodor: 497.  
Klein, Viktor: 60, 61, 77,  
100, 104, 105, 135-146,  
175, 218, 229, 264.  
Kleis, Joh. Al.: 397, 430-435.  
Kleist: 52.  
Kleyr, J.M.: 475, 508.  
Klingenberg, Jakob: 497.  
Klingenberg, J.B.: 497.  
Klitscher: 528.  
Klopstock: 51, 105.  
Knaff, Arthur: 544.  
Knaff, Joh.: 245, 264, 269,  
338.  
Knaff, Karl. Jos. Phil.: 219,  
324-329.  
Knepper, J.P.: 485, 487.

K-ch (Koch Ernst): 243.  
Koch, A.P.E.W.: 29, 164,  
175, 176, 181, 264, 436,  
507, 511, 553.  
Koenig, Alex: 529, 530, 544.  
Körner: 105, 110, 229.  
Kohn, Joh. Karl: 446, 531,  
533, 534, 536, 537, 544-546.  
Kohn, Karl: 534, 535.  
Kolbach, A.: 269, 450.  
Koltz, J.P. Jos.: 544.  
Konert: 413.  
Koppes, J.J.: 33.  
Kotzebue: 51, 466, 475.  
Kowalsky, Alfred: 497.  
Kowalsky, Em.: 497, 499.  
Kraatz, C.: 528.  
Krack, Bernh.: 539.  
Krack, J.B.: 347.  
Kraus, Math.: 544.  
Krein, Felix: 497.  
Krein, Mich.: 497.  
Kreins, Hil.: 483, 487.  
Kreins, Nelly: 487.  
vom Kreuz, Joh. (Reuland):  
513-519.  
Krier, J.Bern.: 510.  
Kühner, Leo (Léonardy): 529.  
Küntgen, Karl: 264, 266, 270,  
521.  
Kurth, Eug.: 486, 487.  
Kurth, Godefroid: 505.  
Kutter, Jos.: 488.

## L

Laktanz: 67.  
Lamartine: 502.  
Lambotte: 498.  
Lamesch, Wilh.: 537.  
Lamort: 47, 48, 105, 232,  
289, 324, 475.  
Lampach, Aug.: 347.

Landmann, Franz: 59, 60,  
325, 366, 457, 458.  
Lang, Dominik: 483.  
Langbein: 52.  
Langer, Joh.: 446, 461.  
Latomus:  
Latour, Jehan: 381.  
Laube, Heinrich: 501.  
Laup, H.: 401, 413.  
Laurent, Fr.: 506.  
Laurent, J. (Arlon): 93  
Laurent, J.Th.: 31, 32, 33,  
48, 142, 154, 164, 222,  
317, 553.  
Laux, Jos.: 34.  
Lawrence, D.H.: 212.  
van der Lay (Nepper), D.M.:  
537.  
Leclerc, J.T.J.: 29.  
Lefort, Ant.: 347.  
Lefranc de Pompignan, J.J.:  
56.  
Lelièvre, Jos.: 245, 544, 545.  
Lemaire, Prof.: 290.  
Lenau: 559.  
Lenné, Jos. Rob.: 396, 453.  
Lenoir, Charles (Kohn): 533.  
Lenz, P.A.: 60,61, 78-90,  
105, 128, 175, 218.  
Lenz, Theod.: 46,59, 61, 62,  
63, 78-90, 91, 105, 128,  
175, 218, 233, 234, 236,  
440, 492, 493.  
Lentz, Corn.: 488.  
Lentz, Edmond: 321, 497.  
Lentz, Mich.: 181, 182, 219,  
229, 236, 244, 245, 254,  
264, 265, 266, 303, 305,  
317-323, 383, 396, 411,  
476, 496, 550.  
Lentz, Peter: 60.  
Léonardy, Nik: 477, 529.  
Lepsius, K.R.: 130.  
Lersch, Heinrich: 560.

Letellier, Maurice: 505.  
 von Leuchtenberg, Fürst: 19.  
 Leysen, Magdal.: 184.  
 Lieven: 20.  
 Liesch, Aug.: 539.  
 Liez, Nik.: 401, 482, 485, 487.  
 Liez, Paul: 397, 477.  
 Liger, A. (avocat-avoué): 244.  
 Linden, Gast.: 398, 488.  
 Linden, Joh.: 506.  
 Linster (Fenstermaler): 485,  
 487.  
 Lippmann, G.: 506.  
 Lobrecht, Jos. (F.X. Ries): 511.  
 Logeling (Zeichenprof.): 483.  
 Lordong, Heinrich: 447.

## M

Mackel, J.: 34.  
 des Madryl: 29.  
 Maeyesz, J.B.: 34, 509.  
 Maeyesz, J.P.: 509.  
 von Mähren, Jost: 22.  
 Maisonnet, Pierre: 480, 482.  
 Maisonnet, P.Fr. F.J.: 480, 552.  
 Majerus, Fr.: 483.  
 Majerus, Joh.: 552.  
 Mallinger, Leo: 245.  
 Manternach (Schulinspektor):  
 237.  
 Manternach, Math.: 29.  
 Manternach, Phil.: 497.  
 Manz: 516.  
 Manzoni: 55.  
 Marat: 160.  
 Marc, Jean-Aug.: 482, 483.  
 Marchand, Louis: 46, 59, 61,  
 86, 90, 91, 105-126, 128,  
 135, 175, 207, 229, 236,  
 264, 314, 401.  
 Maréchal, F. Fr.: 29.  
 Martha, Nik.: 34, 35, 234,  
 350.

Martin, Franz: 522, 523, 524.  
 Martin, Juan: 482, 483.  
 Massar-Meyer: 289.  
 Massard (Lehrer): 413.  
 Massarette, Jos.: 539.  
 Mathieu, J.Ch.: 347.  
 Matthison: 52.  
 Matuszewicz: 17, 20.  
 May, Ad.: 269.  
 Mayer, G.: 554.  
 Mayrisch, Em.: 503.  
 Medinger, Eug.: 539.  
 Menager, Max.: 497.  
 Menager, Lorenz: 271, 321,  
 386, 398, 494, 497.  
 Ménard, J.J.: 245.  
 Menzel: 260.  
 Mergen, Joh.: 479.  
 Mergen, J.P.: 34.  
 Merkels, J.B.: 245, 527.  
 de Mérode, Felix: 17.  
 Mersch, Jacques: 463, 522.  
 Mersch, Jules: 348.  
 Mersch, Karl (Nemo): 73,  
 244, 381-415, 431, 441,  
 446, 450, 518, 530, 543,  
 544.  
 Mersch-Wittenauer: 385.  
 Mérimée, Prosper: 501.  
 Merjai, P.A.C.: 311, 502.  
 Merkels, J.B.: 463.  
 Merten, J.B.: 537.  
 Mertens (Abgeordneter): 418.  
 Mertens, Ferd.: 497.  
 Metz-Familie: 159, 175, 411,  
 503.  
 Metz, Aug.: 347, 360.  
 Metz, Jeanne: 502.  
 Metz, K.: 347, 360.  
 Metz, L.: 554.  
 Metz, Norbert: 32, 276, 347,  
 349, 350, 360.  
 Meyer, Anton: 36, 64, 78, 89,  
 119, 165, 175, 218, 219,

- 234, 264, 265, 266, 283,  
 287-315, 317, 320, 325,  
 335, 361, 492, 493, 547.  
 Meyer, Barth.: 479.  
 Meyer, Konrad-Ferd.: 501.  
 Meyers, Ferd.: 311.  
 Meyers, Jacques: 35, 244.  
 Meyers, Jos.: 548.  
 Meysenburg, Math.: 483.  
 Mialdi: 398.  
 Michaelis, G.: 528.  
 Michaelis, J.P.: 34, 35.  
 Michel Angelo (Engels).  
 Michelis, Dr. Ed.: 32, 48,  
 164, 175, 243.  
 Miguel: 383.  
 Millim, Ign.: 481.  
 „Mimi Gret“: 491.  
 Missy, Jacques: 59, 60, 509.  
 Mistral: 539.  
 Modert, Mich.: 521.  
 Moes, J.N.: 75, 76, 249, 253,  
 277, 366, 381-415, 431,  
 446, 450, 518, 530, 543,  
 544.  
 Mörike: 559.  
 Van Molenaer: 383, 401.  
 Molière: 330, 335.  
 Molitor, Fr.C.: 507.  
 Molitor, Jak.: 244.  
 Molitor, M.: 200.  
 Molitor, P.: 479.  
 Mongenast, Math.: 245, 264.  
 de Moor: 553.  
 von der Mosel, K.J. (Kohn):  
 533.  
 Moressée, Jos.: 505.  
 Morgenstern, Christ.: 430.  
 Morhange, Ed.: 503.  
 Moris, A.: 35.  
 Mousset, Eug.: 488.  
 Mozart: 475.  
 Mügge, Theod.: 501.  
 Müllendorff, Aug.Joh.: 35,  
 485, 487, 513.  
 Müllendorff, Charles: 35, 366,  
 544-547, 553.  
 Müllendorff, J.P. Pr.: 27,  
 466, 505.  
 Müllendorff, Prosp. J.Ch.:  
 245, 505.  
 Müller, Chr. Wilh. Ad.: 497.  
 Müller, Franz: 347, 365.  
 Müller, J.P.: 493, 497, 527.  
 Müller, Jos. Alex: 447, 493,  
 494, 497, 498.  
 Müller, Karl-Joh.-Gasp.: 365.  
 Müller, Michel: 34.  
 Müller, Michel-Nikolaus: 59,  
 84, 119, 175, 243, 360,  
 411, 436, 446, 550, 554.  
 Müller, Nik.: 366.  
 Müller, P.J.: 161.  
 Müller, Thomas: 498.  
 München, A.H.: 233, 243.  
 München, Charles: 233, 365,  
 554.  
 München, D.C.: 35, 67, 76,  
 507, 508, 553.  
 München, Ph. Ch.: 29.  
 Munkacsy: 411, 483.  
 de Musset, Alfred: 501.  
 de Muysen, Z.: 554.

## N

- Namür, Prof.: 181, 554.  
 Namür, Ant.: 35, 176.  
 Namür, Barth.: 479.  
 Nanni, Giov.: 147.  
 Napoleon: 51, 466.  
 Nardy, Leo (Léonardy): 529.  
 von Nassau, Adolf: 30, 246.  
 Nathan, E.: 554.  
 Nau, J.B.: 244, 463.  
 Nemo (Karl Mersch).  
 von Nemours, Herzog: 19.  
 Nepper, D.M.: 537.

Nestroy, Joh.: 335-337, 475.  
Neuberg, Jos.: 36.  
Neumann, Jean: 35, 397, 424,  
425.  
Neumanns, J.: 488.  
de Neunheuser, H.D.: 31, 32,  
64.  
Neyen, J.A.: 34, 554.  
Nielke (Klein): 540.  
Noel, J.N.: 34.  
Nollet, Rom. Bern.: 479.  
van den Not, J.Th.: 31, 32.  
Noppeney, Marcel: 59, 221,  
243, 539.  
Noppeney, Victor: 59, 243.  
Norrenberg, Peter: 399.  
Nothomb (belg. Unterhändler):  
19, 506.  
Nothumb, Albert: 479.  
Novalis: 51.  
von Nyssa, Gregor: 67.

## O

Oberhoffer, Ad. Heinrich: 277,  
398, 494, 497, 498, 553.  
Oberhoffer, Andreas - Heinrich:  
497.  
Oberhoffer, Heinrich: 497.  
Oberhoffer, Werner-Robert-  
Heinrich: 497.  
von der Obersauer, M.  
(s. Knepper): 537.  
d'Olimart, Ch.A.A.: 29.  
Olinger, Abbé: 286, 549.  
Ongenannt (Spoo): 540.  
Oppenheim, Guido: 488.  
von Oranien-Nassau, Wilhelm:  
15.  
Origenes: 66.  
Origer, Josef: 536.  
Osthues, Joh.: 34.  
von der Our, Paul Felix  
(Koenig): 529.

## P

van Paddenburg und Comp.:  
115.  
Palgen, Paul: 562.  
Palmerston: 20.  
Paquet, Alfons: 559.  
Paquet, Josef: 34, 35, 169, 554.  
Pastoret, J.P.: 269, 448, 449.  
Patzké, E.: 494.  
Paulus, Joh.: 244, 479.  
Pauly, Ad.: 161.  
Peckels, Dom.: 347.  
Peffer, Nik.: 370-372.  
Pellico, Silvio: 55.  
Peregrinus (Schweisthal): 530.  
Pergameni, Franz: 46, 59, 60,  
61, 89, 92, 105, 113, 118,  
119, 124-135, 175, 218,  
236.  
Pergameni, Hubert: 59.  
Pescatore, Ant.: 29, 554.  
Pescatore, Mme Ant.: 488.  
Pescatore, J.P.: 347, 410.  
Pescatore, Th.: 29.  
Pesch, Ed.: 146, 264, 449.  
Pesch, Pet.: 554.  
Petit, P.: 480.  
Peulen, Prof.: 258.  
Pfeffel: 52.  
Picard, François: 503.  
Picard, Lambert: 503.  
Picard, M.E.Amélie: 446, 503,  
504, 505.  
von Pidoll, Karl: 483.  
Pierret (Familie): 353-363.  
Pierret, N.S.: 244, 254, 255,  
264, 269, 281, 305, 353,  
411, 446, 476, 509, 540,  
547.  
de Piessac, Graf: 175.  
Pinthus, Kurt: 560.  
Pioche, J.B. Pierre: 480.  
Pirotte, J.Fr.: 494.  
Platen: 438.

Plato: 66.  
Pondron, Bern.: 347.  
de Potter: 17.  
„de blanne Pouilly“: 491, 492.  
Praum-Valentini, Ch.: 252,  
361.  
Protz, J.: 386, 399, 400, 521,  
544.  
Pütz, Ant.: 347.  
Pütz, Pierre: 498.  
Purior (Reiners): 523.  
Pythagoras: 66.

## Q

Quidam: 397, 454.  
Quiroule, Pierre (Schweisthal):  
530.

## R

Rabarot, V. St. Françoise: 92.  
Rabinger, Harry: 488.  
Rachel: 475.  
Raffael:  
Rausch, V.: 249.  
Redinger, F.: 446, 538.  
Redouté, P.J.: 480.  
von Redwitz, Oskar: 243.  
van Reeth, Louis (Kohn):  
533, 545.  
Rehlinger, W.: 244.  
Rehm, Fr.: 529.  
Reimmichl: 524, 530.  
Reiners, Ad.: 249, 401, 402,  
518, 523.  
Remy, Colonel: 525.  
Retlew (Welter): 526.  
Reuland, Heinr. Ad.: 243,  
360, 397, 446, 513-519.  
Reuter, Fritz: 303, 304.  
Reuter, J. Fr.: 366.  
Reuter, J.P.: 62.  
Reuter, J.R.: 245.  
Rewenig, Nik.: 245, 462, 544.

Richard, L.: 347, 348.  
Ries, Bern.: 512.  
Ries, Fr. Xav.: 511.  
Ries, Nik.: 539.  
Rilke, R.M.: 559, 560.  
Rintel, K.G.N.: 164.  
Ritter (Marchands Freund):  
119, 123.  
Ritter, Jos.: 347.  
von Roberts, Baron Alex.: 527.  
Robespierre: 160.  
Rodange, Mich.: 61, 77, 84-206,  
244, 264, 269, 271, 303,  
319, 325, 353, 354, 361,  
365, 379, 476, 540, 547.  
Rogier, Ch.: 17, 291.  
Roumanille: 539.  
Ruth, Ign. Ant.: 310.  
Ruth, Theod.: 483.

## S

S, J.P.: 144-145.  
von Sachsen-Coburg, Leop.:  
19.  
von Sachsen-Weimar, Bernh.:  
28, 119.  
de Saint-Exupéry, Ant.: 439.  
Salenty (Spectator): 519, 546.  
Salis: 52.  
Sand, Georges: 501.  
Schaack, Hyaz.: 366.  
Schaack, Theod.: 243.  
Schaar, Math.: 36, 310.  
Schamburger, L.: 384, 402.  
Schefer, Lesp.: 200.  
von Scheffel, Viktor: 501.  
Scheffer (Bürgermeister): 553.  
Scheid: 538.  
de Scherff, Georges: 483, 525.  
de Scherff, Paul: 29.  
Schiller: 52, 57, 62, 65, 105,  
436.  
Schintgen, Bernh.: 34.  
Schlegel, Brüder: 51, 62.

- S(chlemihl), P. (Batty Weber).  
 Schlick, J.: 269.  
 Schliep, Heinr.: 544.  
 Schlink, Aug.: 347.  
 Schloesser, André: 234.  
 Schmidt, W.: 249.  
 Schmit, Fl.: 233.  
 Schmit, Jean: 358, 401.  
 Schmit, J.P.: 36, 311.  
 von Schmitz-Crollenburg: 548.  
 Schmitz, Ern. Wilh.: 477.  
 Schmitz, J.N.: 554.  
 Schmoll, Josephine: 244, 497.  
 Schneider, Alph. (Batty Weber):  
 535.  
 Schneider, Jean: 237.  
 Schoemann, Th.: 350, 554.  
 von Schönaich-Carolath: 400,  
 401.  
 von Schöntal, Ed. (N. Bell-  
 wald): 520.  
 Schoetter, Joh.: 366, 553.  
 Schon: 350.  
 Schorn, Prosper: 36.  
 Schramm, Viktor: 497.  
 Schreiber, Al.: 52.  
 Schreiner, Aug.: 479.  
 Schrobilgen, M.L.: 160, 232,  
 233, 283-286, 350, 466,  
 467-474, 502.  
 Schroeder, Nik.: 34, 347.  
 Schroell: 175, 200, 202.  
 Schroell, Jos. A.L.: 164.  
 Schu, Math.: 491.  
 Schütz, J. H.: 462, 477.  
 Schulhof, L.: 269.  
 Schwab, Gust.: 52.  
 Schweisthal, Dr. Martin: 478,  
 529, 530.  
 Schwickert, Joh. Jos.: 244,  
 397, 400.  
 Scotus Eriugenes: 67.  
 Seelhoff, J.: 234, 350.  
 Seimetz, Franz: 398, 411, 439,  
 483.  
 Sempronius (André): 61, 95,  
 147-162, 175, 218, 549.  
 Seneca: 66.  
 Senninger Leo: 78, 490, 492.  
 Servais, Emman.: 26, 30, 175,  
 Servais, Felix: 503.  
 Sevenig, Nik.: 35.  
 Shakespeare: 12.  
 Shaw, Bern.: 440.  
 Sibenaler, Nik.: 36.  
 Simons, E.: 161.  
 Simons, M.: 29, 30, 231.  
 Sinner, Mich.: 483.  
 Sokrates: 66.  
 Spandaw: 55.  
 Spanier, Math.: 347, 348, 349.  
 Speck, Jos.: 374, 375.  
 Spedener Gregor: 244, 401,  
 499, 544.  
 Speyer, Marie: 539.  
 Spillmann, Jos.: 554.  
 Spogen, J.: 497.  
 Spoo, C. M.: 161, 360, 400,  
 540-542, 544, 545, 547.  
 Sprunck, Alph.: 60.  
 Stammer, Heinrich: 34, 46,  
 52, 59, 60, 61, 63, 77, 79,  
 81, 84, 86-88, 91, 105,  
 112, 119, 124, 125-127,  
 136, 139, 142, 147, 148,  
 164, 167, 175, 176, 218,  
 233, 236, 283-286, 288,  
 475, 491, 507, 549, 550.  
 Stammer, Karl: 236.  
 Stammer, Wilhelm: 236, 550.  
 Stanley: 26.  
 Steffen, Nik.: 51, 52, 78, 137,  
 139, 144, 175, 185, 187,  
 195, 196, 200, 203, 204,  
 205, 257-281, 305, 317,  
 350, 353, 390, 391, 411,

436, 438, 446, 450, 509,  
539, 543.  
Steffen-Pierret, Nik.: 244,  
254, 255, 264, 269, 281,  
305, 353-363, 411, 446,  
476, 509, 540, 547.  
Steffen, Leo: 488.  
Stehres, Direktor: 169, 175.  
Steichen, Michel: 36.  
Stein, Willibrord: 479.  
Stella (Batty Weber): 397, 398.  
Stendhal: 501.  
Stiff, Dom.: 347.  
Stift, C.E.: 28, 164, 220.  
von Stolberg, Leopold: 51.  
Stomps, Wilhelm: 497.  
Strabo: 66.  
Strock, Jos. Germ.: 448.  
Stroesser, J.: 60.  
Stroesser, M.: 269.  
Stronck, Mich.: 35.  
Struman, G. J.: 504, 505.  
Sturm, Jacques: 482.  
Sturm, Victor: 35.  
Suttor: 485.  
Svensson, John Stef.: 308.

## T

Talleyrand: 17, 20.  
Tandel, N.E.: 175, 233, 310.  
Tatian: 66.  
Tedesco, Eug.: 35, 236.  
de blannen Theis: 78, 219,  
220, 264, 491, 492.  
Theis, Pierre: 483.  
Thessalus, Felix: 146.  
Thilges, Ed.: 30.  
Thill, Jean: 35.  
Thill, Nik.: 401.  
Thinnes, Fr. Jos.: 34, 497.  
Thoma, Nik.: 204, 239, 246,  
249, 252, 361, 366, 544.  
Thomas von Aquin: 67.  
Thomson: 50.

Thyes, André: 485, 487.  
Thyes, Eug.: 485, 487.  
Thyes, Félix: 61, 86, 90, 175,  
207-230, 264, 348, 492,  
503, 547.  
Thyes, Marguerite: 487.  
Tibesart, M.M.: 347.  
Tinant, Fr. L. Aug.: 506.  
Tock, Mich.: 29.  
Tockert, Jos.: 200.  
Tollens: 55.  
de Tornaco (Familie): 19.  
de Tornaco, Victor: 23, 26,  
30, 347.  
La Tour d'Auvergne: 26.  
Toutsch, J. P.: 347, 348.  
Traus, Georges: 485, 487.  
Trausch, Valentin: 35, 67,  
236, 508.  
Trémont, Gust.: 482.  
Tresch, Math.: 37, 245, 358,  
490, 539.  
Tschiderer, Jos.: 347.

## U

Uhland: 110.  
U. J. (Ulveling?): 244.  
Ulrich, G.: 502, 554.  
Ulveling, G.: 502, 554.  
Ulveling, Henri: 397, 401.  
Ulveling, J.: 29.  
Urbaghs, G.C.: 66, 69, 70.

## V

Valera, Don Juan: 440.  
Vanderlinden, J.: 17.  
Vannérus, Fr. J.: 507.  
Velter, Wilh.: 347, 348.  
Vergil: 57, 137.  
Verhaeren, Em.: 308, 559.  
Vesque, J. J.: 497, 506.  
Viator (Al. König): 303, 529.  
Vigny, Alfred: 501.



Voss: 52, 110, 137.  
Vreuls: 498.  
Vulpius: 501.

## W

Wagner, A.: 34.  
Wagner, F.: 454.  
Wagner, J. Ph.: 34.  
de Waha, M.: 35.  
Warker, Nik.: 462.  
Warquin, B. J.: 60.  
Wasmann: 554.  
Weber, Dr. (Diekirch): 386.  
Weber, Heinrich: 269.  
Weber, Batty: 349, 397, 411,  
414, 415, 439, 477, 484,  
496, 536.  
Weber, Dr. Jos.: 244, 386,  
405, 544, 545, 546, 547.  
Weis, Joh.: 241.  
Weis, Sosthène: 483, 484.  
Weiser, J.G.: 479, 481.  
Weiss, Fr. G.: 62, 79, 84, 86,  
105, 163, 242, 467, 480,  
543, 549.  
Well, R.: 554.  
Welter, André: 34, 250.  
Welter, André-Aloyse: 526.  
Welter, Dr. Mich.: 249.  
Welter, Nik.: 38, 92, 161,  
200, 234, 244, 349, 452,  
496, 539, 561, 562.  
Wenzel: 22.  
Wercollier, J. B.: 487.  
Wercollier, Lucien: 488.  
Werling, E.: 488.  
Werner, M.G.Z. (W): 43, 241,  
van Werveke, Aug.: 485, 487.  
van Werveke, Nik.: 35, 38,  
386, 401, 402, 405, 408,  
487, 543.  
Wessenberg: 20.

Weydert, Nik. Eloi: 439.  
van der Weyer, Silv.: 21, 26.  
Weyler, Mich.: 398, 479, 487.  
Whitman, Walt: 539.  
Wies, Nik.: 32, 34, 366, 411,  
552.  
Wies, Nik. (Editor): 249.  
Wieser, Sebast.: 512.  
Wigreux, Paul: 484.  
Wilhelm I.: 17, 22, 27.  
Willmar, Joh. G.: 18, 27.  
Willmar, J.J.M.: 29, 30, 553.  
Winckler, Jos.: 559, 560.  
Wiroth: 249.  
Wirz, Fr.J.Ch.M.: 29.  
Wiseman: 437.  
Withuys: 55.  
Witry, Cl.: 358.  
Witry, H.: 347.  
Witry, Theod.: 244, 520.  
Wittenauer, Georg: 60.  
Wolff, Christian: 67.  
Wolff, Eugen: 35, 483, 486,  
487, 554.  
Wolff, J.B.: 34, 35, 128.  
Wolff, P.: 386.  
Worms, E.: 243.  
Würth, J.G.Pf.: 502.  
Würth-Paquet, Fr.X.: 34, 175,  
311, 502, 554.  
Wunderlich, G.G.: 45.  
Wunderlich, Mich.: 45.  
van Wyler, Jan (N. Moes):  
244.

## Z

Zahles, J.: 34.  
Zahn, Gust.: 35.  
Zender, Math.: 165.  
Zens, J.: 398, 411, 488.  
von Ziegler, Angelika: 523.  
Ziller, Wilh.: 232, 494.

Zinnen, Ant.: 232, 321.  
Zinnen, J.: 498.  
Zinnen, J.A.: 322, 323, 398,  
476, 494, 498.  
Zinnen, J.B.: 494, 498.

Zinnen, P.: 498.  
Zirbes, Peter: 535.  
Zorn, Wilhelm: 244, 360,  
397, 446, 478, 544, 545.  
Zschokke: 475, 501.